


Library of


Dei
Sub Numine
Viget




HARMONIE
Gesellschaft e. V

DIE KULTUR

VIERTEL-JAHR-SCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST ·

HERAUSGEGEBEN VON DER



VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
oo IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. oo





Neue Wege der vergleichenden Religions- und Gesellschaftswissenschaften.

Von P. W. Schmidt S. V. D.

(Vortrag, gehalten in der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft am 7. November 1910.)

Wenn ich meinem Vortrag den Titel „Neue Wege der vergleichenden Religions- und Gesellschaftswissenschaften" gegeben, so habe ich unter den Worten „Neue Wege" nicht neue Gebiete verstanden, die zu erschließen, neue Ziele, die anzustreben wären, sondern diese „neuen Wege" meine ich nicht anders denn als neue Mittel zur Erreichung alter Ziele, insofern ja der Weg nicht etwas ist, auf dem man ruhend verweilt, sondern etwas, das man durcheilt, um an das Ziel zu gelangen. Ich verstehe demnach das Wort „Weg" in dem Sinne des griechischen *μέθοδος*, und die Darlegungen, die sich damit befassen, sind also zu einem großen Teil methodologischer Natur. Indem ich das ausspreche, fürchte ich, manche meiner hochgeehrten Zuhörer nicht wenig zu erschrecken; denn methodologische Erörterungen stehen weithin in dem Ruf, sehr trockener, unerquicklicher Natur zu sein. Sie werden mancherorts noch viel weniger goutiert als die spekulativen Darlegungen, von denen Goethe so drastisch urteilt:

> Ein Kerl, der spekuliert,
> Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Aber es ist wohl nicht gut möglich, ohne gründliche methodologische Untersuchungen zu dem festen archimedischen Punkt zu gelangen, dessen man bedarf, wenn man Festgegründetes erschüttern oder das sichere Fundament erhalten will, welches nötig ist, um Neues zuverlässig zu begründen. So muß ich Sie also bitten, Ihre gütige Aufmerksamkeit und Geduld auch diesen Erörterungen nicht zu verweigern. Wir werden übrigens dann doch bald in andere Gebiete kommen, die, wenn sie auch nicht gerade „grüne Weide" sein sollten, doch jedenfalls auch nicht mehr die „dürre Heide" sind, auf denen Sie „vom bösen Geist herumgeführt" würden. —

Wenn einem Forscher zwei oder mehrere Dokumente über irgendwelchen Teil menschlicher Entwicklung in einer bestimmten Epoche vor-

liegen und sich herausstellt, daß in diesen Dokumenten der Stand der Entwicklung in verschiedener Höhe erscheint, so kommt alles darauf an, wie diese Dokumente im einzelnen zu datieren sind. Sind es die zeitlich früheren Dokumente, in denen ein Tiefstand, die zeitlich späteren, in denen ein Hochstand der Entwicklung bezeugt wird, so haben wir eine aufsteigende Entwicklung, eine Fortschrittsbewegung; bezeugen dagegen die zeitlich früheren Dokumente einen Hochstand, die späteren einen Tiefstand, so haben wir es mit einer abwärts steigenden Entwicklung, einem Verfall, einer Degeneration zu tun.

Solange wir uns in den Perioden der Geschichte im engeren Sinne des Wortes bewegen, die vorzüglich mit Schriftdokumenten arbeitet, fehlen für gewöhnlich nicht äußere, objektive Kennzeichen, um die einzelnen Dokumente zeitlich zu bestimmen: entweder geben sie ihr Datum selbst ausdrücklich an oder es läßt sich erschließen aus Eigentümlichkeiten der Sprache und der Schrift und durch die Vergleichung des Inhalts zu andern schon sicher datierten Dokumenten. Sind diese Datierungen bei einer Anzahl von Dokumenten vollzogen und die Dokumente richtig aneinander gereiht, so läßt sich der Entwicklungsverlauf sozusagen mechanisch von ihnen ablesen. In demselben Maße freilich, als jene objektiven Kriterien fehlen und die rein innere Kritik arbeiten muß, verstärkt sich der Grad der Unsicherheit, die hauptsächlich dadurch hervorgerufen wird, daß hier die Subjektivität des Forschers stark in Wirksamkeit tritt, die ihrerseits das Sammelbecken der verschiedenartigsten Einflüsse sein kann.

Die Prähistorik, die sich bemüht, in die schriftlosen Zeiten der menschlichen Entwicklung einzudringen, entbehrt fast überall noch eines sicheren Mittels, die Zeiträume, mit denen sie zu tun hat, und die Zeitentfernungen der einzelnen Dokumente, die sie verwendet, von einander anders als höchstens in beiläufigen Angaben bis auf Jahrhunderte und Jahrtausende zu bestimmen. Indes insoweit als Geologie und Paläontologie sich wenigstens in den großen Zügen geeinigt haben über die Reihenfolge der einzelnen Erdschichten, in denen sich Zeugnisse menschlicher Tätigkeit finden, insoweit besitzt auch die Prähistorik doch genügend äußere, objektive Kriterien, um ihre Dokumente wenigstens relativ, zu einander, zeitlich anzuordnen. So wünschenswert der Besitz eines absoluten Zeitenmessers hier auch wäre, so genügt doch der relative schon, um im Großen und Ganzen den Entwicklungsverlauf darzustellen und besonders zu bestimmen, ob er ein ansteigender oder ein abnehmender war.

Freilich haftet nun dem gesamten Dokumentenmaterial der Prähistorik ein anderer schwerwiegender Mangel an: seine Trümmerhaftigkeit und das Dunkle, Rätselhafte wenigstens sehr vieler seiner Teile. Es ist ja nur der Zufall, der uns auf die einzelnen Archive der Prähistorik, die unterirdischen Lagerstätten, stoßen läßt. Was wir dort finden, sind nur die oft so spärlichen Reste, die ein Zerstörungsprozeß von Tausenden und Zehntausenden von Jahren übrig gelassen hat. Dazu sind es nur ganz vereinzelte, meist wahl- und planlose Stich-



proben aus einem seinerzeit unzweifelhaft reicheren und breiteren Leben. Selbst die äußere materielle Kultur ist uns nur in Bruchstücken erhalten; von der eigentlich geistigen Kultur, der Sprache, Soziologie, Mythologie, Religion, Ethik jener Zeiten können wir zumeist nur in indirekten Schlüssen spärliche und unsichere Kunde gewinnen. Das alles steigert sich sozusagen im arithmetischen Verhältnis, je weiter wir in die Jahrtausende zurückgehen.

Mehr und mehr sind wir nun aber zur Erkenntnis gelangt, daß die autochthone Hervorbringung einer eigentlichen Schrift Zeiträume im Leben eines Volkes von solchem Umfang voraussetzt, daß in denselben die Entwicklung dieses Volkes auch auf den übrigen Gebieten menschlicher Tätigkeit schon zu bedeutender Höhe herangewachsen ist, daß also, mit anderen Worten gesagt, die ersten Wurzeln jener Entwicklungen bis tief in die schriftlose Zeit hineinreichen, daß dort die ersten Ansätze zu suchen sind, die bis in die spätesten Zeiten so mächtige Nachwirkungen ausüben. Je mehr nun der menschliche Geist gerade in dem letzten Jahrhundert rastlos bemüht war, immer näher bis zu jenen ersten Anfängen vorzudringen, um so drängender machte sich auch das Bestreben geltend, ein Mittel zu finden, die Lückenhaftigkeit der Prähistorik zu ergänzen, ihr Dunkel zu erhellen und ihre toten Trümmer mit frischem Leben zu erfüllen.

Die moderne Forschung glaubt dieses Mittel gefunden zu haben. Nachdem ein anfänglich vorhandenes Zögern und Schwanken überwunden, ist sie fast auf der ganzen Linie einig darin, daß die Ergänzung der Prähistorik gegeben sei in den noch heute lebenden sogenannten Naturvölkern. Wie diese den prähistorischen Menschen in ihrer Schriftlosigkeit gleichen, so auch auf allen übrigen Gebieten ihrer Entwicklung: wie der Erdboden uns die Reste der prähistorischen Völker bewahrt, so hätten frühzeitig eingetretene äußere Isolierungen und wohl auch das Schwergewicht innerer Stagnation die Naturvölker bis in unsere Zeit hinein in einem Zustande konserviert, der dem der Menschen vergangener Jahrtausende im wesentlichen gleich sei.

Ist nun aber einmal eine solche Konstatierung gemacht, so sieht man leicht ein, wie damit diese Naturvölker, beziehungsweise die mit ihnen sich beschäftigende Wissenschaft, die Völkerkunde (Ethnologie), eine Bedeutung annehmen, die weit über die der Prähistorik hinauszugehen beginnt. Denn bei diesen jetzt noch lebenden, Naturvölkern haben wir nicht zufällig entdeckte Trümmerhaufen vor uns, sondern die ganze Breite eines vollen Volkslebens. So vieles, was in der Prähistorik rätselhaft blieb, ist hier noch in lebendigem Gebrauch, anderes läßt sich bis in die Einzelheiten hinein noch erfragen. Vor allem, wir haben hier nicht bloße Werkzeuge des Menschen und Reste seines Körpers, sondern wir sehen den lebenden, ganzen Menschen vor uns: wir hören den Klang seiner Sprache, blicken in sein vor unsern Augen sich vollziehendes oder aus den Mythen und Sagen, die er uns erzählt, zu erschließendes geistiges Leben, seine Sitten und Anschauungen hinein, seine Soziologie, seine Märchen und religiösen Be-

griffe sind uns direkt erreichbar, — hier erst lernen wir das, was den Menschen eigentlich ausmacht, seinen Geist, in lebendiger, voller Tätigkeit kennen. Kein Wunder also, daß heutzutage mit Macht jene Völker gleichsam in die ungezählten Jahrtausende sich hineindrängen, die, eine gewaltige Lücke, von den ersten Anfängen des Menschengeschlechtes bis zum Beginn derjenigen Zeiten sich erstrecken, die wir bis jetzt die „geschichtlichen" zu nennen gewohnt waren: sie, jene Völker, erheben gleichsam den Anspruch, ein starkes Licht auch über jene graue Vorzeit hin erstrahlen lassen zu können, die wir bis jetzt in dichtes Dunkel gehüllt glaubten. So unsicher auch in dem neuen Licht die Umrisse der Dinge im einzelnen vielfach noch sein mögen, so viel scheint aber doch schon klar zu sein — so sagt man uns —, daß das, was man dort erblickt, seiner Gänze nach eine neue glorreiche Bestätigung des absoluten Entwicklungsgedankens, des unaufhörlichen Vorwärtsstrebens der Menschheit aus den niedrigsten Anfängen zu höchster Kulturhöhe bilde. —

Gegenüber dieser immer mehr an Macht zunehmenden, über die engeren wissenschaftlichen Kreise schon längst hinausgedrungenen Bewegung ist es die höchste Zeit für die katholischen wissenschaftlichen Kreise, eine feste, klar umrissene Stellung einzunehmen. Denn bis jetzt ist das noch nicht geschehen. In Frankreich und Italien liegen Fälle bedenklich weitgehender Annahme der neuen Auffassungen vor; in Deutschland, Österreich, wohl auch in England, äußert sich, besonders in apologetischen Werken, die starke Neigung, sie gänzlich abzulehnen; vielfach äußert man sich überhaupt nicht, begibt sich deshalb wohl der Möglichkeit, einen Fehltritt zu tun, beraubt sich aber auch der andern Möglichkeit, zahlreiche Vorteile zu gewinnen, die aus der neuen Auffassung gewonnen werden könnten.

Um zu der nötigen festen und klaren Stellungnahme zu gelangen, ist es erforderlich, zwischen der äußeren, materiellen Kultur einerseits und der geistigen anderseits zu unterscheiden. Was dann die erstere anbetrifft, so ist, wie ich glaube, mit allem Nachdruck zu betonen, daß die Anschauung, welche das Gros, die eigentliche Masse der Naturvölker als von einer früheren höheren Stufe auch materieller Kulturentwicklung herabgesunken betrachtet, die also die Degenerationstheorie in ihrer Gänze verteidigt, daß diese Anschauung mit aller Sicherheit als irrig zu bezeichnen ist und deshalb fallen gelassen werden sollte; die Fälle einer solchen Degeneration stehen verhältnismäßig vereinzelt da und sind mehr peripherischer Natur.

Der Beweis für diesen ganzen Satz läßt sich mit aller Stringenz erbringen. Die beiden ältesten Brennpunkte höherer Kulturentwicklung sind das Euphrat-Tigris- und das Niltal, Assyro-Babylonien und Ägypten. Hier führen uns geschichtliche Daten bis rund in das vierte Jahrtausend vor Christus. Diese Kulturen sind aber nicht mit einem Male aus dem Boden emporgewachsen, wie die alten bloß philologisch gebildeten Assyriologen und Ägyptologen wohl meinten, sondern es liegt jetzt vollkommen klar zutage, daß auch an diesen Stellen der Erde eine „prähistorische" Kultur vorausging mit ähnlich niedrigen Kultur-

formen, wie wir sie bei europäischen prähistorischen Völkern finden. Überall sonst an den frühen Höhepunkten der Kulturentwicklung, in China, Indien, dem Mittelmeerbecken, Mexiko, Zentralamerika und Peru, ist eine eigentliche höhere Kultur erst später, im dritten, zweiten bis ersten Jahrtausend vor Christus, in Amerika vielleicht noch später, zu entdecken. Völkerstämme nun, welche das Euphrat- und Niltal vor dem vierten Jahrtausend, die übrigen Kulturmittelpunkte vor dem dritten, zweiten und ersten Jahrtausend vor Christus verließen, können also keine höhere Kultur von dort mitgenommen haben, weil es damals an diesen Ausgangspunkten ihrer Wanderung keine solche gab. An den Orten, an denen sie sich jetzt befinden, sind aber nirgendwo Zeichen einer bemerkenswert höheren Kultur zu entdecken. Wenn sie also von den Ausgangspunkten ihrer Wanderung keine höhere Kultur mitgenommen, an den Endpunkten ihrer Wanderungen keine solche erzeugt haben, so ist es klar, daß sie nie eine solche besaßen: sie können also auch nicht von einer solchen höheren Kulturstufe herabgesunken sein.

Daß nun aber tatsächlich die große Masse der Naturvölker von den alten Mittelpunkten höherer Kulturentwicklung abgewandert war, ehe diese Kultur sich dort gebildet hatte, das läßt sich mit aller Evidenz allein schon aus den sprachlichen Verhältnissen dartun. Schon die ältesten schriftlichen Dokumente jener alten Kulturmittelpunkte weisen uns voll ausgebildete Sprachen auf, die schon untereinander gründlich verschieden sind und bis jetzt entweder noch gar keine oder nur entfernte Möglichkeiten einer gemeinsamen Abstammung erkennen lassen; so im Euphrattale das Sumero-Akkadische, Elamitische, das Assyro-Babylonische, in Ägypten das Altägyptische, in China das Chinesische, in Indien das Sanskrit, ganz zu schweigen von den Sprachen der amerikanischen Kulturvölker. Noch viel mannigfaltiger und teilweise auch tiefgehender sind aber die sprachlichen Verschiedenheiten, durch welche die Naturvölker unter sich und dann noch wieder von jenen alten Kulturvölkern geschieden werden. Von der ganzen Zeit aber an, wo jene alten Kulturvölker die Höhe eigentlicher Kultur erreicht haben und wo wir dann die Entwicklung ihrer Sprachen bis in die Einzelheiten verfolgen könnten, zeigt sich in dieser Sprachentwicklung keinerlei Ansatz, aus dem die Sprachen der Naturvölker hergeleitet werden können. Ein kleinerer Teil von Sprachen der Naturvölker und heutigen Kulturvölker zeigt sich verwandt mit den Sprachen jener alten Kulturvölker; so die Sprache der Nord- und Nordostafrika erfüllenden Humiten mit dem Ägyptischen, die semitischen Sprachen mit dem Assyro-Babylonischen, die indogermanischen Sprachen mit dem Sanskrit, die tibeto-birmanischen Sprachen in Hinter- und Vorderindien mit dem Chinesischen. Aber auch für diese Sprachen ist es ausgeschlossen, daß sie erst nach der Erlangung jener Kulturhöhe von den Sprachen der betreffenden Kulturvölker ausgegangen sein könnten. Denn eine ganze Reihe dieser Sprachen weist sprachliche Formen auf, die älter sind als die Formen der ältesten uns bezeugten Sprachen jener mit ihnen verwandten Kulturvölker, oder ihre Formen sind derart, daß sie beider-

seits nicht aus einander, sondern aus einer gemeinsamen älteren Form abgeleitet werden müssen. Damit fallen also selbst bei jenen Natursprachen, die mit alten Kultursprachen verwandt sind, die Schnitt- und Verbindungspunkte ihrer beiderseitigen Entwicklungslinien weit hinter den Zeitpunkt zurück, wo jene Kulturvölker zu höherer Kulturentwicklung gelangten. In noch viel fernere Weiten kommt dann natürlich der Verbindungs- und Ausgangspunkt für jene Sprachen von Naturvölkern zu liegen, die mit den Sprachen der alten Kulturvölker jetzt keinerlei Zusammenhang mehr positiv erkennen lassen.

Dieser ganze Beweis läßt sich im einzelnen noch mehrfach verstärken. Aber ich halte ihn auch schon in der Form, in der ich ihn hier gegeben, für stringent und unwiderleglich und glaube mich deshalb berechtigt, den Satz aufzustellen, daß eine Auffassung, die die Naturvölker *auch ihrem äußeren Kulturstand nach* als Degenerationsprodukte betrachtet, klar unrichtig ist und deshalb je eher desto besser aufgegeben werden sollte, einerseits, weil ihre Verteidigung unnütz Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, anderseits weil sie den Zugang zu anderen wichtigen Erkenntnissen verschließt.

Aber wie steht es denn für die Naturvölker hinsichtlich ihrer *geistigen Kultur*, die uns ja auch bedeutend mehr interessiert? Auf diese Frage soll mein Vortrag einige Antwort zu geben versuchen. Kehren wir zunächst zu jener wissenschaftlichen Bewegung zurück, die, wie wir gesehen, die Naturvölker schlechthin als die Vorstufen zu den Kulturvölkern, als Stufen einer ansteigenden Entwicklung und somit als vollberechtigte Ergänzung und reichliche Vervollständigung der Prähistorik aufstellt. Stellen wir nun an diese Bewegung die Frage, die wir schon an die Geschichte und die Vorgeschichte gerichtet haben: Besitzt die neue Wissenschaft, die Völkerkunde, *methodisch durchgreifende* und *sichere* Mittel, um die Zeitfolge der von ihr gelieferten Dokumente zu bestimmen und damit in objektiver Weise den Gang der dort vorhandenen Entwicklung festzustellen? Man wird gezwungen sein, darauf verneinend antworten zu müssen: während die Geschichte sowohl die absoluten Zeitwerte als die relative Aufeinanderfolge ihrer Dokumente bestimmen kann, die Vorgeschichte mindestens das letztere zu tun imstande ist, vermochte die Völkerkunde bis jetzt weder absolut noch relativ *mit Sicherheit* ihre Dokumente zu datieren. Die aus diesem Übelstande hervorgegangenen schweren Schäden und Mißbräuche, als man nun doch die Naturvölker für die Feststellung des Entwicklungsverlaufes der ganzen Menschheit, der Entwicklung von Sitte, Recht, Religion, heranzog, diese Schäden und Mißbräuche, sage ich, werden es wohl gewesen sein, die das Mißtrauen gläubiger Kreise wachriefen und jene Heranziehung und Geltendmachung der Naturvölker dann überhaupt ablehnen ließen. Dieses Mißtrauen war in der Tat nur zu berechtigt.

Obwohl zuverlässige durchgreifende Kriterien zur Bestimmung des Entwicklungsverlaufes fehlten, hatte man doch zahlreiche Entwicklungsreihen konstruiert, im ganzen einzig auf das *Postulat* sich

stützend, daß, je niedriger, seltsamer, gräßlicher ein Brauch, eine gesellschaftliche Form oder Einrichtung, eine religiöse Anschauung oder Kulthandlung sei, um so mehr sie an den ersten Anfang der Entwicklung gehöre: von einem äußerst niedrigen Anfang an habe die Menschheit dann auf allen Gebieten sich langsam, aber unaufhaltsam nach oben weiter entwickelt. Zu dem Postulat des möglichst niedrigen Anfanges war man gekommen durch das weitere Postulat vom tierischen Ursprung des Menschen: es galt diese aus der Tierheit herausführenden Stufen auf dem Gebiet der materiellen wie der geistigen Entwicklung aufzuweisen, und gerade dafür kamen die Naturvölker manchen Kreisen so hoch willkommen. In den Grausamkeiten blutdürstigen Kannibalismus, in der ungebundenen Zügellosigkeit der Sitten, in der äußersten Niedrigkeit der religiösen Anschauungen, die bei manchen Naturvölkern tatsächlich zu finden sind, glaubte man diese niederen Entwicklungsstufen gefunden zu haben, die man bei den Kulturvölkern vergebens gesucht hatte.

Indes, die langen Entwicklungsreihen, die man jetzt aufzustellen sich bemühte, würden doch sofort viele und schwere Lücken aufgewiesen und dadurch ihre innere Unhaltbarkeit von selbst dargetan haben, wenn außer dem falschen Entwicklungsprinzipe nicht noch eine andere, eine nur halb richtige Theorie die Wissenschaft fast durchweg beherrscht hätte. Das ist die von Bastian aufgestellte Theorie des „Elementargedankens". Dieser zufolge ist die Natur der menschlichen Psyche bei allen Rassen und unter allen Himmelsstrichen in ihren Anlagen und Fähigkeiten im wesentlichen die gleiche; gleich nach Art und Zahl sind also auch die Bedürfnisse auf wirtschaftlichem, sozialem, ethischem, religiösem Gebiet, gleich auch die Art und Weise, wie sie befriedigt werden durch die Erfindung der verschiedenen Werkzeuge, die Bildung der sozialen Institutionen, das Inslebentreten religiöser Anschauungen und Kultformen. Eine gewisse Modifikation bringe nur der sogenannte Völkergedanke, das heißt die nach jedem Volke wechselnde Verschiedenheit der klimatischen, geographischen und sonstigen Verhältnisse, hervor. Aber von diesen mehr akzidentellen Veränderungen abgesehen, könnte ein Werkzeug in gleicher Form bei den verschiedensten Völkern erfunden und dann in gleichmäßiger Weise fortentwickelt werden, und dasselbe gälte von allen Neuschaffungen und Neuerungen auf sozialem, ethischem und religiösem Gebiet: sie könnten entstehen und entstanden nach Bastian tatsächlich ganz unabhängig von einander autochthon an den verschiedensten Teilen der Erde.

Gerade dieser letztere Satz nun bot den unentwegten Entwicklungstheoretikern die besten Handhaben dar. Wenn einmal in einem Volksstamm die Aufstellung einer Entwicklungsreihe wegen zu großer Lückenhaftigkeit oder Dunkelheit der vorhandenen Belege zu scheitern drohte, so war bald Rat gefunden. Man hatte die Möglichkeit, bei allen Völkern der Erde, ohne daß ein direkter Zusammenhang mit dem ersteren Stamme hätte nachgewiesen werden müssen, nach Ergänzungs- und Erklärungsstücken zu suchen und sie an „entsprechender"



Stelle einzusetzen. Der Entwicklungsverlauf sei ja bei allen Naturvölkern im wesentlichen der gleiche, auch bei dem zuerst behandelten Volksstamm müsse er so angenommen werden; wenn hier für einige Entwicklungsstufen die Belegstücke fehlen, so könne das nur daher rühren, daß sie abhanden gekommen seien, — gottlob, da könnten dann andere Völker helfend einspringen.

Man begreift, daß man mit einer solchen Methode die mannigfachsten Entwicklungsreihen nach Belieben konstruieren kann, und wir haben denn auch eine reiche Anzahl derselben entstehen sehen. Vom Standpunkte der rein inneren Kritik ist es insbesondere ein Einwurf, den man gegen diese Reihen und die ihnen zugrunde liegende Theorie erheben kann. Diese Theorie arbeitet sozusagen förmlich prinzipiell nicht mit Tatsächlichkeiten, sondern mit Möglichkeiten, die vielfach noch dazu psychologische Möglichkeiten sind. Sie zeigt uns nicht mit positiver Darlegung der Berührung in Zeit und Raum, daß zwei Formen eines Werkzeuges, zum Beispiel einer Hacke, eines Bogens, tatsächlich aus einander entstanden sind, sondern daß sie ganz gut aus einander abgeleitet werden können, einerlei ob die beiden Formen sich auch in Zeit und Raum so nahe gestanden, daß eine Zeugung des einen durch die andere auch physisch möglich gewesen wäre. Wenn diese doppelte Nähe nicht vorhanden ist, so setzt diese Theorie voraus, beweist es aber nicht, daß das an Ort und Stelle fehlende Zwischenstück ganz gleich dem sein müsse, was, irgendwo in der Welt gefunden, rein innerlich genommen als dazu passend erscheint, und fügt dieses letztere einfach an der Lücke der ersteren Stelle ein. Hiebei wird aber unter anderem außer acht gelassen, daß ein Werkzeug, eine Hausform, ein Kleidungs-, ein Schmuckstück fast in jedem Stadium seiner Entwicklung nicht eine, sondern mehrere Möglichkeiten der Fortentwicklung darbietet, von denen in einem gegebenen Falle aber zumeist nur eine verwirklicht wird. Nur diese eine aber, keine von all den übrigen, wie möglich und passend sie auch sein mögen, steht in wirklichem Filiationsverhältnis zu der ersteren Form, und nicht aus möglichen, sondern nur aus tatsächlichen Filiationen setzt sich eine wirkliche Entwicklungsreihe zusammen.

Noch stärker aber wird die Fehlerquelle, noch zahlreicher werden die Möglichkeiten des Irrtums, wenn man nach jener Theorie Entwicklungsreihen auf dem Gebiet der geistigen Kultur aufbaut. Sowohl die einzelnen Formen einer gesellschaftlichen Institution als die einer ethischen Anschauung, einer religiösen, mythologischen, abergläubischen Doktrin sind nur in wenigen Fällen in logischer Folge mit einander verbunden — die ja allerdings nur eine eindeutige Möglichkeit darböte —, sondern hier spinnen sich psychologische Zusammenhänge in reichster Fülle hin und her. Für diese kann man nun zwar auch in gewissen Fällen bestimmte Gesetze aufstellen, aber diese gelten nur im großen und ganzen; in einem bestimmten Einzelfall bieten sie keinerlei Gewähr und es läßt sich aus ihnen keinerlei Gewißheit ableiten, welche von den verschiedenen Möglichkeiten hier bei der Fortentwicklung

nun verwirklicht worden sei. Ganz abgesehen von den wechselnden äußeren Verhältnissen und der Unerschöpflichkeit der inneren Assoziationskraft des Menschen, die hier unberechenbar eingreifen können, sind es auch noch der freie Wille eines jeden menschlichen Einzelwesens und der ungeahnte Umfang der Schaffenskraft genialer Individuen — zwei Faktoren, die auch auf den ältesten Stufen menschlicher Entwicklung vorhanden sind —, die hier jeder Berechnung spotten. Alles in allem genommen: auf geistigem Gebiete genügt die Konstruierung von Abstammungsmöglichkeiten der einzelnen Formen noch viel weniger, hier muß in jedem einzelnen Fall die tatsächliche Abstammung positiv nachgewiesen werden. Selbst wenn wir zugeben, daß die verschiedenen Bedürfnisse der menschlichen Natur im wesentlichen überall gleich wären, so ergibt sich doch eine Verschiedenheit schon darin, daß diese im wesentlichen gleichen Bedürfnisse von verschiedenen Seiten erfaßt, in verschiedener Weise hier ein Punkt besonders betont, ein anderer mehr in den Hintergrund gedrängt werden kann. Schon daraus ergeben sich dann auch Verschiedenheiten in der Art und Weise, wie diese Bedürfnisse befriedigt werden. Sie vermehren sich dann weiter noch durch die Ungleichheit in dem Grade der Befähigung der einzelnen Individuen und Völker, bis zu welchem diesen Bedürfnissen nun auch wirklich genug getan wird.

Indes waren es nicht so sehr innere Erwägungen, welche den ersten Anstoß dazu gaben, jene Theorie in Zweifel zu ziehen und sie dann zu verlassen, um die neuen Wege einzuschlagen, von denen ich in diesem Vortrage berichten wollte, sondern es waren vielmehr die stets zahlreicher werdenden Ergebnisse exakter Einzeluntersuchungen, welche mit den von jener Theorie konstruierten Entwicklungsreihen nicht stimmen wollten und die so allmählich den Bann brachen. Am frühesten wirkte hier die vergleichende Sprachwissenschaft, der es gelungen war, auch für die Sprachen der schriftlosen Völker weitschichtige Entwicklungsreihen in unzweideutiger Form positiv zu erweisen, indem sie eine Menge früher isoliert dastehender Sprachen als zu einander in verwandtschaftlichen Beziehungen stehend dartat. Nachweise dieser Art gereichten jedesmal sofort einer Anzahl jener psychologisch-aprioristischen Entwicklungsreihen zum Unheil. So hatte z. B. der Soziolog Morgan, auf dem auch die Sozialistenführer Marx und Bebel fußen, eine bestimmte Form der Familie bei den Hawaiern in der Südsee als eine besonders primitive und damit als einen Beweis für eine primitiv bestehende Promiskuität der beiden Geschlechter bezeichnet: die Sprachwissenschaft tat dar, daß die Hawaier, wie die Polynesier überhaupt, gar kein primitives Volk sind, sondern in drei- und mehrfacher Folge von älteren Gruppen sich ableiten, bei denen aber jene anormale Familienform sich nicht findet, die also auch bei den Hawaiern nichts Primitives, sondern nur etwas Späteres sein kann. In Zentralaustralien war vor einigen Jahren ein Volksstamm, die Aranda, entdeckt worden, die außer durch andere Merkwürdigkeiten auch darin ihre äußerste Primitivität bezeugen sollten, daß sie noch

nicht einmal dahin gelangt seien, die Geburt der Kinder aus der Vereinigung von Mann und Frau herzuleiten. Die Sprachforschung wies nach, daß dieser Volksstamm nur eine sekundäre, vielleicht erst tertiäre Einwanderungsschicht darstellt, die wahrscheinlich von Völkern in Neuguinea abzuleiten ist, die ihrerseits aber alle den Zusammenhang von Konzeption und Geburt kennen. Die Unwissenheit der Aranda also, soweit sie wirklich besteht, kann nur eine erst nachträglich gewordene, unter dem Einfluß hyperspiritualistischer Erwägungen entstandene sein.

Von einer anderen Seite her begann die eigentliche Ethnologie einzugreifen. Es war der bekannte Geograph und Ethnograph Fr. Ratzel, der zuerst die herrschende Theorie erschütterte. In einer genauen Untersuchung der afrikanischen Bogen (1887) bewies er, daß nicht bei jedem Volke alle oder nahezu alle Formen des Bogens in Gebrauch sind, sondern stets nur einige wenige, oft nur eine einzige, ganz bestimmte Art. Einzelne dieser Arten sind nun aber in ganz charakteristischen, rein zufälligen Einzelheiten den Bogen anderer, oft ganz entfernt wohnender Stämme ähnlich, und zwar bis zu dem Grade, daß das nicht mehr durch Entstehung aus dem gleichen psychologischen Urgrund, sondern nur durch tatsächliche Abstammung von einander erklärt werden kann. Die jetzt so weit von einander wohnenden Völkerstämme müssen also früher einmal mit einander in Verbindung gestanden und dann in Wanderungen, Migrationen, die verwandten Formen in weite Fernen getragen haben. Ratzel wies auch schon auf ähnliche Zusammenhänge zwischen Afrika und der Südsee und von da nach der Westküste Amerikas hin. So wurde Ratzel der Begründer der sogenannten Migrationstheorie, welche die ersten Ursprünge nicht in unabhängiger Vielfachheit auf den verschiedensten Stellen der Erde sich vollziehen, sondern das an einem Ort Entstandene rein äußerlich durch Wanderungen sich verbreiten läßt.

Diese Theorie wurde durch den Schüler Ratzels, Leo Frobenius, (1898 ff.), zu der Kulturkreistheorie erweitert. Er deckte nämlich auf, daß diesem Zusammenhange zwischen den Bogen und anderen Waffen Zusammenhänge auch anderer Gegenstände der materiellen Kultur und selbst der sozialen Institutionen, der mythologischen Motive, der religiösen Formen, parallel gingen, so daß also nicht Zusammenhang eines einzelnen Kulturgegenstandes, sondern einer vollen Kulturgesamtheit, eines Kulturkreises, sich ergab. Die Berührungspunkte dieser Art zwischen Afrika und der Südsee ließ er noch zahlreicher und stärker hervortreten. Seine oft übergeistreiche Art, bei der er aber nicht selten die positiven Einzelbelege vermissen ließ, bewirkte, daß manche seiner Aufstellungen als Paradoxa erschienen, und diskreditierte dadurch die ganze Theorie in vielen Kreisen.

In ganz anderer Art, in nüchtern exakter Durchführung und in umfassender Systematik, griffen die beiden Assistenten am Berliner Museum für Völkerkunde, Fr. Graebner und B. Ankermann, das Thema wieder auf. Die ersten Ergebnisse ihrer Untersuchungen gaben sie kund in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom



19. November 1904, wo zuerst Graebner einen Vortrag über „Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien", dann Ankermann einen Vortrag über „Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika" hielt; beide Vorträge sind in der Zeitschrift für Ethnologie, 37. Jahrgang (1905), S. 28 ff. und 54 ff., abgedruckt. Der rührigere unter den beiden Forschern ist zweifellos Graebner. Nachdem er in einer Anzahl kleinerer Artikel Einzelfragen der ozeanischen Ethnologie behandelt, dehnte er in seiner im „Anthropos" IV. (1909), S. 726 ff., 998 ff. erschienenen Abhandlung „Die melanesische Bogenkultur" zum erstenmal die neue Methode auf die Völker der ganzen Erde aus. Er ist unterdessen als Assistent an das städtische Museum für Völkerkunde zu Köln gekommen, dessen Direktor, W. Foy, sich dem Kulturkreisgedanken anschloß, sein Museum vollständig nach derselben einrichtete und in mehreren wissenschaftlichen Arbeiten für ihn eintrat. Außerdem begründete er mit Graebner eine die gesamte Ethnologie umfassende Sammlung, in welcher die einzelnen Teile derselben in erschöpfender Weise von Spezialisten mit Zugrundelegung des Kulturkreisgedankens bearbeitet werden sollen, nichts Geringeres also als eine Eroberung der gesamten Ethnologie für den Kulturkreisgedanken. Ich habe in dieser Sammlung ebenfalls zwei Bände, „Die Sprachen der Naturvölker" und „Die Literaturen der Naturvölker", übernommen. Meine Wege kreuzten sich mit denen der neuen Theorie zum erstenmal, als ich mit der Untersuchung der religiösen und soziologischen Verhältnisse der australischen Urvölker beschäftigt war und dabei zu fast gleichen Schichtungen gelangte, wie sie die neue Theorie bloßgelegt hatte. Ich habe kein Bedenken getragen, die Grundgedanken derselben zunächst für die Südseegebiete und Afrika anzunehmen, sehe aber schon jetzt, daß sie die stärksten Aussichten hat, Allgemeingültigkeit zu erlangen. Seit der Zeit bin ich zwar über Einzelheiten in eine Kontroverse mit Dr. Graebner geraten; wenn ich aber trotzdem bei der neuen Theorie verbleibe und sie heute empfehlend vortrage, so ist daraus nur um so mehr zu erkennen, wie sehr ich sie für begründet erachte.

Ich glaube in der Tat einer direkten Pflicht nachzukommen, wenn ich diese neuen Wege auseinandersetze; denn sie bedeuten nichts Geringeres als eine völlige Umwälzung für die allgemeine Ethnologie, besonders aber für die vergleichenden Gesellschafts- und Religionswissenschaften, eine Umwälzung, über die aber gerade wir nach verschiedenen Richtungen hin nur lebhafte Befriedigung empfinden können, über die in Unkenntnis zu sein gerade uns den meisten und ungerechtfertigtsten Schaden bringen würde.

Wenn diese ganze Vorführung ein zutreffendes Bild ergeben soll, so muß ich zuerst die primären Arbeitsprinzipien, von denen die Theorie sich leiten läßt, darlegen und dann die sekundären Richtlinien zeichnen, die sich aus den wichtigsten mittels der primären Prinzipien bereits gewonnenen Ergebnissen ableiten lassen.

Zu den primären Arbeitsprinzipien gehört in erster Linie, daß keinerlei Voraussetzung von der Notwendigkeit einer absoluten auf-

steigenden Entwicklung gemacht wird. Einzige, sozusagen stillschweigende Voraussetzung, die wir jedenfalls sofort unterschreiben, ist der einheitliche Ursprung des Menschengeschlechtes und daß von diesem einheitlichen Ausgangspunkt aus auch bereits die allerersten Anfänge der Kultur mitgenommen worden seien.

Verpönt ist die Annahme von Zusammenhängen auf bloße Möglichkeitsgründe hin, wegen der bloßen Ähnlichkeit zweier Werkzeuge, Bräuche, Anschauungen. Es muß vielmehr in jedem einzelnen Falle der positive Nachweis des Hervorganges des einen aus dem andern, der Nachweis der Zusammengehörigkeit beider in der Aufdeckung der geschichtlichen Entwicklung jedes einzelnen erbracht werden. Dazu gehört vor allem die materielle Nähe des Vorkommens beider Teile oder der direkte Nachweis von Wanderungen mindestens eines Teiles.

Noch weniger als auf innere Möglichkeitsgründe hin werden Entwicklungsreihen durch Werturteile konstruiert, indem man stets die als niedrigst abgeschätzte Form an den Anfang setzt und dementsprechend dann auch weiter die Formen aneinander reiht, um die beliebte stets ansteigende Entwicklungsreihe herauszubekommen, sondern mit einer gewissen blinden Rücksichtslosigkeit werden die Formen so aneinander gereiht, wie sie aus den objektiven Einzeluntersuchungen sich ausweisen, und am Schluß wird der ganze Verlauf zusammenfassend heruntergelesen, einerlei ob sich dann eine aufsteigende oder absteigende oder eine gemischte Entwicklungsreihe ergibt.

Es werden nicht jeden Augenblick Ursprungsfragen aufgeworfen; insbesondere wird nicht ohneweiters der Ursprung eines Werkzeuges, einer sozialen Institution, einer Rechts-, einer Religionsform an dem Orte gesucht, aus den Verhältnissen, in denen man sie jetzt findet; sondern man stellt zuerst die Verbreitung des betreffenden Gegenstandes wenn nötig über die ganze Erde fest, stellt ferner in eingehender Einzeluntersuchung fest, welche von den verschiedenen Formen zusammenhängen, bestimmt durch Vergleichung, welche von diesen zusammenhängenden Formen die älteste Gestalt aufweist, und begibt sich dann erst mit dieser an den Ort, die Gegend, die sich durch die von da anhebende Ausstrahlung aller Verbreitungsrichtungen als den Ursprungsort kennzeichnet. Erst aus den Eigenschaften dieses Ortes, der Menschen, die an ihm damals wohnten, der Verhältnisse, in denen sie damals lebten: aus all diesem entnimmt man die Erklärung des Ursprunges dieses Gegenstandes. Alle übrigen Orte der Verbreitung haben nur die Gründe für den Ursprung der jeweiligen Veränderungen zu liefern, die an der ersten Gestalt später eingetreten sind.

Man wird zugestehen müssen, daß eine Methode, die mit solchen Prinzipien arbeitet, auf den Bahnen objektiver Zuverlässigkeit wandelt und das schädliche subjektive Moment, das allen Voraussetzungen und Tendenzen — in unserer Zeit insbesondere dem Evolutionismus à tout prix — Tür und Tor öffnet, so weit eliminiert, als es nur menschenmöglich ist. Von einer so orientierten und so ausgerüsteten Forschung ist nicht nur nichts zu fürchten, sondern alles zu hoffen,

und jeder ehrliche Forscher kann sich ihr deshalb unbedenklich anschließen. Für Wissenschaftsgebiete, die bis jetzt so stark unter der Herrschaft vielfach direkt tendenziösen Evolutionismus standen und deshalb dem positiv gläubigen Forscher entweder verschlossen blieben oder nur unter großen Kautelen zugänglich waren, wird jetzt ein neutraler, völlig freier Boden geöffnet, den jeder ohne Bedenken betreten kann. Nicht nur ohne Bedenken, sondern auch mit einer gewissen freudigen Hast; denn die Aufgabe, auch in natürlicher Wissenschaft bis an die ersten Anfänge menschlicher Geschichte vorzudringen, ist verlockend und reizvoll, und jetzt endlich scheint der zulässige und zuverlässige Weg gefunden zu sein, der dorthin führt.

Wie reizvoll und verlockend diese Aufgabe ist, werden wir sogleich sehen, wenn wir die hauptsächlichsten Ergebnisse zusammenstellen, welche bereits mit Hilfe der neuen Methode gewonnen sind, und aus ihr zugleich die weiteren sekundären Richtlinien der Theorie ableiten.

Da steht gleich in erster Linie der Satz, daß nicht die einzelnen Teile der materiellen und geistigen Kultur, ein jeder unabhängig vom andern, entstehen, sich entwickeln und verbreiten, sondern daß jedesmal eine, nach der Höhe der Kultur zwar verschieden reiche, aber doch in jedem Falle alle wesentlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur, die materiellen wie die geistigen, umfassende Gesamtkultur in organischer Einheit, ein „Kulturkreis", irgendwo sich bildet, sich fortentwickelt und auch so weiterwandert, sei es getragen von einem gleichfalls wandernden Volk, sei es von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm weitergegeben. Es sind höchstens einige ganz besonders gelungene und zusagende Teile, Erfindungen und Anschauungen 2c., die vereinzelt über das Gebiet des Gesamtkomplexes hinaus vordringen, in dem sie geboren sind; aber das sind nur Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Aus diesem Ergebnisse läßt sich zunächst die Regel ableiten, daß man auch die Entwicklung eines einzelnen Werkzeuges, einer Hausform, eines mythischen Themas usw., um zum vollen, sicheren Verständnisse zu gelangen, nicht isoliert von dem Kulturkreis, in den sie hineingehören, verfolgen darf. Insbesondere aber werden die Ursprungsfragen um noch ein weiteres bedeutendes Stück dadurch verringert und zusammengedrängt, daß es jetzt heißt, nicht so sehr den Ursprung eines einzelnen Stückes, sondern den eines ganzen Kulturkreises festzustellen, der als organisches Ganzes zwar viele Teile hat, sie aber alle aus dem wesentlich gleichen Ursprungs- und Nährboden hat hervorgehen und sich entwickeln lassen.

In der Aufstellung ganzer Kulturkreise nun gewinnt die neue Theorie ein Arbeitsmittel von weittragendster Bedeutung, durch das sie besonders eigenartig und wirkungsvoll charakterisiert erscheint. Dieses Mittel wird gewonnen aus der Tatsache, daß, indem ein Kulturkreis alle Lebensäußerungen eines Stammes umfaßt, er sowohl die materielle als die geistige Kultur in sich vereinigt, und zwar schließt jeder Kulturkreis jedesmal bestimmt charakterisierte Formen sowohl der materiellen als der geistigen Kultur in sich. Diese Vereinigung ist



aber nicht innerer Natur, so daß aus der Natur des einen Teiles das Vorhandensein des anderen mit Notwendigkeit abgeleitet werden könnte, sondern sie ist eine rein äußerlich gegebene, geschichtliche Tatsache. Ich will die Sachlage an einem Beispiel klar machen. Der drittälteste Kulturkreis ist nach den Ergebnissen der neuen Theorie jedenfalls in der Südsee der sogenannte totemistische. Dieser ist auf sozialem Gebiet charakterisiert durch den Totemismus, das heißt durch den Glauben, daß je eine Familie, eine Stammesgruppe mit einem Tiere, einer Pflanze usw. irgendwie in verwandtschaftlichem Zusammenhang stehe und dasselbe nicht essen, beziehungsweise töten dürfe; auch sind die Mitglieder jeder Totemgruppe unter sich verwandt und dürfen sich nicht heiraten; das Totem vererbt sich von Vaters Seite. Auf mythologischem Gebiet ist in diesem Kulturkreis die besondere Pflege der Sonnenmythologie zu bemerken, besonders des Jahresthemas. Auf religiösem Gebiet ist noch nicht klar zu sehen, ob das höchste Wesen noch rein vorhanden oder ob es bereits überall mit dem Sonnengott verschmolzen ist, wozu jedenfalls starke Neigung besteht. Auf ethischem Gebiet beginnen phallische Fruchtbarkeitsriten die Sittlichkeit zu beeinträchtigen und die Stellung der Frau beginnt sich zu erniedrigen. Diesen Charakteristiken des geistigen Kulturgebietes stehen nun folgende auf materiellem Kulturgebiet gegenüber: die Wohnung ist eine runde Kegeldachhütte; als Waffen kommen keine Hieb- und Schlag-, sondern nur Stoß- und Stichwaffen, Lanze und Dolch vor, von den Fernwaffen nur die Schleuder; als Kleidungsstück ist ein breiter Rindengürtel bemerkbar; bei der Axt wird die Klinge rechtwinkelig in das meist verdickte eine Ende des Stieles gesteckt. Hier ist nun wohl klar, daß die bestimmten Formen der Wohnung, der Waffen usw., die wir vorfinden, keinerlei inneren Zusammenhang mit Totemismus, Solarmythologie und phallischen Riten haben und nicht aus ihnen innerlich abgeleitet werden können. Denn welch innerlicher Zusammenhang könnte da vorliegen, daß ein Volk mit Totemismus und Sonnenmythologie eine Kegeldachhütte, ein Volk des späteren Kulturkreises, des sogenannten Zweiklassensystems, eine Hütte mit rechteckigem Grundriß besäße; oder daß Völker des ersteren Kulturkreises nur Stoß- und Stichformen, die des späteren mit Vorliebe Keulenwaffen verwendeten? So kann also die Verbindung aller Teile miteinander lediglich eine gegebene äußere Tatsache sein.

Und hierin nun liegt ein äußerst wichtiges Moment beschlossen. Wenn jene bestimmten Formen der materiellen Kultur in notwendiger Folgerung aus jenen ebenfalls bestimmten Formen der geistigen Kultur abgeleitet werden könnten, so könnte es nicht als unmöglich erklärt werden, daß zunächst jene geistigen Formen in autochthoner Selbständigkeit infolge der überall im wesentlichen gleichen psychologischen Veranlagung des Menschen an den verschiedensten Teilen der Erde entstanden seien; sie könnten dann weiter in der genannten inneren Naturnotwendigkeit die materiellen Formen an eben denselben vielen Orten, also in vielfachem Ursprung, selbständig aus sich hervorgebracht haben. Wenn aber das Zusammenfallen so zahlreicher bestimmt charakterisierter Formen beider Gebiete nur eine



äußere Tatsache ist, wenn aber doch dieses Zusammenfallen in ganz gleicher Weise an den verschiedensten Stellen der Erde konstatiert werden kann, so ist es unmöglich, daß eine so große Anzahl ganz selbständiger, heterogener Dinge an so vielen Stellen ganz unabhängig von einander sich stets in der gleichen Weise zusammengefunden hätte. Dieses stete Zusammenfinden läßt sich nur durch die geschichtlichen Zusammenhänge dieser verschiedenen Stellen erklären: diese heterogenen Dinge haben *einmal*, an *einer* Stelle der Erde sich zu einem organischen, alle Bedürfnisse eines Volkslebens umfassenden Ganzen, einem Kulturkreise, zusammengefunden. Diese Verbindung wurde eine feste, beständige, weil eben kein Teil weggelassen werden konnte, ohne ein wesentliches Bedürfnis zu schädigen; sie hielt deshalb auch überall dort an, wohin der Kulturkreis auf seinen Wanderungen gelangte und sich dann niederließ. Der ursprüngliche Zusammenhang dieser Niederlassungen wurde später vielfach zerstückelt durch die Einbrüche jüngerer Kulturkreise, durch welche dann mehr oder minder große Enklaven des alten Kulturkreises entstanden, die in ihrer Isolierung eine gewisse Selbständigkeit vortäuschen konnten, welche Selbständigkeit aber eben durch die überall gleiche Vereinigung einer Menge ganz heterogener Dinge als nicht vorhanden bewiesen wird.

Und nun das wertvolle Arbeitsmittel, das aus diesem Ergebnisse gewonnen wird? Es liegt darin gegeben, daß, wenn nur einige Bestandteile eines Kulturkreises irgendwo festgestellt werden, man sofort auf die mehr oder minder starke frühere oder jetzige Anwesenheit des ganzen Kulturkreises schließen kann. Wenn man diese Tatsache in einer für die wissenschaftliche Forschung nützlichen Weise ausbeuten will, so wird man als Erkennungszeichen diejenigen Teile der Kulturkreise wählen, welche schneller und leichter konstatiert werden können. Das sind nun aber zweifellos überall die Teile der materiellen Kultur. Denn erstens bieten diese sich bei den Forschungsreisen zumeist auch ohne nähere Untersuchung dem Auge dar und lassen sich also auch schon bei kurzem Aufenthalt bei einem Volke feststellen. Zweitens sind diese Dinge sozusagen handgreiflicher, fester umrissen, leichter zu bestimmen als die vielfach mehr ineinander überfließenden Formen der geistigen Kultur. Drittens hat infolge dieser beiden Gründe sich bereits viel mehr wissenschaftliches Material für diese Teile angesammelt, und ganz besonders sind es die ethnologischen Museen, welche die Gegenstände, und zwar von den verschiedensten Völkern her, gesammelt haben, so daß es leicht ist, ohne anstrengende, zeitraubende Reisen zu den einzelnen Völkern zu machen, jetzt doch umfassende vergleichende Studien über dieselben anzustellen.

Indem dadurch die Erzeugnisse der materiellen Kultur, die Waffen, Werkzeuge, Kleidungs- und Schmuckformen, Wohnungs-, Feuerbereitungsarten usw. als führende erste Kennzeichen für das Vorhandensein einer Reihe bestimmter geistiger Kulturformen aufgestellt werden, wird die ethnologische Forschung in ganz unabsehbarem Maße erleichtert und gefördert. Wir haben damit für die Ethnologie ungefähr dasselbe

gefunden, was die Geologie seit langem bereits in den Leitfossilien besitzt. Wie dort einige wenige bestimmte Fossilien gleich über das Vorhandensein einer vielseitig charakterisierten geologischen Schichtung orientieren, die überall, wo sie auftritt, stets das gleiche geologische Alter besitzt, so zeigen auch diese Produkte der materiellen Kultur an, daß hier ein bestimmter Kulturkreis vorliegt, der in all seinen verschiedenen Vorkommnissen über die ganze Erde hin stets auf den einen Ursprung hinweist und damit überall als ethnologisch gleich alt sich bezeugt.

Habe ich hier von Leitfossilien gesprochen, welche von der materiellen Kultur gestellt werden, so liegen doch auch noch solche vor, die aus einem Gebiete der geistigen Kultur hergeholt werden können. Das sind die astralen, besonders die lunaren und solaren Motive, mit welchen die jedem Kulturkreis eigene Mythologie vorzugsweise arbeitet. Da diese Motive sich leicht umschreiben lassen und charakteristisch hervortreten, so daß sie auch in dürftigen Mythenresten oft noch genügend erkennbar sind, so lassen auch sie sich noch als primäre Erkennungszeichen eines Kulturkreises verwenden, die wir dann mit dem Namen mythologische Leitmotive bezeichnen können.

Wenn ich nun den vollen Wert der neuen Theorie dartun wollte, so müßte ich die ältesten Kulturkreise vorführen mit ihren verschiedenen Charakteristiken, und es würde sich alsbald zeigen, wie sehr diese besonders auch auf religiösem, ethischem und soziologischem Gebiete in ganz kühl-objektiver Forschung gewonnenen Ergebnisse verschieden sind von denjenigen, welche die alte „evolutionistische" Schule zutage gefördert hatte, ein Umschwung, dessen Größe nur der voll ermessen kann, der weiß, mit welcher Exklusivität und in welchen oft radikalen Formen diese Schule bis jetzt das Feld beherrscht hatte. Ihnen diese Kulturkreise allseitig vorzuführen, würde aber Ihre Aufmerksamkeit zu lange in Anspruch nehmen, um so mehr, da ich dieselbe noch nötig habe für einige praktische Nutzanwendungen, die ich unbedingt ziehen muß. Ich begnüge mich also, diese Kulturkreise aufzuzählen, wie sie zunächst für Afrika und die Südsee sich ergeben haben, und kurz anzugeben, wie sie in bezug auf das religiöse, ethische und soziologische Gebiet charakterisiert sind.

Der älteste Kulturkreis läßt sich durch materielle Kulturgegenstände schwer bestimmen, weil diese hier noch zu wenig zahlreich und zu wenig charakteristisch sind. Auch ist er vielfach nur unklar abgegrenzt von dem zweiten, mit dem ich ihn deshalb hier zusammenfasse. Dieser stellt, wie ich glaube, eine Gabelung dar: hier ist einerseits der Kulturkreis des Bumerangs, so genannt nach der sinnreichen Wurfwaffe, die er zum erstenmal aufweist — er ist in Australien und Zentralafrika zu finden —, anderseits zweigt sich ab der Kulturkreis der ersten Bogenformen, der vorzüglich die Pygmäenvölker — in Zentral- und Südafrika und Südostasien — umfaßt. In diesen zwei, beziehungsweise drei allerältesten Kulturkreisen ist deutlich die Anerkennung und einfache Verehrung eines höchsten Himmelsgottes von ethischem



Charakter zu erkennen, der gegen Schluß der Entwicklung aber schon in die ursprünglich der Darstellung des Menschenlebens bestimmte Mondmythologie sich zu verlieren beginnt. Auf soziologischem Gebiet ist die bemerkenswerte Gleichstellung von Mann und Frau, die vorherrschende oder durchgängige Monogamie, die Treue in der Ehe zu konstatieren, woran sich auf ethischem Gebiete eine Reihe sehr günstiger Feststellungen von weitgehendem Altruismus, von Ehrlichkeit, Offenheit, Fehlen des Kannibalismus, der Sklaverei, des Kindesmordes, Mordes überhaupt anschließt. Jetzt folgt der dritte, der totemistische Kulturkreis, den ich vorhin schon charakterisiert habe: es zeigt sich beim Vergleich mit den beiden vorhergehenden unverkennbar, wie sehr der Verfall auf religiösem, ethischem und teilweise sozialem Gebiete fortschreitet. Der vierte Kulturkreis ist der des Zweiklassensystems, so genannt nach dem System, das auf soziologischem Gebiet in bezug auf die Heirat herrscht: die Mitglieder jedes Stammes sind in zwei Klassen eingeteilt, die jedesmal ineinander heiraten. Die Klasse wird von der Mutter geerbt, und also erst hier, im vierten Kulturkreise, setzt das sogenannte Mutterrecht ein, das die evolutionistische Schule so gern an den Anfang stellte. Noch viel weniger ist die Promiskuität der Geschlechter oder die Gruppenehe oder die Polygamie oder gar die Polyandrie am Anfang verblieben; sie alle erweisen sich deutlich als Produkte späterer Entwicklungen. Auf religiösem Gebiet ist in diesem Kulturkreise der Ahnenkult so stark herangewachsen, daß er die Verehrung des höchsten Wesens völlig überdeckt; er äußert sich besonders in dem Schädelkult. Der fünfte Kulturkreis, in dem der Bogen zur vollen Entwicklung und Ausbreitung gelangt, ist in bezug auf die geistige Kultur so ziemlich eine Verstärkung des in dem vierten Begonnenen, mit dem er überhaupt in einem engeren Zusammenhang steht. Diese fünf Kulturkreise zeigen sich von mehr universaler Bedeutung wenigstens für die Südsee und Afrika; die noch folgenden erstrecken sich nur mehr über einzelne Landstriche; ich breche also hier ab.

Nachdem ich nunmehr einen Überblick über die Entwicklung der geistigen Kultur in den ältesten Kulturkreisen gegeben habe, können wir wieder an die Frage herantreten, deren Beantwortung ich vorhin auf später verschoben habe: ob die Naturvölker auch in geistiger Hinsicht als Vorstufen, als ältere Formen der Kulturvölker betrachtet werden können. Ich denke, nachdem ich jetzt die Anfänge dieser geistigen Entwicklung bei den Naturvölkern vorgeführt, werden Sie kein Bedenken mehr tragen, diese Frage mit mir ebenso bejahend zu beantworten, wie sie es betreffs der materiellen Kultur getan haben. Aber man muß bei der geistigen Kultur zweierlei unterscheiden: den Inhalt einerseits und die innere Erfassung und äußere Fassung anderseits. Die innere Erfassung ist auf den ersten Stufen eine naiv-unmittelbare, anschauliche, vielfach anthropomorphe, die äußere Fassung eine einfache, schlichte. Daß diese Einfachheit und naive Unmittelbarkeit auf den folgenden Stufen allmählich in reichere, ausgebreitetere Formen übergeht, daß die kühlere Reflexion erwacht,

die Abstraktionsfähigkeit fortschreitet: in all dem ist wohl ein aufsteigender Gang der geistigen Entwicklung bis zu den Kulturvölkern hinauf anzuerkennen. Schauen wir aber auf den Inhalt, so war dieser im Anfang, besonders auf religiösem und ethischem Gebiete, trotz seiner Schlichtheit ein hoher und reiner. Daß dieser hohe, reine Inhalt aber auf den folgenden Stufen immer mehr verloren ging, immer mehr überwuchert wurde von den minderwertigen Inhalten der Naturvergötterung, der Ahnenverehrung, der Magie: in all dem müssen wir die absteigende Entwicklung, den Verfall, die Degeneration erkennen, die trotz des anwachsenden Reichtums der materiellen Kultur und der Steigerung der formalen Geistesbildung ständig zunahm und nicht eher zu einem Stillstand gelangte, bis der Sohn Gottes den reinen und hohen Inhalt der Urzeit, der in einem auserwählten Volke gerettet worden war, wieder hervorzog, ihn mit noch höherem und reinerem Leben erfüllte und dann den damals höchststehenden Kulturvölkern, zunächst Westasiens und Europas, als neuen Sauerteig gegen alte Fäulnis einfügte. —

Damit habe ich in der Theorie die neuen Wege, welche die vergleichenden Religions- und Gesellschaftswissenschaften zu wandeln beginnen, bis zu Ende gezeigt, und es erübrigt nur noch, auf einige wenige praktische Folgerungen hinzuweisen, die ich anschließend zu entwickeln mich für verpflichtet halte.

Ich habe nämlich darauf hinzuweisen, wie bei der jetzt sich völlig verändernden Sachlage ein wirklich wissenschaftlicher Betrieb vergleichender Religions- und Gesellschaftswissenschaft ohne das Studium und die ständige Berücksichtigung der Ethnologie, und zwar auch ihres materiellen Teiles, völlig ausgeschlossen ist. Wer hier jetzt noch die Ethnologie beiseite lassen wollte, der wäre mit einem Prähistoriker zu vergleichen, der sich um die Geologie nicht kümmern würde. Durch diese Änderung der Dinge werden mit einem Male eine Menge dilettantisierender Religionsforscher und Soziologen aufs Trockene gesetzt; daß der ethnologische Dilettantismus unter den Religionsgeschichtlern liberaler Richtung ganz besonders grassierte, glaube ich in meiner „Origine de l'idée de Dieu" (Anthropos III [1908], S. 341 ff., Separatausgabe S. 44 ff.) zur Genüge dargetan zu haben. Das bequeme ideologische, vulgo psychologische Konstruieren von mächtigen Evolutionsreihen hat jetzt sein Ende erreicht. Aber in positiver Richtung sind dadurch auch die Anforderungen an den Religionsforscher und Soziologen bedeutend gesteigert worden. Von zwei Seiten erheben sich diese Anforderungen in besonders konkreter Weise, von den beiden Arbeitsmitteln der neuen Methode her, die wir als Leitfossilien und Leitmotive bezeichnet haben.

Leitfossilien haben wir die Gegenstände der materiellen Kultur benannt, weil sie uns die Anwesenheit eines bestimmten Kulturkreises bei einem Volke am ehesten kennzeichnen, und ich hatte schon darauf hingewiesen, daß dieselben bereits in reichem Maße in den ethnologischen Museen gesammelt vorliegen. Ich brauche wohl jetzt nicht eigens zu betonen, welche gesteigerte Bedeutung diese Museen durch



die neue Methode für die Religionswissenschaft und die Soziologie gewinnen. Man kann ruhig sagen, daß dasjenige Land, welches in bezug auf ethnologische Museen am besten versorgt ist, ziemlich sicher auch den Vorrang in der religionswissenschaftlichen und soziologischen Forschung einnehmen wird, und daß diejenigen Länder ins Hintertreffen gedrängt werden, die hier schlecht versorgt sind. Wie steht es nun hierin mit den einzelnen Ländern?

Im Frühjahr und Sommer dieses Jahres habe ich mit meinen beiden Redaktionskollegen am „Anthropos", PP. Hestermann und Stratmann, eine Studienreise durch die ethnologischen Museen von Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich und England gemacht, kann also diese Frage ziemlich aus Autopsie beantworten. Allen Ländern weit voran steht Deutschland. Da ist zunächst das Berliner Königliche Museum von solch umfassendem Reichtum, daß kein einziges Museum der Welt auch nur halb soviel bietet; sein Begründer ist Adolph Bastian, aber an seiner nunmehrigen gewaltigen Ausdehnung hat einer der jetzigen Direktoren, Professor v. Luschan, ein gebürtiger Wiener, ein ganz besonders hervorragendes Verdienst. An das Berliner Museum reihen sich in Deutschland aber noch die großen Museen in Dresden, Leipzig, Hamburg, Bremen, Köln, Frankfurt a. M., Stuttgart, München und die kleineren in Lübeck, Braunschweig, Freiburg i. Br. u. a. Nach Deutschland würde England rangieren. Aber wenn man den ungeheuren Kolonialbesitz Englands in Betracht zieht, ist es eigentlich ärmlich vertreten: nur zwei größere, allerdings ausgezeichnete Sammlungen sind vorhanden, eine im British-Museum in London, eine im Pitt River-Museum in Oxford; zwei kleinere Museen sind in Cambridge und, wenn ich nicht irre, Birmingham. Eine ziemlich gute Sammlung besitzt Holland in Leyden, aber die Räumlichkeiten sind ihrer nicht würdig. Am schlimmsten von allen Ländern, wenn man seinen nach dem englischen größten Kolonialbesitz berücksichtigt, steht Frankreich da, obwohl es doch im vorigen Jahrhundert der wissenschaftlichen Welt nicht bloß die erste Ethnologische Gesellschaft, sondern auch das erste Ethnologische Museum geschenkt hat. Es hat, abgesehen von einigen wissenschaftlich unbedeutenden Sammlungen in Marseille und Bordeaux, nur ein einziges größeres Museum im Trocadéro zu Paris. Aber die Verwahrlosung und Ärmlichkeit, die dort herrscht, ist wirklich arg. Den tüchtigen Gelehrten, die an dem Museum wirken, so besonders dem langjährigen Direktor Hamy, ist kein Vorwurf zu machen; es fehlen ihnen eben die Mittel zur Ausgestaltung des Museums. Ich darf Sie nicht mit den hübschen Geschichten aufhalten, die man sich über dieses Museum in Paris selbst erzählt; es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß ein französischer Ethnologe (A. van Gennep) dieses Museum eine „honte nationale" nannte. Die besten Stücke stammen noch aus alter Zeit; die freimaurerischen Regierungen der letzten Zeiten hatten natürlich so viele andere Kulturtaten durchzuführen, Klosterschulen zu schließen, Orden und Missionskongregationen aus dem Lande zu treiben, daß sie um eine so unbedeutende Wissenschaft, wie die Ethnologie

es ist, sich nicht kümmern konnten! Eine entgegengesetzte hübsche Illustration zu dem Satz von dem bildungsfreundlichen Freimaurerfreisinn und dem verdummenden Klerikalismus liefert der Nachbarstaat Frankreichs, das nun seit einem Menschenalter „klerikal" regierte Belgien. Abgesehen von dem Museum, das die Katholische Universität Löwen anzulegen beginnt, besitzt Belgien in Tervueren bei Brüssel ein Museum über seine Kongokolonie, das in dieser Spezialisierung und in der glanzvollen Ausstattung seinesgleichen sucht; damit noch nicht zufrieden, will man, wie ich vor kurzem hörte, an die Errichtung eines neuen Museums schreiten, für das mehrere Millionen Francs ausgeworfen sind.

Gehen wir jetzt an Schweden mit dem Museum von Stockholm und der Schweiz mit dem von Zürich vorbei und halten einen Augenblick in Rom an. Hier hat das junge königlich italienische Museum das alte berühmte päpstliche Museum an der Propaganda bereits überflügelt. In unzulänglichen Räumlichkeiten, ohne innere und äußere Weiterentwicklung, bietet dieses letztere keinen erfreulichen Anblick dar. Und doch wäre es gerade dem Papste so leicht, mit Hilfe der über alle Völker der Erde hin zerstreuten Missionäre das herrlichste Museum der Welt zustande zu bringen. Die Propaganda hat vor Jahren einmal ein dahingehendes Zirkular an die Missionsbischöfe erlassen; aber die Sache scheint nicht energisch und umsichtig genug angefaßt worden zu sein, denn eine Wirkung ist nicht zutage getreten. Was könnte an natürlichen Hilfsmitteln besser mithelfen, die evolutionistische, ideologische Religionsvergleichung aus dem Felde zu schlagen und eine auf positiven Grundlagen sich erhebende vergleichende Religionswissenschaft zu schaffen, als ein großartiges Museum, das der exakten, besonnenen Forschung die sicheren Grundlagen darbieten würde!

Sie werden schon ungeduldig fragen, wo denn Österreich bleibe. Ich habe es mir bis zuletzt aufgespart. Kein Zweifel, daß seine ethnologischen Museen zahlreicher sein könnten. Die Ungarn haben ein schönes und bedeutendes Museum in Budapest errichtet, die tschechischen Kreise mit anerkennenswertem Eifer die Anfänge zu einem solchen in Prag gemacht. Man hat noch nicht davon gehört, daß unsere deutschnationalen Kreise in Graz und Innsbruck ähnliches vorhätten; sie werden wohl ähnlich wie die freimaurerischen französischen Regierungen durch andere Kulturtaten gehindert sein, solchen unbedeutenden Aufgaben nachzugehen. Von der wünschenswerten größeren Anzahl der Museen abgesehen, dürfen wir Österreicher aber doch stolz sein auf das Wiener ethnographische Museum. Die Ethnographische Abteilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums am Burgring gehört nach dem Berliner Königlichen Museum zu den größten und schönsten Sammlungen und steht in der äußeren glänzenden, wahrhaft kaiserlichen Ausstattung seiner Räumlichkeiten unübertroffen da. Es besitzt noch schöne alte Stücke aus der Zeit, da die Sonne in Habsburgs Reiche nicht unterging, und seitdem haben berühmte österreichische Forschungsreisende, wie Natterer, v. Tschudi, v. Scherzer, v. Hochstetter, Holub, Paulitschke,



Hein, Pöch und andere, und besonders der jetzige rührige Direktor, Regierungsrat Heger, nicht nachgelassen, wertvolle Schätze zusammenzutragen. Leider kann die ethnographische Sammlung schon lange nicht mehr den ganzen Reichtum ihres Besitzes in dem ihr zugewiesenen Teil des Naturhistorischen Hofmuseums voll entfalten: daß es in dieses eingeschlossen ist, beruht auch nur auf der alten — ich möchte sagen — materialistischen Auffassung, welche die Völkerentwicklung nach Naturgesetzen sich entfalten ließ. Gerade die neue Kulturkreistheorie, welche diese Entwicklung als eine durch den Geist, den freien Willen und das über allen Gesetzen stehende Walten des Genies gelenkte bezeichnet, würde das ethnologische Museum selbständig machen.

Und da wäre es bei uns in Wien ein wunderbar harmonischer Abschluß, wenn die Rückseite des herrlichen Maria-Theresienplatzes gebildet würde durch ein neues, ein Ethnologisches, oder vielmehr Kulturhistorisches Museum, das in einzigartiger Weise das Kunsthistorische Museum zu seiner Rechten und das Naturhistorische zu seiner Linken verbinden würde. Dieser Gedanke geht nicht von mir aus, er wurde mir von einer sehr sachverständigen Seite ausgesprochen; aber ich glaube, ihn in den Zusammenhang meines Vortrages ganz besonders passend einfügen zu können. Man hört, daß die sehr wertvollen Sammlungen die Seine kaiserliche Hoheit der Thronfolger von seiner Weltreise mitgebracht hat, in dem neuen Flügel der Hofburg Aufstellung finden sollen. Das ist natürlich die beste Lösung, so lange die jetzige Ethnographische Abteilung des Naturhistorischen Hofmuseums in den Räumlichkeiten des letzteren verbleibt. Denn wenn diese Räumlichkeiten schon die Objekte der jetzigen Ethnographischen Abteilung nicht mehr zu fassen vermögen, so sind sie natürlich noch weniger imstande, eine neue große Sammlung dazu in sich aufzunehmen. Aber innerlich die schönste und befriedigendste Lösung bliebe doch wohl immer die, beide Sammlungen zu einer einzigen zu verbinden; in ihrer Vereinigung würden beide ein großartiges Ethnologisches Museum ergeben, das zweifellos als das erste nach dem Berliner Königlichen Museum anzusetzen wäre, eine Tatsache, die aber um so viel höher gewertet werden müßte, da Österreich keinerlei Kolonien besitzt, aus denen ihm die ethnologischen Schätze bequem zufließen könnten. Diese so hoch wünschenswerte Vereinigung wäre aber ermöglicht bei Schaffung eines eigenen kulturhistorischen Musealgebäudes in der vorhin angedeuteten Weise. Niemand wäre mehr dazu berufen, die Schaffung eines solchen monumentalen Werkes in die Hand zu nehmen, als der hohe kaiserliche Prinz, der sozusagen selbst als Sammler und Forscher draußen als dem Felde der fremden Länder tätig war und sein hohes Verständnis der Wichtigkeit dieser Dinge durch die Veranstaltung so umfassender, wertvoller Sammlungen bekundet hat.

Was an einem solchen großen Museum dann sonst noch wünschenswert wäre, darauf werde ich zu sprechen kommen, wenn ich jetzt zunächst eine Erscheinung berühre, die ich wohl eine bedauerliche nennen muß. Ich kenne nicht bloß die Sammlungen der deutschen

und österreichischen Museen, sondern auch so ziemlich die an denselben beschäftigten Volontäre, Hilfsarbeiter, Assistenten und Direktoren. Da ist es mir immer verwunderlich und schmerzlich gewesen, unter dieser ganzen Anzahl niemals einem katholischen Gelehrten begegnet zu sein, niemals erfahren zu haben, daß katholische Studenten sich als Volontäre und Hilfsarbeiter an einem dieser Museen niedergelassen hätten. Man wird mir einwenden, daß diese Stellungen wenig Aussicht für künftige Versorgungen böten. Allerdings ist die Zahl der einträglicheren Direktoren- und Professorenstellungen nicht sehr groß und die Bezüge der Assistenten und Hilfsarbeiter sind wohl nicht glänzend. Aber wie kommt es denn, daß trotzdem junge Leute anderer Richtung mit Eifer sich diesem Studium widmen, von denen mehrere, wie ich selbst weiß, oft lange Jahre mit harter Not zu kämpfen hatten und trotzdem auf dem selbsterwählten Posten ausharrten? Wenn diese so viel edlen, echt wissenschaftlichen Idealismus aufbringen können, müßten nicht katholische Studenten darin noch viel mehr zu leisten imstande sein? Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß z. B. an der Ethnologischen Abteilung des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums sowohl die Anzahl der dort angestellten wissenschaftlichen Arbeiter eine größere, als ihre Besoldung eine bessere sein könnte. Das ist ein Punkt, wo das Wiener Museum gegenüber dem Berliner noch sehr im Rückstand ist: ein Direktor und zwei Assistenten in Wien ist wohl etwas wenig gegenüber dem Stab von wohl zwanzig wissenschaftlichen Arbeitern in Berlin. Hier sollten die maßgebenden Faktoren aus der jetzt gesteigerten Bedeutung der ethnographischen Museen Veranlassung nehmen, Wandel zu schaffen, auf daß die wertvollen Schätze des kaiserlichen Museums auch zur vollen wissenschaftlichen Verwertung und damit zur allgemeinen Anerkennung gelangten.

Habe ich jetzt die Bedeutung der aus der materiellen Kultur gewonnenen Leitfossilien der Ethnologie auseinandergesetzt, so will ich schließen, indem ich auch noch einige Worte über die aus der geistigen Kultur entnommenen mythologischen Leitmotive anfüge. Diese werden, wie ich schon ausführte, den Mythen und Sagen der Naturvölker entnommen, von denen jedes dieser Völker einen reichen Schatz besitzt. Bei dem Zusammenbringen der Gegenstände der materiellen Kultur in die ethnologischen Museen werden die staatlichen Regierungen und die von ihnen bestellten Forscher wohl stets im Vorteil sein wegen der größeren Geldsummen, die ihnen zur Verfügung stehen, und wegen der Verbindungen mit den Konsuln, den Beamten und Offizieren der eventuellen Kolonien. Der Missionär wird freilich auch da noch wertvolle Dienste leisten können, in der Kontrolle der genauen Herkunftsbezeichnung der einzelnen Objekte, ihrer richtigen Benennung, ihrer Herstellung und Verwendung und andrem mehr. Aber doch läßt sich nicht verkennen, daß die größere Bedeutung der Missionäre in der ethnologischen Forschung auf den verschiedenen Gebieten der geistigen Kultur liegt, zu der sie wie kein anderer die Erfüllung der beiden

Vorbedingungen mitbringen: langer Aufenthalt an Ort und Stelle, gründliche Kenntnis der Eingebornensprache. Beides kommt nun den Missionären ganz besonders für die Mythenforschung zustatten. Denn wenn die Mythensammlungen einen dauernden wissenschaftlichen Wert haben sollen, müssen sie unbedingt in der Eingebornensprache angelegt und dann mit einer genauen Übersetzung und ausführlichen sprachlichen und inhaltlichen Kommentaren versehen sein. In all diesem kann niemand ernstlich mit den Missionären rivalisieren.

In Erkenntnis dessen habe ich auch stets die am „Anthropos" mitarbeitenden Missionäre dazu angeeifert, die Mythen in dieser Weise zu sammeln, und habe ihnen genaue Anweisungen dazu gegeben. Es liegen schon mehrere sehr wertvolle Erfolge dieser Anregungen, umfangreiche Mythensammlungen, besonders aus den Südseegebieten, vor. Sie sind so umfassend, daß sie in der Zeitschrift „Anthropos" keinen Platz finden können. Wir haben deshalb gerade für solche umfassendere Arbeiten eine „Anthropos-Bibliothek", eine Sammlung ethnologischer Monographien, gegründet, von der bereits der vierte Band in Druck ist. Die Mythensammlungen, die ganz besonders darin Platz finden sollen, sind schon jetzt und werden noch mehr später von unschätzbarem Werte sein. Wir wollen so von jedem Naturvolk gewissermaßen sein heiliges Buch, seine Bibel, wenn ich so sagen darf, zusammenstellen, in welchem es sein Denken und Fühlen am treuesten selbst ausspricht und seine uralten, oft bis in ferne Jahrtausende zurückreichenden Erinnerungen uns erzählt.

Wir hätten dann nur noch den einen Wunsch, daß bei der Einlieferung dieser wertvollen Garben auch katholische Gelehrte bereitständen, sie in Empfang zu nehmen und in emsiger Arbeit, im Verein mit allen andern ehrlichen Forschern, das goldene Korn aus den schweren Ähren zu gewinnen.





Der Begriff des Spieles in der Weltliteratur.

Von **Richard v. Kralik.**

1. Das Spiel in der antiken Weltanschauung.

In den indischen Veden heißt es von dem fast monotheistisch aufgefaßten Gott Varuna, dem Uranos der Griechen: Er lenkt alles zwischen Himmel und Erde, wie der Spieler seine Würfel. Und ähnlich heißt es in den Bhagavadgita: Gott wohnt im Herzen aller Wesen und läßt durch seine Wunderkraft alle herumwirbeln gleich Figuren auf einer Puppenbühne.

Die Griechen faßten in der Lehre von der Harmonie der Sphären die Welt als ein musikalisches Spiel auf. Pythagoras und seine Nachfolger überlieferten diese Vorstellung dem Platon und Cicero. Nur nach dem Vorbild dieses Spieles soll Hermes oder Orpheus die siebensaitige Leier erfunden haben. Darum wird das Planetensystem die siebensaitige Himmelsleier, die Orgel Gottes, genannt. Platon sieht auf jedem der acht Wirtel der Weltspindel, die im Schoße der Notwendigkeit gedreht wird, eine singende Sirene (Rep. 10, 617). Plutarch verteilt die neun Musen auf die neun Sphären. Martianus Capella spricht vom harmonischen Geläute der Himmelskörper mit lieblicher Melodie, also einem Glockenspiel. Nach Servius (zu Vergil) ist Pan, die Sonne des Universums, Urheber des Spiels. Echo, seine Geliebte, ist die Harmonie des Himmels, seine Panspfeife mit den sieben Röhren das Planetensystem. So wird Pan in einem orphischen Gesang (11, 6) angerufen. So wird er in Mitte des Tierkreises abgebildet. Der Takt dieser himmlischen Musik erscheint personifiziert in Pans Sohne Krotos. Die christliche Kirche hat, um dies vorwegzunehmen, dieselbe Vorstellung in Stellen der heiligen Schrift gefunden: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, durch alle Lande geht ihr Klang (Psalm 19, 1, 5). Tönend wie die Sonne (Hohelied 6, 10). Ich hörte die Flügel rauschen wie große Wasser und wie ein Getön des Allmächtigen (Ezechiel 1, 24). Wer wird den Sinn der Himmel aussprechen können, den Zusammenklang des Himmels zur Ruhe bringen? (Job 38, 37.) Ambrosius erwähnt unter den himmlischen Vorbildern der Psalmodie den Gesang der Engel, die ewige Musik des Umschwungs der Himmelsaxe. Cassiodorus stimmt dem Pythagoras bei, daß die Welt durch die Musik gegründet wurde und regiert werde. Man glaubte, daß die Kinder, wenn sie im Schlafe lächeln, diese Musik hörten. Noch Goethe singt ganz in diesem Sinne:



Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang.

Antiken Sarkophagen eigen ist die Vorstellung von spielenden und streitenden Genien, — beides ein Bild der Jugend, ihrer Spiele und Kämpfe, welche der Verstorbene nach den Mysterien auch jenseits fortsetzt. Nackte geflügelte Genien spielen Reifen oder Ball oder lassen Hahnen kämpfen. Andere sind mit der Weinernte, mit Obstpflücken, mit der Ausübung der Künste beschäftigt. Jene Sarkophage gehörten zum Teil auch für christliche Abgeschiedene. (Piper, Mythologie der christlichen Kunst 1, 353.)

In griechischen Gräbern finden sich Masken von Satyrspielern; die Seligen wurden als spielende Satyrn und Dionysos-Thiasioten aufgefaßt, das Leben als Schauspiel. Dahin gehören wohl auch die mykenischen und ägyptischen Gesichtsmasken der Toten. Durch Anlegen der Masken weihte man sich dem Gott im Leben wie im Tod. Oder mit dem Tode wird die Maske des Lebens abgelegt. (Albr. Dieterich, Pulcinella 67. Dieterich, Nekyia 77. Ersilia Lovatelli, Thanatos 16.)

Hesiod personifiziert den Wetteifer, das Wettspiel des Lebens in der Gestalt der Eris, die in gutem oder argem Sinn zum Fleiß, zum tätigen Wettbewerb oder zu Neid und verderblicher Zwietracht anreizt.

Homer hat ein berühmtes Bild von Apollon, der die Mauer der Danaer hinstürzt:

> Leicht, wie etwa den Sand ein Knab' am Ufer des Meeres,
> Der, nachdem er ein Spiel aufbaut in kindischer Freude,
> Wieder mit Hand und Fuße die Häuflein spielend verschüttet;
> So, ferntreffender Phöbos, verschüttetest du der Achaier
> Müh und peinliche Sorg'. — (Ilias 15, 360.)

Also der Gott und sein göttliches Tun wird mit einem Kinderspiel verglichen.

Diesen Gedanken nahm Heraklit, der Dunkle, der „weinende Philosoph", auf, ein Beweis, daß der Spielbegriff nicht aus einer frivolen Auffassung, sondern aus der ernstesten in die Weltanschauung überging. Heraklit vergleicht die weltbildende Kraft mit einem Kinde, das im Spiel mit den Steinen hin- und herzieht. Der „Aion" ist ein spielendes Kind; dem Kinde gehört die Weltherrschaft (basileia). Was ist die Welt? Ein spielend Kind, Steinchen ziehend, mit sich selbst im Streit. Der Leiter des Ganzen versetzt die Seelen wie ein Brettspieler die Steine. Diogenes Laertius (9, 8) erzählt, daß Heraklit für die Ephesier Gesetze machen sollte; aber er verzweifelte daran und spielte im Artemistempel mit den Kindern Steinchen: das sei besser, als mit jenen zu politisieren.

Die sokratische Ironie hat viel Gemeinsames mit dem spielenden Heraklit, wie man denn den Sokrates als einen Spieler mit Reden ansehen kann. Platon läßt ihn im Phaedrus alle Schriftstellerei nur als ein Spiel ansehen: der Verständige wird Schriften nur spielender-



weise aufzeichnen, als Erinnerungen für die Zeit, in der er in das Alter der Vergangenheit tritt, und als unschädlichen Zeitvertreib für solche, die derselben Spur nachgehen.

Der wackere, sportkundige Xenophon sagt in der Anabasis trefflich: Die Götter führen den Vorsitz vor allen Wettkämpfen (vgl. meinen Sokrates 471).

Platon hat im siebenten Buch seiner Gesetze die Theorie des Weltspiels nach Heraklit volltönig verkündet: „Die Angelegenheiten der Menschen sind eines großen und ernsten Eifers nicht wert, aber gleichwohl muß man ihn dazu verwenden. Nach der Natur der Dinge ist nur Gott allein aller ernsten und beseligenden Bemühung würdig. Der Mensch dagegen ist nur ein kunstreiches Spielwerk Gottes; das ist noch das beste an ihm. Darum soll jeder Mann und jede Frau das Leben zum Spiel der schönsten Spiele machen, ganz im Gegensatz zu dem, wie sie sich jetzt bestreben. Aber auch jetzt betreibt man ja das Ernste nur des Spieles wegen, so den Krieg nur um des Friedens willen. Das Spiel allein ist seiner selbst wegen da und der Mühe wert. Das ist das richtige naturgemäße Leben, wie im Spiel zu opfern und zu singen und zu tanzen und sich so die Götter geneigt zu machen und die Feinde abzuwehren. Denn wir sind nur Schauspielerpuppen und haben wenig Anteil an der Wahrheit." Und weiter: „Die Hauptbeschäftigung im Staat sei immer die Vervollkommnung des Leibes und der Seele. Die ganze Staatsverfassung sei an sich als Nachahmung des schönsten und besten Lebens das wahrhafte Drama. Weshalb tragische Dichtungen nicht erst not seien." Und im achten Buch: „Im Jahr sollen 365 Feste gefeiert werden, damit auf jeden Tag ein Opfer falle. Mit den Opfern sind schöne Kampfspiele zu verbinden, die nicht ganz ohne Gefahr sein sollen. Wettkämpfe von Rhapsoden und von Chören sollen auch zu ihrer Zeit stattfinden. Leider blühen aber solche Feste durch Gewinnsucht und Parteilichkeit jetzt nicht, wie sie sollten."

Über die Spielpädagogik des Aristoteles habe ich anderwärts berichtet. Der Stoiker Chrysippos meinte, die Laster in der Welt wären mit den lächerlichen Stellen in einer Komödie zu vergleichen, die an sich keinen Wert haben, aber doch zum Ganzen gehören. Die Stoiker lehrten übrigens auch, daß die Natur vieles aus Freude an der Schönheit und Buntheit hervorgebracht habe, also als Künstlerin, als Spielerin.

Ebenso berichtet Cicero (De natura Deorum 2, 62, 155) als stoische Lehre, daß Sonne, Mond und Sterne nicht nur zur Erhaltung der Welt da seien, sondern als Schauspiel für die Menschen, denn die Menschen allein seien es, die davon Kenntnis nehmen, die den Lauf der Gestirne ausgemessen haben. Gerade so sind die Musikinstrumente nur für die gemacht, die sie gebrauchen sollen und können.

Ferner berichtet Cicero (De finibus 3, 7, 24) die stoische Lehre, dies Leben und die Lebensweisheit sei nicht der Medizin oder Schiffahrtskunde gleich oder anderen Tätigkeiten, die auf etwas außer ihnen



gehen, sondern es habe seinen Zweck in sich selbst wie der Tanz, die Schauspielkunst und andere Künste, es sei also absolute Tätigkeit = Spiel.

In der Schrift „De officiis“, einer Bearbeitung nach dem Stoiker Panaitios, vergleicht Cicero (1, 114) das Leben mit einem Schauspiel, wo der Spieler pflichtgemäß nur das zu beachten hat, was seiner Rolle angemessen ist, ebenso wie der weise Mann im Leben das festhält, was seiner individuellen Natur angemessen ist. Und an anderer Stelle eignet er sich das Wort des Epikur an, der, das Leben mit einem Gastmahl vergleichend, sagte, entweder müsse man mittrinken oder fortgehen (Tusculan. disput. 5, 41).

Cicero erzählt ferner (Tusculan. disput. 5, 3, 8), wie Pythagoras, von Leon, den Fürsten von Phlius, gefragt, sich für einen bloßen Philosophen ausgegeben hätte; während nämlich die andern Menschen auf den Jahrmarkt des Lebens zu Wettspielen oder Geschäften kämen, suchten die Philosophen weder Ehre noch Gewinn, sondern wollten nur schauen und beobachten.

In einer Ode (3, 29, 49) läßt Horaz die Glücksgöttin Fortuna ein wildes, rücksichtsloses Spiel mit den unsicheren Ehren der Menschen spielen. Frommer sieht Ovid (Pont. 4, 3, 49) die göttliche Allmacht mit den menschlichen Angelegenheiten spielen.

Seneca sagt im 77. Brief: Das Leben ist wie eine Rolle auf dem Theater. Es kommt nicht darauf an, daß lange, sondern daß gut gespielt werde. Es ist einerlei, wo man aufhört. Höre auf, wo du willst, nur mache einen guten Beschluß! (Vgl. den 80. Brief.)

Verdrossener klagt Tacitus (Annalen 3, 18): Je mehr ich das Neue oder Alte bei mir erwäge, desto mehr drängt sich mir das Gaukelspiel der menschlichen Dinge in allen Angelegenheiten auf. Er sieht (Ann. 3, 55) in allen Dingen einen gewissen Kreislauf in den Sitten, gleich dem Kreislauf der Jahreszeiten. Das Alte und Neue befinde sich so im Wettkampf miteinander.

Epiktet sagt nach dem Handbüchlein der stoischen Moral (17): Merke dir, daß du eine Rolle zu spielen hast in einem Schauspiel das der Direktor bestimmt. Wählt er ein kurzes Stück oder ein langes du mußt es dir gefallen lassen. Gibt er dir die Rolle eines Bettlers so mußt du diese dem Charakter der Rolle entsprechend durchführen und ebenso, wenn du einen Krüppel, einen Herrscher, einen Privatmann spielen sollst. Denn das ist deine Aufgabe, die erhaltene Rolle gut durchzuführen; die Rolle auszuwählen, kommt einem andern zu.

Ähnlich spricht Marcus Aurelius (11, 6) von der „großen Schaubühne der Welt“ und wiederholt Epiktets Gedanken, um die Gleichgültigkeit längeren oder kürzeren Lebens zu erweisen: Es ist nicht anders, als wenn ein Schauspieler durch denselben Prätor, der ihn angestellt hatte, wieder entlassen wird. — Aber ich habe nicht fünf Akte gespielt, sondern erst drei. — Wohl gesprochen; doch im Leben sind schon drei Akte ein ganzes Stück; denn den Schluß bestimmt jener, der einst das Gesamtspiel einrichtete und es heute auflöst (12, 36; vgl. 3, 8). Und an einer anderen Stelle sagt der weise Kaiser (10, 27):

Stelle dir alle die gleichartigen Schauspiele und Auftritte vor Augen, die du aus deiner Erfahrung oder der Geschichte kennst, zum Beispiel den ganzen Hof Hadrians, Antonius', den Hof Philipps, Alexanders, Krösus'. Überall dasselbe Schauspiel, nur von andern Personen aufgeführt.

Der Verfasser der gewöhnlich unter des Longinos Namen gehenden Schrift „Über das Erhabene" fragt sich, warum uns Demosthenes und Platon so erhaben vorkommen gegenüber der korrekten und eleganten Mittelmäßigkeit anderer Autoren. Er sieht den Grund in ihrer erhabenen Weltanschauung, die das Leben als ein großes Fest ansieht für ehrbegierige Wettkämpfer und Zuschauer, alle voll der Liebe zum Großen und Göttlichen.

Der Neuplatoniker Plotin benützt den Spielbegriff zur Lösung mancher philosophischer Probleme. Die Materie selber ist ihm ein täuschender Schein, ein Spiel mit bestimmten Eigenschaften, wie bei einem Spielzeug oder Kunstwerk oder Spiegel (3, 6, 7). Das Schicksal des Menschen ist sein selbst gewählter Dämon; die Rolle, die jeder im Weltendrama spielt, ist ihm deshalb aufgetragen, weil er sie selber wollte (3, 2). Darum kann sich die Seele nicht über ihre Stellung beklagen, denn sie selber hat sie gewählt (4, 3). Es liegt allerdings darin zugleich eine Strafe des Vorwitzes. Die Ungleichheit, die so entsteht, wirkt im ganzen doch harmonisch, so leidvoll sie im einzelnen sein mag. So hat die Syrinx auch hohe und tiefe Töne, und muß sie haben, um die harmonische Melodie zu erzeugen. Das Problem, wie sich die individuelle Freiheit mit dem notwendigen Weltzusammenhang vertragen kann, löst Plotin durch dasselbe Gleichnis vom Spiel: jeder spielt seinen Charakter frei, aber vom Weltendichter wurde ihm die Rolle zugewiesen, für die er seinem Charakter nach taugte. Nicht der Dichter macht den Protagonisten, den zweiten und dritten Schauspieler, sondern er teilt nur die Rollen nach der Natur eines jeden aus an die, die sich ihm als Schauspieler darbieten (3, 2, 17). Schließlich sei noch ein schönes antikes Sprichwort mitgeteilt: Immer fallen die Würfel des Zeus wohl.

2. Das Spiel in der Weltanschauung des Christentums.

Im Alten Testament tritt das ästhetische Spiel sehr hervor. Der Schöpfer wird als plastischer Künstler bei der Menschenschöpfung, als Gartenkünstler bei der Schöpfung des Paradieses aufgefaßt, das Schöpfungswerk der sechs Tage erscheint als Kosmos, als Kunstwerk, als schön. Er sah, daß alles schön war, wie der griechische Text sagt, mit einem Ausdruck, der zugleich die Güte mit umfaßt. Das Spiel und Fest Gott zu Ehren hat im Kult eine bedeutsame Stelle. Miriam, die Schwester des Aaron, die Prophetin, spielt und tanzt zum Gesang (2 Mos. 15, 20). Samson spielt und tanzt, wie früher vor dem Herrn, so jetzt vor den Philistern (Richter 16, 25 und 27). Die Frauen spielen und singen dem David (1. Kön. 18, 7). Zwischen Saul und



David soll durch Kampfspiele entschieden werden, wobei 12 Jünglinge gegen 12 streiten und alle fallen (2. Kön. 2, 14). David und ganz Israel spielen vor dem Herrn auf allen Instrumenten (2. Kön. 6, 5) zu sieben Chören (12). David selber, als er die Lade Gottes einholt, spielt und tanzt mit aller Macht vor dem Herrn, wie ein rechter Tänzer, nur bekleidet mit leinenem Leibrock. Michal, die Tochter Sauls, sein Weib, sieht es durch ein Fenster, verachtet ihn und wirft ihm vor: Wie herrlich ist heute der König von Israel gewesen, der sich vor den Mägden seiner Knechte entblößt hat, wie sich Possenreißer entblößen! Aber David erwidert: Vor dem Herrn spiele ich, der mich erhöht hat, darum erniedrige ich mich also im Spiele vor ihm unter den Mägden. Das ist mein Ruhm. Und Michal wird mit Unfruchtbarkeit bestraft (2. Kön. 6, 14 ff. 1. Paral. 13, 8 und 15, 29).

Der Sirachide rät, bald nach Hause zu gehen, dort zu spielen und für alles dem Herrn zu danken (32, 15). Er erzählt, wie David mit Löwen wie mit Lämmern spielte (47, 3).

Jeremias sieht prophetisch im neuen Jerusalem das Spiel und den Lobgesang der Getreuen voraus (30, 19). Dann wirst du, o Jungfrau Israel, dich schmücken mit deinen Pauken und ausziehen im Reigen der Spielenden (31, 4).

Der Prophet Zacharias sieht im neuen Jerusalem und auf dem Berg des Herrn die Straßen der Gottesstadt voll von spielenden Knaben und Mädchen (8, 5).

Auch die Spiele der Tiere erwähnt das Alte Testament: Die Berge tragen dem Behemot Kräuter, und alle wilden Tiere spielen dort (Job 40, 15). Das Buch der Weisheit kennt den heimlichen Lauf der spielenden Tiere (17, 18). Fürsten spielen (jagend) mit den Vögeln des Himmels (Baruch 3, 17). Aber wirst du (wie Gott) mit dem Leviathan spielen können, wie ein Mädchen mit einem Vogel? (Job 40, 24.)

Allerdings wird das frivole Glücks- und Gewinnspiel verpönt: Niemals mischte ich mich unter die Spieler und gesellte mich zu den in Leichtsinn Wandelnden, sagt die dem Tobias bestimmte Braut (Tob. 3, 17). Ich saß nicht im Kreise der Spielenden (der leichtfertigen Spötter), sagt Jeremias (15, 17). Die Heiden und die Sünder meinen, unser Leben sei ein Spiel, das auf Gewinn abzielt, verkündet das Buch der Weisheit (15, 12). Und der Sirachide warnt, mit dem Sohne zu spielen, zu tändeln (30, 9). Diese verschiedene Stellung dem edlen und dem verderblichen, gewinnsüchtigen oder tändelnden Spiele gegenüber vergleicht sich der ähnlichen zweiseitigen Stellung Platons.

Aber die erhabene Hauptstelle über die Metaphysik des Spieles bietet das Buch der Sprüche (Proverb. 8, 30 und 31). Hier sagt die göttliche Weisheit von sich selber: Der Herr hat die Erde durch Weisheit gegründet. Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege. Ehe er etwas machte, war ich da. Da war ich der Werkmeister bei ihm und hatte meine Lust täglich und spielte vor ihm allezeit und spielte auf seinem Erdboden, und meine Lust ist bei den Menschen-



kindern. — Hier haben wir unseren Grundgedanken in unvergleichlicher Weise ausgedrückt: die Welt, ein Spiel der Weisheit Gottes.

Aber auch der entsprechende Gedanke vom Wettkampf der Menschen um göttliche Ziele ist im Buch der Weisheit (4, 2) deutlich ausgedrückt: Ein keusches Geschlecht feiert den Triumph, nachdem es dahingegangen und sich als Kampfpreis unbefleckten Streites die Siegeskrone der Ewigkeit errungen. Unsterblich ist sein Ruhm bei Gott und den Menschen.

Freilich, Gott spielt auch mit den Bösen, wie sie's verdienen. Er gibt den Götzendienern wie unverständigen Kindern Spottstrafen; wenn sie aber durch dies Spiel nicht gebessert werden, erfahren sie Gottes ernstes Gericht (Weisheit 12, 25 und 26).

Man wird sich nicht wundern dürfen, im Evangelium als der Erfüllung aller Erwartungen altvertraute Gedanken in einem völlig neuen Licht aufstrahlen zu sehen. Es ist eine wahre Offenbarung, nach der die ganze Vergangenheit hingestrebt hat, ohne sie von selber finden zu können. Dies Gefühl hat man, wenn man nun die Lehre vom Himmelreich hört, in welchem die Sorge für die Erfordernisse des Lebens abgedämpft wird durch den Hinweis auf die Natur, auf die Blumen, auf die spielenden Vögel, die sich spielend erhalten. Das geoffenbarte Himmelreich, die neue „Basileia", gehört dem Kinde, der kindgleichen Seele. Lasset die Kinder kommen, denn solcher, wie diese sind, ist das Königreich der Himmel! (Matth. 18, 2; 19, 13; Mark. 9, 35.) Wer das Königreich Gottes nicht so nimmt wie ein Kind, wird nicht in dasselbe kommen (Mark. 10, 15). Feierlich sagt der Heiland: Ich bekenne dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du das den Weisen und Bejahrten verborgen hast und den Unmündigen geoffenbart! Er will den Mühseligen und Beladenen eine Erholung geben, sein Joch soll sanft sein (Matth. 11, 16 ff.). In derselben Rede vergleicht Jesus sich und die lebende Generation mit spielenden Kindern, die auf den Märkten sitzen und ihren Spielgenossen zurufen: Wir haben euch vorgespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch vorgejammert, und ihr habt nicht mitgeheult! Hier ist eines jener Kinderspiele gemeint, das auf der Nachahmung eines Vorspielenden beruht. (In dem reizenden Büchlein „Les enfants de Nazareth par l'abbé E. Le Camus", 1900, ist auf Seite 68 ein ähnliches Spiel beschrieben.) Unter den beiden Vorspielern sind der Täufer Johannes und Jesus selber gemeint.

Mit einer Energie, die allem Vorangegangenen fremd ist, wird hier die Kindheit, die kindliche Gesinnung nicht etwa nur als eine Vorbereitung auf die Mannheit, sondern als der Gipfel der Menschlichkeit erklärt. Das Kind ist nicht des Alters wegen da, es hat seinen Zweck, seine Vollendung in sich, es ist das Ziel, darnach auch die vom rechten Weg abgeirrten Erwachsenen wieder hintrachten müssen. Es tritt der Gottheit am nächsten: Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich selber auf (Matth. 18, 2).



Man wird viele sonst verwirrende Erscheinungen der Religionsgeschichte erst dann verstehen, wenn man mit diesem kühnen Gedanken Ernst macht. Jedenfalls ist dieser Gedanke weder für das soziale Leben noch für die Pädagogik bisher vollkommen ausgenützt worden.

Nur von ferne erinnert das Kind als Erstes im christlichen Himmelreich an das Kind, dem nach Heraklit das Königreich, das Idealreich gehört. Nur von ferne erinnert das Hochzeitsfest, das der Heiland bei seinem Dasein fortwährend mit der Kirche feiert (Mark. 2, 19), an die täglichen Feste im platonischen Staat. Nur von ferne erinnert die aus all dem entspringende, Berge versetzende Glaubensmacht an den homerischen Gott, der wie ein Kind mit Sandhäufchen spielt.

Um für die Menschen genug zu tun, läßt die Gottheit auch mit sich selber grausam spielen (illudebant ei; Matth. 27, 28). Man hat bekanntlich im Hohnspiel der römischen Soldaten mit dem Heiland die Aufführung eines römischen Mimus wiederzuerkennen geglaubt; die Soldaten spielten eine ihnen wohlbekannte Szene mit dem orientalischen Spottkönig; daher auch der Spottitel des Kruzifixes. Darauf bezieht sich ein deutsches Sprichwort: Manchmal spielt man mit einem, wie die Juden mit Gott, hießen ihn einen König und schlugen ihn ins Angesicht (Wander 4, 705, 29). Übrigens befindet sich unter den Spielen der galiläischen Kinder auch ein Königsspiel (Le Camus, S. 49). Das Würfelspiel unter dem Kreuz hat der christlichen Mystik und Moral innigliche Anregungen gegeben.

Den Gedanken des spielenden Wettkampfes nimmt der heilige **Paulus** im höchsten Sinne auf, wenn er an die Korinther mit Anspielung auf die olympischen oder isthmischen Spiele also schreibt: Ich glaube, daß Gott uns Apostel zu einem Schauspiel (spectaculum, *θέατρον*) bestimmt hat für die Welt, für die Engel und die Menschen (1 Kor. 4, 9). Wir alle laufen in den Schranken des Stadiums, der Wettlaufbahn; aber nur einer erlangt das Kleinod des Siegespreises. Laufet nun also, daß ihr es erlangt, keine vergängliche Krone, sondern eine unvergängliche! Ich wenigstens laufe also, ich fechte also (1. Kor. 9, 24). Christus erscheint demgemäß als Anordner des Wettkampfes in der bekannten Vision der heiligen Perpetua und in Darstellungen der älteren christlichen Kunst.

Von den spielenden Genien der altchristlichen Kunst ist auch schon gesprochen worden. Der Kirchenhymnus läßt die unschuldigen Kinder, die Opfer von Bethlehem, im Himmel mit Palm' und Krone spielen.

3. Das Spiel in der Weltanschauung der nachchristlichen Zeit.

Die **Germanen** brachten die Spiellust in überschwänglichstem Maße mit, als sie zu ihrem weltgeschichtlichen Beruf auszogen. Tacitus schildert sie als dem Würfelspiel bis zur Leidenschaft ergeben. Aber gewiß entsprang derselben Lust ihre Todesverachtung, mit der sie ihr Leben wie in einem Kampfspiel allzeit leicht aufs Spiel setzten. Sie



kannten ja auch im Jenseits, in Walhall, keine höhere Lust als tägliche Waffenspiele bis zur Tötung — und Wiederbelebung. Sie stellten sich das göttliche Leben in Asgard als fröhliches Brettspiel vor. Edward Schröder betont in der Einleitung zum goldenen Spiel Meister Ingolds „jene durchaus volkstümliche und vielleicht in hervorragendem Maße germanische Anschauung, die in den einzelnen Arten des Spiels das menschliche Leben sich widerspiegeln sieht, ja am Ende geneigt ist, dieses selbst als ein Spiel mit Einsatz, Gewinn und Verlust zu betrachten". „Die Geistlichkeit machte sich die Popularität dieser Spielvergleiche frühzeitig zunutze, indem sie ihnen eine ethische Wendung zu geben, ja nicht selten kirchlich dogmatische Sätze in sie einzukleiden suchte."

Ein deutscher Didaktiker aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, der Dichter der Warnung (Vers 1285—1414), vergleicht das Leben eines leidenschaftlichen Wurfzabelspielers, dem die Freunde die Schulden bezahlen müssen, mit dem des Sünders, den schließlich nach wiederholten Rückfällen nur der Priester retten kann. Im Handbuch der griechischen Kirchenmaler wird das Glücksrad beschrieben, das auf ein Schaukelspiel (heute „russische Schaukel" genannt) zurückgeht. In der Mitte sitzt die Welt oder die Zeit, beiderseits des Rades zwei Genien, Tag und Nacht, die das Rad durch Seile umdrehen. Damit ist auch der Kreislauf der Jahreszeiten, der Alter, der Himmelszeichen, der Stände verbunden. Ähnlich in abendländischen Darstellungen. Die „Carmina burana" beginnen mit einem Gedicht, das einer Darstellung des Glücksrades beigeschrieben ist: „O Fortuna, velut luna statu variabilis". Im „Hortus deliciarum" des Herrad von Landsberg sieht man Fortuna auf ihrem Rade Könige auf und abwälzen. Im selben Werk sind aus Veranlassung des Salomonischen „Es ist alles ganz eitel" neben dem Throne des Salomo zwei Männer abgebildet, die ein Puppenspiel über einem Tisch regieren, als Sinnbild des Wahns weltlicher Dinge (F. Piper, Mythologie der christl. Kunst I, 241; II, 335).

Kampf und Turnier galt als ernstes Spiel, als „Neidspiel". „Ritterschaft ist Topelspiel" (Würfelspiel), sagt Wolfram von Eschenbach. Gott erzeigt das Spiel seiner Gewalt an den Menschen (Wigaleis 6851). Fleischlich Gelust spielt mit uns wie mit Puppen (Renner 9783).

Thomas von Aquin vergleicht die Tätigkeit Gottes, die weder von außen erzwungen, noch auch wieder bloßes Belieben ist, öfters mit der künstlerischen Tätigkeit.

Dante singt mit Beziehung auf die goldne Zeit des Paradieses vom Spiel, das in Schuld und Arbeit überging (Purgat. 28, 94):

Das höchste Gut, allein in sich zufrieden,
Den Menschen schuf's zum Guten gut, und wies
Dies Land ihm an, als Pfand für ew'gen Frieden,
Aus welchem bald ihn seine Schuld verstieß,
Die Schuld, die süßes Spiel ihn mit Beschwerden,
Mit Zähren Lust und Lachen tauschen ließ.



Und am Beginn des 15. Gesangs über das Purgatorium vergleicht der Dichter den Umschwung der Sphären mit dem Spiel eines Kindes. Die Kommentatoren, die den Zusammenhang dieses philosophischen Bildes nicht kennen, sind darüber in großer Verlegenheit.

Die deutschen Mystiker und Prediger lieben das Bild vom Spiele: „Wer so ungern hört Gottes Wort, in deß Herzen spielt der Teufel" (Wb. 2328). „Das ander ist uns alles angeliehen, als der zu einem Spiele ein fremdes Kleid entnimmt, da inne er zu einer kurzen Frist erscheine" (Wb. 2292).

Am vollständigsten hat diese Spielmoral der bereits genannte Dominikaner, Meister Ingold von Straßburg, in seinem „Goldenen Spiel" 1432 zusammengestellt (herausgegeben von Edward Schröder 1882). Einiges ist daraus schon mitgeteilt worden. Dies sagt er noch über das Schießspiel (76): „Wir haben eine Figur in der Taugen Buch (Apokalypsis 6, 2), daß einer saß auf einem weißen Pferd und der hatt' einen Bogen in seiner Hand und ging aus, bis daß er überwand. Das bedeutet geistlich Christum, Gottes Sohn. Der Bogen in seiner Hand ist der Gewalt des Vaters, und schießt all Tag und trifft die auserwählten Menschen, als von David geschrieben ist, daß ihm all die nachfolgeten, der Herzen Gott berührt hat. Selig ist der, dem Gott sein Herz berührt und trifft. Gott spannt oft seinen Bogen und schießt und trifft gar eben ohn Fehl."

In bezug auf das Kartenspiel: „Es ist alles Unrecht, es ist alles Kartenspiel und Betrügnis der Welt und des Teufels". Das demokratische Kartenspiel nahm unter der Hand der Landsknechte des 15. Jahrhunderts eine Form an, die in sozialironischer Kritik die Ansichten der niederen Kreise von der Hinfälligkeit der irdischen Größen spiegelt. Der Bube als beständiger Trumpf rührt aus dieser Landsknechtszeit her (Edw. Schröder S. 91).

Geiler von Kaisersberg läßt den Teufel als Krämer auftreten und ein Kartenspiel verkaufen. Es bedeutet Gewalt, Adel, Ehre. Aber wie kurz ist alle Gewalt! Alle Gewalt dieser Welt ist wie ein Kartenspiel. Viele Blätter, alle einander ähnlich, sind nur von anderen Namen. Sie stechen einander, sind aber alle aus Papier und Pappe gemacht, wiewohl eins hübscher gemalt als das andere. So sind auch alle Menschen von einer Materie, tötlich und elend. Es gibt Spiele, wo niedere Karten höhere stechen, so das Karniffelspiel; so geht es jetzt auch zu in der Welt. Die Karten werden mit Betrug und Falschheit gemischt, aber wenn das Spiel aus ist, so wirft man alle Karten, König und Hofgesind, ins Feuer. Also, die im Spiel der Gewalt sind, wirft man in das ewige Feuer (Edw. Schröder XXX).

Aus dem Kartenspiel stammen die Redensarten: Sein Glück auf die Karte setzen. Farbe bekennen. Das Glück mischt die Karten. Kart aus der Hand, willst du gewinnen! Die Menschen sind unsres Herrgotts Kartenspiel. Das Kartenspiel ist das Buch der Könige, des Teufels Buch, des Teufels Gebetbuch. Ferner die Redensarten von Kartenhäusern, Kartengebäuden, hinfälligen Kartenschlössern.



„Als moralisierende Auffassung eines Spiels im Sinne Ingolds kann man füglich auch die poetischen und bildlichen Darstellungen des Totentanzes bezeichnen.“ Schachmoral und Totentanz scheint in einem Gemälde des Straßburger Münsters vereint gewesen zu sein. Auf den Tanz in bildlichem Sinn gehen die Sprichwörter: Der tanzt wohl, dem das Glück aufspielt. Wer gern tanzt, dem ist bald gepfiffen. Er muß tanzen, wie man pfeift. Auf das mit dem Tanz verwandte Ballspiel bezieht sich die Redensart vom Ball des Schicksals, Spielball des Geschicks, des Glückes Ball. Auf das Kegelspiel: Wie man aufsetzt, so kegelt man. Wer kegeln will, muß auch aufsetzen. Kugel der Fortuna, Kugelgöttin. Das Glück ist kugelrund. Die Engel oder St. Petrus kegelt droben im Himmel, oder der liebe Gott schiebt Kegel, wenn es donnert. Der Blitz oder Donnerkeil fällt als himmlischer Kegel manchmal herunter vom himmlischen Spiel, oder ein Kegelstein, Meteorstein.

Andere sinnvolle Sprichwörter über das Spiel: Das beste Spiel heißt: siehe zu! Das beste Spiel ist nicht des Lichtes wert. Das Spiel ist angefangen, es muß fortgesetzt werden. Das Spiel hat auch sein Recht. Der eine beginnt das Spiel, und der andere steckt den Gewinn ein. Ein bös Spiel will auch gespielt sein. Es ist kein Spiel, der Teufel hat sein Teil dabei. Im Spiel gibt's keine Freundschaft. Im Spiel lernt man die Leute kennen. Am Spiel erkennt man, was in einem steckt. In Spiel und Spott sagt man oft die Wahrheit. Man muß das Spiel karten, wie man's hat. Spiel ist Spiel. Wenn das Spiel am besten ist, kommt der Tod. Wenn das Spiel aus ist, sticht der Bauer den König. Wer dem Spiel zusieht, der kann's am besten. Zu bösem Spiel muß man gute Miene machen. Das alte Spiel! Er hört das Spiel im Paradies, aber er darf nicht eintreten. Laßt mich aus dem Spiel! Spielverderber! Wer nicht spielt, gewinnt nicht. Wer sich selber spielt, kann tanzen, wie er will. Er macht es spielend. Er spielt um die Sonne, ehe es Tag wird. Er spielt wie Karl der Große, d. h. er hört auf, wenn er gewonnen hat. Er spielt um des Kaisers Bart. Das ist das beste Spiel: viel schöne Taten tun, nicht reden viel.

In der Sprache Luthers nimmt die Spielsymbolik einen breiten Platz ein: Also treibt es Gott mit den Seinen, kartet das Spiel so seltsam, daß es scheinet, als sollt nur das Widerspiel geschehen. Letzlich kömmt unser Herr Gott, teilt das Spiel aus. Satanas hat uns, fürnehmlich mir, ein fein Spiel zu Wittenberg angericht. Es scheinet ja zu unbillig und ungereimt, daß Gott das Spiel so abenteuerlich angreifen soll (mit Adam). Nun muß der Teufel aus göttlicher Macht, nicht seinem bösen Willen nach, das Spiel treiben. Unser lieber Herrgott hat das Spiel so trieben, durch unsern itzigen Kurfürsten. Darum hoff ich, dieser Christus soll uns dies Spiel nicht allein wieder zurecht bringen, sondern auch zu Nutz wenden. Gott hat wider aller Welt Meinung das Spiel dahin geführt. Gott wolle mit dem jüngsten Tage drein kommen und dem Spiel ein Ende machen.



Gott will auch mit im Spiel sein, er will's durch uns tun. Da ist unsers eigen Fleischs Schwachheit und der alte Adam auch mit im Spiel. Der Mensch wird, wenn er also geistlich in Gott lebet, auch heraus gehen, in Himmel und Erden, mit Sonn und Mond und allen andern Kreaturen spielen (nach dem Tode). Man hat bisher in hohen Schulen spekuliert und gespielet mit seinen Werken droben im Himmel. Der Teufel spielt mit dem Menschen, läßt ihn zuweilen Ruhe haben. Gott spielt mit Abraham wegen Isaak wie mit einem Apfel. Die Vernunft spielt Blindekuh mit Gott und tut eitel Fehlgriffe und schlägt immer neben hin, daß sie das Gott heißt, das nicht Gott ist. Der Teufel spielt kurzweilig, wenn er disputiert. Die Welt kartet immerzu das Widerspiel mit Gott.

Franck sagt in seinem Weltbuch: Aristoteles, Homerus und viel der Alten haben sich selbs hart bekümmert, zum Teil unsinnig gemacht und getötet, daß sie aller Ding Art und Ursach nit haben finden mögen, noch Gott durchaus in sein Spiel sehen. Und Aventin sagt in seiner Chronik: Das arm elend römische Reich war gleichsam ein Ball, das Glück spielet mit ihm, warfs hin und her.

Fischart meint: Die Astrologie schimpfet (spielt) und kartenmischelt mit Himmel und Erde. Das Fegefeuer nennt er die Kirchweih auf aller Seelen Kegelplatz. Martin Heyneccius dichtet (Drei Komödien, 1582):

So geht es zu, daß oft und viel
Gott mit den Leuten hat sein Spiel
Und ballworft sie bald auf, bald nieder,
Bald her, bald hin, bald dort herwieder.

Der Theologe Schaller sagt 1604: Jesus Christus hat sein Lust- und Spielwerk mit seinen Kinderlein, er verbirgt sein freundlich Angesicht ein wenig vor ihnen und verkreucht sich gleichsam hinter die Wand.

Der katholische Moralist Ägidius Albertinus schrieb 1612 „Der Welt Tummel- und Schauplatz", ferner 1614 „Der Welt Turnierplatz", als moralisierende Allegorien im Sinne des alten Gleichnisses.

Opitz dichtet:

Wann Rat und Tat erliegt, wann alles ist getan,
Kömmt Gott doch in das Spiel und nimmt sich unser an.

Schuppius meditiert: Wann wir die vorige und alte Zeiten beleuchten, sehen wir eben das alte Spiel, wiewohl von unterschiedlichen Personen agieret und gespielet.

Aber es ist Zeit, uns dem großen Schauspieldichter Shakespeare zuzuwenden. Er sieht in seinem eigenen Kunstwerk selber das Symbol des Lebens: „So spielen wir Possen mit der Zeit, und die Geister der Weisen sitzen in den Wolken und spotten unser" (Heinrich IV. 2. Teil, 2, 2). Hamlet (1, 4) nennt die Menschen „Narren der Natur". Dasselbe Bild „Narren der Zeit" erscheint in den Sonetten und epischen Dichtungen, mit Bezug auf die Clowns der englischen Bühne.

„O Welt, dein wechselnd Spiel!" heißt es im Coriolan (4, 4); „Tragödien sind der Götter Lust" im Titus Andronikus (4, 1). Im Sturm verkündet Prospero feierlich nach Aufführung eines geisterhaften Zwischenspiels (4, 1):

Das Fest ist jetzt zu Ende; unsere Spieler,
Wie ich euch sagte, waren Geister und
Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.
Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Teil hat, untergehn
Und, wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —

Hier wird das Bild des Spiels mit dem verwandten des Traumes verbunden. In „Wie es euch gefällt" tröstet der Herzog den melancholischen Jaques (2, 7); „Dieser weite allgemeine Schauplatz beut mehr betrübte Szenen dar als unsre, worin du spielst." Und Jaques antwortet:

Die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Fraun und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab,
Und einer spielt im Leben viele Rollen
Durch sieben Akte hin. (Kind, Verliebter, Soldat, Richter.)
— Das sechste Alter
Macht den besockten hageren Pantalon,
Die tiefe Männerstimme umgewandelt
Zum kindischen Diskant. — Der letzte Akt,
Mit dem die wechselnde Geschichte schließt,
Ist zweite Kindheit, gänzliches Vergessen.

Shakespeare bezieht sich hier ohne Zweifel auf die Inschrift, die an seinem Theater angebracht war; ein Herkules trug einen Globus mit dieser Aufschrift: „Totus mundus agit histrionem." Alle Welt spielt Theater. Ben Jonson hatte darauf diesen Reim gemacht:

Wenn alle Welt sich auf die Bühne stellt,
Wo finden wir Zuschauer für die Welt?

Und Shakespeare gab die Antwort:

Wir tun ja nur, was wir auch sehn ringsum,
Zugleich als Spieler und als Publikum.

Eine ähnliche Inschrift hatte Vondel für die „Schauburg" in Amsterdam gedichtet:

Die Welt ist ein Spielhaus alleweil;
Jeder spielt seine Rolle und kriegt sein Teil.

Cervantes, Shakespeares ebenbürtiger Zeitgenosse, hat in einer schönen Stelle seines Don Quijote (2. Teil, 5. Kapitel) dasselbe Bild ausgeführt; er läßt seinen Helden sagen:



„Was übrigens das Schauspiel betrifft, Sancho, so wünsche ich, daß du dich mit ihm aussöhnst, wie auch mit den Schauspielern selbst und ihren Verfassern; denn sie leisten dem Staate einen wesentlichen Dienst, indem sie uns bei jedem Schritt einen Spiegel vorhalten, worin man das ganze menschliche Leben, wie es ist, dargestellt sieht. Keine andere Vergleichung kann uns, was wir sind und was wir sein sollten, lebhafter schildern als das Schauspiel und die Schauspieler. Oder sage mir, hast du nie ein Stück, in dem Könige, Kaiser, Päpste, Ritter, Damen und andere Personen vorkommen, spielen sehen? Der eine macht den Kuppler, der andere den Scheinheiligen, dieser den Soldaten, jener den Kaufmann, wieder ein anderer den einfältigen Schlaukopf oder den verliebten Narren; und ist die Komödie zu Ende, haben die Spieler die Kleider abgelegt, so sind sie wieder alle gleich. Das nämliche ist es mit dem Theater des Lebens, wo die einen Kaiser, die anderen Päpste sind und ebenso viele Personen vorkommen, als man in einer Komödie spielen lassen kann. Am Ende aber, das heißt, wenn das Leben aufhört, nimmt ihnen allen der Tod ihren Flitterstaat, worin ihr Unterschied bestand, und alle sind sich im Grabe wieder gleich."

„Ein herrlicher Vergleich!" antwortet Sancho. „So ganz neu ist er freilich nicht mehr, denn ich habe ihn schon manchmal gehört, ebenso oft wie den vom Schachspiel: so lange das Spiel dauert, hat jede Figur ihre besondere Bestimmung, ist es aber aus, so mischt man sie durcheinander und wirft sie in eine Schachtel, wie man die Toten ins Grab wirft."

Jakob Boehme, der Mystiker, erklärt das Werden der Welt durch das Element des Spieles, das der Kraft innewohnt. Alle schöpferische Selbstbetätigung ist ihm ein Spiel, eine vom Nutzzwecke befreite Ausgabe organischen Kraftüberschusses. Gott geht in die Natur ein, „daß seine Kraft möge in Schiedlichkeit und Empfindlichkeit kommen und daß ein Bewegen und Spiel in ihm sei, da die Kräfte miteinander spielen und sich in ihrem Liebesspiel und Ringen also selber offenbaren, finden und empfinden." Die Welt ist der Ort der Kräfte, „darinnen sie ihr Liebesspiel als in einem Gehäuse verbringen können, daß sie etwas haben, damit und darinnen sie mit ihrem ringenden Liebesspiel mit sich spielen." (M. Buber in der „Wiener Rundschau" 5, 12.) An einer andern Stelle (Gnadenwahl 1, 14; 5, 12) läßt der mystische Philosoph den Geist Gottes aus sich selber spielen in ausgehauchter Kraft, göttlicher Beschaulichkeit und Weisheit, und in Formierungen einführen.

Klarer spricht der priesterliche katholische Mystiker Angelus Silesius im „Cherubinischen Wandersmann":

Dies alles ist ein Spiel, das ihr die Gottheit macht;
Sie hat die Kreatur um ihretwilln erdacht.

Oder:



Gott ist ein Organist, wir sind das Orgelwerk,
Sein Geist bläst jedem ein und gibt zum Ton die Stärk.
Gott ist nur alles gar; er stimmt die Saiten an,
Er singt und spielt in uns. Wie hast denn du's getan?
Ein Herze, das von Grund Gott still ist, wie er will,
Wird gern von ihm berührt. Es ist sein Lautenspiel.

Dazu das Bild vom Kampfspiel und vom Wettlauf:

Christ, laufe, was du kannst, willst du in Himmel ein!
Es heißt nicht, stille stehn. Du mußt der Erste sein.
Lauf nach dem Ehrenpreis! Du mußt der Erste sein.
Du trägest nichts davon, kriegst du ihn nicht allein.
Ein Kampfplatz ist die Welt. Das Kränzlein und die Kron'
Trägt keiner, der nicht kämpft, mit Ruhm und Ehr davon.

Auch sein priesterlicher Zeitgenosse, der Jesuit Balde, macht das Schachspiel zum Sinnbild des Dreißigjährigen Krieges und schließt die Ode darauf also: Ein Spiel ist das Leben, ein Spiel wir selbst.

Warum schlagen wir noch Bücher und Blätter auf?
Alle Lehre Sokrat's über die Nichtigkeit
Unsres Erdegedrängs lehret im Spiel uns hier
Ein mit Puppen besetztes Brett.

Siehst du, Freund, wie das Glück Würden und Ämter teilt?
Wie's die Plätze bestimmt? Wie sie im Wechsel sind?
Freund, so spielen auch wir, selber ein Spiel des Glücks,
Ungleich, aber im Ausgang gleich.

In den Reihen der armen Bauern beginnt die Schlacht, aber mancher Bauer wird ein streifender Tamerlan. Narren und Läufern stehen Häuser, Hof und Zelt offen. Die Königin geht als Amazone, wie's ihr beliebt: Damen ist viel erlaubt; alles weicht der Macht weiblicher Krieger, die viel begehren und viel wagen. Endlich schließt das Spiel:

... Du siehst Ritter und Bauern jetzt,
König, Springer und Narr hier in der Büchse Grab
Durch und übereinander ruhn.

Also gehet die Welt. Liktor und Konsul geht
In die Büchse, der Held und der Besiegete.
Du vollführe dein Amt; spiele des Lebens Spiel,
Das ein Höherer durch dich spielt!

An anderer Stelle sagt er: Mond und Sonne, sie spielen miteinander. Weiters:

Das Leben ist ein kurzes Spiel;
Kaum ist es angefangen,
In besten Freuden hörets auf;
Da weinen dann die Knaben.

In anderer Wendung:

Also spielet das Glück, der Hofkapelle
Tonverständige Künstlerin. Wie artig
Jetzt ihr Fingerchen auf der Saite diesen

Niederdrücket und jenen hebt und jenen
Zierlich sprenget hinweg! In Dur- und Mollton
Spielt das Stück und in leisem Pizzicato,
Bis die Spielerin, selber satt des Gaukelns,
Schnell an fürstlicher Gruft und unter lautem
Hofgeheule die Geige wild zertrümmert.

Und weiters stellt er die tiefsinnige Frage: „Spielen wir? Oder sind wir ein Spiel? Ein ägyptisches Rätsel! Rede, verborgene Sphinx, rede!"

Der dritte große priesterliche Dichter des 17. Jahrhunderts, Calderon, hat in seinem geistlichen Festspiel „Das große Theater der Welt" den klassischen Ausdruck unserm Spielbegriff gegeben. Er läßt hier Gott als den Meister des Schöpfungswerkes also zur Natur sprechen:

Aus eigner Macht bereiten
Will ich ein Fest mir, denn zu allen Zeiten,
Um meine Kraft und Herrlichkeit zu preisen
Wird die Natur sich festlich mir erweisen.
Und da vor allen Festen
An würd'gem Schauspiel sich am allerbesten
Die Geister kräftigen und heben
Und nur ein Spiel ja alles Menschenleben,
So mag auf deinen Auen
Der Himmel auch ein Schauspiel heute schauen,
Das, bin ich Herr hier eben,
Notwendig von den Meinen wird gegeben.
So hab ich denn aus diesen
Die Menschen als die Tüchtigsten erkiesen,
Die in gemessnen Weisen
Auf den vierfach geschiednen Erdenkreisen
Des Welttheaters wacker spielen sollen.
Ich selbst verteil' die Rollen
Nach eines jeglichen Natur und Richtung.
Doch daß des Festes Dichtung,
Wie sichs gebüret, auch mit allen Prachten
Der Szenerie und mit dem Schmuck der Trachten
Ergötzlich blende,
So rüste du verschwendrisch und behende
Die holden Scheine,
Daß jeder Wirkliches zu schauen meine.
Und nun ans Werk! Derweil ich dirigiere,
Sei du die Bühne, und der Mensch agiere!

Nun kommen die ungebornen Menschen:

Meister, siehe hier die Deinen.
Nicht geboren erst zu werden
Braucht ja dein Geschöpf auf Erden,
Um vor dir, Herr, zu erscheinen.
Noch beschwingt die Seele keinen.
Ohne Leben, ohne Sinnen,
Trüb, gestaltlos wir zerinnen,
Wie der Rauch, des Windes Raub. —
Hauch' beseelend an den Staub,
Daß wir unser Spiel beginnen!

Deines Denkens Schattenrisse
Sind wir, die nicht schaun, nicht leben,
Halb im unentschiednen Schweben
Nichts von Gut und Böse wissen.
Drum wenn aus der Welt Kulissen
Wir hervor hier treten sollen,
So verteile nun die Rollen,
Denn es ziemt uns allzumal
Nimmer in dem Stück die Wahl,
Welchen Part wir spielen sollen.

Der Meister verteilt die Rollen und spricht, da nicht alle mit der Wahl zufrieden sind:

Wisset, diese Bühne ziert
Minder nicht, wer ohne Fehle
Schlicht und recht aus voller Seele
Mit dem Bettelstab agiert,
Als wer Kron' und Zepter führt.
Und wenn einst der Vorhang fällt,
Werden beide gleich gestellt. —
Jede Rolle kann dich heben,
Denn das ganze Menschenleben
Ist ja nur ein Schauspiel hier.
Und ist dann das Spiel geschlossen,
Speist an meiner Seit' zur Nacht,
Wer's am besten hat gemacht.

Das Stück heißt: „Tue recht — Gott über euch!"

Ruhm wird sich das Spiel erwerben,
Nehmt ihr immerdar in Acht,
Daß der Himmel richtend wacht,
Daß ihr wurdet, um zu sterben. —
Für die sämtlichen Genossen
Habe ich ein Buch erschlossen (das Gesetz),
Dem, des Sinne sich verdüstern,
Draus einhelfend zuzuflüstern.

Der Meister sieht vom Throne zu. Die Weisheit spielt die Ouvertüre. Das Gesetz der Gnade spricht den Prolog, den Kern und Sinn des Spiels in den Spruch zusammenfassend:

Sollst wie dich den Nächsten lieben!
Tue recht! Gott über euch!

Das Gesetz läßt sich auch immer als Souffleur vernehmen, diese letzten Worte allen Personen wiederholend. Die Spieler treten durch die Pforte der Wiege ein. Nach einer Weile, da das Spiel im Gang ist, sagt der Meister:

Manchen Fehl könnt' ich verbessern,
Der sich meinem Blick hier beut,
Doch dazu gab ich dem Menschen
Starken Willen und das Reich
Über seine Leidenschaften,
Auf daß jeder tüchtig sei,
Durch sein Tun sich selbst zu adeln,



Und so lass' ich alle frei
Heute ihre Rollen spielen.
Doch wie bunt die Wirrung sei,
Im Zusammenspiel beacht' ich
Jeglichen für sich allein.

Dann ruft von der Grabespforte die Stimme des Todes jeden ab von der Bühne, wenn seine Rolle vollendet ist. Die Weisheit spricht den Epilog, und die Welt entkleidet die Spieler mit den Worten:

Kurz war das Schauspiel. Aber wann verwehen
Nicht rasch des Lebens Spiele kaum verklungen!
Wo alles nur ein Kommen ist und Gehen,
Das keinen überrascht, der's recht durchdrungen?
Verödet schon seh' ich die Bühne stehen;
Zu ihrem Urstoff, dem sie sich entrungen,
Kehrt nun die Form, die jeder angenommen;
Staub scheiden sie, da sie als Staub gekommen.

Von allen jetzt, vom Kön'ge bis zum Bauer,
Fordr' ich zurück, was sie von mir erbeutet
An eitlem Tand für dieses Schauspiels Dauer,
Daß jeder scheine, was sein Part bedeutet.
An diese Tür stell' ich mich auf die Lauer,
Und wer da meine Schwelle überschreitet,
Leg' ab, was er an Schmuck mir hat entnommen,
Denn Staub sei wieder, wer als Staub gekommen!

Nur die guten Werke muß sie den Seelen lassen, „das einzige, das ihr der Welt entrungen". Der Meister ladet nun alle an seinen Tisch; die aber ihre Rollen verfehlten, müssen fernbleiben.

Sollen wir neben diesen großen Gedanken die Reime Hofmans von Hofmanswaldau über den gleichen Stoff verzeichnen?

Was ist dieses Rund der Erden
Als ein Spielplatz voller Schein,
Da wir heute Helden werden,
Morgen kaum ein Schatten sein,
Da bei Kronen, Thron und Siegen
Fessel, Band und Ketten liegen!

Ferner:

Was ist die Lust der Welt? Nichts als ein Fastnachtsspiel.

In den historischen Liedern des Dreißigjährigen Kriegs (bei Ditfurth) ertönt „Das böhmische Jagdhörnlein" (1621), da heißt es „Vom Papst zu Rom, Jesuwitern, Pfaffen, Münch und Nonnen; wie dieselben ihnen haben lassen in die Karte sehen und dadurch das beste Blatt im Spiel verloren" (1622). Ein neues Lied wird gesungen „Von dem Leipziger Schluß und was man allda für einen Tanz durchs römische Reich vorgehabt" (1631). Eines besingt das „Tilly-schwedische Konzert und Kontrapunkt von groben schweren Noten, davon die Köpfe bluten", eines die „Breitenfeldische Schweinhatz" (1631), ein anderes das „politische Picketspiel", eines das „groß europisch Kriegsballet, getanzt durch die Könige und Potentaten, Fürsten und Republiken



auf dem Saal der betrübten Christenheit" (1633). In den späteren historischen Volksliedern bei Ditfurth erscheint: das „Theatrum mundi, das ist komödiweis dargestellte Begebenheiten" (1653—1657). „Ganz neues Theatrum mundi" (1672—1679). „Straßburger Schachmatt" (1681). „Ganz neues Welttheater" (1725). „Das nagelneue Piquetspiel" (1690), wo Frankreich sagt:

„Wem es beliebet nicht,
Dem schmeiß ich noch dazu die Karten ins Gesicht!

Tököly spielt mit fremdem Geld und fremden Karten. Der Tod tanzt mit Wallenstein, Ludovicus von Frankreich (1715) und Prinz Eugen (1736) den Totentanz.

Philander meint, der Türke wird dem Teutschland den Garaus spielen. Der Spielmoralist Wesenigk sagt, wenn alte Leute wie die Kinder in ihrem Lasterleben mit Gott Versteckens spielen, da wacht Gott im Grimm auf und spielt mit ihnen auch des Versteckens in seinem Zornstrafen. Anderseits spielt der Satan mit vielen klugen, gelehrten, hochansehnlichen, gewalthabenden Leuten täglich blinde Kuh. Günther dichtet, daß Liebe und Tod zusammen ihre Wunderwerke spielen mit allen, die auf Erden gehen.

Auch Kant spricht vom abwechselnden Spiel des Weltlaufs (1, 53) und sagt in seinem Trauergedicht auf den Professor der Rechte L'Estocq († 1780):

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuß, der andere zum Scheinen.
Gleich blinde Torheit gafft einander spöttisch an;
Der tändelt bis ins Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird Eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
Das andre ist nur Spiel,
Denn Mensch und weise sein, ist Sterblichen zu viel.

Übrigens erzählt Jachmann, daß Kant „mit dem eitlen Spiel des irdischen Lebens nicht so zufrieden war, daß er seine Rolle noch einmal zu spielen wünschte".

So kommen wir zu den neueren deutschen Klassikern. Von Herder habe ich bereits die verdienstvollen Übersetzungen aus dem Lateinischen des Jesuiten Balde benutzt. Herder bespricht auch das Buch des Comenius „Die Schule ein Spiel" und fügt bei: Das ganze Leben der Menschen ist ein Spiel; wohl dem, der es froh und mit Verstande spielt.

Wieland schrieb „über die ältesten Zeitkürzungsspiele", daß Teut oder Hermes der Ägyptier die Würfel erfunden, Helena das Moraspiel, um die Zeit der langen Belagerung zu vertreiben, Palamedes das Brettspiel aus dem gleichen Grund. Er erzählt, daß Herodot die meisten Spiele dem uralten Lyderkönig Atys zuschreibt, der dritthalbhundert Jahre vor dem trojanischen Kriege lebte; er habe damit in



einer Hungersnot das Volk zum Vergessen seines Elends gebracht. Einen Tag aß die Hälfte des Volkes, den andern spielte sie. Er berichtet, wie Athenäus das Kegelspiel in der Odyssee genau beschreibt; die 108 Freier spielen in zwei Partien, das Spiel ist zugleich eine Art von Sortilegium. Das Schach sei zu Anfang des 5. Jahrhunderts vom Brahman Nassir erfunden, um dem König Behiib oder Behram zu lehren, daß ein Fürst matt werden müsse, wenn er die Untertanen verliert, also eine Parabel. „Warum sollten die Spiele der Menschen unserer Aufmerksamkeit unwürdig sein? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unserer Kindheit und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. Arbeiten wie ein Lastvieh ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseins, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungener Dienst der eisernen Notwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen und die Könige mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude ohne Spiele gewesen? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen, die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre. Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlöße, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen."

Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" hat viel vom pädagogischen Spiel an sich. Im übrigen meint Lessing, daß Gott seine Hand bei allem im Spiele hat, auch bei unsern Irrtümern. Ein von Gott der Hölle in die Hände gespielter Sieg sei aber ein Hirngespinst. Die tappende Neugier der Sterblichen ist ein Spiel für Gott und Geist, doch für beide des Zusehens nicht wert. Im Nathan heißt es (1, 2): Gott lenkt die strengsten Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott — gern an den schwächsten Fäden.

Nach Goethe spielen mit dem Menschen Wolken und Winde. Wir wollen überall die Hände im Spiel haben und zugleich als Zuschauer die Freude der Illusion genießen (Wilhelm Meister). Sollen wir aber auch mit Gott spielen wie untereinander? (Egmont 1.) In der großen Natur spielt und arbeitet alles aufeinander. Der Mensch hat sich in die Welt gespielt. Goethe spricht davon, wie etwa die



Karten über den Wolken fallen mögen, und daß nur ein Gott vermag, Kegel und Kugel zu sein. Aber „wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht“ (Zahme Xenien).

Schillers bedeutende Stellung als Theoretiker des ästhetischen Spielbegriffs ist bereits wiederholt gewürdigt worden. Er hat aber auch den Spielbegriff in seiner Poesie mannigfach ausgedrückt. „Das Spiel des Lebens“ heißt ein Gedicht, darin der Dichter als Guckkastenmann sich darstellt:

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.
Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.
Ein jeglicher versucht das Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen;
Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
Der Held dringt vor, der Schwächling bleibt zurück,
Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie alle.
Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Schiller besingt den „spielenden Knaben“, den „Tanz“ als Sinnbild der ewig sich drehenden Schöpfung, als Lehre des Maßes: „Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.“ „Hoher Sinn liegt oft in kindschem Spiel!“ so tönt die Geisterstimme an „Thekla“. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“ ruft Wallenstein vor seinem Tod (1, 3). Der Dichter sieht Sterne jugendlich auferstehen, tausendjährigen Gang durchs Firmament zu gehen, sieht sie spielen nach den lockenden Zielen. Er spricht vom Schicksal, das immer wechselnd seine Kugel dreht. Er sagt vom Dichter:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Ganz hieher gehören die Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Der Spieltrieb verbindet die sinnliche und vernünftige Natur des Menschen, Realität und Formalität (11. und 12. Brief). Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sei, daß die Zeit einen Inhalt habe, der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, keine Veränderung sei. Der Spieltrieb hebt die Zeit in der Zeit auf, vereinbart Werden mit absolutem Sein, Veränderung mit Identität. Er empfängt, wie er selbst hervorgebracht hätte, er bringt so hervor, wie der Sinn zu empfangen trachtet. Der sinnliche Trieb schließt Selbsttätigkeit und



Freiheit aus, der Formtrieb das Leiden. Jener nötigt durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb bringt Form in die Materie, Realität in die Form (14. Brief).

Der Gegenstand des Spieltriebs ist lebende Gestalt, Schönheit, gemäß der Forderung der Vernunft, daß eine Gemeinschaft sei zwischen Form und Stoff, das heißt ein Spiel. Alles Wirkliche, Notwendige wird so klein und leicht, verliert seine Schrecken, indem es mit der Empfindung zusammentrifft. Das Spiel erniedrigt nicht, macht nicht frivol, sondern es macht in diesem hohen Sinne den Menschen erst vollständig, es entfaltet seine doppelte Natur auf einmal. Dabei ist aber nicht an die gewöhnlichen Spiele zu denken, sondern an das Ideal des Spieltriebs. Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Der Spieltrieb vereint so Anmut mit Würde und versetzt uns zugleich in den Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung (15. Brief), in ein ideales Gleichgewicht von Realität und Form, in eine Schwankung von Anspannung und Abspannung (16), in einen mittleren Zustand zwischen Leiden und Tätigkeit, aber nicht durch Vermischung, sondern durch Aufhebung, mit einem Wort, in Freiheit (18). Jeder andere Zustand weist auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingung seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Darum schafft er Gleichmut und Freiheit des Geistes. Das Kunstgeheimnis des Meisters besteht darin, daß er den Stoff durch die Form vertilgt. Darauf beruht die Katharsis, die Reinigung der Leidenschaften (22). Die ganze Natur spielt, das Tier, die Pflanze, überall ist die freie Bewegung Selbstzweck. Auf dem Spiel der freien Ideenfolge im Menschen beruhen die meisten Spiele. Die freie Lust wird vom Menschen mit Bewußtsein in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, das Unnötige ist bald der beste Teil seiner Freuden (27).

Auf dieser Spieltheorie beruht alle Ästhetik. Wichtig ist dafür noch dieser Ausspruch Goethes: Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entstehen. Dem entspricht Schiller: „Streng genommen verträgt der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer sein soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll."

Den Spielgedanken nimmt die Romantik auf. Novalis verkündet, daß es bei uns steht, das Leben wie eine schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten, daß wir schon hier im Geist in absoluter Lust und Ewigkeit sein können und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ist, der fröhlichste aller Gedanken werden kann (Fragm.). Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt. Der König müßte der Künstler der Künstler sein, indem er von seinem überschauenden Standpunkt aus die Künstler

erzöge und anwiese; er ist gleichsam berufen, ein unendlich mannigfaches Schauspiel aufzuführen, dessen Poet, Direktor und Held er selber ist, die Heldin und Muse die Königin.

Schopenhauer vergleicht die Zeit einem Theaterwasserfall, der herabzuströmen scheint, während er als bloßes Rad nicht von der Stelle kommt (Parerga 1, 105 [Reclam]).

Der neunzehnjährige Tondichter Schubert schreibt 1816 in sein Tagebuch: „Der Mensch gleicht einem Balle, mit dem Zufall und Leidenschaft spielen. Die Welt gleicht einer Schaubühne, wo jeder Mensch eine Rolle spielt. Beifall und Tadel folgt in der andern Welt. Ein schlechter Theaterregisseur, welcher seinen Individuen solche Rollen gibt, die sie nicht zu spielen imstande sind."

Uhland schreibt sehr tiefsinnig in ein Stammbuch:

Das Bild ist höher als sein Gegenstand,
Der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit.
Wer nur die Wahrheit sucht, hat ausgelebt;
Das Leben gleicht der Bühne: dort wie hier
Muß, wann die Täuschung weicht, der Vorhang fallen.

Die edle Konvertitin Luise Hensel singt:

In diesem Blumengarten
Soll Kindlein froh und still
Ein Morgenstündlein warten,
Bis er es holen will.
Es soll nur freundlich spielen
Auf grüner Erde Rund;
Es spielt mit lieben Schwestern,
Mit Sonnenblumen bunt.

Das ganze bis dahin ungedruckte Gedicht steht in der „Literarischen Warte" VI, 5 (1905).

Raimund läßt den Genius der Tugend sagen (Moisasur):

Nur ein Kampfplatz ist die Welt
Und das Böse hingestellt,
Daß es mit dem Guten streite
Und der Hölle werd' zur Beute.
Beide treten in die Schranken
Dieser unruhvollen Welt.
Tugend darf im Kampfe wanken;
Eigne Schuld ist's, wenn sie fällt.
Jedem ward die Kraft hienieden,
Der Versuchung Trotz zu bieten.
Nur der Schwache sinkt im Krieg,
Doch den Starken krönt der Sieg.

Damit will ich, um nicht ins Ungemessene zu geraten, vorläufig diese Reihe der Zeugen abschließen und eine große Zahl anderer für eine spätere Gelegenheit aufbehalten, denn, wie das Sprichwort sagt: Im Spiel ist Aufhören das beste. Und: Wenn das Spiel am besten, soll man aufhören. Oder: Zu wenig oder zu viel verdirbt das Spiel. Spielen ist keine Kunst, sondern Aufhören.





Die Römer in Afrika.

Von Msgr. Graf **Peter Vay v. Vaja.**[1])

XIV.

Die Arena.

Die wogende Wüste zieht, geradeso wie der unendliche Spiegel des Meeres, eine unveränderliche Linie in den Horizont des blauen Himmelsgewölbes. Rings um uns her ist nichts: weder Baum noch Gras wächst. Die Tier- und Pflanzenwelt fehlt in gleicher Weise. Ungemein selten bringt eine lang sich hinschlängelnde Karawane Leben in die versengte, Glut ausströmende Landschaft.

Trotz der vollständigen Einsamkeit und Stille ist diese unendliche Leere weder öde noch traurig. Geradeso wie der Ozean verändert sie sich unaufhörlich, immer ist ihr Anblick ein anderer. Tiefe Schatten und helle Sonnenstrahlen lösen einander vom frühen Morgen bis zum späten Abend beständig ab. Das Flimmern der vibrierenden, durchscheinenden Atmosphäre wirft einen aus Goldfäden gewobenen Schleier über die ganze Ferne, deren Reiz und Zauber in einer wundervollen, nicht wiederzugebenden Stimmung beruht.

Sowie der Wanderer durch die Sahara einherzieht, nimmt er plötzlich gegen Norden auf der ganz ebenen Bildfläche einen dunkleren, bläulichen Punkt wahr. Während er sich langsam nähert, wächst der Erddamm in der Ferne. Noch weiter beginnt er Gestalt anzunehmen. Zuerst würden wir ihn für einen Hügel halten. Bald glauben wir irgend eine Burg aus der Märchenwelt vor uns zu haben. Zum Schlusse beginnt sie so ungeheure Dimensionen anzunehmen, daß wir schon anfangen, unsere Augen für erblindet und uns für ein Opfer der trügerischen Fata Morgana zu halten.

Ja, wie eine phantastische Schöpfung der Fata Morgana taucht das gewaltigste archäologische Denkmal Afrikas, der einstige Stolz von Tysdrus, das kolossale Amphitheater, aus der Wüste empor. Um einen Begriff von seiner Ausdehnung zu gewinnen, halten wir fest, daß es hundertfünfzig Meter lang, hundertfünfundzwanzig Meter breit ist. Seine Höhe wechselt zwischen dreißig und vierzig Metern. So läßt es sich fast mit dem wohlbekannten Kolosseum in Rom vergleichen.

---

[1]) Vgl. „Die Kultur", XI. Jahrg., Heft 2, Seite 150 ff., Heft 3, Seite 278 ff. und Heft 4, Seite 455 ff.

Das Kolosseum mitten in der Wüste! Ganz für sich allein, verlassen, die ganze Umgebung beherrschend, ist der Eindruck, den es auf den Beschauer macht, unbeschreiblich. Das Kolosseum ohne die in seiner Nachbarschaft befindlichen Fabriken und Bierhäuser, ohne die hinzuführende elektrische Straßenbahn. Das Kolosseum verödet, von dem Streit der zudringlichen Cicerones, von der Zudringlichkeit der Verkäufer von Erinnerungsgegenständen und von der traurigen Legion der Touristen befreit. Mit einem Wort eines der ergreifendsten, gewaltigsten Bauwerke der Welt in einer vollständig würdigen Umgebung, wo die geniale Schöpfung von Menschenhand von der reizvollsten Natur umgeben, von dem allerblauesten Himmelsgewölbe gekrönt wird.

Daß die Bewohner Afrikas eben nicht zurückgeblieben sind hinter den Bürgern Italiens auf dem Gebiete der Unterhaltungen, das bezeugt schon jener kolossale Zirkus. Wenn er gefüllt war, konnte er ungefähr 100.000 Personen fassen. Die Galerien erhoben sich stufenweise bis zur obersten Loggia, wo die einfachen Arbeiter und ihre Frauen Platz fanden. Das Gebäude war übrigens in drei Hauptabstufungen oder vielmehr Stockwerke eingeteilt. In jedem derselben führten breite Galerien zum Schauplatz.

Vom architektonischen Standpunkte betrachtet, verdient die Schöpfung das größte Lob. Ihr Stil ist würdig, die Proportionen sind ausgezeichnet. Das Material ist, wie überall in Afrika, ein ungemein warm getönter, glänzender Bruchstein. Was die praktische Verwendbarkeit des Baues betrifft, so verdient dieselbe keine geringere Anerkennung. Die Eingänge, Stufen und Nebenräume sind nach allen Regeln der Kunst angeordnet. Augenscheinlich war für alle Details gesorgt. Die Bequemlichkeit des Publikums wie der Akteure behielt man in gleicher Weise im Auge.

Die Logen der vornehmen Gesellschaft, die Plätze des Militärs, das Bad der Gladiatoren oder das Spital der Verwundeten, alles war „den Anforderungen der Zeit entsprechend", wie man schon damals sagte. Wie wenig bescheiden indessen die Anforderungen jener Zeit waren, das wissen wir aus den Beschreibungen eines Horaz oder Petronius zur Genüge. Nur das Potenzierte durfte auf Erfolg rechnen. Die Leute gingen nur dorthin, wo das Allerbeste, das Allermeiste und das Allerprächtigste geboten wurde.

XV.

Die Volksbelustigungen.

Wie gräßlich diese Vorstellungen waren, wissen wir alle von unseren Schuljahren her. Aber mit welch ausgesuchtem Aufwande diese haarsträubenden Schauspiele in Szene gesetzt wurden und welch unvergleichliche Blüte sie hervorriefen, können wir uns nur an Ort und Stelle vergegenwärtigen. Der Sand war bald in einen Urwald verwandelt, voll von den erbarmungslosesten Bestien der Wildnis, bald war er von Wasser überflutet, bevölkert mit den Ungeheuern des Meeres. Die Vorkehrungen für diese Verwandlungen, unterirdische Lokalitäten für die Versenkungen, sind noch erhalten.

Das Blutvergießen, die Aufregung wäre noch nicht hinreichend gewesen zur Unterhaltung, wenn es nicht im Wunsche der maßgebenden Kreise gelegen und ausnahmslos auf bestimmte Anordnung veranstaltet worden wäre. Wenn Cicero und die einsichtigen Elemente der Gesellschaft, wie wir wissen, jede Gelegenheit ergriffen, ihrer Verachtung solch barbarischen Belustigungen gegenüber Ausdruck zu geben, — die große Masse, und zwar alle Klassen der Bevölkerung bis zum Hofe hinauf waren umso leidenschaftlichere Zuschauer in den Amphitheatern. Sogar mancher spätere Kaiser ist in eigener Person in die Arena hinabgestiegen, da er einen größeren Stolz darein setzte, im Zirkus einen Triumph zu erringen, als auf dem Schlachtfelde sich hervorzutun.

Die Bevölkerung Afrikas hat in dieser Beziehung vielleicht noch die römische überflügelt. Leidenschaftlich hat sie alle Schaustellungen geliebt. Überdies war Afrika als die Heimat von allerlei wilden Tieren in der Lage, die Arena mit den allerseltensten Exemplaren zu füllen. Auf diese Weise hat sich von mancher Vorstellung die Nachricht erhalten, bei der Hunderte von Elefanten, Löwen, Tigern und Panthern aufgerieben wurden. Und nicht geringer war die Zahl der gefallenen Gladiatoren oder der Blutzeugen, die hier den Märtyrertod gefunden haben.

Im Amphitheater zu Carthago haben, wie wir wissen, auch die heilige Perpetua und die heilige Felicitas ihr Leben ausgehaucht. Für so traurige Schauspiele wurde auch das Kolosseum zu Thysdrus erbaut.

Der Schauplatz der erlesenen Vergnügungen der großen Welt war das Hippodrom. Das Pferd liebte der Römer wie der Berber gleich leidenschaftlich. Das Pferd und die Waffen bildeten den Stolz eines jeden freien Bürgers. Wem sein Vermögen es nur immer gestattete, Groß- und Kleingrundbesitzer, hielt sich seine eigenen Reitpferde. Häufig kam es sogar vor, wie wir es bei den Arabern bis zum heutigen Tage sehen, daß sie nichts zu eigen besaßen als die eine oder andere primitive Waffe und ein zottiges Reitpferd.

Wahr ist, daß diese schwächlichen, mageren Tiere sich als unermüdlich bewährt haben und daß überdies ihre Schnelligkeit unübertrefflich war. Auf einer römischen Inschrift können wir die lange Liste der geflügelten Renner lesen, die Preise gewonnen haben, und zugleich, daß sie alle afrikanischer Abstammung waren. Die berühmten Rennställe füllten sich ausnahmslos aus den Gestüten der Großgrundbesitzer der Kolonie. Mancher „Rennstallbesitzer", wie wir heute sagen würden, erwarb nur aus dem Grunde ausgedehnte Ländereien jenseits des Meeres, um dort seine Rennpferde zu züchten. Wie lange der Ruf der in Afrika gezüchteten Pferde gedauert hat, können wir schon daraus ersehen, daß bis zum heutigen Tage die zu den Karnevalsfeiertagen rennenden Pferde berberi oder barberi genannt werden. In Rom wurden noch vor ein paar Jahren die Berberirennen abgehalten, und nachdem sie schließlich eingestellt wurden, heißt die hinter dem Palazzo Venezia sich erstreckende Ebene bis heute Ripresa dei barbari.



Wie sehr sich die Menschen und ihre Gesellschaftsformen gleichen im Laufe der Zeiten, davon gibt den besten Begriff ein Besuch des Hippodroms des antiken Roms und seiner Umgebung oder der Amphitheater seiner Kolonien; mitten unter den in aller Welt zerstreuten Ruinen wird unzweifelhaft ein Bild ihrer einstigen Umgebung erstehen, die ganze Welt der längst dahingegangenen Menschen.

Wenn die Pferderennen in der heutigen Gesellschaft einen so unverhältnismäßig großen Raum einnehmen und den Pöbel der Großstädte nach Tausenden und Hunderttausenden hinauslocken auf den Rennplatz, haben die römischen nicht geringere Anziehungskraft ausgeübt. Und geradeso wie heute hat sich auch damals beim Sport die Spekulation als ein wichtiger Faktor erwiesen. Die Summen, welche bei einem entscheidenden Rennen in Betracht kamen und den Herrn wechselten, beliefen sich auf Millionen. Aber die glückbringende grüne oder gelbe „Dreß" bildete nicht nur für den Rennstallbesitzer, sondern auch für den geschickten Wagenlenker einen einträglichen Erwerb. So wissen wir, daß der berühmte Felix einer der gefeiertsten Wagenlenker seiner Zeit war.

XVI.

Stadium und Turf.

Das Stadium selbst wurde zu allen Zeiten nach denselben Regeln erbaut Die Hippodrome waren treue Nachbildungen des in Rom bis heute sichtbaren Circo Massimo. Die Teilnehmer am Rennen wandten sich in derselben Krümmung, genau in derselben Weise waren das Ziel, die Meta abgesteckt. Und genau so war wohl das Beifallsklatschen, der betäubende Lärm, das Freudengeschrei, welche den Schluß der einzelnen Rennen bezeichneten, unveränderlich im kleinsten wie im größten Zirkus, soweit das römische Reich sich erstreckte.

Wie unter den Strahlen der glühenden Sonne Afrikas ein solcher Hauptrenntag verlief, welches Bild er bot, davon kann nur ein indischer „Cup day" eine Vorstellung geben, denn das große Kolonialreich der Neuzeit, das britische, hat die Pferderennen ebenso in allen seinen Kolonien eingebürgert wie das römische. Der große Renntag ist in Indien gleichfalls ein epochemachendes Ereignis. Man datiert von ihm gewissermaßen die Zeitrechnung, denn überall hört man von den Wochen vor und nach dem großen Preis reden. Zu dem aufregenden Ereignis entsteht dann eine wahre Völkerwanderung nach Bengal, so zwar, daß die zusammengeströmte Menge auf mehrere Hunderttausende anwächst.

Das ganze Rennpublikum war in Afrika versammelt. Aber auch sein Aussehen glich dem indischen Rennpublikum sehr. Die Lumpen der Kulis und Beduinen geradeso wie die Toiletten der vornehmen Welt erstrahlten unter der blendenden Sonne in gleicher Weise farbig und glänzend. Und derselbe unartikulierte Lärm, dem Brausen des Meeres vergleichbar, ist der Ausbruch der unzähmbaren Leidenschaft der Völker Afrikas wie jener Asiens.



Das heutige Indien muß man kennen, um das alte Numidien zu verstehen. Je öfter ich in die beiden Weltteile zurückkehre, um so mehr hilft mir der eine den anderen kennen lernen. Schließlich haben die Menschen immer unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich gedacht uud ähnlich gelebt. Wenn schon in der äußeren Aufrichtung des britischen und des römischen Imperiums eine große Verwandtschaft besteht, so ist sie noch viel größer in dem undefinierbaren inneren Gefühl, welches das eine wie das andere aufgerichtet und eine so lange Zeit hindurch auch aufrechterhalten hat.

Unter den so zahlreichen interessanten Kapiteln der Archäologie sind weitaus die interessantesten jene, welche auf das Dasein der Völker des Altertums, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die ganze alte Kultur ein Licht werfen. Wie beschaffen waren die Menschen damals, wie lebten sie, wie dachten, wie empfanden sie, das bleibt immer Gegenstand des abwechslungsreichsten und anziehendsten Studiums. Von diesem Gesichtspunkte liefert Afrika ein unerschöpflich reiches Gebiet.

Die Vergnügungen spielten im Leben der Völker keine geringere Rolle als die Arbeit. Wenn wir das schon heute sehen, so war es in der Vergangenheit noch mehr der Fall. Die Römer haben als außerordentlich gewandte Politiker und nicht weniger ernste Menschenkenner die eine wie die andere Eigenart des Volkes ausgenützt. Wenn sie seine Arbeit zu ihren Zwecken ausgebeutet und das Geld für den Staatshaushalt eingenommen hatten, verwendeten sie wiederum alles auf den Wohlstand der Untertanen und sorgten reichlich für deren Unterhaltung.

Daher kommt es, daß wir so zahlreichen Theaterruinen begegnen. In den kleinsten Städtchen hatte Thalia ihr eigenes Heim. Selbst in der Nachbarschaft der Lagermauern finden sich die Überreste von Bühnen. Häufig gab es sogar Nabobs, welche genau so wie die Grandseigneurs des XVIII. Jahrhunderts auch auf ihren Landsitzen Bühnen errichteten, wo Theatervorstellungen zur Unterhaltung des reichen Grundherrn und seiner Nachbarn abgehalten wurden.

XVII.

Darstellende Kunst.

Die Römer haben, wie wir wissen, das griechische Theater und seine Vorstellungen völlig unverändert übernommen. Die offene Bühne war so angelegt, daß irgend eine reizende Landschaft als Hintergrund diente. So sehen wir es bis zum heutigen Tage in Taormina, Cirta, Carthago, Orange und an ebenso vielen anderen Orten. In dieser Beziehung finden wir nicht einmal in Afrika eine Ausnahme. Das pulpitum, proscenium, orchestrum, alles das entspricht genau den herkömmlichen Vorschriften, wie sie neuerdings Wagner in Bayreuth verwirklicht hat.

Was die Vorstellungen betrifft, so besaßen diese, wie Boissier behauptet, niemals die Popularität des Zirkus und des Amphitheaters. Wenn sich schon die gebildete Gesellschaft Roms in mancher Tragödie eines athenienſiſchen Autors langweilte, mag das in Afrika noch öfter vorgekommen sein. Außerdem gab es, wie er sagt, seit Terentius nicht einmal hervorragendere neuere Autoren auf dem Gebiete der leichteren dramatischen Literatur.

Um so mehr schwärmte das große Publikum für das dem Aufzug vorangehende Canticum. Die der eigentlichen Darstellung vorangehende Erklärung blieb, wie wir sehen, in fast unveränderter Gestalt in Übung bis zur Blütezeit der mittelalterlichen Mysterien. Fast ganz in klassischer Form können wir dies bis auf den heutigen Tag bei den Oberammergauer Passionsspielen beobachten. Eine andere Abart hat im Canticum neben dem Lautenspieler auch einen Sänger auftreten lassen, und für den Schauspieler blieb nichts mehr übrig als das gleichzeitige stumme Spiel.

Die Vorfahren der heutigen Theatervorstellungen, der Pantomimen, sind ohne Zweifel in den stummen Personen der Antike zu suchen. Sogar die klassische Person der alten italienischen Komödie, den Pulcinell, — oder Pierrot, wie ihm die Franzosen nennen, — können wir in der Jammergestalt des Stupidus gregis erkennen. Wenn von dem antiken saltare tragoediam in Europa das stumme Spiel sich herleitet, ist es in Asien in Gestalt des No-Dramas bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben.

Als Nippons Literatur und Kunst bekannt wurde, beschäftigte ich mich eingehender mit den archaistischen No-Vorstellungen, in denen man bis auf die kleinsten Details die alten Traditionen treu zu bewahren sucht. So ist die Bühne jeder Dekoration bar. Ein grüner Tannenzweig zum Beispiel stellt die freie Natur vor. Nicht weniger symbolisch ist die Handlung selbst. Jede Geste sucht stilisierend, outrierend in symmetrischen Stellungen die fortschreitende Handlung zu vergegenwärtigen, welche ein in den Ecken der Bühne kauernder Sänger mit Fistelstimme unter Begleitung des Tip dob hersagt.

Wer derartige, vom frühen Morgen bis zum späten Abend fortlaufende, nach der Beschreibung schon auf den ersten Augenblick grotesk scheinende Darbietungen nicht bis zu Ende angehört hat, wird sich kaum vorstellen können, welch eine tief ergreifende und unmittelbare Wirkung die wunderbar feierliche und bis aufs äußerste gekünstelte Vorstellung, gerade weil sie alles im übertragenen Sinne und zugleich transponiert darstellt, auf die Zuhörer ausübt. Schließlich hat die Schauspielkunst, welche zu allen Zeiten sich schminkt und eine Larve trägt, dort, wo sie auf jede Täuschung und jeden Schein verzichtet, und dort, wo gar nichts wirklich und alles Komödie ist, — die griechische Tragödie, das römische Drama oder die Larven des No-Spieles und die den Larven entsprechende stilisierte Plastik — nur das gesteigert, auf was es in erster Linie ankommt: die Wirkung auf die Einbildungskraft der Zuschauer.

Mit dem allgemeinen Verfall geriet auch die dramatische Kunst in Verfall. Grobe Späße, Prügeleien und sogenannte Knalleffekte verdrängten die ernste Satire und den feinen Geist. Den Helden des Dramas ver-



drängte immer mehr der Stupidus gregis, der dumme August, wie er bei uns heißt, von seinem Platze. Die Masse der afrikanischen Bevölkerung, welche der höheren Zivilisation gegenüber indifferent geblieben war, begnügte sich sehr bald mit den Späßen der Jahrmarktbuden, vor denen sie lachte und verrohte, zugleich mit ihren neuen Unterdrückern, den vandalischen Kriegern.

Den Glücks- und zugleich Gesellschaftsspielen war keine weniger wichtige Rolle im täglichen Leben zugewiesen. Es ist eine alte Geschichte, daß die Römer große Spieler waren. Mancher Schriftsteller erzählt, wie leichtsinnig die jungen Leute ihr väterliches Erbe durchbrachten. Die geselligen Zusammenkünfte in den militärischen und in den bürgerlichen Kreisen arrangierten zum Zeitvertreib Hazardspiele um hohe Summen. Das Würfel-, Karten- und Damenspiel war in gleicher Weise verbreitet. Auf wie vielen antiken Pflastersteinen sehen wir Damen- und Mühlbretter mit dem Taschenmesser eingeritzt! Wir können kaum einen Unterschied wahrnehmen zwischen jenen, welche vor Jahrtausenden eingekratzt worden sind, und jenen, welche erst gestern einigen Gassenjungen zur Unterhaltung gedient haben. Mir ist fast, als ob ich das Echo der Morra vernähme, geradeso, wie uns bis auf den heutigen Tag in den italienischen Städten das die aufgehobenen Hände begleitende Gebrüll so oft aus dem Schlummer schreckt. Denn sie haben auch das von ihren römischen Vorfahren geerbt wie so manches andere Laster und so manche andere Tugend.

Je mehr ich mich mit dem Altertum beschäftige, um so besser verstehe ich die Gegenwart. Je häufiger ich an die Ausgrabungsstätten zurückkehre, je zahlreichere Ruinen ich besichtige, in um so vollkommenerer Gestalt hebt sich aus zahllosen Trümmern ein einheitlicher Bau. Alles, was ich je gelernt und gelesen habe von den Klassikern, was ich auf meinen Reisen erfahren und gesehen habe, alles das fügt sich zu einem harmonischen, einheitlichen Gebäude. Die ruhmvollen Erinnerungen der Vergangenheit und ihre großen Männer erstehen vor mir immer mehr in ihrer vollen Lebenswahrheit.





Die Schätze der Armenbibel.

Ein Beitrag zur Armenbibelfrage von Dr. **Franz J. Luttor.**

Die Armenbibel, Biblia Pauperum, ist ein Bilderbuch, das zu den typologischen Werken des Mittelalters gehört. Um sie in ihrem Wesen verständlich zu machen, soll hier genetisch vorgegangen werden, das heißt, es soll die Entwicklung der Lehre und Kunst bis zur Typologie kurz charakterisiert werden.

* * *

Die Wahrheiten des Christentums wurden in Wort und Tat den Menschen vermittelt: in den Parabeln und im Leben und Leiden des Herrn. Der Mensch kann sich keine Wahrheit ohne eine gewisse Versinnlichung aneignen, er ist in all seiner seelischen Tätigkeit auf seinen kunstbildenden Geist angewiesen. Daher sind die abstraktesten Ideen und die konkretesten künstlerischen Darstellungen jederzeit untrennbare Freunde gewesen. Schon in den Kindheitstagen des Christentums, da Pinsel und Meißel wirklich in die Hände von Kindern geraten zu sein scheinen, ist geistiges Leben in der Kunst, ein Inhalt, eine bisher nicht geahnte Welt. Die Christusaugen schauen in die alte Welt, aber aus diesen Augen leuchten Gottheit und Menschengefühl vereint.

Der Wert der Seele, das Leiden auf der Erde um einer himmlischen Glückseligkeit willen sind neue Ideen, zu denen man neue Darstellungsarten braucht. Diese Begriffe mußte man zuerst durch Analogien verständlich machen; die Geheimnisse treten ferner in feierlichen Handlungen dem Gläubigen entgegen, — daher die feinausgebildete Symbolik der ersten Jahrhunderte. Man ist gewöhnt, überall eine Seele, eine tiefere Bedeutung zu suchen, so bilden sich ständige Symbole: der Ichthys (Fisch), der Brotkorb, die Traube, der gute Hirt usw. Inzwischen entwickelt sich der kleine Keim zum großen Baum. Man definiert Glaubenssätze, man kämpft mit Ketzern, und die Heilige Schrift steht im Vordergrunde. Es ist eine Übergangsperiode: das Suchen nach Begründung der neutestamentlichen Tatsachen durch die Andeutungen des Alten Bundes. Man sucht und stellt die Typen neben den Prototyp, um die Geschehnisse des Lebens Jesu desto verständlicher zu machen. Ideen und Inhalt zu der Typologie liefert schon die Heilige Schrift selbst. An erster Stelle sind die Prophetensprüche zu nennen. Ihre Anwendung geschieht auf Grund der Aussage Christi (Luc. XXIV. 44, 46): „Es muß alles erfüllt werden, was im



Gesetze Mosis, in den Propheten und Psalmen von mir geschrieben ist ..... So ist es geschrieben, und so mußte Christus leiden und erstehen von den Toten." In den Apostelbriefen sind auch schon Realtypen bezeichnet: Melchisedech, Vorbild Christi als hoher Priester (Hebr. V. 6, VI. 20, VII. 11); das Alte Testament als Vorbild des Neuen (Gal. IV. 22). Auf diesem Wege sind dann die heiligen Väter weitergegangen und haben einen reichen Vorrat zu dem im X. Jahrhundert beginnenden typologischen System zusammengebracht. Ihr Prinzip drückt Eusebius[1]) in folgender Bemerkung aus: „Alle Propheten, die Gesamtheit der alten Schriftsteller, alle Revolutionen des politischen Staates, alle Gesetze, alle Zeremonien des Alten Bundes deuten nur auf Christus hin, verkünden nur ihn, bilden nur ihn vor ..... Er war in Adam der Vater der Nachkommenschaft, der Heiligen; unschuldig, jungfräulich wie ein Martyrer in Abel, ein Erneuerer der Welt in Noe, gesegnet in Abraham, höchster Priester in Melchisedech, freiwilliges Opfer in Isaak, Haupt der Erwählten in Jakob, verkauft durch seine Brüder in Josef, mächtig in Werken und Gesetzgeber in Moses, leidend und verlassen in Job, gehaßt und verfolgt in den meisten Propheten ...." Die Begründung gibt der heilige Augustinus an einer Stelle[2]): „Cum in vetere novum lateat, et novo vetus pateat". Doch dafür, daß die Typologie nicht zu einem fieberhaften Suchen nach dem allegorischen Sinne entarte, sind schon bei den Vätern Warnungen zu finden. So richtet zum Beispiel Isidorus v. Pelusium[3]) seinen Protest ebenso gegen die übertriebene mystische Erklärung, die sich bestrebte, alles, was im Alten Bunde geschehen war, auf Christus zu deuten, wie auch gegen die damaligen Rationalisten, die anderseits in dem ganzen Alten Bunde für das Leben Jesu keinen Beweis finden zu können behaupteten. Diese gemäßigte typologische Schrifterklärung hält sich noch im X. und XI. Jahrhundert, und so ist sie in unseren zu besprechenden typologischen Werken angewendet.

Es ist nun nicht mehr erstaunlich, warum gerade im X. und XI. Jahrhundert eine eifrige systematisierende Tätigkeit eintritt. Bis zum VI. und VII. Jahrhundert standen die apologetischen, dogmenentwickelnden Bestrebungen im Vordergrund. Ohne System, nach Bedarf wurden die eben angefochtenen Dogmen verteidigt oder die notwendigen den Gläubigen vorgehalten. Die einzelnen Traktate des Glaubensbekenntnisses wurden auch früher konkordanzartig behandelt, aber nicht in einer weitläufig und kompliziert ausgesponnenen logischen Ordnung. Ein Beispiel hiefür bilden die Gemälde der Sakramentenkapelle in S. Callisto: das eucharistische Opfer, das vorbildliche Opfer Abrahams, die wunderbare Brotvermehrung, die Speisung der sieben Jünger am See Tiberias, das Schifflein der Kirche, welches die Seinen durch die Sturmfluten trägt, die Rettung des Jonas und die Auferweckung

[1]) Demonstr. evang. litt. IV.
[2]) Quaestio in Exodum, cap. 73.
[3]) Geb. um 370 in Alexandrien. Zitiert durch Dr. Heider, Jahrb. der Zentr.-Kommission V. B. 1867, S. 7.

des Lazarus stehen da in sachlichem Zusammenhang mit den liturgischen Gebeten und ihren Ideen. Die stürmischen Zeiten der Völkerwanderung waren durchaus nicht für eine ruhige Entwicklung geeignet. Es ist da in Literatur und Kunst ein Verfall wahrzunehmen, wie ja auch im christlichen Leben der wahre Geist des Evangeliums nicht lange herrschte. Mit der Herstellung der alten Disziplin im Klosterleben und durch die Gründung neuer Orden tritt die Epoche des Wiederaufblühens der Kirchenliteratur ein. Die herrschende Richtung wurde jetzt die systematisierende, man begann das große Material, das durch Jahrhunderte von gelehrten Männern gesammelt worden war, nach verschiedenen Gesichtspunkten zu ordnen, und zwar anfangs nur nach äußeren, heilsgeschichtlichen Tatsachen. Christus wurde als Mittelpunkt genommen, sein Leben als Leitfaden vorgelegt, dem wir folgen müssen, wenn wir bei dem letzten Gericht zu den Auserwählten gehören wollen. Die einzelnen Ereignisse des Lebens Jesu wurden durch Typen bestätigt, als eine Beweisführung aus der Heiligen Schrift, so aber, daß zugleich auch die Tradition die Belege liefert, weil die Anführung der Typen nach der ständigen Überlieferung der Heiligen Väter geschieht. So entstanden zuerst die Kirchengemälde, meistens Fensterbilder, in den nördlichen Teilen des Fränkischen Reiches. Sie waren nicht nur Kirchenschmuck, sondern zugleich Unterrichtsmittel für die christliche Lehre, wie es der Entwicklungsgang der Anwendung von Malereien in der Kirche zeigt. Speziell in Verdun läßt sich eine Werkstätte für Kleinkunst nachweisen, welche die Motive zur Dekoration aus dem typologischen Bilderkreise genommen hat. Das älteste bekannte systematische Kunstdenkmal: der Altaraufsatz von Klosterneuburg, ist gleichfalls aus den Händen eines Verduner Meisters Nikolaus (aus dem XI. Jahrhundert) hervorgegangen. Es sei gleich bemerkt, daß in der illustrierenden Auffassung eine Einheit sondergleichen wahrzunehmen ist. Die Künstler waren an einen Typus gebunden, welchen nicht ein geschriebenes oder gezeichnetes Muster, sondern der Geist der Zeiten mit sich gebracht hatte. Es wird immer ein Geschehnis des Lebens Jesu mit seinen Typen gegeben, und zwar meistenteils nach dem Isidorus Hispalensis[1]) mit zweien, wovon der eine einen Typus „ante legem" (aus der Zeit vor Moses), der andere „post legem" (zwischen Moses und Christus) vorstellt. In den obengenannten Anfängen hat man diese Einteilung genau beibehalten, später werden beide Typen auch der gleichen Periode entnommen.

Mehr entwickeltes System ist in der Zusammenstellung der Biblia Pauperum vorhanden, welche den reinen. klaren Geist des Evangeliums atmet. In der weiteren Entwicklung der typologischen Werke hat sich schon die stark zunehmende Mystik sehr bemerkbar eingemischt, wobei die Bestrebung wahrnehmbar wird, die Christenlehre auch nach inneren Grundideen zu gruppieren. Das hat endlich die doktrinäre Typologie gänzlich umgebracht, für die Entwicklung der

---

[1]) Comm. in Genesim, cap. XVIII.

Lehre aber viel Nutzen gestiftet. Die wichtigsten diesbezüglichen Bildwerke sind: Speculum humanae Salvationis, Concordantiae Charitatis und die Bilderbibel (Biblia picturata). Es ist von gewissem Belang, diese Werke kurz zu charakterisieren, da die zwei früheren zum Verständnis der inhaltlichen, das letztere zur Erklärung der äußeren Weiterbildung der Armenbibel wichtige Anhaltspunkte liefern.[1])

Das Speculum humanae Salvationis hat die Entstehung der Sünde und die Erlösung der Menschheit zum Grundgedanken, der aber etwas verworren zum Ausdruck gebracht wird. Es beginnt mit dem Sündenfall und führt dann die Auserwählung der Jungfrau an. Daran schließt sich das Erlösungswerk durch das Leben und Leiden Christi, während das jüngste Gericht als Abschluß dient. In manchen Exemplaren wird das dritte Vorbild aus dem Leben heidnischer Figuren genommen, um zu beweisen, daß die betreffende Wahrheit selbst dem Gewissen auch ohne Offenbarung bekannt ist.

Die Concordantia Charitatis ist ein Werk aus dem 14. Jahrhundert (1350 vom Abte Ulrich aus dem Kloster Lilienfeld geschrieben). Sie gibt tiefmystische Anweisungen, wie der Mensch sein Leben, seine Freuden und Leiden nach den ewigen Wahrheiten richten muß. Die einzelnen Bildergruppen mit dem erläuternden Texte sind für Predigten bestimmt. Es kommen da auch schon die Tierbilder zur Geltung, welche später in der gotischen Baukunst eine große Rolle gespielt haben. Gegen diese Entartung der Typologie hat sich schon der heilige Bernhard[2]) sehr scharf geäußert, doch bleibt sie noch bis zu den Blütezeiten der Renaissance bestehen.

Die Biblia picturata ist eine Bilderbibel: Altes und Neues Testament in Bildern dargestellt, die einzelnen Szenen ständig mit ihren typischen und allegorischen Bedeutungen. Sie entstand in Frankreich und Burgund und trägt den Charakter der Aurora von Pierre Riga, die später besprochen werden soll, an sich.

Das also sind die Hauptgruppen der typologischen Bilderwerke, welche uns hier interessieren und unter welchen, wie Lutz sehr richtig betont, die Biblia Pauperum viel klarer, traditioneller und biblischer ist als irgendwelche andere.

* * *

Unter dem Namen Armenbibel oder Biblia Pauperum sind gewisse Blockbücher, das heißt in Buchform gebundene Einzelblätter zu verstehen, deren Zeichnungen das Leben Jesu mit Vorbildern und Prophetendarstellungen zum Hauptinhalte haben.

---

[1]) Zur folgenden Beschreibung vgl. Heitz und Schreiber: Biblia Pauperum (Straßburg, 1903), und Lutz und Perdrizet: Speculum hum. Salv. (Mühlhausen, 1907 1909) 2. Band.

[2]) „Quid facit illa ridicula monstrositas; mira quaedam difformis formositas, ac formosa deformitas"; zitiert bei Schreiber a. a. O.



Welche Rolle die Armenbibeln in der Archäologie spielen, sieht man sowohl daraus, daß sie ein treuer Spiegel der dogmatisch moralischen Auffassung ihrer Zeit sind, als auch aus dem Eifer, mit welchem diese Volksbücher mittels Kopien und Druckausgaben vervielfältigt wurden, um weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Bisher sind nämlich schon 33 Handschriften und eine ganze Menge von gedruckten Ausgaben der Armenbibel bekannt.[1])

Das Wiener Exemplar der Armenbibel, das ich genau zu studieren Gelegenheit hatte, besteht aus 34 Bildergruppen, welche auf 17 Seiten (also je zwei auf einer Seite) aneinander gereiht sind. Jede Gruppe ist derart geordnet, daß um die Darstellung eines Geschehnisses aus dem Leben Jesu links und rechts eine typische Szene aus dem Alten Testamente gezeichnet ist; den mittleren Kreis (das neutestamentliche Bild) umgeben Halbgestalten von je vier Propheten. Diese Propheten halten in einer Hand Spruchbänder, auf denen die betreffende Prophezeiung geschrieben steht, mit der anderen zeigen sie auf die Erfüllung der Prophezeiung, auf das neutestamentliche Bild. Über jedem Typus ist ein erläuternder Text angebracht, in welchem zugleich das Verhältnis zwischen Bild und Vorbild gekennzeichnet ist. So ist zum Beispiel zu dem Bilde der Verkündigung Mariä das eine Vorbild die Verkündigung des Protevangeliums. Der Text lautet: „Legitur in Genesi, quod Deus dixit serpenti: super pectus tuum gradieris, et postea ibidem legitur de serpente et muliere: ipsa conteret caput tuum et tu insidiaberis calcaneo eius. Nam istud in annuntiacione B. M. V. adimpletum est.“ Über einem jeden Bilde ist die Erklärung in Leoninischen Versen zusammengefaßt und auch die Tatsache in wenigen Worten angegeben. In der Gruppe der Kreuzigung Christi zum Beispiel steht über dem mittleren Bilde: Eruit nos a tristi baratro passio Christi (auch: Passio Christi). Bei dem Typus „Das Opfer Abrahams“: Signante Christum puerum pater immolat istum; und bei dem anderen Seitenbilde (die eherne Schlange in der Wüste): Laesi curantur serpentem dum speculantur. Manchmal sind die Verse sehr subjektiv gehalten: Pro nobis triste probrium pateris pie Christe.

Die malerische[2]) — besser gesagt zeichnerische — Ausführung der Biblia pauperum ist bewunderungswert. Elegante, sichere Zeichnung charakterisiert das Wiener Exemplar. Die ersten zehn Blätter sind mit dünn- und feinschattierten Farben koloriert; die Lichter sind ausgespart, das heißt das Pergament glänzt unbedeckt durch, was auf einen geübten Maler hinweist. Die schlanken, hie und da überschlanken Gestalten sind Kennzeichen des Zeitgeschmackes. Die Köpfe individualisiert der Maler mit gutem Erfolg. Nur manchmal reißt ihn das Bestreben, zu charakterisieren, bis zur Karikatur hin.

[1]) Vgl. Schreiber a. a. O., Vorwort.

[2]) Zur Beschreibung vgl. Beer: „Miniaturenausstellung der k. k. Handschriftensammlung 1901“, und Janitschek: „Geschichte der Deutschen Malerei“.

Bei der Darstellung der Geburt Jesu zum Beispiel fällt die Gestalt des heiligen Josef ins Burleske. Sonst ist die Zeichnung sorgfältig durchgeführt. Goliath trägt seine ritterliche Ausrüstung. Bei dem bethlehemitischen Kindermorde sieht man im geöffneten Munde des Henkers sogar auch die Zähne. Die Haare sind sehr schön geordnet, meistens in Locken; die Kleiderfalten in tadelloser Weise wiedergegeben.

Von einer Luft- und Lichtperspektive ist natürlich keine Rede; desto stilgemäßer ist aber die Linienführung, was auf den guten Geschmack der dekorativen romanischen Technik zurückzuführen ist. Es ist ja kein Wunder: man hat hier in der Zeichnung eine jahrhundertelange Entwicklung vor sich, wie es die verwandten Glasgemälde und Kleinkunstarbeiten zeigen.[1])

Das erste Bild in der Reihe ist die Verkündigung Mariä, das letzte ihre Krönung. Das gilt von dem Wiener Exemplar. Wenn man nun die anderen Handschriften gleicher Art, welche ich in Faksimilen größtenteils kennen lernen konnte, betrachtet, so findet man eigentlich nur in äußeren Kleinigkeiten eine Abweichung. Die älteste bekannte Handschrift zu St. Florian stimmt mit der unsrigen beinahe vollständig überein. Übrigens könnte man nach Schreiber die Handschriften auf folgende Weise gruppieren:

a) Handschriften, welche auf jeder Seite zwei Bildergruppen aufweisen. Zu diesen gehören die zwei schon erwähnten;

b) Handschriften, in welchen jede Bildergruppe eine volle Seite in Anspruch nimmt. Diese danken ihren Ursprung meistenteils dem XV. Jahrhundert;

c) Bilderlose Handschriften, welche als Entwürfe zu betrachten sind, deren Vollendung unterblieb, weil es in dem betreffenden Kloster an dem geeigneten Künstler oder dem notwendigen Material fehlte. Was die Zahl der Bildergruppen anbelangt, so muß bemerkt werden, daß die Exemplare, welche vor 1350 entstanden sind, meistenteils 34 Gruppen, die in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts entstandenen deren 36 zählen. Die in noch spätere Zeiten fallenden erhöhen sich bis auf 48,[2]) welche Zahl dann mehr oder minder beständig bleibt, auch in den xylographischen Exemplaren und in den Kopien anderer Art. In dem Entwicklungsgang sehen wir natürlich die Spuren der am Ende des XIV. Jahrhunderts aufblühenden Gotik, wie sie sich von dem Naturalismus bis zu ihrem feinen Stil herausarbeitet. Die Grundidee, die einheitliche Auffassung der Armenbibel, bleibt aber immer unberührt. Es muß nochmals betont werden, daß unter dieser Entwicklung nur eine äußere zu verstehen ist. Von einer künstlerischen Erfindung und vertiefenden Erweiterung kann keine Rede sein. Typen, Prototypen, Propheten waren gegeben und schon gruppiert und der Geist der

[1]) Schreiber weilt länger bei dieser Verwandtschaft; sein Hauptzweck war nämlich, eine direkte Abstammung der Armenbibel von den Glasgemälden in Nordfrankreich zu beweisen. Vgl. a. a. O., S. 5 ff.

[2]) Schönbrunner nimmt eine Zahlmystik von zwei Alphabeten an (bei der 40-Blätter-Ausgabe von Einsle und Schönbrunner „Biblia Pauperum").

Zeiten verbot eine individuelle Auffassung. Wer aber der erste Zeichner der Armenbibel gewesen sei, wird die jetzt stark aufblühende Forschung vielleicht feststellen können. Ob die Entstehungszeit bis zum heiligen Ansgarius (Bischof von Bremen, † 865) zurückgeht, darüber haben die Gelehrten schon genug gestritten[1]), ohne eine Einigung zu erzielen. Die neuere Untersuchung in dieser Richtung hat nur so viel festgestellt, daß die Tatsachen, auf deren Grund man diese Behauptung beweisen zu können glaubte, sich als unbegründet zeigen. Eine Randnotiz in dem Hannoverschen Holztafeldruckexemplar besagt nämlich, daß die ursprüngliche Armenbibel vom heiligen Ansgarius herstamme. Nun hat man in Bremen, der Residenzstadt des heiligen Ansgarius, in einer alten Kirche Sandsteingruppen gefunden, welche einen tiefen Zusammenhang mit der Armenbibel aufweisen. Doch diese Sandsteingruppen stammen nicht, wie Heinecken[2]) annimmt, aus dem IX., sondern aus dem XVI. Jahrhundert. Dadurch wird die ganze Kraft der Argumentation geschwächt und der Streit beinahe sachfällig.[3])

Ob aber die Entstehungszeit nur bis zum XV. Jahrhundert zurückzuführen sei, kann man nicht mit Sicherheit behaupten, da dafür nur negative Argumente (Mangel an Exemplaren aus früheren Zeiten) sprechen. Einige schon erwähnte typologische Bilderkreise der Kirchenfenster zum Beispiel stammen ganz bestimmt aus dem X. bis XII. Jahrhundert und zeigen bereits eine entwickeltere Phase.

* * *

Für jeden, der sich mit dem Studium unseres Themas befaßt, ist die Frage nicht zu umgehen, woher wohl diese zierlichen Bilderbücher den Namen „Armenbibel" oder Biblia Pauperum erhalten haben. Es ist sicher, daß ursprünglich, das heißt von dem Autor selbst, kein einziges Exemplar diese Bezeichnung trug. Meistenteils sind die Bücher dieser Art ohne Vorwort und Titel. Wenn man der Entstehung der Benennung in literarischen Kreisen nachgeht, so findet man den Namen zum ersten Mal im Kataloge der Wolffenbüttelschen Bibliothek, nach welchem man dann alle in Deutschland befindlichen Exemplare so bezeichnete. Lessing[4]) meint, es sei das die Schuld des Bibliothekars Lauterbach[5]), der sich durch eine auf der Handschrift befindliche spätere Bemerkung irreführen ließ. So wäre vielleicht die Übertragung des Namens auf die übrigen Exemplare zu erklären, aber nicht die Entstehung. Die neue Forschung hat schon bewiesen, daß solche Bemerkungen von fremder Hand auch auf anderen, früher nicht bekannten

[1]) Vor 1900 hatte man die Frage noch nicht genau untersucht, daher die ernste Polemik. Vgl. Laib und Schwarz: „Biblia Pauperum" (Zürich, 1861), S. 19. Selbst die neueren Lexika stellten die Sache noch als strittig dar.

[2]) Idée générale d'une collection complète d'estamps (Leipzig, 1771), S. 319.

[3]) Heitz und Schreiber a. a. O., S. 1.

[4]) Gesammelte Werke (Berlin, 1859), Bd. IX., S. 239.

[5]) † 1751. Vgl. Menzels Schriftstellerlexikon. Bd. VIII, S. 91.

Handschriften der Biblia Pauperum zu finden sind, daher müssen wir der Entstehung dieses in das Volksbewußtsein übergegangenen Namens irgendwie nahezutreten versuchen.

Sehr bequem und wenig sagend ist die Lösung des Rätsels nach dem Ausspruche des heiligen Gregors des Großen, nach welchem das Bild dem Armen dasselbe sei, was dem Reichen das Wort des Evangeliums. Das gilt im allgemeinen von allen Bilderwerken in der Kirche, hat aber keine Bedeutung in bezug auf die Armenbibeln, welche durchaus nicht ärmlich ausgestattet, nur einzelnen Personen zugänglich und mit ziemlich umfangreichem erläuternden Text versehen waren. — Laib und Schwarz[1]) erwähnen eine Meinung, nach welcher die Benennung von der Überschrift eines Buches des heiligen Bonaventura — Biblia pauperum omnibus praedicatoribus perutilis — abzuleiten wäre. Der Inhalt aber von beiden ist gänzlich verschieden. Falkenstein[2]) wirft den Gedanken auf, man habe den Titel vielleicht von den Pauperes Christi (Fraticelli) genommen, die diese Art von Bibel zur Predigt und zum Unterricht gebraucht haben sollen. Diese Meinung ist nun zwar in dieser Form durchaus nicht begründet, schlägt aber unbewußt den richtigen Weg ein.

Die neuere Geschichtsschreibung lenkt ihr Augenmerk auf ein interessantes Kennzeichen des X. bis XII. Jahrhunderts, auf das Bestreben, den christlichen Geist der Armut wieder aufleben zu lassen. In diese Zeiten fällt die von Clugny ausgehende Renovation des Ordenslebens in Frankreich; eine Folge dieser Bestrebungen war auch die Stiftung des Zisterzienserordens, der die Pflege der Armut auf noch weiterem Gebiete zu beobachten sich bestrebte. Selbst die Weltpriester predigten Bußgesinnung und die Armut Christi, so daß diese Lebensauffassung auch in die Kreise der Weltleute immer mehr Eingang fand. So ist es denn auch zu verstehen, warum die Aufforderungen zu den Kreuzzügen in weltlichen Herrenkreisen so bereitwillig aufgenommen wurden.[3])

Dieser Geist der Armut hat den Namen „arm" auch den Personen und Büchern jener Zeiten aufgeprägt. Im Buche „Schedula" von einem gewissen Theophil[4]), welches die Herstellung einer Metallfarbe beschreibt, finden wir die folgende Notiz: „Ex his ornantur etiam libri pauperum." Wenn wir aber klarstellen wollten, welche diese libri pauperum seien, so entdecken wir eine ganze Reihe von Büchern, die ähnliche Namen tragen. Und zwar nicht nur die für Kleriker bestimmten, sondern auch Bücher anderer Art, wie zum Beispiel das Buch von Pierre de Bois[5]): Libri portativi pauperum, ein Exzerpt aller Wissenschaften, das auf Befehl des Königs Philipp des Schönen verfertigt wurde.

---

[1]) „Biblia Pauperum" (Zürich, 1867), S. 14.

[2]) „Geschichte der Buchdruckerkunst" (Leipzig, 1840), S. 28.

[3]) G. Schnürer: „Franz von Assisi" (1905), S. 6 ff.

[4]) Beschrieben in dem Artikel von Guibert (Les origines des Bibles des Pauvres) Revue des Bibliothèques. Paris, 1901.

[5]) Zitiert ebd.

Stellen wir jetzt noch zwei Momente fest: die Mönche des Benediktinerordens haben sich ausdrücklich arm genannt: „Arme Christi, arm mit ihm, dem Armen [1])“, und die bisher bekannten ältesten Exemplare der Biblia Pauperum (auch die verwandten Glasgemälde) stammen aus den Benediktinerklöstern. Das andere Moment ist das, daß die Autoren mystischer Bücher ihren Namen aus Demut verborgen hielten [2]). Aus diesen zwei Momenten können wir schließen, warum diese allgemeine Bezeichnung auf keinem Exemplare geschrieben steht, sich jedoch in der Tradition erhalten hat. — Worauf das Wort „pauperum“ hindeuten will, ob damit die pauperes, denen man das Wort des Evangeliums verkündigt, — seien es die an weltlichen Schätzen Armen oder nach der allgemeinen Anschauung auch die Armen im Geiste, — oder aber die predigenden Mönche bezeichnet werden, soll in folgendem kurz dargelegt werden.

Es ist klar, daß die Biblia Pauperum anfangs kein Volksbuch und nicht für Laien geschrieben und gezeichnet war. Wenn man den richtigen Zusammenhang zwischen Vorbild und Bild, Propheten und Erfüllung der Prophetien verstehen will, braucht man eine gewisse theologische Vorbildung. Ferner geht aus dem Inhalt und Zweck der Biblia Pauperum hervor, daß diese Bücher direkte Hilfsmittel zum Unterricht waren; zum Selbstunterricht dürften sie erst später gedient haben, wenn sie nur als Rekapitulation der erkannten Wahrheiten angeschaut wurden.

Anfangs waren es also die pauperes praedicatores, die sich des Bilderbuches bedienten, wie es aus einem analogen Falle hervorgehen mag. Es wurde schon bemerkt, daß das Speculum humanae Salvationis eine Erweiterung der Biblia Pauperum sei. Nun, in einer der ältesten Handschriften [3]) des Speculum lesen wir in dem Proemium den folgenden Vers:

Praedictum proemium de contentis huius libri compilavi;
Et propter pauperes praedicatores apponere curavi;
Quod si forte nequiverint totum librum comparare;
Si sciunt historias, possunt ex ipso proemio praedicare.

Diese erweiterte Form der Biblia Pauperum wurde also im Proemium kurz zusammengefaßt der armen Prediger willen, vorausgesetzt, daß dieselben im inhaltlichen Teile des Speculum bewandert genug waren.

Sobald aber das Speculum ein Volksbuch geworden war, nahm man die Bezeichnung Pauperes in einem ganz anderen Sinne. In einer deutschen Übersetzung lautet der zitierte Text:

Dies Buch den „ungelehrten“ Leuten ist bereit,
Und heißt ein Spiegel der menschlichen Seligkeit.[4])

---

[1]) Heitz und Schreiber a. a. O., S. 11.
[2]) So die Imitatio Christi, auch das Spec. hum. Salv. Vgl. Lutz und Perdrizet a. a. O., S. 247.
[3]) Mss. Spec. hum. Salv. von Kremsmünster, Folio V, 6. Spalte, II.
[4]) Schreiber a. a. O., S. 11.

Nach meiner Ansicht also hatte sich die ursprüngliche, aus Demut angenommene Bezeichnung auch bei der Biblia Pauperum im Sinne und in der Anwendung ebenso umgewandelt wie deren Gebrauch. — Es ist freilich wahr, daß der Name Biblia Pauperum heutzutage beinahe unverständlich klingt, aber die Bibliae Pauperum sind die Blüten jener Zeiten, in denen es ein Vorzug war, arm sein zu können.

Es wird häufig auf die Tatsache hingewiesen, daß dieser Name nur in Deutschland bekannt ist, und dadurch waren der intensiven Forschung Jahrhunderte hindurch die Wege verschlossen. Es ist nämlich in anderen Ländern ein reicher Vorrat vorhanden, welcher bisher nur wegen der verschiedenen Benennung in der vergleichenden Forschung vernachlässigt worden ist.

So nennt Jolly[1]) ein Exemplar unter dem Namen: „Ein Buch des Alten und Neuen Testaments“, Betulius[2]) ein anderes: „Typos et Antitypos Veteris et Novi Testamentis“, der Katalog der Bibliothek zu Cambridge[3]) ein drittes: „Figurae Veteris et Novi Testamenti“. In neuerer Zeit hat man noch eine lange Reihe von verschieden benannten Exemplaren entdeckt und untersucht.[4]) Um eine passende Benennung zu treffen, hat man zuerst den Namen Speculum humanae Salvationis auf die verwandte Biblia Pauperum zurückführen wollen. Davor sei aber gewarnt, weil nicht nur die äußere Ausstattung des Speculum, sondern auch der innere Aufbau der Bilderreihen einen ganz abgesonderten Entwicklungsgrad aufweist.

Neuerdings schlägt Lutz[5]) einen anderen Weg ein, indem er sich auf eine alte Anmerkung auf einer Münchner Handschrift stützt. Diese Anmerkung lautet: Sequitur summula figurarum Novi Testamenti, tracta a Speculo Humanae Salvationis et Biblia picta. Diese Biblia picta aber ist genau die Biblia Pauperum. Also, schließt Lutz, wäre es passender, diesen Namen als den ursprünglichen wieder herzustellen.

Nach den Ausführungen aber über die Zeit, in welcher die Biblia Pauperum entstanden ist, wäre es doch rätlich, diesen Namen auch weiter unverändert beizubehalten; um so mehr, weil er durch die Tradition schon einen — dem Wesen der Biblia Pauperum entsprechenden — Begriffsinhalt bekommen hat, welcher bei einer neuen Benennung, sei diese auch eine ältere, aber bisher nicht allgemein übliche, von neuem eingeführt werden müßte.

* * *

Schon oft wurde die Frage behandelt, was der eigentliche Inhalt der Armenbibel sei. Das heißt, wenn man die Zeichnungen allein betrachtet, ist er ja klar: Realkonkordanz für das Leben Jesu. Wenn

[1]) „Voyage a Munster en 1646“ (Paris, 1670).
[2]) Epistola ad amicum in Bibliotheca Wolffenbüttelensi (Hannover, 1710)
[3]) Heineken a. a. O., S. 322.
[4]) Lutz und Perdrizet a. a. O., S. 246.
[5]) Ebd., S. 277.

man aber die Konstruktion in Betracht zieht, den Aufbau des ganzen Werkes, den Zusammenhang der einzelnen Gruppen, wenn man — sagen wir — einen logischen Hintergrund für das System sucht, so muß man gestehen, daß die Sache recht kompliziert sei.

In der Armenbibelliteratur, soweit sie mir zugänglich war, habe ich für diese These keine entscheidende Meinung ausgesprochen gefunden. Das eine stellen die Forscher fest, daß die typologische Darstellungsart der einzelnen Bilder keine willkürliche Erfindung der Künstler sei, sondern ihre Wurzel in den Werken der Väter habe. Im allgemeinen nimmt man an, es sei das Leben Jesu mit den passendsten Typen als Inhalt anzunehmen. Sie erkennen ferner, daß das Bild — so auch die Armenbibel — jederzeit ein mächtiges Hilfsmittel war, das Wort Gottes anschaulich zu machen. Von einem inneren Aufbau sprechen sie aber nicht. Diese Unbewandertheit ist selbst den Fachgelehrten nicht zu verdenken: sie haben die Biblia Pauperum immer als archäologisches Denkmal beschrieben, in welchem Falle sie mehr die ikonographische als die inhaltliche Genesis interessiert hat. Die dogmatische oder moralische Begründung wurde ganz außer acht gelassen. Ich halte es nun zunächst für meine Aufgabe, zu beweisen, daß die Armenbibel in dem typologischen Rahmen der Geschehnisse des Lebens Jesu zugleich die wichtigsten Dogmen des Erlösungswerkes und deren praktischen Gebrauch lehrt und daher keine illustrierte Bibelgeschichte, sondern eine illustrierte Anleitung zur Christenlehre ist.

Das erste, was mir beim Studium der Frage ins Auge fiel, war die Tatsache, daß schon in den ältesten Exemplaren Zutaten und Einschübe vom Charakter des Speculum humanae Salvationis zu finden sind. Schon an dem Altaraufsatz zu Klosterneuburg und in der Handschrift zu St. Florian sind zwei außerevangelische Szenen, das Weltende und das Jüngste Gericht, zu treffen, was dann — einige wenige Exemplare ausgenommen — ständig zu beobachten ist. In dem alten Wolffenbüttelschen Exemplare dagegen und noch mehr in den Druckausgaben sind ergänzende Szenen eingeschoben, welche einen stark moralisierenden Charakter verraten.[1]) Nehmen wir an, daß sie Zutaten sind, welche sich aus dem Speculum nur auf Kosten der ursprünglichen Reinheit der Biblia Pauperum einbürgern konnten; sie müßten also, um den eigentlichen Charakter der Biblia Pauperum feststellen zu können, ausgeschaltet werden. Es sei aber doch bemerkt, daß auch die kürzesten Exemplare mit der Verkündigung anfangen und mit der Krönung Mariä schließen, was einesteils gegen den bloß geschichtlichen, anderseits für einen systematisierenden Charakter der Biblia Pauperum als Beweis zu betrachten ist.

Den zweiten Anhaltspunkt finde ich in der Natur der Bildergruppen selbst. Aus dem Leben Jesu sind eben jene Szenen gewählt,

[1]) Vgl. Lutz: „Eine verschollene Handschrift der Biblia Pauperum" (Zentralblatt für Bibliothekswesen. 1907. S. 250 ff.).



welche mehr geeignet sind, zur Nachfolge Christi anzuspornen als die Lebensgeschichte des Heilandes in ihren Hauptpunkten darzustellen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Bilderserie der Armenbibel anzuschauen. So finden wir die Flucht nach Ägypten in drei Bildergruppen geschildert: Flucht, Aufenthalt in Ägypten, Rückkehr nach Palästina. Besondere Aufmerksamkeit verdient das mittlere Bild, auf welchem Maria auf einem Throne sitzt (in manchen Exemplaren steht sie) und dem segnenden Jesukind einen Apfel (Reichsapfel) vorhält. Nach der Geschichte wäre das Bild zu phantastisch, daher muß es direkt symbolisch genommen werden.[1]) Judas kommt in drei (in späteren Exemplaren auch mehreren) verschiedenen Variationen vor. Es fällt da gleich die große Zahl der Bußszenen auf, das heißt die verschiedenen Verhältnisse zwischen den Sündern und Christus.

Schauen wir noch die vier Bildergruppen nach der Auferstehung an: 1. die Frauen am Grabe Christi (B. XXVIII), 2. Christus erscheint der Magdalena (B. XXIX), 3. Christus erscheint seinen Jüngern (B. XXX), 4. Christus erscheint dem heiligen Thomas (B. XXXI). Vom bloß illustrierenden Standpunkt aus betrachtet, sind da wenigstens zwei Bilder überflüssig. Den Gedanken, der im Besuche des heiligen Grabes durch die Frauen veranschaulicht werden kann, drückt schon eines der beiden ersten Bilder vollständig aus. Der Gedanke der Erscheinung des Heilandes inmitten seiner Jünger wäre wieder durch das letzte Bild (die Thomasszene) hinreichend charakterisiert. Und doch ist in den vier Gruppen eine Steigerung zu sehen, eine feine Psychologie. Die Frauen gehen zum Grabe, — sie bekommen die Nachricht: der Herr ist auferstanden. Magdalena sucht den Herrn in Liebe: der Herr erscheint ihr. Die Jünger wollen den Frauen noch immer nicht glauben: der Herr kommt selber. Merkwürdig ist da das linke Vorbild, welches die Rückkehr des verlorenen Sohnes darstellt, dem der Vater seine verzeihende Liebe beweist.[2]) Thomas ist noch immer ungläubig: der Herr liefert ihm einen unumstößlichen Beweis, daß er wieder lebt. Diese Serie ist nicht einmal das auffallendste Beispiel dafür, daß die Szenen der Biblia Pauperum nicht eine Lebensgeschichte des Heilandes darstellen, sondern dogmatisch-moralische Wahrheiten lehren sollen. In der angeführten Serie ist es die Größe der Gnade Gottes, die anschaulich gemacht werden soll.

Wenn man nach einem Schrifttypus sucht, welcher der Biblia Pauperum den Grund vorbereitet hätte, so muß ich vor allem die schon eingebürgerte Meinung als unbeweisbar bezeichnen, nach welcher die Biblia Pauperum aus der „Aurora"[3]) entstanden sei. Im Manuskript

---

[1]) Das Bild ist einer Legende entnommen, nach welcher die Ägypter auf Grund eines Vaticiniums Jeremiae dem starken Gotteskinde eine ähnliche Abbildung verfertigen ließen. (Spec. hum. Salv. Fol. 16. b.)

[2]) In dem Spec. hum. Salv. wird das Vorbild zur Szene der büßenden Magdalena (Folio 20. a.) versetzt. Doch von unserem dogmatischen Standpunkte aus hat es auch da seine vollste Berechtigung.

[3]) Patrologia Latina, Tom. 212. (Migne, Paris, 1855.)



zu St. Florian steht folgende Bemerkung: „Explicit Biblia Pauperum, quae alio nomine vocatur Aurora minor.“ Das ist also der Grund der zu besprechenden Meinung. Schauen wir die Sache etwas näher an. Die „Aurora“ ist ein Gedicht von Petrus de Riga (Augustiner-Chorherr v. St. Denys, † 1209), dessen Zweck es war, zu zeigen, wie die Finsternisse des Alten Bundes dem Lichte der Wahrheit weichen mußten. Der Autor geht die einzelnen Bücher des Alten und Neuen Bundes in der vorliegenden Ordnung durch und sucht immer nach typischen, allegorischen Bedeutungen. In der Biblia Pauperum im Gegenteil sind die typologischen Bildergruppen in chronologischer Ordnung des Lebens Jesu geordnet und sind auch die Prophetensprüche angeführt, was in der „Aurora“ nicht der Fall ist. Auch sind die Bilder der Biblia Pauperum zu dem System ausgewählt. Die Benennung „Aurora minor“, wenn sie eine Abkunft von der Aurora bedeuten soll, beruht auf einem Irrtum, auf einem oberflächlichen Vergleiche der beiden typologischen Werke. — Die ganze Einwirkung der Aurora auf die Biblia Pauperum besteht darin, daß die ikonographische Herkunft mancher Darstellungen durch die Biblia picturata vermittelt zu sein scheint, welch letzterem Werke die „Aurora“ einen trefflichen Untergrund lieferte.[1]) Tieferen Sinn hat die Ansicht Schreibers, es seien die Armenbibeln direkt aus den romanischen Kirchen- (Glas-) Gemälden entstanden. Die romanische Kirche wurde nämlich nach einheitlichen Plänen geschmückt; die Bilder, welche zugleich zum Anschauungsunterricht dienten, führten irgendeinen lehrreichen Gedanken durch. Und wie man in jenen Zeiten für die Typologie schwärmte, geht ja auch aus Gedichten gleichen Alters hervor.[2])

Wenn man alle diese Umstände in Betracht zieht, erscheint es natürlich, daß die Christenlehre in der typologischen Form an die einzelnen Geschehnisse des Lebens Jesu geknüpft ist. Die oben geschilderten Zeitverhältnisse wieder erklären, warum man die Erlösungsgeschichte und die inneren Heilswerke in der Biblia Pauperum behandelt. Die Ideen der Armut und Bußgesinnung, welche im Leben Jesu verwirklicht und zur Nachfolge Christi anzuspornen geeignet sind, geben zugleich den Grundgedanken der Biblia Pauperum. Vielleicht könnten die nichtillustrierten Handschriften als Vermittlungsglieder zwischen Wort und Bild angeschaut werden, und so entsteht das erste Exemplar der Biblia Pauperum.

Den Schlüssel zu der Lösung des Lehrinhaltes — das heißt der Bedeutung, der Anwendung der Bildergruppen — bekommen wir entweder aus der Anordnung der Bilder und durch das Vergleichen von Typus und Prototypus samt Prophetensprüchen oder aus dem Speculum und der Concordantia Charitatis.[3])

---

[1]) Vgl. Lutz und Perdrizet a. a. O., S. 280.

[2]) Vgl. Walter von der Vogelweide, Konrad v. Würzburg (zitiert bei Heitz und Schreiber a. a. O., S. 5).

[3]) Zum Bilde „Rückkehr aus Ägypten“ (Gruppe VII) zum Beispiel wird in der Conc. Charit. (Folio 19) auch die Rückkehr Abrahams aus Ägypten als

So paraphrasiert beginnt die Armenbibel mit der Möglichkeit des Heiles durch das göttliche Versprechen und der Menschwerdung Christi (Gruppe I), der in Armut in die Welt tritt (Gruppe II), der alle Völker zu sich ruft (Gruppe III), der sich im Tempel Gott dem Vater als Sühnopfer für das sündhafte Menschengeschlecht darbringt (Gruppe IV). Er wird mit dem Tode bedroht, geht nach Ägypten, das heißt in das Land der Finsternis, um dort das Licht der Wahrheit zu verbreiten (Gruppe V); bei seiner Ankunft müssen alle Götzenbilder zusammenfallen (Gruppe VI). Das Werk des Heiles sehend, will der Satan (durch Herodis Kindermord personifiziert) es allen Berufenen entziehen (Gruppe VII). Nach dem Tode Herodes' kehrt Christus mit seiner Gnade zurück; der Mensch muß aber seine Seele von der irdischen Begierde freimachen (Gruppe VIII). Die volle Versöhnung geschieht durch die Taufe [1]), die von allen Sünden befreit und in das verheißene Land einführt (Gruppe IX). So ist also das Heil vorbereitet und der Menschheit vermittelt (Gruppe I—IX).

Es kommt die Versuchung der Hoffart [2]), welche Christus in Demut besiegt (Gruppe X), und damit der Mensch den Mut nicht verliere, zeigt sich Christus in seiner Herrlichkeit (Gruppe XI). Die sündhafte, doch in Liebe und Reue zu ihm kommende Seele erhält vollständige Verzeihung (Gruppe XII). Die schon lange gestorbene Seele erweckt er in seiner Güte (Gruppe XIII). Er wird in Jerusalem mit Triumph empfangen, doch weint er über die Veränderlichkeit des Volkes (Gruppe XIV). Die Verkäufer vertreibt er aus dem Tempel, weil die, die nach weltlichen Schätzen streben, nicht an seinem Triumph teilnehmen dürfen (Gruppe XV). Die so gereinigte Seele ist dann würdig, den Leib und das Blut Christi zu empfangen, und zwar muß sie das nach rechter Vorbereitung tun, mit dem Gefühl der aufrichtigen, bitteren Reue und flammenden Liebe (Gruppe XVI), — also Sündenfall und Versöhnung (Gruppe X—XVI).

Doch der Böse ruht nicht und Judas verrät seinen Herrn und Freund, der ihn zu sich emporgehoben hat (Gruppe XVII) und verkauft ihn in seiner Habsucht für Geld (Gruppe XVIII). Der Herr kommt ihm mit Wohlwollen entgegen; er gibt den Herrn mit dem Zeichen der Freundschaft in die Hände der Feinde (Gruppe XIX). Die Feinde schleppen Christum vor Pilatus, der aus Menschenfurcht ihn zur Kreuzigung übergibt (Gruppe XX). Die Soldaten krönen ihn mit Dornen, sie verspotten ihn, den sie für machtlos halten, und er rächt

Vorbild angedeutet, mit der Erklärung: Abraham ist ein reicher Mann, welcher in das Land der Finsternisse, das heißt ein fehlerhaftes Gewissen, gerät, indem er nach den Schätzen der Welt strebt. Ein solcher Mensch soll darauf achten, daß er dem rufenden Engel des Herrn (der Gnade) gleich Folge leiste und zum Bewußtsein der göttlichen Gnade zurückkehre. Denn die Liebe zum Geld und die irdischen Begierden trennen sehr viele von den himmlischen Dingen.

[1]) Die Taufe Christi wird gar nicht in geschichtlichem Sinne genommen, sondern nur in dogmatischem.

[2]) Es klingt nach der Parabel des Herrn von dem Bösen, welcher in das gereinigte Haus mit gesteigerter Stärke zurückzieht.



sich nicht (Gruppe XXI), sondern trägt das Kreuz auf seinen eigenen Schultern, um die Sünden der Welt hinwegzunehmen (Gruppe XXII). Er läßt sich kreuzigen, damit wir durch seinen Tod von dem Tode unserer Sünden gerettet werden (Gruppe XXIII), — da haben wir den in der Sünde verharrenden Menschen und die unendliche Gnade Gottes (Gruppe XVII bis XXIII).

Aus der Seitenwunde des Herrn strömen alle Quellen der Gnadenmittel (Gruppe XXIV). Der Herr wird begraben, die Gottheit ist aber auch in seinem Grabe wach (Gruppe XXV). Indessen steigt er in die Vorhölle und befreit die Gefangenen des Teufels. Durch die Sprengung der Pforten der Hölle hat Christus sein Erlösungswerk vollbracht und die Macht des bösen Feindes gebrochen (Gruppe XXVI). Unsere Hoffnung wird durch die Auferstehung des Herrn besiegelt, nur sollen auch wir von dem Tode der Sünde erwachen (Gruppe XXVII). Die Frauen kommen zum Grabe; die Seele sucht den Herrn, sie bekommt die Nachricht, daß der Herr lebt, er will sie retten (Gruppe XXVIII). Magdalena sucht den Herrn in Liebe; der Herr erscheint ihr verborgen (Gruppe XXIX). Den betrübten, doch gefaßten Jüngern erscheint der Herr und seinen Frieden wünscht und gibt er ihnen (Gruppe XXX). Den noch immer zweifelnden Thomas zwingt er milde, daß er sich überzeuge (Gruppe XXXI). Und nachdem der Herr sein Werk vollkommen beendigt hat, geht er zum Vater zurück, um auch für uns die Himmelfahrt vorzubereiten (Gruppe XXXII). Doch damit er die Apostel nicht als Waisen auf der Erde verlasse, schickt er den Heiligen Geist, der durch seine Gnadenwirkungen alles belebt (Gruppe XXXIII), — also Wirkungen der aktuellen und heiligmachenden Gnade (Gruppe XXIV—XXXIII).

Die schönste Seele Mariä wird gekrönt in den Himmel aufgenommen [1]) (Gruppe XXXIV).

Aus dieser Vorführung ergibt sich, daß die Biblia Pauperum wirklich dogmatisch-moralische Wahrheiten behandelt. Auch die Spuren eines Systems sind erkennbar genug vorhanden. Natürlich kann da von einer abstrakt-doktrinären Abhandlung, von einer strengen, logischen Durchführung des Stoffes keine Rede sein; die Biblia Pauperum greift mehr in die Praxis des Lebens ein. Daß sie, so ausgestaltet, nicht ohne bestimmten Zweck abgefaßt worden ist, ist klar; sie dient didaktischen Zwecken, sie ist ein Leitfaden für Prediger.

Denken wir noch einmal an das Proemium des Speculum humanae Salvationis: was in dem ganzen Buche behandelt wird, ist der armen Prediger willen kurz zusammengefaßt. Und weiter: die Concordantia Charitatis ist propter simplicitatem et p e n u r i a m clericorum zusammengestellt worden. Und diese beiden Werke sind

[1]) In den ältesten Handschriften (z. B. St. Florian, Wien, Konstanz) wird die Szene der Assumption so aufgefaßt, daß Christus neben der gestorben liegenden Maria steht und ihre Seele (im Bilde eines Kindes) mit einer Krone geschmückt zu sich nimmt.

typologische Bilderbücher, behandeln dieselben Fragen wie die Biblia Pauperum, nur im äußeren System sind sie von einander verschieden.[1])

Danach erscheint die Behauptung nicht zu gewagt, daß die Armenbibeln aus Kirchengemälden entstanden sind, eine Art Anschauungsunterricht bilden und didaktischen Zwecken dienen. Wenn wir bedenken, mit welchen Schwierigkeiten in jenen Zeiten das Einschaffen einer Bibliothek oder noch mehr das Mittragen von Büchern auf Wanderpredigten[2]) verbunden war, dann können wir auch verstehen, welch wichtige Rolle solche kurzgefaßte und doch die ganze Heilslehre behandelnde Blockbücher im Leben und Walten eines Predigers spielten. In ihnen fand er die Rekapitulation der ganzen Theologie für sich und reiches Material für seine Predigten.[3]) Und wenn die Biblia Pauperum eine Anleitung zur Predigt war, so war sie gleichzeitig eine Katechese. Ein Katechismus (im Sinne des unseren jetzigen) existierte bis zum 16. Jahrhundert nicht. Der katechetische Unterricht — abgesehen vom Katechumenamte — geschah anfangs in der Liturgie; das Volk lebte und atmete mit der Liturgie, die liturgische Predigt war eine Ergänzung und Verstärkung des Eindruckes, welchen die Lektüre der beiden Testamente und die Gebete auf die Zuhörer machten. Daher braucht man nur symbolische Darstellungen; selbst die geschichtlichen werden nur immer zur Verständlichmachung der Mysterien angeführt. Im Mittelalter und inmitten fremder Völker geschieht der Unterricht in der Schule, respektive im elterlichen Hause; meistenteils aber wird den Paten ans Herz gelegt, die Eltern zu überwachen, ob sie die Kinder religiös erziehen, wie auch selbst eifrig einzutreten, daß die Taufkinder über die notwendigsten Glaubenssätze genügend belehrt seien.[4]) Wie schlecht aber diese auf die private Auktorität verwiesene Pflicht erfüllt wurde, kann man aus den unzähligen Vorschriften und Einschärfungen — das ganze Mittel-

---

[1]) In beiden wird das Leben Jesu mit dem Leben Mariä durchwebt und es sind auch andere außerevangelische Szenen eingefügt.

[2]) Diese Art von Predigten war eben in den Ländern, wo die Armenbibel entstand, gar nicht selten. Im Gegenteil, mit der Organisation neuer Orden (Franziskaner, Dominikaner) und infolge der Nachlässigkeit und Verweltlichung der Kuraten wurde sie die ordentliche Form der Christenlehre. (Vgl. Schnürer a. a. O., S. 12). Und bei diesen Predigtreisen waren die Bibliae Pauperum ebenso Exzerpte der Theologie, wie die schon erwähnten Libri portativi pauperum Exzerpte für alle Wissenschaften waren.

[3]) Erwähnt sei hier der Streit, welcher um den eigentlichen Zweck der Biblia Pauperum entstanden ist. Schwarz und andere (vgl. Laib und Schwarz a. a. O.) behaupten, es seien die Bibliae Pauperum (ebenso wie das Buch am Berge Pithor für die griechische Kirche) Skizzenbücher für Maler gewesen; aber die in der neueren Literatur bewiesene, gerade entgegengesetzte Genesis der Biblia Pauperum aus den Kirchengemälden läßt die erwähnte Meinung in sich zusammenfallen. (Vgl. Janitschek a. a. O. und Schreiber a. a. O.) Es lassen sich jedoch beide Meinungen in der Art vereinigen, daß die Biblia Pauperum in erster Linie Unterrichtszwecken diente, wodurch aber gar nicht ausgeschlossen ist, daß man bei der Bestellung von Kirchengemälden eine Armenbibel als Kunstkanon vorgehalten hat. (Vgl. Schönbrunner a. a. O.)

[4]) Vgl. Probst: „Geschichte der kath. Katechese", Breslau, 1886. S. 58.

alter hindurch — schließen.[1]) Wahrscheinlich als Ergänzung zu diesen Vorschriften erscheinen seit dem 8. Jahrhundert Versuche, die verschiedenen katechetischen Schriften, welche die Gebete, die zehn Gebote, die sieben Sakramente, die Sünden behandeln, aber mehr asketischen als doktrinären Charakters sind und von dem 13. Jahrhundert an sich in einem grundfalschen Mystizismus verlieren.[2]) Als deren Illustrationen sind die Bilderkatechismen und Tafelkatechismen [3]) zu betrachten, welche den Kampf der Engel und Teufel im Leben eines Menschen — sowohl bei den zehn Geboten als auch bei den Sakramenten — in oft sehr drastischer Weise darstellen.

Der offizielle Unterricht geschah auch weiter in der Predigt und es wird den Pfarrern wiederholt befohlen, sie sollen an Sonn- und Feiertagen das Volk über den Glauben belehren.[4]) Doch bei dem Mangel an theologischer Fortbildung (manchmal auch Vorbildung) sowie an Hilfsbüchern konnte man die ungünstigen Verhältnisse nicht beseitigen. Unter diesen Umständen haben sich die im 13. Jahrhundert entstandenen typologischen Hilfsbücher für die Berufsprediger wirklich als nutzbarer und reicher Vorrat bewiesen, und mit den Anspielungen auf das Evangelium sind sie als treue Vermittlungsglieder zwischen Liturgie und Christenlehre anzuschauen.[5]) Die Lebensgeschichte des Herrn war nicht nur eine unerschöpfliche Quelle für Lehre und Leben, sondern auch ein Wegweiser inmitten der vielen mystischen Verirrungen. Das Übel gänzlich zu beheben, waren natürlich auch sie nicht genügend,[6]) dazu mußte man die Erfindung der Buchdruckerkunst erwarten, mit welcher dann eine neue Richtung in der Katechese beginnt; es wird

---

[1]) Diesbezügliche Anordnungen wurden schon auf der Pariser Reformsynode im Jahre 829 gegeben. Diese und andere Synoden schrieben vor, daß nur solche Christen zur Patenschaft zulässig sind, die das Vaterunser, Glaubensbekenntnis usw. selbst wissen. Vgl. Göbl: „Geschichte der Katechese" (Kempten, 1880) S. 41 ff.

[2]) Es genügt, die Inhaltsverzeichnisse von solchen Schriften anzuschauen, wie sie Bahlmann im Werke „Deutschlands kath. Katechismen" (Münster, 1894) gibt. Zum Beispiel „Die Freuden des Himmels"; „Wie Gott den Menschen auf achterlei Weise beruft" usw.

[3]) Geffken: „Die Bilderkatechismen des 15. Jahrhunderts" I. (Leipzig, 1855), S. 10 ff. Falkenstein a. a. O. S. 15—66.

[4]) Die Zahl der Lesekundigen war nicht so groß, somit war auch weiter die mündliche, öffentliche Verkündigung notwendig. Daher die vielen Vorschriften, welche zugleich auf Mangel an Eifer schließen lassen. (Vgl. Göbl a. a. O., S. 73 ff.)

[5]) In der Concordantia Charitatis sind bei den einzelnen mit den Bildern der Armenbibel übereinstimmenden Gruppen die Festtage angegeben, wann man von der betreffenden Geschichte predigen soll. (Vgl. auch Guiberts zitierten Aufsatz).

[6]) Darauf lassen die Beschwerden von Konzilien und die Anordnungen betreffs der Abfassung eines Büchleins schließen, in welchem alles beschrieben ist, was notwendig und nützlich ist und aus welchem die Pfarrer und Kuraten an Sonn- und Feiertagen das Volk zu lehren haben. (Konzil von Prag, 1355; Synode von Lavour, 1368; Harduin Collectio regia. Paris, 1714. Tom. VIII. S. 1805; Synode von Tortosa, 1429; Harduin a. a. O. S. 1078).

das erste systematische Buch[1]) in die Hand der Kleriker und des Volkes gegeben, in welchem alles kurz und knapp beschrieben wird, was zu glauben und zu tun ist. Ein außerordentliches Verdienst des Werkes liegt darin, daß der Autor dem eigentlichen Katechismus die typologische Bibelgeschichte kurz vorausschickt. Dadurch wurde die Bibel zum katechetischen Unterrichte wieder beigezogen und hat sich auch als die beste Begriffsvermittlung bis auf unsere Zeiten bewährt.

Wenn man also unsere Biblia Pauperum in diese kurz geschilderte Geschichte der Katechese eingestellt betrachtet, sieht man, welch einen richtigen Weg die Typologie eingeschlagen hat, wenn sie die christliche Lehre durch das Leben Jesu veranschaulichte.[2])

Den künstlerischen und katechetischen Charakter der Biblia Pauperum betrachtend, wird man Dr. Heider vollständig Recht geben, wenn er schreibt: „Dieser Bilderzyklus war seit Jahrhunderten ein Gemeingut aller Gläubigen, ein Bilderbuch für das Volk geworden, welches allen die Wahrheiten des christlichen Glaubens in ihrer ganzen Fülle vor Augen stellte."

---

[1]) Georgius Vicelius 1535. Von protestantischer Seite wurde schon 1528 ein Katechismus geschrieben. (Vgl. Bahlmann a. a. O. 1528, S. 28.)

[2]) Ich möchte da die Meinung aussprechen, daß diese Art von Unterricht ein Übergangsglied der Perikopen- (liturgischen) Predigt (respektive Unterrichtsart) zur systematischen sei. Die Typologie hat meines Erachtens einen entfernten Untergrund in der Liturgie (speziell in der Heiligen Messe, wo Alter Bund, Prophetensprüche [Psalmen] und das Evangelium eine natürliche Anlage dazu liefern); anfangs geht sie auch gänzlich nach dem Evangelium, später sind sehr stark die Einflüsse der oben geschilderten katechetischen Werke zu bemerken. Zu diesem Gedanken leitete mich die Verwandtschaft der Biblia Pauperum mit dem Missale zu Hildesheim. (Vgl. Beissel: „Ein Missale zu Hildesheim und die Anfänge der Armenbibel", Aufsatz in der Zeitschrift für christliche Kunst, 1902, Sp. 265 ff.)





Jagdtage im nördlichsten Amerika.

Von **E. H—S.**

Der Verfasser der nachfolgenden Tagebuchaufzeichnungen, ein durch seine Jagdfahrten besonders in kulturentlegene Gebiete bekanntes Mitglied des österreichischen Hochadels, teilt zum besseren Verständnis der folgenden, dem Tagebuch wortwörtlich entnommenen Stellen mit: „Als ich im Sommer 1907 in England weilte, um daselbst meine Vorbereitungen und Anschaffungen für eine (achte) Jagdreise nach Afrika zu treffen, besuchte ich Mr. Selous, den berühmten Afrikajäger, auf seinem Landsitz. Er zeigte mir seine letzten Trophäen aus Yukon-Territory, welche ebenso wie seine Erzählungen aus diesen fernen, unbekannten Landstrichen in mir die Sehnsucht wachriefen, seinen Fußstapfen zu folgen. Afrika war vergessen und Nordamerika — an dessen Wildnisse, in denen ich schon dreimal gejagt hatte, meine Gedanken oft zurückschweiften, — war wieder das Ziel meiner Wünsche. — Und so kam es, daß ich mich anfangs Juli 1908 nach New-York einschiffte und auf der Canadian Pacific den amerikanischen Kontinent bis Vancouver durchquerte, von wo aus mich ein Dampfer in fünf Tagen längs der Westküste Nordamerikas mit ihren hohen, vergletscherten Bergen und tiefeingeschnittenen Fjorden bis nach Skagway in Alaska brachte. Von hier aus geht seit zwei Jahren eine Bahn über den Whitepaß in das britische Gebiet bis Whitehorse am Yukonriver, wodurch einerseits die meist verschneiten Päße der Felsengebirge, anderseits die berüchtigten „Whitehorse rapids“ (Stromschnellen des Yukon) vermieden werden, welche früher, besonders bei dem bekannten „Rush“ nach Klondyke, so vielen Goldsuchern das Leben gekostet hatten. Diese Bahn benutzte ich und erreichte so die kleine, aus einigen Holzhäusern bestehende, aber aufstrebende Stadt Whitehorse, von wo aus ich meine Expedition in das Quellgebiet des Macmillanrivers, der sich in den Pelly und durch diesen in den mächtigen Yukon ergießt, unternahm. In diesem ungeheuren Gebiete (Yukon-Territory), das im Süden an British Columbia, im Westen an Alaska grenzt, im Norden bis an den arktischen Ozean reicht und im Osten durch die eigentlichen Rocky Mountains von dem Stromgebiet des Mackenzierivers getrennt ist, finden sich noch manche fast unberührte Jagdgebiete, wo das mächtige Moose (der amerikanische Elch), das Caribou (das amerikanische Ren), mehrere Arten von Bergschafen und Bären unbehindert durch die dichten Wälder und über die hohen Berge wandern. In einen der entlegensten Winkel dieses Gebietes wollte ich nun eindringen. . . .“

* * *

An Bord des Steamers „Casca“, 7. August 1908.

Da wären wir endlich flott geworden. Gestern Abend verließen wir Whitehorse. Meine zwei Kanoes und drei meiner Leute: Coghlan, Macintosch und Walton (der vierte soll in Selkirk zu uns stoßen) und unsere ganze Ausrüstung sind an Bord und wir dampfen den mächtigen Yukonriver hinab bis Selkirk, von wo aus unsere lange Kanoereise den Pelly und Macmillan stromaufwärts beginnt. Unser Dampfer ist ein „Sternwheeler“, das heißt, er hat rückwärts ein mächtiges Rad und schiebt vor sich her eine durch straff angespannte Drahtseile festgehaltene breite Barke, die mit einer Fracht von 250 Tonnen beladen ist. Es ist

erstaunlich, wie diese lange Wurst in der oft sehr starken Strömung und durch den in Schlangenlinie führenden Strom gesteuert wird. Die Uferszenerie wirkt auf die Dauer monoton: meist steil abfallende Lehmböschungen, oben und in den Gräben mit niederem, auf große Strecken verbranntem Fichtenwald bestanden.

Vormittags kamen wir nach Hootalinqua, wo der mächtige Fluß gleichen Namens große Wassermassen von gelblicher Färbung aus dem langgestreckten Teslinsee dem Meere zuführt. Hier stieg der Offizier der „mounted police“ (berittene Polizei) aus, da er den Hootalinqua auf einem kleinen Gasolineboot, das Tom Smith gehört, hinauffährt. Ich besprach mit dem Besitzer die Möglichkeit, im Falle ich zu früh vom Macmillan hinaus müßte, mit seinem kleinen Schiffe eine kurze Expedition gegen den Teslinsee hin zu unternehmen, hoffe aber, daß die Saison heuer bis gegen Mitte Oktober dauern wird.

Da uns der Wind ans flache Ufer angedrückt hatte, währte es längere Zeit, bis wir wieder flott wurden.

Nachmittags waren wir in Little-Salmonriver, wo Holz für die Maschine eingeladen wurde. Wir benutzten den kurzen Aufenthalt, um ans Ufer zu gehen und die wenigen Blockhäuser zu untersuchen. Vor einem dieser Häuser lehnte ein recht gutes Moosegeweih,[1]) neben einem andern waren frischgefangene Lachse wie rote Fetzen aufgehängt und ein paar „Husky dogs“ (eingeborene Hunde) standen knurrend und mit gesträubtem Haar dabei. Auch einige schmierige Indianer waren zu sehen, flohen aber vor meiner Kamera.

Die Berge werden etwas höher und man sieht merkwürdig abgerundete Felsenrücken.

Am Abend gelangten wir zu Kohlenminen; es wurde längerer Aufenthalt gemacht und alle benutzten ihn, um ans Land zu gehen.

8. August.

Früh am Morgen waren wir oberhalb Selkirk, wo meine drei Leute und alle Sachen ausgesetzt wurden. Ich fuhr — unfreiwillig, da die Landungstreppe schon aufgezogen war und mich der „Purser“ (Zahlmeister) noch mit Unterschriften plagte — bis Fort Selkirk mit. Dort Abschied vom „Casca“, — Tücherwinken, — und ich stand allein am Ufer. Einige Blockhäuser, ein Korporal der Mounted-Police, ein uralter protestantischer Missionär mit Frau, einige Indianer und drei Hotels (?) bilden den Ort. Meine drei Leute kamen bald im kleine Kanoe heraufgerudert, und es dauert nicht lange, so erscheint auch der „Whitehorse“, von Dawson herabkommend; auf ihm finde ich meinen vierten Mann, Mac Adam.

Da beide Kanoes, die lange außer Wasser gewesen, etwas leckten, behauptete Coghlan, man müsse sie eine Nacht mit Wasser gefüllt im

[1]) „Moose“ wird der amerikanische Elch genannt, ebenso wie das amerikanische Renntier „Caribou“.



Flusse lassen. Also ein langer Tag der Untätigkeit vor mir! Ich machte einen Spaziergang, der aber durch fernes Donnergrollen und bald darauf folgendes Gewitter unterbrochen wurde. Unzählige „Drinks" wurden von den Leuten genommen, die „Stores" (Kaufläden) angeschaut, Moccassins gekauft ꝛc., bis schließlich eine Art Bocciaspiel mit eisernen Ringen unternommen wurde.

Sonntag, den 9. August.

Die Nacht wurde durch die heimkommenden Leute gestört. Ich hörte nach längerer Zeit die Stimme des Wirtes Mr. Hosfell, der Coghlan zu noch weiterem Trinken verleiten wollte: „Oh Charley, come have a drink!"

Um 7 Uhr früh wurde Reveille gemacht. Nach dem Frühstück und Photographieren des Ehepaares Hosfell und ihrer drei herzigen Mädchen fuhren wir fünf im kleinen Kanoe zu dem Platze hinab, wo unsere Bagage aufgestapelt war, und beluden die Kanoes. Um 11 Uhr setzte sich unsere kleine Flotte endlich in Bewegung. Herrlich war diese Fahrt den murmelnden, rauschenden, strömenden Fluß zuerst ein Stück schnell hinab, dann den Pelly langsam und mühsam hinauf! Oft wurden die Kanoes von je einem Manne gezogen, während ein zweiter sie mit der langen Stoßstange vorwärtsstieß. Um Mittagszeit wurde auf einer Sandbank kurze Rast gehalten und ein Imbiß eingenommen, dann ging's an einer Farm vorbei, — und nun kamen wir in gutes Fahrwasser. Wir fingen einen großen Lachs im Netz und gingen bald darauf ans Land, um zu lagern; der Lachs wurde von „Curly" — wie Macintosch wegen seines gelockten Haares genannt wird — meisterhaft zubereitet und fast ganz aufgespeist.

10. August.

Die erste Nacht im Freien unter dem Sternenhimmel war gar nicht schlecht. Es blieb merkwürdig lange hell. Eulen riefen; still gurgelnd glitt unten der Pelly vorbei. Um 6 Uhr standen wir auf; bis 12 und dann von 2 bis 5 wurde getrackt.[1]) Ich ging meist zu Fuß voraus: über das Geröll nicht sehr bequem, auf dem durch die Eispressung entstandenen Pflaster besser, auf Grasstrecken am besten. Ich sah mehrere Fährten von Moose und Bären. Ein kleiner Sandpfeifer spielte mit mir, indem er mich bis auf drei Schritte herankommen ließ und dann vorausflog. So trieb er's eine halbe Stunde lang. Auch einige Enten erblickte ich und Kolkraben, die krächzend einen Bussard umkreisten. Es ist sehr trocken.

Nach dem Diner hörten wir stromaufwärts ein Geräusch, und siehe da, zirka 1000 Schritt von uns entfernt sehen wir ein großes schwarzes Moose am Ufer stehen. Doch als ich, von den Leuten angespornt, näher ging, sprang es in den Wald hinein.

---

[1]) track = ein Fahrzeug auf einem Flusse mit einem Tau längs dem Ufer fortziehen.



11. August.

Sehr gut geschlafen (da gutes Tannenreisig vorhanden). In der Frühe war es sehr kalt, wurde dann bald warm und unterwegs sogar heiß, doch wehte ein angenehmer Wind. Ich ging die ganze Zeit zu Fuß und wurde recht müde, da diese losen Ufersteine nicht gerade den angenehmsten Pfad bilden. Ich überkletterte manch steile Felsenpartien . . . Spät überquerten wir den Fluß und lagerten uns am anderen Ufer. Ich nahm ein Bad und schwamm ein Stück durch die Fluten. Kalt, aber gut! Die Moskitos wollten lästig werden, doch war ich durch einen Schleier geschützt.

12. August.

Um 6 Uhr auf. Die Sonne zerstreut den Nebel über dem Flusse und vertreibt die Kälte. Ein Tag ähnelt dem andern. Die Lagerdecken werden zusammengerollt, die Kanoes bepackt und des Tages Mühe beginnt. Coghlan handhabt die Stoßstange im ersten Kanoe den ganzen Tag, während im zweiten Macintosch und Walton abwechseln. Ich wandere die ganze Zeit am Flußufer dahin, wenn möglich, oben im Walde oder an seinem Rande entlang, sonst unten am Strande über die großen runden Kiesel. Es wird bald sehr heiß, aber der aufspringende Wind macht die Hitze erträglich. Ungefähr um 12 Uhr wird geluncht und um 5 endgültig gelandet und das Diner gekocht, dann gewaschen, geflickt, das Bett bereitet 2c. Heute gab's im Fluß einige recht schwierige Stellen, „bad water" (schlechtes Wasser), wie die Leute sagen. Oft ist die Strömung so stark, daß es aller Anstrengung des Polenden (mit der Stange Stoßenden) und des Trackenden (an dünner, aber fester Schnur das Kanoe Ziehenden) bedarf, um langsam flußaufwärts zu kommen.

Donnerstag, 13. August.

Die Moskitos waren heute Nacht recht lästig und blieben es auch den Tag über, da es windstill und bedeckt war. Ich ging meist durch Wald, über Windbruch stolpernd; fand einen Biberschädel. Drüben am andern Ufer ein Indianerlager mit vielen kleinen Kindern und Hunden. Einige Indianer kommen herüber und erzählen, daß der Deutsche vor zwei Tagen vorbeigekommen sei. — Eine Stoßstange vom zweiten Kanoe brach. Regenschauer. Wir kampieren am Fuße des Granit canyon's.

Freitag, 14. August.

Drip-drop tropfte in der Früh der Regen auf die Leinwand meines Zeltes. Ich hatte gestern Abend noch bei einem bewaffneten Spaziergang ins Seitental hinein von einem hohen Felsen weit zurück gegen Westen geschaut: der Abendhimmel spiegelte sich klar im gewundenen Flußlauf, so daß wir auf schönes Wetter gehofft hatten. Und nun der Regen! — Als es etwas lichter zu werden schien, brachen wir auf, doch es regnete fort und fort, den ganzen Tag. Wir „machten

den Canyon", wie meine Leute sagten, und kampierten zu Mittag am oberen Ende. Die zwei Zufluchtsstätten sind gebaut: eine schief gespannte Leinwand, vor welcher ein Feuer brennt, das den Raum angenehm erwärmt. Man kann diese „shelters" mit halben Zelten vergleichen, deren eine Längswand offen und dem Feuer zugekehrt ist. Ich finde diese Art von „Wohnung" angenehmer als ein Zelt, da man in letzterem kein Feuer machen kann, außer in kleinen eisernen Öfen, die schwer zu transportieren sind und immer wieder nachgefüllt werden müssen. — Das Canyon erwies sich als recht zahm, bloß an 3 bis 4 Stellen gab es starke Strömung; unangenehm waren die vielen großen runden Felsblöcke. Ich kletterte wie gewöhnlich am Ufer entlang, was heute, wo die abgerundeten Granitsteine schlüpfrig waren, nicht sehr angenehm war.

Samstag, 15. August.

Da es unablässig fortregnete, blieben wir den Vormittag im Lager. Die Leute benützten die Gelegenheit, um das eine Kanoe, welches ein Leck hatte, mit Leinwand und Pech zu kalfatern. Die dem Lager gegenüber am andern Ufer befindlichen Steinrutschen waren die ganze Zeit in Bewegung und man konnte wie im Gebirge bei einer Gemsjagd „steindeln" hören. Da Aussicht war, daß das Wetter sich bessere, packten wir nach dem Lunch zusammen und reisten weiter. Ich wanderte weit voraus durch sehr schlechtes Ufergebüsch bis zur Mündung des Macmillan, wo ich auf Kanoes und Leute wartete. Ich sah wieder mehrere Fährten von Moose und Bären sowie eine große Eule, die mich auf wenige Schritte komisch anglotzte. Sonst sieht man hier nicht viel lebende Wesen; hie und da laut krächzende Raben, Falken und Geier, — manchmal auch Möven und Enten.

Sonntag, 16. August.

Früh aufgebrochen. Ich wanderte zuerst voraus im Uferwald, der aber nach und nach immer ungangbarer wurde: dichtes Weidengebüsch, welches in einem halb am Boden liegenden, halb noch stehenden verbrannten Walde wucherte, machte das Fortkommen unmöglich, so daß ich einige Zeit im Kanoe fuhr. Wir machten bei einem riesigen Haufen angeschwemmten Holzes, einem ganzen Walde, Mittagsrast, und da ein starker Westwind wehte, richteten die Leute Segel her und wir segelten ein gutes Stück lustig den Fluß hinauf, selbst gegen starke Strömung, bis endlich der Wind wieder abflaute. Der Macmillan macht hier große Schlangenwindungen, deren eine ich abschnitt. Es wird etwas bergiger.

Montag, 17. August.

Hübscher Tag und wenig Wind. Wir haben gute Fortschritte gemacht, da viele Stunden gerudert werden konnte. Nachmittags gelangten wir zur Mündung des Kalzascreek, wo die alte Blockhütte eines Trappers steht; die Leute fanden in ihr noch brauchbare Zünd-



hölzchen und ein Stück Draht. Kurz bevor wir zum Kampieren landeten, bemerkte ich plötzlich am andern Ufer auf zirka 200 Schritt Entfernung einen mittelgroßen schwarzen Bären, der auf die grüne Uferböschung herauskam. Er hatte uns aber im Nu eräugt und verschwand wieder im Dickicht. Die Moskitos, besonders aber die kleinen schwarzen Fliegen waren heute bei der Windstille sehr sekkant.

Dienstag, 18. August.

Hoch unser Kaiser! — — — Die letzte Nacht war eine Leidensnacht. Es fing bald an zu regnen und ich bedeckte mich mit dem Segeltuche. Dies benützten die kleinen schwarzen Fliegen, um mich da drunten ununterbrochen zu sekkieren. In der Frühe hörte der Regen auf und wir starteten. Die Sandbänke sind nunmehr selten mit Kieseln bedeckt, sondern bestehen nur aus losem nassen Sand, auf dem man schwer landen kann. Es wird daher mehr gerudert. Ins zweite Kanoe schlug ein verdeckter Felsen ein Loch und es mußte kalfatert werden, was Curly sehr geschickt machte. Nachmittags fing es wieder zu regnen an und da ich bei einer Wegabkürzung durch dichtes Gebüsch mußte, wurde ich pudelnaß; während ich auf die Leute wartete, machte ich ein Feuer an. Wir lagerten uns, um alles zu trocknen, und fanden einen guten Platz, wo zwischen den beiden Halbzelten bald ein tüchtiges Feuer brannte.

Wir waren eben im Begriffe, uns niederzulegen, als Curly rief: „Schnell! Ein Moose ist im Flusse! Und ein Bär, der es verfolgt!" Sofort hatte ich mein Gewehr bereit und sah nun vom hohen Ufer aus im Zwielicht, daß zwei dunkle Gestalten sich blitzschnell am jenseitigen Ufer im Wasser verfolgten. Ich konnte anfangs nicht glauben, daß der Verfolger wirklich ein Bär sei, obwohl ich merkwürdige zornige Laute hörte, sondern hielt das zweite Tier für ein Elentier, das sein Kalb rief, indem beide vor uns flüchteten. Bald aber erkannte ich deutlich einen großen Bären, der mit unglaublicher Schnelligkeit das Kalb — bald schwimmend im tiefen, bald in großen Sätzen im seichten Wasser — verfolgte. Jetzt waren beide wieder im jenseitigen Ufergebüsch verschwunden, von wo man auch die Stimmen der jungen Bären hörte, die jedenfalls mithalfen, das arme gehetzte Tier wieder ins Wasser zurückzutreiben. Richtig kam es jetzt wieder in den Fluß und rettete sich auf eine Sandbank, wo ich es auf zirka 200 Schritte durch einen glücklichen Schuß erlegte, so dem Bären die Beute entreißend. Der erste Schuß traf es aufs Blatt, der zweite ging zu kurz. — Trotz der Schüsse brüllte der Bär am andern Ufer weiter und die Leute behaupteten, ihn zu sehen, wenn er den Rachen aufsperrte. Ich ließ mich endlich verleiten, auf den mir angegebenen Punkt zu schießen, ohne das Ziel zu sehen, und daraufhin verschwand der Bär, kurze Brüller ausstoßend, im Walde. Wenn es etwas lichter gewesen wäre, hätte ich vielleicht Moose und Bär erlegt. Das erstere war aber für uns jetzt das Wichtigere, denn wir brauchten dringend

frisches Wildpret, da nicht nur das in Whitehorse bestellte Fleisch vergessen worden war, sondern auch die gekauften Schinken sich als verschimmelt erwiesen. Wir waren schon den zehnten Tag ohne Fleisch.

Die Jagdepisode war sehr spannend und um so interessanter, als weder ich noch einer meiner vier Begleiter je gehört hatten, daß ein Bär ein so schnelles und kräftiges Tier wie ein Moose jagt.

Mittwoch, 19. August.

Bald nachdem wir gestern unser Lager aufgesucht hatten, hörten wir zuerst von ferne, dann immer näher fast ununterbrochenes Donnerrollen und bald fing es an zu „schütten" und schüttete die ganze Nacht. Zum Glück hatten wir unsere schiefen Leinwanddächer aufgestellt, so daß wir nicht sehr naß wurden. Da es in der Frühe fortnieselte, wurde beschlossen, erst nach dem Lunch aufzubrechen. Zum Frühstück hatten wir famose frische Mooseleber. — Heute segelten wir fast den ganzen Tag, oft ganz herrlich gegen die Strömung. Das zweite Kanoe hatte einen kleinen Aufenthalt, da der Mast niedergeblasen wurde; auch verlor Macadam seinen Hut. Einige Berge, die mich nach der ganzen Formation sehr an den heimatlichen Göller erinnerten, waren oben frisch beschneit von heute Nacht. Gegen Abend legte sich der Wind und es wurde ein prächtiger goldener Abend; auch die Ufer des jetzt schon schneller strömenden Flusses werden hübscher . . .

Donnerstag, 20. August.

Sehr kalt war's heute früh beim Aufstehen und ein dichter grauer Nebel lag über dem Flusse. Man hörte Gänse schnattern und sah sie später auch vorüberziehen. Wir hatten heute stets den Dromedary-Mountain — oben etwas angeschneit — in Sicht, vor ihm den kleinen Lone-Mountain und am anderen (rechten) Ufer wieder einen göllerartigen Berg. Bald nachdem wir abgefahren waren, sahen wir einen Biber über den Fluß schwimmen; sobald er uns bemerkt hatte, verschwand er mit lautem Klatschen seines breiten Schweifes. Moosefährten sind jetzt entschieden häufiger und frischer, dafür sehen wir etwas weniger Bärenfährten. Wir kamen an eine große Insel und hatten in dem Flußarm, den wir benützten, eine Zeitlang schlechtes Fahrwasser, nämlich starke Strömung im ganzen Flusse und viele alte Baumstämme sowie vom Ufer halb abgerutschte Bäume, die zwar malerisch über das Wasser hingen, aber uns die Fahrt sehr behinderten. Die Leute hatten somit heute einen harten Tag, aber sie entwickelten auch einen Appetit, wie ich ihn bisher noch nicht gefunden habe, und ich zittere für meinen Proviant, der — wenigstens was die Leckerbissen wie Jam, Maplesyrup, Pickles ꝛc. betrifft — gewiß in kurzer Zeit verzehrt sein wird. Ich habe schon manchmal Anspielungen gemacht, aber sie nutzen nichts; auch tun mir die Leute, die willig arbeiten, leid und ich kann sie begreifen. Abends regnet es wieder und wir schlagen die Halbzelte auf.



Freitag, 21. August.

Vormittags wunderbares Wetter: goldgrüne Tannen, blauer Himmel, violette Berge! Nachmittags jedoch wieder Regen. Wir erreichten gegen 3 Uhr die Mündung des Moosesflusses. . . . Wir kampierten bei Regen; jetzt aber ist's sehr gemütlich, denn ein helles Feuer wärmt und erleuchtet in großem Umkreis.

Samstag, 22. August.

Der 14. Tag auf der Kanoereise. Der Vormittag war heute kühl und Nebel deckte die höheren Berge. Alles war noch naß vom Regen und das Gehen am Ufer weniger angenehm. Nachmittags kam die Sonne heraus und machte es zeitweilig recht warm. Wir kamen ein gutes Stück vorwärts, da der Fluß nicht mehr so kapriziöse Windungen hat, sondern auch ziemlich lange gerade Strecken vorkamen. Einmal fuhren wir in einen Flußarm und richtig war am oberen Ende, d. h. dort, wo er vom Fluß abzweigt, ein „slam“ (angeschwemmtes und aufgetürmtes Holz, ganze große gebleichte Stämme, oft ganze Wälder). Es fand sich nur gerade soviel Platz, daß wir die Kanoes durchzwängen konnten. . . .

Sonntag, 23. August.

Sehr hübscher Tag, ziemlich schnelles Wasser und oftmaliges Übersetzen auf die andere Seite. Ich bin viel am Ufer gegangen, meist durch dichtes Gebüsch, wobei ich eine abgeworfene Schaufel eines schwachen Moosebullen gefunden habe. Später entdeckten wir auf einer Sandbank das ganze angeschwemmte, halb im Sande vergrabene Skelett eines kapitalen Schauflers. Das Geweih haben wir „gekached“, d. h. in der Trappersprache, die von den alten Kanadiern her viel Französisches hat, „versteckt“. Außer den gewöhnlichen Moose- und Bärenfährten und sehr häufigen Biberspuren sahen wir heute auch viele Wolfsfährten und solche von Bergschafen. Wir erreichten den Fuß von Plateau-Mountain und kamen so wieder ein gutes Stück vorwärts. Das Brot von gestern, ein Riesenlaib, ist fast ganz aufgegessen und ein neues wird gebacken.

Montag, 24. August.

Wieder ein hübscher Tag; in der Früh beim Aufstehen etwas kalt. Heute kamen viele Sandbänke vor, so daß wir mit Hilfe des Schlepptaus ziemlich gut weiterkamen. Nur riß uns einmal in starker Strömung das Tau. Ich ging viel längs des Ufers, oft durch recht schlechtes Gebüsch. Wir passierten Plateaucabin und die Hütte, wo Hosfell mit Weib und Kind vor zwei Jahren überwintert hatte. Dort lag ein kapitaler Elenschaufler, — zwei Enden abgesägt! Die überall auftauchenden Fährten des „German“ machen mich noch wahnsinnig.



Dienstag, 25. August.

Nachts fing es an zu regnen und wir mußten im Finstern schnell die Segelleinwand aufschlagen, was nicht so leicht ging. Der Fluß war heute viel wilder, hatte viele Inseln und Nebenarme. Einmal versuchten wir bei einer großen Insel den Weg abzukürzen und nahmen einen Seitenarm, der aber immer enger wurde und endlich durch gefallene Bäume versperrt war. Wir kamen aber doch nach einiger Mühe durch, — um fast ganz am Ende einen mehrere Meter hohen „slam“ zu finden. Nach einstündiger Arbeit — Durchhacken der Stämme und Herumtanzen der Leute auf den Stämmen und im Wasser — kam ein stärker und stärker werdender Strom herab und riß endlich einen Kanal, durch welchen die Kanoes hinaufgezogen wurden. Nun kam eine lange Strecke sehr guten, langsam fließenden Wassers und dann die Einmündung vom Hauptfluß. Versperrt! Doch nein! eine ganz schmale Durchfahrt war noch zu finden und wir kamen glücklich durch. Wir passierten dann noch viele kleine Sandbänke und schlugen erst spät unser Lager auf.

Mittwoch, 26. August.

Ich konnte gestern lange nicht einschlafen, da der Fluß ganz merkwürdige Laute von sich gab. In der Stille der Nacht konnte man rauschen, gurgeln, seufzen, murmeln, patschen und weiß Gott was noch für anderen Lärm vernehmen, bald stärker bald schwächer, je nachdem der Wind wehte. Besonders die auf dem Grunde des Flusses feststehenden und vom rasch fließenden Wasser bewegten Stämme und großen Äste verursachten die seltsamsten Laute. Sie sind auch komisch anzusehen, wie sie winken und hin- und herwippen. — Heute war „the water very bad“ und manchmal wirklich reißende Strömung. Man kriecht, so lange man kann, am Ufer hin, bis man in die starke Strömung kommt. Dann steige ich gewöhnlich ein und wir setzen über den Fluß, wobei wir zuerst ein gutes Stück hinabgetrieben werden und schließlich auf der jenseitigen Sandbank landen. Dort steige ich wieder aus, um längs der Sandbank zu Fuß zu gehen, während Bill, das Schlepptau um die Schulter geschlungen, das Kanoe zieht und Charley es mit der langen, eisenbeschlagenen Stoßstange vorwärts schiebt. Dies wiederholt sich unendliche Male, hie und da durch außerordentliche Hindernisse unterbrochen. — Am Nachmittage kamen wir zur Mündung des Russelcreeks, wo zwölf Meilen flußaufwärts Mr. Armstrong eine Goldmiene betreibt. Er mit Frau und Bruder sowie die zwei Trapper, die unweit von hier wohnen, sind die einzigen Weißen in diesem unendlichen Gebiet. Wir kamen bald an ihren Blockhäusern vorbei. Leider war niemand daheim. Bei einer der Hütten hing frisches Elenwildpret, und zwei Hundehalsketten ließen schließen, daß der einsame Mann zwei Hunde zu Begleitern hat. Ich hinterließ einen tüchtigen Sack mit Briefen und Zeitungen von Whitehorse und Selkirk und eine Nachricht für Armstrong .... Bald darauf landeten wir und schlugen unser Lager auf.



Donnerstag, 27. August.

Heute Nacht wieder ganz dieselbe Geschichte wie neulich: tropf — tropf — tropf — Regen! Im Dunkeln mit nasser Leinwand gekämpft, endlich doch eine Art Zelt fertig gebracht und weitergeschlafen. — Wir kamen heute an die Stelle, wo der eine Trapper das Moose geschossen, dessen Wildpret wir gestern vor seiner Hütte sahen. Auf einer Sandbank fanden wir außer mit Reisig zugedecktem Wildpret noch das Haupt eines drei- bis vierjährigen Bullen. Bald darauf gelangten wir — endlich — zu den Forks, dem Zusammenfluß von Nord- und Südfork. Der erstere ist ein übermütiger, schnellspringender Knabe, der letztere dagegen ein gesittetes, sanftes Mädchen. Wir haben **ihn** gewählt und sind mit ihm recht zufrieden. Mäßig schnelles Wasser, lange Sandbänke, die für das Ziehen der Kanoes günstig sind, — kurz, man kommt schnell vorwärts. — Nachmittags wurde es sehr heiß; dunkle Wolken türmten sich auf und man sah hie und da Regen niedergehen. Ein Prachtregenbogen spannte sich über den Fluß, aber bald bekamen auch wir Regen und schlugen daher früh unser Lager auf.

Freitag, 28. August.

„Raw morning", wie die Engländer sagen: neblig und feuchtkalt. Bald fing's auch wieder zu regnen an, und zwar wie „aus Kannen". Wir waren schon abgefahren und setzten somit naß unsere Reise fort. Ein junger Moosebulle von der Größe eines Ochsen übersetzte hinter uns den Fluß; ich konnte durch das Glas beobachten, wie er gemächlich ans andere Ufer stieg. Sein Gehörn schien noch im Bast zu sein. Er mußte uns beobachtet haben, als wir an ihm vorbeiruderten, und als die Luft rein war, hatte er seinen Weg fortgesetzt. — Zu Mittag kam die Sonne heraus und wir konnten unser Lunch warm und trocken an einem malerischen Platze einnehmen, — kaum aber machten wir uns wieder auf den Weg, als der Regen wieder einsetzte, um nun den ganzen Tag anzuhalten. Abends machten wir ein ganz riesiges Feuer, aber es dauerte lang, bis wir uns und unsere Sachen so ziemlich getrocknet hatten.

Samstag, 29. August.

Klarer Morgen. Vor dem Aufbruch, der dadurch eine Verspätung erlitt, mußten zwei neue Stoßstangen geschnitzt werden. Curly machte inzwischen mit meinem kleinen Rookrifle vergebliche Schießversuche auf junge Enten. Die Gegend wird entschieden hübscher. Man sieht die Berge, die oben unbewaldet sind und hie und da Schneeflecken zeigen, schon ganz nahe. Es herbstelt und das Gelände schmückt sich in Gelb, Rot und Gold in den verschiedensten Schattierungen. Zu Mittag ging Charley mit dem kleinen Stutzen auf die Jagd und nach vielen Schüssen bildeten zwei Haselhühner die ganze Beute. — Bei einer besonders wilden Strömung riß die Leine und Charley und ich mußten aus Leibeskräften arbeiten, um nicht hinabgeschwemmt zu

werden, er stoßend und ich rudernd. Gegen Abend, als ich eben hoch über dem Flusse ging, sah ich in der Ferne ein Zelt und aufsteigenden Rauch. Hurrah! Van Bergen at last! Als wir hinkamen, fanden wir einen der beiden Leute van Bergens, Joe, der ein Knie verletzt hatte und deshalb hier im Lager blieb; van Bergen selbst soll mit seinem andern Begleiter, Thomas, acht Meilen von hier stromaufwärts jagen. Hier ist auch die Hütte des Trappers Williams, der den Cousin des Mr. Armstrong von hier auf den nahen Berg begleitet hatte, wo dieser ein Jagdlager aufschlug. Williams, der uns einige Fische brachte, schien uns abraten zu wollen, weiter vorzudringen, aber wir lassen uns nicht beirren. Eben als wir bei van Bergens Lager waren, kam ein wahrer Platzregen herab und wir flüchteten schnell ans andere Ufer, wo ein ganzer Wald in Brand gesetzt wurde.

Sonntag, 30. August.

Heute sind's gerade drei Wochen, daß wir Selkirk verlassen haben. — Wir nahmen von Joe und Williams Abschied und setzten unsere Reise fort . . . Nachdem wir zirka 7 bis 8 Meilen flußaufwärts gefahren waren, sahen wir ein verankertes Kanoe. Hurrah, van Bergen also! Wir fanden seine Proviantkiste verschlossen unter einem Zeltdach; er selbst mit Thomas scheint auf den südlichen Bergen zu jagen. Macadam hörte auch einen Schuß. Meine Burschen fanden im Kanoe eine Whiskyflasche und behaupteten, die andern würden sehr böse sein, wenn wir vorüberfahren würden, ohne einen „Drink" zu tun! Ich war sehr froh, endlich die ewig vor mir hergehende Fährte van Bergens, die mich schon so oft geärgert hatte, los zu sein. Wir machten heute gute Fortschritte und kampierten gegen 6 Uhr an der Mündung des Boulderflusses. Hier fanden wir ein frisches Lager der Armstrong-Gesellschaft und einen Zettel, aus dem wir ersahen, daß sie hier eine Zeitlang gejagt. Wir beschlossen also, morgen weiter gegen das Canyon zu fahren.

Montag, 31. August.

Nach kalter Sturmnacht ein sehr kalter, klarer Morgen. Der Fluß scheint sich von den Bergen wegzuwenden, wie wir von einem hohen Felsen, auf den ich die Leute hinaufrief, beobachteten. Ich ging die ganze Zeit am Ufer, kriechend, mich bückend, über Bäume steigend, und sah ziemlich viele Moose- und Bärenfährten. Wir passierten die Mündung des Ridellcreeks (so benannt nach dem ersten Trapper, der hier war). Wie oft hatten wir auf der Karte diesen Punkt angesehen, wie sehr gehofft, ihn einmal zu erreichen! Bald darauf wandte sich der Fluß wieder den Bergen zu und ich sah von einer hohen Felswand, die hier den Fluß überragte, daß dies der letzte Punkt sei, von dem aus wir die Berge leicht erreichen konnten; wir beschlossen daher, hier das Hauptlager aufzuschlagen. So ist denn die mehr als drei Wochen lange Kanoefahrt flußaufwärts vorbei! Zuletzt riß bei einer

rauschenden, schäumenden Strömung noch einmal unser Tau, aber Charley brachte das Kanoe allein herauf. Es war nicht leicht, einen Platz für das Lager zu finden, da überall Weidensumpf war. Doch endlich war eine höhere, trockene Stelle gefunden, und jetzt schaut es hier schon ganz gemütlich aus.

Dienstag, 1. September.

Der heutige Regentag, an dem die Berge in Nebel gehüllt waren, wurden dazu benutzt, um alles für die bevorstehende Wanderung vorzubereiten. Die Burschen errichteten eine sogenannte „cache“, das heißt, ein Versteck für den zurückbleibenden Proviant und das übrige Gepäck. Um sie gegen den Angriff von Bären, Vielfraß u. a. Räubern zu schützen, wird eine solche „cache“ gewöhnlich 4 bis 5 Meter über dem Boden entweder auf Pfählen oder, wie hier, zwischen vier Bäumen aufgerichtet und mit Segelleinwand gut zugedeckt. Die Kanoes sind ans Land gezogen und umgestürzt. Ich packte meine Siebensachen ein und nehme nur das Notwendigste mit, da ja alles auf dem Rücken der Leute ins Gebirge geschleppt werden muß. Es ist ganz unglaublich, wie wenig man eigentlich braucht und wie viel Unnötiges man gewöhnlich mitschleppt. Erst am Ende dieser Reise finde ich heraus, was man eigentlich mitnehmen soll.

Mittwoch, 2. September.

Aufbruch! — Wir hatten schon gestern ausgemacht, daß wir dort hoch oben im linken Seitental des sich spaltenden Tales unser erstes Jagdlager an der Baumgrenze aufschlagen wollten, und ich ging voraus, um eventuell auf Wild zu Schuß zu kommen. Anfangs war das Wetter recht hübsch, dann kam Wind und Regen. Nachdem ich den ersten Bergrücken hinter dem Lager erstiegen hatte, lag ein von uns geahnter, das heißt, auf der Karte angedeuteter langer See vor mir, der mich vom Hauptgebirge trennte. Ich versuchte zuerst rechts herumzukommen, sah aber den Wasserspiegel noch so weit herblinken, daß ich mich nach links wandte und bei einem alten Biberdamm den aus dem See kommenden Bach übersetzte. Nun durch alten, mit Windbrüchen erfüllten Wald und dann steil hinauf durch meist jungen Tannenwuchs, wo aber die vielen kreuz und quer am Boden liegenden Stämme das Gehen sehr erschwerten. Endlich fand ich einen breiten Wechsel, der den Rücken hinauflief; ich folgte ihm, entfernte mich dadurch aber so weit vom Tale, in dem wir das Lager aufschlagen wollten, daß mich — wie ich oben herausfand — schließlich drei tiefe Täler davon trennten. Ich stieg immer höher und kam bald in schütteren Wald und dann an die Baumgrenze. Hier erblickte ich plötzlich auf einem Bergrücken über mir einen schwarzen Bären, der aber bald von mir Wind bekam, sich aufsetzte, schnupperte und — im Galopp in den Wald hinabeilte, bevor ich schießen konnte. Da oben war es prächtig. Ganz wunderbare Pirschgelegenheiten! Jeden Moment erwartete ich ein Wild zu sehen. — Nachdem ich einen Graben durchklettert hatte, sah ich auf dem nächsten ganz kahlen Rücken sich etwas bewegen und



entdeckte durch das Glas die Silhouetten von sechs Caribou (nordamerikanische Renntiere), die langsam hinabzogen. Es waren drei Tiere, ein Kalb und zwei Hirsche. Mit freiem Auge konnte ich sie gerade ausnehmen, mit dem guten Pirschglase aber ganz deutlich sehen. Sobald der letzte hinter dem Bergrücken verschwunden war, begann ich die Pirsch mit gutem Winde. Aber es dauerte sehr lange, bis ich — ins Tal hinab und drüben über grobes Gerölle steil hinauf — auf dem Rücken anlangte. Eben hatte noch die Sonne geschienen, als ich aber oben war, sah ich dunkle Wolken heranziehen und im Nu war ein tüchtiger Schneesturm losgebrochen. Ich schritt in der Richtung, die die Tiere genommen hatten, weiter, spähte aber vergebens nach ihnen aus. Auch war jetzt alles in treibenden Schnee gehüllt, so daß das Sehfeld sehr beschränkt war. Da kam ein etwas lichterer Moment und ich sah die Tiere unter mir langsam äsend weiterziehen. Ein Anpirschen war von dem Punkt, wo ich stand, schwer möglich, da rundum freie Alpe war; ich versuchte daher, das Wild anzukriechen. Aber schon war so viel Schnee am Boden, daß meine Hände bald erstarrten und ich sie alle Augenblick heftig reiben mußte. Zuletzt wagte ich einen Schuß und sah, daß ein Hirsch zwar getroffen war, aber nicht tötlich: er klagte auf einem Laufe, war aber bald mit den Tieren im Tale verschwunden, nachdem ich noch einige weitere Schüsse abgegeben hatte. Die Berührung mit dem kalten Eisen des Gewehres hatte meine ohnehin steifen Finger so gefühllos gemacht, daß ich fehlte. Wie die Gams waren die Caribou bald den hohen, steilen Berg mir gegenüber hinauf und über den Grat gewechselt. Nun entdeckte ich, daß ich beim Anpirschen mein wasserdichtes Gewehrfutteral verloren hatte; vergeblich suchte ich es über eine Stunde lang und vertröstete mich dann mit dem Gedanken, es an einem späteren Tage wiederzufinden. Ich ahnte nicht, daß diese Höhen für heuer nicht mehr schneefrei werden sollten. — Ich stieg nun ins Tal hinab, nach Rauch auslugend, da ich meine Leute jetzt am späten Nachmittag schon im fertigen Lager vermutete, es war jedoch nicht das Geringste zu entdecken. Erst ziemlich tief unten begegnete ich Bill und bald darauf kamen auch die andern drei. Sie waren, dem Laufe des Baches folgend, in einen unpassierbaren Canyon gekommen und mußten mit ihrer schweren Last große Umwege machen, wobei sie das Gepäck mit Seilen über die Felsen hinaufzogen. Nun wurde das Lager aufgeschlagen — später wegen eines hölzernen Fächers, den Curly dort schnitzte, „fan camp“ (Fächerlager) genannt. Der Wind hauste in diesem engen Tale gewöhnlich sehr unwirsch und trieb Rauch und Schnee unter das Zeltdach. Nachdem wir mit allem fertig waren und endlich abgekocht hatten, kehrten Bill und Macadam wieder ins Hauptlager zurück. — Es schneit fort.

Donnerstag, 3. September.

Beim Aufwachen und den ganzen Tag: Schnee. Unser Zeltdach leckt, es scheint also keine gute Leinwand zu sein. Der Schnee schmilzt

durch das warm brennende Feuer und es tröpfelt ganz unverschämt auf uns herab. Endlich spannen wir unter das Dach eine zweite Leinwand und jetzt ist es besser. Zu Mittag gibts bloß Apfelmus. Es ist kalt, draußen alles winterlich weiß. Langsam vergeht der Tag.

Freitag, 4. September.

Es hat aufgehört zu schneien. Nebel ziehen umher und hüllen die Höhen ein. Ich wartete bis 9 Uhr und ging dann mit Charley aus. Wir ersteigen denselben Rücken, auf dem ich gestern geschossen, und warten dort sitzend ab, daß sich der Nebel hebe. Endlich wird es etwas klarer und wir steigen hoch hinauf, bis wir in die jenseitige Gegend hinüberschauen können. Ringsum hohe, tief beschneite, oft sehr steile, felsige Berge und Kuppen, Einen Moment erscheint ein Stück blauen Himmels und die Sonne strahlt warm herab. Dann aber zieht wieder der Nebel herbei, sich nur hie und da etwas lüftend. Wir suchen die ganze Gegend mit dem Glase ab, entdecken aber weder Wild, noch eine Fährte. Dann wenden wir uns östlich und gehen den Kamm entlang, der gegen Norden in steilen Felswänden abstürzt, bis auf einen höheren Berg. Von dort aus entdeckte ich tief unten auf einem schneeigen Hügel mit freiem Auge einen Bären, der — wie man durch das Glas beobachten konnte — im Schnee scharrte und Preißelbeeren naschte. Da wir keinen Anhaltspunkt hatten, konnten wir nicht erkennen, ob es ein ganz großer oder ein kleiner Bär sei. Jedenfalls begann ich sofort den Angriff, stieg gedeckt links tief hinab und schritt dann in der Richtung weiter, wo wir ihn gesehen hatten. Er befand sich viel tiefer, als ich gedacht hatte, und noch am selben Platz. Mit sehr gutem Winde pirschte ich ihn an, zuletzt auf der Spitze des Hügels, von wo er jetzt verschwunden war. Als ich oben langsam auftauchte, sah ich ihn unter mir auf 50 bis 60 Schritte vorbeiwechseln und schoß. Der Schuß warf ihn hoch in die Luft, dann rollte er im Schnee hinab. Ich hatte jetzt erkannt, daß es ein kleiner Geselle war, ein höchstens zweijähriger Bursche, ein Grizzly mit ganz hübschem Pelz. Wir verzehrten zuerst unsern mitgebrachten Proviant und zogen dem Bären dann das Fell ab, um seine zwei Schinken als willkommene Fleischspeise mit heimzunehmen. Wir mußten eine gute Stunde hoch hinaufsteigen, da uns ein großes Tal von unserm Lager trennte. Dabei sahen wir eine Kette Schneehühner, die sich durch ihren lauten, schnarrenden Ruf bemerkbar machen und hier lächerlich zahm sind, da sie eben nie Menschen sehen. Sie lassen einen oft bis auf fünf oder sechs Schritte herankommen, trippeln dann etwas weiter, bis dann auf einmal die ganze Kette laut schnarrend wegstreicht. Ich schoß zwei von ihnen für unsere Küche, indem ich sie mit der Kugel meiner Büchse köpfte. Gegen 5 Uhr waren wir im Lager, wo uns das Essen trefflich mundete.

Samstag, 5. September.

Nachts war wieder frischer Schnee gefallen, doch gegen 9 Uhr vormittags klärte sich das Wetter und der blaue Himmel guckte hie



und da aus den Nebelschwaden herab. Heute nahm ich Curly mit und beschloß, die Gegend auf der Nordseite des Gebirges zu erforschen. Wir brauchten bis auf die Scheide, wo sie in einem Sattel am niedrigsten war, genau drei Stunden: ringsum Schutthalden und großes Felsgeröll, hie und da Almboden. Links von uns ragte der Gipfel des höchsten Berges noch weit in den Himmel hinauf. Als wir auf dem Sattel anlangten, erschloß sich uns eine neue Welt. Unmittelbar unter uns befand sich ein weiter Kessel mit mehreren kleinen Seen und sehr appetitlich nach Wild aussehenden Plätzen. In steilen Felsabstürzen fiel hier der Berg ab, ebenso der östlich gelegene. Durch einen langen felsigen Riegel war dieser Talkessel vom linken Paralleltal getrennt; beide mündeten in ein großes, langes Tal, welches von West nach Ost lief, während diese beiden Täler fast genau süd-nördlich führten. Wo der lange Riegel in das Haupttal abfiel, schien ein sehr guter Punkt für ein Lager zu sein, da man von dort aus mehrere Täler leicht erreichen konnte. Hierher verlegten wir denn auch am nächsten Tage das Jagdlager. Wir hatten auf drei der umliegenden Berge und auch unten im Kessel frische Fährten entdeckt, konnten aber kein Wild sehen und ich beschloß daher, obwohl es galt, sehr tief hinabzusteigen, den Kessel zu untersuchen. Steil wie ein Kirchturmdach führte hier zwischen schwarzen Felsen ein Schneehang hinab und langsam in Zickzacklinien stiegen wir hinunter. Als wir in halber Höhe waren, erschloß sich uns der früher verdeckt gewesene innerste Teil des Kessels, in dem wir nach und nach sechs Caribou — lauter Hirsche, aber, bis auf einen, schwache — entdeckten. Sie ästen einige Zeit da drüben am Hang des langen Riegels und ließen sich schließlich an einer unnahbaren Stelle nieder, von der aus sie die ganze Gegend beherrschten. Ich versuchte von drei verschiedenen Seiten mich ihnen zu nähern, immer aber flachten die hinanführenden Gräben und Mulden aus und nirgends konnte ich näher als zirka auf 1000 Schritte an sie herankommen. Ich beschloß daher, tief ins Tal hinab und auf den langen Riegel zu steigen, teils um die Gegend von dort übersehen zu können, teils um die Caribou zu umgehen und mich ihnen vom Sattel aus zu nähern, obwohl es mehr als wahrscheinlich war, daß der von dort wehende Wind sie früher vertreiben werde. Und so geschah es auch: die fast dreistündige Umgehung endete damit, daß — wie Curly, den ich auf einem Hügel neben dem kleinen See zurückgelassen hatte, signalisierte — die Hirsche flüchtig wurden, gerade als ich auf dem Sattel ankam. Es war später Nachmittag geworden und wir mußten unsern weiten Rückweg antreten. Wir brauchten zirka zwei Stunden bis zur Wasserscheide und weitere zwei bis zu unserem Lager. Ich war recht müde, da das Gehen im losen Schnee zwischen den Felsblöcken sehr mühsam war. Eine Bärensuppe war uns sehr willkommen.

Sonntag, 6. September.

Aufbruch ins Jagdlager jenseits der Wasserscheide. Ich ging zwei Stunden früher fort, um eventuell zu Schuß zu kommen, und



nahm denselben Weg wie gestern. Meine Augen flimmerten und auf größere Entfernungen konnte ich nur undeutlich sehen. Anfangs dachte ich, das sei die Folge von zu häufigem Schauen durch mein Prisma-Binocle, aber es war einfach die erste Phase von Schneeblindheit, die ich mir gestern und vorgestern zugezogen hatte. Meine Schneebrille war natürlich im Hauptlager zurückgeblieben; ich schützte meine Augen so gut es ging durch ein umgebundenes Sacktuch und schloß sie halb, so daß die Wimpern eine Art Schleier bildeten. — Ein kalter, schneidender Wind benahm mir manchmal den Atem und ließ die Hände erstarren. Nah auf der Seite von Fan camp bemerkte ich frische Cariboufährten, wahrscheinlich von heute Nacht. Da sie gegen Osten, also von meinem Wege abführten und außerdem in dieser Richtung hin schlechter Wind blies, folgte ich ihnen nicht, sondern stieg über den Sattel ins Cariboubassin, wie ich den gestern entdeckten Talkessel benannt hatte, hinab und über den Sattel zwischen langem Riegel und Hauptberg ins jenseitige Tal. Ich hielt mich auf dem Westabhang des Riegels und sah dort ziemlich frische Fährten von drei Bären, die aber flüchtig (wahrscheinlich vor mir) ins Tal hinabführten. Später folgte ich einer großen Cariboufährte, die aber in den unter dem Cariboubassin gelegenen Wald hineinzeigte, ich jedoch mußte hier auf meine Leute warten, um mit ihnen das Lager zu beziehen. Ich ging wieder gegen den Sattel zu, um sie nicht zu verpassen, machte ein Feuer an und kochte mir Tee in einer kleinen Blechschale. Bald kamen Charley und Curly mit ihrer schweren Last herüber und ich stieg nun mit ihnen gegen das Tal hinab, wobei sie oft rasten mußten, da sie schon über sechs Stunden auf dem Marsch waren. Sie erzählten, sie hätten die Fährte eines großen Bären auf meiner Fährte gesehen und er wäre mir ein gutes Stück gefolgt. Unweit von dort, wo der Bach in das — wie es später hieß — Moosetal mündete, schlugen wir das Lager auf, das den Namen „wooden spoon camp" (Holzlöffellager) erhielt, weil ein Löffel verloren ging und Curly dort einen hölzernen schnitzte. Der Platz war zu exponiert, was wir aber erst später erkannten; heute war es windstill und daher erträglich. Curly hatte einen kleinen Kessel mit Suppe herübergebracht, die für heute Abend unser Souper bildete.

(Ein zweiter Teil folgt.)





Ektropismus.

Von **Aloys Müller.**

Das Problem des Lebens zerfällt in zwei große Probleme: Das erste bezieht sich auf das „Wesen" des Lebens oder, wissenschaftlich gesprochen, auf die Frage, ob das, was wir lebende Substanz nennen, physikochemisch erklärt werden kann oder nicht. In diesem Problem ist prinzipiell das vom Ursprung des Lebens eingeschlossen.

Uns interessiert im folgenden ausschließlich das zweite der großen Lebensprobleme, die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach der Stellung des Lebens innerhalb der kosmischen Prozesse. Ist das Leben nur eine kurze Episode in der Geschichte des Kosmos, eine Schaumkrone auf den Wellen des Daseins, oder kann es, einmal entstanden, nicht mehr untergehen? Es handelt sich, um wieder exakt zu reden, um die Einordnung des Lebens in den Entwertungsprozeß der Energie. Es fragt sich, ob es Gründe dafür gibt, daß das Leben von diesem Prozeß unabhängig ist, oder ob einmal der Zeitpunkt kommen wird, wo an der letzten Stelle des Kosmos, die noch Leben beherbergt, die Niveaudifferenzen der Energien so klein geworden sind, daß das Protoplasma seine Funktionen einstellen muß.

Vor kurzem hat der bekannte Physiker Felix Auerbach (Jena) den Versuch gemacht, einen Helmholtzschen Gedanken weiter auszubauen und zu zeigen, daß das Leben dem Entwertungsprozeß nicht zum Opfer fällt. Seine Schrift,[1]) deren frische Sprache leider mitunter an den Feuilletonstil streift, trägt allerdings den irreführenden Untertitel „Die physikalische Theorie des Lebens". Von dem, was jeder unbefangene Leser hinter diesem Titel vermutet, hat die Schrift nichts als höchstens ein paar leise Andeutungen, die ebensowenig wie sonstige erkenntnistheoretische Bemerkungen zum eigentlichen Thema gehören und darum hier übergangen sein mögen. Zu der Tendenz der Schrift sei nun gleich von vorneherein eines bemerkt: Auerbach ist im Irrtum, wenn er im Vorwort meint, seine Arbeit sei der erste Versuch, das Leben vom Entwertungsprozeß auszunehmen. Wenn man den spärlichen literarischen Angaben der am Schlusse beigefügten Anmerkungen trauen darf, kennt er den Aufsatz von William Stern[2]) nicht. Veranlaßt durch

---

[1]) Felix Auerbach: „Ektropismus oder die physikalische Theorie des Lebens". Leipzig, W. Engelmann, 1910.

[2]) Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 121/122. 1903; Person und Sache. I. Bd. (Leipzig, 1906) S. 417 ff.

das Webersche Gesetz, suchte Stern zu beweisen, daß das Leben nicht von den absoluten Intensitätsdifferenzen, sondern von dem Verhältnis zu dem im Organismus vorhandenen Intensitätsgefälle abhängig ist. Wenn also auch die absoluten Größen abnehmen, diesen Quotienten kann doch jedes biologische Individuum für sich konstant erhalten. Eine teilweise berechtigte Kritik dieser Idee schrieb E. v. Hartmann.[1])

Auerbach geht einen Schritt weiter als Stern. Dieser macht das Leben nur vom Entwertungsprozeß unabhängig, jener stempelt es zu einem aktiven Faktor, der gegenwirkend in den Prozeß eingreift. Ich gebe zunächst die Hauptgedanken der Schrift wieder.

Die Energie unterliegt fortwährenden Qualitäts- und Niveauwandlungen. Diese Wandelbarkeit heißt Tropie. Sie kann zweifach sein: 1. ektropisch, eine Wandlung zu verstärkter äußerer Wirksamkeit, 2. entropisch, eine Wandlung zu verminderter Wirksamkeit. „Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu" (S. 21). Entropie und Ektropie sind nicht Teile der Energie.

Es hat einmal in der Welt einen „Zustand höchster und zukunftsreichster Weltpotenz" gegeben (S. 23). Von diesem einstigen Zustande an läuft die Uhr des Ganzen stetig ab. Aber nicht die Uhren der einzelnen Teile des Ganzen. Sie können von den Uhren anderer Teile wieder aufgezogen werden, jedoch immer nur so, daß infolge dieses Aufzuges die Uhr des aktiven Systems um so mehr abläuft. Es ist „der Ablauf des Hilfssystems, im Hinblicke der Energieentwertung, stets kräftiger als der Aufzug des Hauptsystems" (S. 26).

Gibt es nun nichts, das diesen Ablauf hindern kann?

Es gibt etwas derartiges, und zwar das Leben. „Das Leben ist die Organisation, die sich die Welt geschaffen hat zum Kampfe gegen die Entwertung der Energie" (S. 38). Nur Aufzugsphänomene sind Entwicklung; darum kennt der Kosmos als Ganzes keine Entwicklung (S. 34). „Die Waffe, mit der das Leben den großen Kampf kämpft, heißt Entwicklung; und der Ursprung des Lebens liegt da (dieses „da" zugleich räumlich, zeitlich und abstrakt genommen), wo die vorerst anomalen Aufzugsmöglichkeiten in einem Maße verfeinert und reguliert wurden, daß sie fähig wurden, den Charakter normaler Konzentrations- und Steigerungsprozesse anzunehmen" (S. 39). Entwicklung ist . . . Konzentration und Aufspeicherung von Energie in kleinsten materiellen Komplexen, ist Verfeinerung und Vermannigfaltigung jener Konfigurationen, denen es vorgezeichnet ist, in das Weltgeschehen bestimmend einzugreifen. Entwicklung ist selbsttätige Wertsteigerung energetischer Systeme auf Kosten anderer (die selbst wieder organische sein können, indirekt und in letzter Instanz aber immer anorganische sind). Entwicklung ist organisierte Fähigkeit, ektropisch zu wirken". (S. 40.)

Darnach soll diese Theorie des Lebens Ektropismus heißen. „Ektropismus ist weder Materialismus noch Idealismus,

[1]) Ebd. Bd. 125; Problem des Lebens (Bad Sachsa, 1906), S. 401 ff.



weder Formalismus noch Phänomenalismus, er ist sicherlich nicht Monismus, in gewissem Sinne aber Dualismus. Am ehesten ist er noch Vitalismus, insoferne er eine spezifische Organisation und Wirksamkeit lebender Komplexe statuiert; aber eine vorsichtige Spielart des Vitalismus, insofern er spekulative Beimengungen vermeidet" (S. 41).[1])

Die ektropische Begabung der lebendigen Substanz hat bei den verschiedenen Lebewesen verschiedene Grade. Eine Skala dieser Grade fällt ungefähr mit dem Stammbau der Lebewesen zusammen. „Im mittleren Tierreich" ist die ektropische Leistung nach außen schon bedeutend; „man denke nur an die Tätigkeit der Würmer beim Aufbau der Erdrinde und an die Tätigkeit der Korallen im Meere" (S. 44). Bei den höheren Arten steigert sich die ektropische Leistung noch mehr.

Die ektropische Leistung des Individuums gleicht einer Kurve, die steil zu einem Maximum ansteigt, sich einige Zeit auf der Höhe hält und dann langsamer auf den Wert Null herabsinkt. Ähnlich ist es bei den Arten, Geschlechtern, Ordnungen, Klassen. „Von den heutigen Arten stammen die allermeisten von höheren Arten ab und nur die wenigsten — freilich schließlich maßgebendsten — haben sich über das Niveau ihrer Vorfahren erhoben. Also auch das Leben in seiner breiten Masse nimmt an dem Entwertungsprozeß der kosmischen Energie teil; und seine ihm vom Kosmos gesetzte Aufgabe leistet es nur durch die Elite seiner Kämpfer" (S. 47).

Der Mensch besitzt die höchste ektropische Fähigkeit. Sie tritt in den verschiedensten Formen des Egoismus auf (individueller Egoismus, Familien-, Staatsegoismus usw.). Man muß ein Mißverständnis fernhalten: Es handelt sich nicht um die Gegensätze Körper — entropisch wirkend — und Geist — ektropisch wirkend. Ein Teil des menschlichen Denkens und Handelns, und zwar der allergrößte, ist entropischen Charakters, — wenn wir uns nämlich „von dem Strome freiwillig ablaufender Logik treiben lassen" (S. 56), wenn es heißt: es will in uns, es denkt in uns. Es gibt im Menschen aber einen höheren Teil, das „Göttliche im Menschen" (S. 56), wo es heißt: ich will, ich denke — und dieses Denken und dieser freie Wille wirken ektropisch. Wenn man die Menschheit als Ganzes betrachtet, besitzen die Massen entropische, die wenigen Großen ektropische Funktion.

Wenn nun die Kurven der Individuen steigen und fallen, wie ist es dann mit der Kurve der Gesamtheit der lebendigen Welt?

„Die ordnende, auslesende und darum ektropische Begabung keimt und reift mählich und heimlich. Und im Menschengeschlechte feiert sie im strahlenden Glanze das Fest ihrer Befreiung. Der ordnende, auslesende, befreiende Sinn fängt an, dem verwirrenden und

[1]) Weil die in Frage kommenden erkenntnistheoretischen Grundlagen — hauptsächlich die Begriffe der Energie und Entropie als Grundbegriffe — am eifrigsten von Theoretikern der Physik bearbeitet worden sind, nennt Auerbach seine „Theorie des Lebens" „physikalische Theorie" (S. 4).

bindenden Sinn ebenbürtig zu werden. Die Hoffnung aber spricht: Dermaleinst wird er den Sieg davontragen und die Welt wird ektropisch werden. Eine Hoffnung nur, und in weiter, verschwindender Ferne. Aber die Hoffnung ist das Köstlichste und eine Maßsetzung vermag ihr nichts anzuhaben" (S. 70).

In welcher Weise betätigte das Leben seine Fähigkeit einer systematischen ektropischen Leistung?

Die Natur hat sich in der organischen Substanz und ihren Formbildungen Hilfsmittel geschaffen, die ektropisch wirken. So baut das Leben aus einer geringen Anzahl chemischer Urstoffe im Protoplasma aus Eiweiß hochkomplizierte Systeme. So sind die Zellen durch halbdurchläßige Wände voneinander getrennt, wodurch ein anderes Gleichgewichtsniveau als das des völligen Ausgleichs ermöglicht wird. So wird die Wärme der Lebewesen gegenüber der Umgebung auf einem erheblich höheren Niveau gehalten. Beachtet man, daß die Energieformen die Tendenz haben, in Wärme überzugehen und daß man die Wärme als ungeordnete Bewegung fassen kann, so kann man sagen, die Natur scheine die Idee zu haben, die untergeordnetste aller Energieformen automatisch in geordnete Bewegung überzuführen. Die ektropische Tendenz ist die Wirkung der ordnenden Tendenz des Lebens.

Damit wäre in großen Zügen die Hauptidee der Schrift gezeichnet. Der Darlegung dieser Idee geht eine ausführliche Erörterung des Energie- und des Entropieprinzips voraus, die besonders empfohlen sein mag; es folgen ihr Anwendungen der Hauptidee auf alles, worin sich der Sinn der Welt äußert und der Geist des Menschen betätigt, auf Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Wenn wir nun zur Beurteilung der Auerbachschen Teleologie des Lebens — denn das ist seine „physikalische Theorie" — übergehen, so ist zunächst zu sagen, daß seine Tendenz sehr sympathisch berührt. Etwas in uns widerstrebt dem Gedanken, daß das Leben — dieses wundersame, märchenhaft reiche Kunstwerk — nur eine vorübergehende Episode im kosmischen Geschehen sei. Vielleicht liegt für uns ein sehr persönliches, egoistisches Motiv zugrunde, eben dies, daß wir Menschen selber in die Lebensreihe eingestellt sind. Wir tragen gewissermaßen eine ethische Wertung in die Dinge hinein: Die Unterwerfung des Lebens unter den Entwertungsprozeß der Energie berührt uns fast wie ein Triumph des Schlechten über das Gute, wie eine Knechtung des Gedankens durch die Materie, wie ein Sieg des Materialismus über den Idealismus. Das ist ohne Zweifel kein Beweis für jene Tendenz. Es liegt aber im Charakter der Weltanschauung und ist ihr gutes Recht, daß logische und gefühlsmäßige Motive in den Grenzgebieten ineinander spielen, wo das Erkennen nur mehr wie ein müdes Wetterleuchten an fernen Horizonten erscheint.

Ein anderes aber ist die Begründung der speziellen Form, die jene Tendenz im Auerbachschen Denken angenommen hat. Und damit steht es nicht gut.



Von den Einzelheiten, an denen kritische Bemerkungen angebracht werden können, seien nur zwei hervorgehoben. Auerbach zählt das Leben zu den Energieformen. „Es kann Licht verschwinden und Leben entstehen. Bewegung, Schall und Licht, Elektrizität und Magnetismus, Chemismus und Leben sind nichts anderes als verschiedene Energieformen, alle einander äquivalent und meßbar im Prinzip" (S. 10). Wenn aber das Leben eine Energieform ist, wie alle anderen, dem Äquivalenzprinzip unterworfen und prinzipiell meßbar, warum ist es dann nicht dem Entropieprinzip unterworfen? Oder anders gefragt: Wenn eine der existierenden Energieformen vom Entropieprinzip unabhängig ist, wie kann man da noch dieses Prinzip zu einem universellen Weltgesetz stempeln? Weiterhin ist nach Auerbach „die Psyche überhaupt keine Energieform, sondern lediglich eine Regulierungstendenz ihrer Wandlungen" (S. 12f.) Das heißt doch aber in seinem Sinne: Die ektropische Tendenz der Wandlungen ist die Psyche. Wenn aber die Wandlungen aus sich entropisch verlaufen, woher stammt dann diese ektropische Tendenz? Für Auerbach bleibt also die Alternative: entweder ist die Psyche identisch mit dem Leben, also auch eine Energieform, oder sie ist keine Energieform und doch mehr als nur die Regulierungstendenz ihrer Wandlungen.

Immerhin lassen sich diese und andere Schwierigkeiten, unbeschadet der Hauptidee, noch heben. Aber gerade diese Hauptidee selber ist schweren Bedenken ausgesetzt. Und zwar hauptsächlich diesen drei: 1. Die physikalischen Voraussetzungen als richtig angenommen, ist die Hauptidee unbewiesen und unbeweisbar. 2. Die physikalischen Grundlagen sind auch selber teilweise unbewiesen und unbeweisbar. 3. Bei einer gewissen Auffassung dieser Grundlagen erscheint die Hauptidee überflüssig. Wir betrachten kurz diese drei Punkte:

1. Auerbachs Theorie läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen: a) einem qualitativen: das Leben wirkt ektropisch; b) einem quantitativen: die ektropische Leistung des Lebens überwindet auf die Dauer den entropischen Charakter der Naturprozesse. Der erste Satz ist ohne Zweifel richtig. Nicht so der zweite. Seine Richtigkeit hängt zunächst einmal von der Größe der ektropischen Leistung des Lebens ab. Diese Größe ist ihrerseits wieder teilweise von dem Mengenverhältnis des Organischen zum Anorganischen bestimmt. Dieses Verhältnis aber kennen wir nicht. Man muß ja gewiß annehmen, daß überall im Kosmos, wo die Bedingungen zum Entstehen des Organischen zu irgend einer Zeit vorhanden waren, diese Genesis auch stattfand. Anderseits läßt sich aber, wie A. R. Wallace in seinem schönen Buche „Des Menschen Stellung im Weltall" (Übers. von Heinemann, Berlin) gezeigt hat, auf Grund der modernen Astronomie wahrscheinlich machen, daß die Erde als Trägerin jener Bedingungen eine bevorzugte Stellung im Weltall einnimmt. Wenn man indes diese Ansicht eines geozentrischen Lebenssystems auch ablehnt und den Kosmos mit Leben füllt, so haben wir dennoch kein Mittel in der Hand, um zu entscheiden, ob die ektropische Wirkung des Lebens das Wachstum der



Entropie nur verlangsamt oder ob sie es ganz aufhebt. Auerbach spricht als vorsichtiger Physiker auch nur von einer Hoffnung auf den Sieg des ektropischen Geistes. Das Hoffen sei niemanden verwehrt. Nur ist doch wohl dieses Hoffen keine „physikalische Theorie".

2. Das Vorstehende gilt sogar unter der Voraussetzung, daß die physikalischen Grundlagen der Theorie unbezweifelt sind. Das trifft aber auch nicht zu. Da ich den Entropiesatz und seine auf die Dauer der Weltprozesse bezüglichen Konsequenzen ausführlich an anderer Stelle[1]) besprochen habe, mögen die Bedenken gegen die Grundlagen unter dem Hinweis auf diese Ausführungen nur kurz zusammengefaßt werden. Erstens behandelt Auerbach den Entropiebegriff viel zu sehr als einen klaren Begriff und den Entropiesatz zu vorschnell als einen universellen Satz. Es ist noch nicht erwiesen, daß die Entropie eines geschlossenen Systems unter allen Umständen wächst. Zweitens könnte, selbst wenn dies der Fall wäre, das Wachsen mit endlichen Beträgen so vor sich gehen, daß die Summe der Energie niemals unter einen endlichen Wert sänke, daß also niemals der Zeitpunkt eintrete, wo das schwache Intensitätsgefälle die Funktionen der lebenden Substanz hinderte. Von dem Gesetz des Wachstums der Entropie des Kosmos wissen wir nichts. Drittens schließt gerade die auch von Auerbach vertretene Boltzmannsche Auffassung der Entropie die Möglichkeit der Abnahme der Entropie ein; sie nimmt dem Entropiesatz den Charakter eines absoluten und universellen Satzes.

3. Gerade die Boltzmannsche Auffassung schließt aber nicht bloß die Möglichkeit des ektropischen Wachstums ein, sondern legt diesen Gedanken auch nahe. Das stete universelle Wachsen der Entropie setzt ein universelles Streben der Natur nach größtmöglichster Ungeordnetheit voraus. Es entspricht aber offenbar viel mehr unserer Idee von der Natur, ihr ein universelles Streben nach Ordnung beizulegen. Damit wäre aber die absolute Geltung des Entropiesatzes aufgehoben und wäre vor allem die Auerbachsche Theorie überflüssig geworden, indem die anorganische Natur schon das besorgt, was nach Auerbach Aufgabe des Lebens ist. Gewiß fügt sich sein Gedanke, nachdem das Extreme von ihm abgestreift ist, hier harmonisch ein: Das Leben wirkt *auch* ektropisch; es ist nicht das einzige, aber es ist vielleicht das feinste und wirksamste Mittel, das sich die Natur im Kampfe gegen die Entropie geschaffen hat.

[1]) Natur und Offenbarung. 56. Bd. 1910. S. 385 ff.



Aus meiner alten Kiste.

Erinnerungen an die Enthüllung des Mozartdenkmales zu Salzburg am 4. September 1842. Eine Audienz bei König Ludwig I. von Bayern.

Von **Marie v. Kummer.**

Als meine Mutter vor 15 Jahren starb, vermachte sie mir ihre ganze Korrespondenz. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode mußte ich ihr das Versprechen geben, diese Erbschaft pietätvoll zu übernehmen und kein Stück daraus ungelesen wegzugeben oder zu vernichten. „Unterschätze diese Schriften nicht," ermahnte sie mich, „es sind interessante Sachen dabei, auch Briefe von Heiligen."

Ich muß gestehen, daß ich mir damals dachte, meine Mutter lege zu viel Wert auf ihre alten Briefe. Ich hatte einen großen Haushalt und war so von meinen zu jener Zeit noch kleinen Kindern in Anspruch genommen, daß ich nach dem Tode meiner guten Mutter der Durchsicht ihrer Papiere keine Zeit widmen konnte. Mein Versprechen war mir aber heilig und so packte ich sämtliche Portefeuilles sorgfältig in eine große, mit altmodischen Tapeten ausgeklebte Kiste und stellte diese auf meinen Dachboden.

Ich gedachte der Kiste kaum mehr, als ich vor ungefähr zehn Jahren einen Aufruf las, der jeden, in dessen Besitz sich Briefe des verstorbenen Bischofs von Linz Franz Josef Rudigier befänden, aufforderte, diese an das Ordinariat einzusenden. Nun ging mir ein Licht auf, was meine Mutter mit den Briefen von Heiligen gemeint hatte. Man leitete damals den Seligsprechungsprozeß des genannten Bischofs ein, der im österreichischen Kulturkampf der Sechziger- und Siebzigerjahre eine hervorragende Rolle gespielt hat. Ich stattete der alten Kiste einen Besuch ab und hatte bald ein Päckchen in Händen mit der Aufschrift: „Briefe des Bischofs von Linz."

Damals wurde mein Interesse für die Korrespondenz meiner Mutter angeregt, aber infolge gänzlichen Zeitmangels mußte ich auf weitere Entdeckungen vorderhand verzichten. Die alte Kiste ruhte wieder jahrelang.

Vor einigen Tagen nun bat mich meine Schwester um das Rezept von gewissen Torteletten, die in unserem Elternhause bei feierlichen Gelegenheiten bereitet wurden und mit denen es eine eigene Bewandtnis hatte: sie waren nämlich die Lieblingsspeise

Moriz v. Schwinds und es wurde ihm bei jedem seiner Besuche im Hause meiner Großeltern damit aufgewartet.

Schwind war ein intimer Freund der Familie meiner Mutter und hielt sich daher bei jeder Durchreise in Linz auf. Ich erinnere mich noch, wie er auf einer Fahrt von München nach Wien, die er unternahm, um die Wandgemälde in der Hofoper zu malen, einen Abend bei meiner Großmutter verbrachte. Er stellte selbst das Menü für das Abendessen zusammen: Rostbraten mit recht viel Zwiebeln, Bier und die erwähnten Tortelettes, die eine meiner Tanten schon am Vortage eigenhändig bereitet hatte.

Ich war damals enttäuscht von Schwind; ich hatte mir den Schöpfer der herrlichen, vom wunderbarsten Zauber der Poesie umgebenen Märchenbilder ganz anders vorgestellt. Mit seiner gedrungenen Gestalt, den knallroten Backen und dem mächtigen Schnurrbart sah Schwind jedoch nichts weniger als poetisch aus. Sein ungemein gemütliches, herzgewinnendes Wesen entschädigte mich aber bald für diese Enttäuschung. Überhaupt scheint Schwind oft absichtlich die prosaische Seite herausgekehrt zu haben, was ein kleiner Vorfall, den mir meine Mutter öfters erzählte, beweist: Schwind war ihr „Beistand" bei ihrer Hochzeit. Als das junge Paar nach der Trauung die Glückwünsche der Gäste entgegennahm, trat Schwind auf meine Mutter zu und sagte: „Wenn du die Unannehmlichkeiten mit den Dienstboten kennen würdest, hättest du nicht geheiratet."

Alte Erinnerungen dieser und ähnlicher Art wurden in mir wach durch die Bitte meiner Schwester um das Rezept. Wo aber konnte dieses stecken? Seit dem Tode meiner Mutter waren die bewußten Tortelettes bei uns in Vergessenheit geraten. Da fiel mir wieder meine alte Kiste ein, in der sich auch allerlei Koch- und Wirtschaftsbücher befinden; vielleicht konnte sie mir Aufschluß geben, — und wirklich, das Rezept fand sich vor! Bei dieser Gelegenheit konnte ich es mir nicht versagen, wenigstens einige der alten Hefte und Portefeuilles etwas näher zu betrachten. Ein Päckchen alter, vergilbter Briefe mit wunderbar gleichmäßiger, feiner Handschrift zog meine Aufmerksamkeit auf sich; es enthielt eine Serie von Briefen des Vaters meiner Mutter an seine Frau, in der er ihr die feierliche Enthüllung des Mozartdenkmals zu Salzburg im September 1842 und seine Audienz bei König Ludwig I. von Bayern in Berchtesgaden beschreibt. Diese Briefe erregten mein Interesse in Anbetracht der vorjährigen Mozartfeier in Salzburg ganz besonders.[1])

In der Meinung, daß auch weitere Kreise dieses Interesse teilen werden, will ich einiges aus diesen Briefen mitteilen.

Der Verfasser der Briefe, mein Großvater Anton Ritter von Spaun, Syndikus der obderennsischen Stände (1829—1849, geboren zu Linz 1790, gestorben zu Kremsmünster 1849), begab sich

[1]) 29. Juli bis 6. August 1910 fand in Salzburg die Feier der Grundsteinlegung eines Mozarthauses statt.

mit seinem Sohn Louis und seinen beiden älteren Töchtern Henriette und Josefine, einer Einladung des Grafen Gustav Chorinsky folgend, von Linz nach Salzburg, um dort die Feierlichkeiten mitzumachen. Bei dieser Gelegenheit überreichte er auch in Berchtesgaden dem König Ludwig I. von Bayern die von ihm verfaßte Schrift: „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Österreich zu vindicieren. Mit einem Anhange: Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes. Mit drei Notenblättern. Linz. 1840. Haslinger".

Mein Großvater, der sich sehr viel mit gelehrten Forschungen beschäftigte, hatte zwei Lieblingsstudien, denen er seine ganze freie Zeit zum Opfer brachte. Das erste galt dem Versuche, nachzuweisen, daß Heinrich von Ofterdingen der Dichter des Nibelungenliedes sei, das zweite erstreckte sich auf den heimischen Volksgesang. Eine Frucht dieser Studien war die Schrift: „Die österreichischen Volksweisen, dargestellt in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und Alpenmelodien, gesammelt, herausgegeben und allen Deutschen gewidmet von Anton Ritter v. Spaun, Linz, 1845 (2. Auflage 1849)". — Großvaters größte Freude war es, wenn seine Töchter Almer und sogenannte Schnadahüpfeln sangen, die sie bei ihren verschiedenen Sommeraufenthalten in Oberösterreich dem Landvolke ablauschten.

Die Adressatin der Briefe ist meine Großmutter mütterlicher Seite, Henriette von Spaun, geborene Freiin von Vogelsang (1789—1870); ihre jüngste Tochter Marie, verehelichte Hagenauer, war meine Mutter, die Besitzerin der nun hier folgenden Briefe.

I.

3 n 7ber.

Liebe Henriette!

In größter Eile berichte ich dir, daß wir gestern nach Mitternacht in Salzburg eingetroffen sind, wir fanden ein sehr gutes Zimmer beim Gablerwirth, schliefen gut, standen um halb 7 Uhr auf, und die Mädchen waren kaum angezogen, so erschien schon Graf Chorinsky,[1]) den ich ganz unverändert aussehen fand, er war ungemein herzlich — die Gräfin werden wir jetzt in ihrer Wohnung in der Stadt oder in Montfort[2]) treffen — was ich selbst noch nicht weiß.

[1]) Alle die folgenden Personalnachweise schulde ich der gütigen Bemühung des Sektionschefs a. D. Freiherrn Alfred Weiß v. Starkenfels, dem ich hiemit meinen aufrichtigen Dank abstatte. — Gustav Graf Chorinsky (1806—1873), 1842 Kreishauptmann in Salzburg und Präses des Denkmalkomitees; zuletzt Statthalter von Niederösterreich. Vermählt 1831 mit Anna Freiin v. Böck und Greissau (1806—1871).

[2]) Schlößchen am Wege nach Hellbrunn, zur Zeit der Reichsunmittelbarkeit der Fürsterzbischöfe von Salzburg Sommerresidenz des jeweiligen Weihbischofs.

Die Reise war überaus angenehm — nur die Langsamkeit ärgerte uns öfter — wir hatten v. Lambach her Fritz Hartmann[1]) gegenüber — als es finster geworden war, wurde zu singen angefangen — F. Hartmann sang auch ganze Stücke aus der Zauberflöte, Don Juan etc. mit — auch Schnaderhüpfel wurden viele zum großen Wohlgefallen der ganzen Reisegesellschaft gesungen. — Das Wetter war herrlich. — L. Pyrker[2]) ist hier und hat dem Grafen Chorinsky ein Festgedicht übergeben, worin auch vom Nibelungen Liede die Rede ist ....

II.

5. 7r 842.

Liebe Henriette!

.... Vor meinen Augen liegt gerade der Untersberg in seiner ganzen Ausdehnung von der reinsten Morgensonne beschienen — das sind festliche Aspecten. Nachdem uns (gestern) der Graf (Chorinsky) verlassen hatte, suchten wir sogleich die Gräfin auf, die aber noch nicht in der Stadt war — wir beschlossen also, da wir wußten, daß sie kommen sollte, in der großen Allee, die nach Hellbrunn und Montfort führt, ihr entgegen zu gehen — wir kamen, da uns Louis einen ziemlichen Umweg geführt hatte, durchaus im Schatten vielhundertjähriger Eichen und Linden bis Montfort — wo eben die Gräfin, die uns immer erwartet hatte — einsteigen wollte — alle Kinder liefen uns voll Freuden entgegen, ich küßte der Gräfin und Frln. Caroline die Hand, und wurde von ersterer auf das herzlichste embrassirt, sie installirte uns noch in unseren Zimmern. Das, wo ich mit Louis wohne, ist das schönste in Montfort. Dann mußte sie in die Stadt eilen — wo sie heute die Kaiserin Mutter[3]) und den König von Baiern[4]) empfangen muß. Wir richteten uns ein — die Kinder machten Toilette, und ich machte mit Louis noch einen herrlichen Spaziergang in den Wäldern. Als wir zurückkamen, wurde ich mit guter Suppe gestärkt, wir sahen die Ökonomie an und dergl., bis endlich Graf und Gräfin kamen, unglücklicherweise kam noch Besuch, wir kamen also erst nach halb 5 Uhr zum Eßen, es wurde Befehl gegeben, wenn Besuch käme, zu sagen, daß Niemand zu Hause sey — mit Ausnahme von Fritz Hartmann — wir waren also nun ganz ungeniert, und saßen so froh und traulich beisammen wie in Linz — nach Tisch giengen wir in den Garten. Da kam der Erzb. Pyrker mit dem Prälaten von

---

[1]) Friedrich Ritter v. Hartmann, Regierungskonzipist bei der Landesregierung in Linz und Sekretär des Museumsvereines, dessen Mitbegründer Spaun gewesen.

[2]) Johannes Ladislaus Pyrker v. Felső-Eör (1772—1847), Abt von Lilienfeld, 1818 Bischof der Zips, 1821 Patriarch von Venedig, seit 1827 Erzbischof von Erlau, der bekannte vaterländische Dichter und Gönner Grillparzers.

[3]) Karolina Augusta, Witwe nach Kaiser Franz I., Stiefmutter Kaiser Ferdinands I.

[4]) Ludwig I. von Bayern.



St. Peter [1]), der Graf führte mich sogleich auf — Pyrker empfing mich wie einen alten Freund und Bekannten, dankte mir herzlichst für meine Schrift,[2]) die ihm die größte Freude gemacht u. s. w. Er brachte seine Volkshymne [3]) mit, die Neukomm [4]) in Musik gesezt hat — und hätte so gerne die Melodie gehört — Jetty erhielt den Auftrag, sie in der Schnelligkeit einzustudieren, was um so schwerer war, weil nur eine Singstimme ohne Accompagnement gesetzt war — glücklicherweise kam nun auch Fritz Hartmann, ich bat Fritz, den Baß zu übernehmen, Louis sang Tenor, Pepi Alt, Jetty spielte zugleich die paßenden Akkorden auf dem Klavier und so konnte der Erzbischof nach einer Viertelstunde schon gerufen werden, und er hörte seine Hymne recht gut 4 stimmig vortragen, was ihm sehr große Freude machte.

Dann mußten die Mädchen Schnaderhipfel singen, die ungemein gefielen, zulezt giengen sie in den Garten, und sangen 2 stimmige Almer, während wir auf dem Balkon zuhörten — du kannst dir denken, daß das sehr vergnügte Stunden waren.

Als der E. Bischof fort war, machten wir alle mit dem Grafen noch einen herrlichen Spaziergang zu einer Aussicht — dann nahmen wir die Jause — worauf uns Hartman verließ — wir saßen noch bis nach 10 Uhr beisammen, souppirt wird gar nicht, nur ich bekam wie zu Hause eine Suppe. Heute gehen nun die Feste an, wir haben Plätze auf der 1ten Tribüne, in der Kirche, fahren in die Stadt, dann zu Tisch nach Hause, abends ins Concert, wir haben schon für beide Concerte Billetten — sind Dienstag nachmittags zum Cardinal E. B.[5]) — zu einem kleinen Privat Concert geladen, das vor dem Ball statt hat.

Skrbensky [6]) habe ich noch nicht gesehen. Der König von Baiern fährt nur zur Enthüllung von Berchtesgaden nach Salzburg — der Graf trug mir den Wagen an, wenn ich Mittwochs nach Berchtesgaden zum König fahren wollte — ich glaube kaum, daß ich den Antrag annehmen werde . . . .

---

[1]) Prälat Dr. Albert Nagenzaun, gest. 1856.

[2]) „Heinrich von Ofterdingen" oder vielleicht der Artikel in der Wiener Zeitung vom 7. und 8. Juni 1842: „Der gegenwärtige Stand der Forschungen über die Heimat und den Dichter des Nibelungenliedes" (auch in Separatabdruck erschienen), in der sich Spaun mit Karl Lachmann in Berlin und dessen Liedertheorie auseinandersetzte. (Vgl. über Spauns Standpunkt in der Nibelungenfrage Nagl und Zeidler, „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte", II. Bd., S. 95.

[3]) Nachdem der erste Text der österreichischen Volkshymne „Gott erhalte Franz den Kaiser" von Lorenz von Haschka nach Kaiser Franz I. Tode (1835) außer Gebrauch gesetzt worden war, verfaßten Grillparzer, Holtei, Pyrker und Zedlitz neue Texte, von denen der von Karl von Holtei 1835 verfaßte für offiziell erklärt wurde.

[4]) Sigismund Ritter v. Neukomm (geb. zu Salzburg 1778, gest. zu Paris 1858), Komponist und Dirigent, Verwandter und Schüler der beiden Haydn.

[5]) Kardinal Erzbischof Friedrich Fürst Schwarzenberg (1835—1851), später Erzbischof von Prag.

[6]) Philipp Freiherr v. Skrbensky (1789—1876), war 1836—1848 Präsident der oberösterreichischen Landesregierung.



III.

den 5. 7r 842.

Liebe Henriette!

Bevor ich dir die Festlichkeiten des gestrigen Tages beschreibe, muß ich dir noch sagen, daß wir die allergrößte Freude empfanden, als wir gestern unmittelbar nach der Enthüllung deinen Brief erhielten...... Der heutige Tag, für uns wieder ein sehr festlicher, wird für dich wegen der bevorstehenden Abreise der Ottenwaltischen [1]) ein betrübter, und doch sehr bewegter seyn. Nach wenigen Tagen bin ich nun wieder bei Euch und wie ganz anders wird es seyn, wenn ich Euch alles werde mündlich erzählen und beschreiben können!....

Der Graf fuhr gestern schon um 6 Uhr früh in die Stadt — wir mit der Gräfin, Lina, dem Onkel und Ottilie um halb 9 Uhr. Die Gräfin mußte in ihrer Wohnung den ganzen baierischen Hof, die Kaiserin Mutter, einen Prinzen von Meklenburg und andere große Herren nebst dem Präsidenten, Card. Erzbischof, Patriarchen, Montecucolische [2]) ꝛc. empfangen, wir hörten im kreisämtlichen Oratorium dem Amte zu, es war die Mozartische Meße mit dem schönen Agnus Dei — das man nimmer schöner hören kann, als von der Haßelt [3]). Du kannst dir vorstellen wie entzückt die Jetty war! Nach der Kirche mußten wir uns durchdrängen, um zu der 1ten Tribüne zu gelangen; wir waren auf dem 1ten Platz, die Mädchen saßen auf der vordersten Reihe. Rundherum an den Häusern war nur wenig Platz für das Volk, das durch eine Spalier von Militär abgehalten wurde in den freien Raum einzudringen. Der Einzug dauerte sehr lange; die Ordnung findest du im Programm, der Zug stellte sich in einem weiten Viereck um das Denkmal herum auf — alle Zünfte mit Schulen ꝛc. hatten neue sehr schöne Fahnen, die Tribünen waren lichtgrau, rosenroth und weiß decorirt, auf unserer prangten auch die Fahnen der verschiedenen salzburgischen Gaue. Das ganze Kreisamtsgebäude war mit Festons und Teppichen behangen, — außer dem Kreisamtsgebäude war, auffallend genug, keines decorirt. Auf dem inneren Platze standen auch die Offiziere der verschiedenen Truppen, was durch das Gemenge von Uniformen einen hübschen Anblick gewährte; die Musikbanden spielten während dem ganzen Aufzug

[1]) Marie, die Schwester des Briefschreibers, war mit Anton Ottenwalt vermählt, einem aus dem Kreise jener Jünglinge, die in ihrer oberösterreichischen Heimat einen patriotischen Verein nach Art des „Tugendbundes" gründeten, „Beiträge zur Bildung der Jünglinge" herausgaben und nur durch den Schutz Michael Arneths, des Prälaten von St. Florian, der Verfolgung der mißtrauischen Regierung entgingen.

[2]) Albert Graf Montecuccoli (1802—1852), zuletzt Sektionschef im Ministerium des Innern. Er war von 1831 bis 1838 Kreishauptmann in Salzburg und einer der Unterzeichner des ersten, 1836 im Namen des Museums in Salzburg ergangenen Aufrufes zur Errichtung des Mozart-Denkmals.

[3]) Anna Marie Wilhelmine v. Hasselt-Barth, geb. zu Amsterdam 1813, berühmte Sängerin, 1839—1848 am Kärntnertortheater in Wien.



Märsche mit Motiven aus Don Juan und Figaro — wie alles ringsherum geordnet war, bestieg der Kapellmeister Neukomm ein geborener Salzburger, jetzt in Paris angestellt, in seiner französischen Staatsuniform die Tribüne und hielt eine kurze sehr paßende Anrede, als er rief: „die Hülle falle!" mußte Gustav Chorinsky [1]) an einer Schnur ziehen, und nun fiel die Hülle, und das herrliche Denkmal aus Bronze mit dem hellglänzenden, vortrefflich gearbeiteten Piedestal stand vor uns; es drückte sich das allgemeinste Erstaunen über dieses Werk aus — zugleich ertönten Fanfaren, Kanonenschüße, — ich stand gerade hinter dem jüngeren Sohne Mozarts,[2]) und den beiden Schwägerinnen[3]) desselben, welche in der Mitte auf samtenen Fauteuils ihre Sitze hatten und unendlich bewegt waren — der Sohn weinte fast die ganze Zeit hindurch. Nun hielt Graf Chorinsky eine kurze Anrede und übergab dem Bürgermeister [4]) die Schenkungsurkunde des Monuments die auf einem schön gestickten samtenen Polster mitgebracht wurde — worauf der Bürgermeister wieder eine kurze Gegenrede hielt — Dann begann der Festchor, componirt und dirigirt von Mozart dem älteren, und zum Schluße eine kurze Hymne auf die Melodie des Marsches aus dem Titus, die so ungeheure Wirkung machte, daß sie auf Verlangen der Kaiserin Mutter, und lautes Zurufen des Volkes wiederholt werden mußte. Damit war das Fest der Enthüllung vollendet.

Wir begaben uns nun ins Kreisamtsgebäude, trafen auf dem Wege Roschman[5]) und Arneth,[6]) die nachmittag nach Montfort zu kommen versprachen, und sahen von dort den ganzen Hof einsteigen und fortfahren. Skrbensky traf mich im ärgsten Gewühle wie er in seinen Wagen einsteigen wollte, und redete mit mir sehr freundlich; —

---

[1]) Gustav Graf Chorinsky, ein Sohn des Kreishauptmanns.

[2]) Mozarts Söhne: Karl (geb. zu Wien 1783, gest. zu Mailand 1858), widmete sich anfänglich dem Kaufmannsstande, betrat aber später die Beamtenlaufbahn und bekleidete eine kleine Stelle im Rechnungsfache. In Pension getreten, verbrachte er seine letzten Jahre in Mailand im Hause des Obersten Casella. Wolfgang Amadeus (geb. zu Wien 1781, gest. zu Karlsbad 1844) spielte schon mit sieben Jahren die leichteren Klaviersonaten und Variationen seines Vaters, erhielt später gründlichen Klavierunterricht von Neukomm, Andreas Streicher, Hummel, Abt Vogler und Albrechtsberger, versuchte sich mit 11 Jahren im Komponieren, gab 1804 sein erstes Konzert im Theater an der Wien mit eigenen Kompositionen. Von seinem 13. Jahre an gab er selbst Unterricht, unternahm verschiedene Kunstreisen und lebte teils in Wien, teils in Lemberg. Grillparzer hat ihm bei seinem Tode ein Gedicht gewidmet: Am Grabe Mozarts des Jahres „So bist du endlich hingegangen." S. W. 4. Ausg. Stuttgart 1887, I. Band, S. 174.

[3]) Josefa Weber, vermählt zuerst mit dem Violinisten Hofer, dann mit dem Bassisten Mayer, und Sophie, vermählt mit dem Musiker Kaibl, Komponisten der komischen Oper „Der Tiroler Wastl".

[4]) Bürgermeister von Salzburg, Lergetporer.

[5]) Karl Ritter v. Roschmann, Sohn des Anton Leopold R. v. R., der 1809 Unterintendant der Landesverteidigung in Tirol, später Hofrat bei den vereinigten Hofkanzleien gewesen war (1777—1830).

[6]) Josef Kalasanz Arneth (1791—1863), Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetts.

der Graf speist beim Cardinal und wir fuhren dann wieder nach Hause. Nach Tisch kamen gleich Arneth und Roschmann, und ich führte sie und die Mädchen einen schattigen Weg zum Jagerhaus und zu einer schönen Aussicht. Louis kutschierte mit dem Esel die Kinder herum, wir mußten aber bald zurück sein, da die Kinder noch Toilette machen mußten, — vor 6 Uhr wurde die Jause genommen, dann fuhren wir wieder in die Stadt. In dem herrlich erleuchteten Concertsale waren bei 2000 Menschen anwesend. Die Kinder saßen mit der Gräfin auf der 1. Bank, der Cardinal ganz rückwärts mit einigen wenigen Gästen in einer Loge. Lachner[1]) dirigirte, der Saal, so ungeheuer als er ist, war gepfropft voll. Zuerst kam die Ouvertüre aus Titus — dann spielte Mozart ein Klavierconzert seines Vaters, dann kam die herrliche G moll Sinfonie — die Arie der Dona Anna von der Haßelt, ein Violonzellconzert, eine Arie des Staudigl[2]) aus Figaro, ein Quintett aus Cosi fan tute — ein Terzett aus Figaro — und zum Schluß ein großer fugirter Chor. Alle diese Leistungen wurden mit einer Vollendung vorgetragen, die man nicht leicht irgend wo mehr hören wird. Der Applaus war ungeheuer...... In meiner Erzählung vergaß ich des Prologs beim Concert, der ganz vortrefflich von Anschütz[3]) vorgetragen wurde, er ist auch sehr schön gedichtet vom Bruder[4]) des Anschütz. Das Concert dauerte bis 10 Uhr, dann fuhren wir in die Chorinskysche Wohnung, wo viele ausgezeichnete Freunde und alle Honoratioren der Stadt geladen waren. Jetty und Pepi wurden vielen Damen aufgeführt, auch der Haßelt, was sie sehr intereßirte, Jetty hätte gerne mehr mit ihr gesprochen, wurde aber durch die Provenchère,[5]) und die beginnenden Festlichkeiten daran verhindert — Louis und ich sprachen mit Anschütz, der uns allen sehr wohl gefiel. Es war finstere, doch nicht Sternlose Nacht — da kam der Fackelzug der Studenten, mit der Regimentsbande, die Mozartische Märsche spielte, sie machten Evolutionen, und formirten am Ende ein M. worauf ungeheurer Applaus erscholl, und bengalisches Feuer angezündet wurde, das die Statue wunderschön beleuchtete — das halt Orn[6]) spielte auf der Festung, wovon wir aber nichts hörten — man sagte uns, daß wir dabei nichts verloren haben — nun wurde die Pyrkerische Volkshymne angestimmt, worin unter den Vorzügen Österreichs auch das Nibelungenlied aufgeführt wird, der Präsident gratulirte mir sehr herzlich zu dieser Anerkennung. Die Kinder hätten sehr gerne von den Fenstern aus mitgesungen, was aber doch nicht wohl anging; bei dem

[1]) Franz Lachner, Hofkapellmeister in München (geb. 1804), von 1828—1834 erster Kapellmeister am Kärntnertortheater in Wien.

[2]) Josef Staudigl (geb. zu Wöllersdorf in Niederösterreich 1807, gest. zu Wien 1861), Bassist, 1824—1854 Mitglied des Kärntnertortheaters.

[3]) Heinrich Anschütz (1785—1866), seit 1821 k. k. Hofschauspieler.

[4]) Eduard Anschütz, der 1831—1850 gleich seinem Bruder am Burgtheater engagiert war.

[5]) Witwe des 1837 in Wien verstorbenen Feldmarschalleutnants i. P. Karl Dokmeyer v. Provenchèry.

[6]) Eine Art Riesenorgel.

letzten: Österreich hoch! erscholl allgemeines Freudengeschrei — dann entfernte sich der Fackelzug, um die Hymne noch bei der Wohnung des Patriarchen zu singen. Alles wurde vom Grafen mit Gefrornem bedient. — Dann fuhren wir gegen 11 Uhr nach Hause, die Gräfin legte sich vor Müdigkeit gleich zu Bette, wir souppirten noch und blieben mit dem Grafen und Caroline noch lange auf. Die Gräfin befindet sich heute wieder so wohl, daß sie sich stark genug fühlt, die ferneren Strapazen zu ertragen. — 6. Aug.[1]) Ich muß mich nun sehr kurz faßen, um dir nur in allgemeinen Umrißen den gestrigen Tag zu erzählen, denn der heutige wird mir zu einer ausführlichen Beschreibung wenig Muße laßen. — Wir hatten zu thun, rechtzeitig ins Requiem zu kommen — was dieses für eine Wirkung bei diesem Anlaß, in dieser Kirche, von solchen Singstimmen, Chören und Orchester machte — kann ich dir nicht beschreiben. Wir fuhren dann mit den beiden Fräulein Handel[2]), die recht liebe Mädchen, beiläufig im Alter der Jetty und Pepi sind — und die zu Mittag nach Montfort geladen waren, nach Hause, nach Tisch nach Leopoldskron[3]), sahen dort die Regata auf dem Teich, die Gräfin theilte die Preise aus — dann waren große Schwimmproduktionen. Die Wolken drohten immer Regen, wurden aber endlich von der Sonne zerstreut, nun erfolgte der Alpenzug — viele Herden von den Alpen zogen in ihrem festlichsten Schmucke vorüber, die Hörner mit Blumen, Bändern, Goldflitter verziert, viele Stücke hatten große Federbüsche, goldne Sterne zwischen den Hörnern und große Glocken am Halse, die ein höchst seltsames, aber nicht harmonisches Geläute hervorbrachten. — Voraus gieng jeder einzelnen Herde der Hirt mit dem Horn, dann kam eine Schaar von Burschen und Buben, die aus vollem Halse juchezten, und Almerinnen, von denen aber nur wenige uns bereits bekannte Melodien sangen — allein man konnte den Gesang vor Lärm und Juchetzen wenig ausnehmen. Mehrere Hirten tanzten und sprangen vor ihren Herden so höchst seltsam, aber künstlich und mit solcher Anstrengung einher, daß ich glaube, König David hat es ebenso gemacht, wie er vor der Bundeslade aus allen Kräften einhertanzte. — Den Schluß machte das sogenante Peitschenkonzert — wo 10 bis 12 Burschen auf freiem Felde mit Peitschen, gegen welche unsere großen Schlittenpeitschen noch klein sind, dergestalt schnalzten, daß man glaubte, das stärkste Pelotonfeuer zu hören — wir fuhren hierauf in die Stadt, wo in größter Schnelligkeit Toilette gemacht wurde, dann ins Concert, das ebenso voll als gestern war. Wir hörten die Ouverture aus der Zauberflöte — dann wurde auf stürmisches Verlangen der Prolog nochmals gesprochen — hierauf folgte eine Arie der Haßelt — dann von Staudigl — ein Octett von Mozart, von 8 ausgezeichneten Virtuosen vorgetragen — ein

---

[1]) Irrtümlich statt „6. September".

[2]) Luise und Marie Handel, Töchter des Anton Freiherrn v. Handel, k. k. Hofrat und Ministerresident (1776—1847).

[3]) Schloß in der Nähe von Salzburg, eine Zeitlang Eigentum des Königs von Bayern.

wunderschönes Duett der Haßelt mit Dietz-Tenor,[1]) aus cosi fan tutti, eine Arie des Dietz aus der Entführung mit Chor, die Arie Isis und Osiris mit Priesterchor, die Romanze der Haßelt aus Figaro, — zum Schluße die Sinfonie aus C dur — es war mehr Musik, als man leicht an einem Abend vertragen kann; man ließ es sich aber gerne gefallen, weil man so etwas nicht ein zweitesmal im Leben hören wird. Der Beifall war ungeheuer. Wir eilten nach dem Concert davon, da beim Grafen große Aprés soireé war. Die Mädchen mußten mit den Handlischen die 2 Theetische besorgen. Es waren wieder alle Notabilitäten versammelt, noch zahlreicher als den Tag zuvor (auch Hartman und Roschman. Pyrker war mit mir wie mit einem alten Freunde — so auch Skrbensky — beide sprachen auch lange Zeit mit Jetty — es wurde die Beleuchtung mit bengalischen Feuer wiederholt — gegen 12 Uhr verloren sich die Leute, und wir fuhren in sternheller Nacht nach Hause.

Heute bist du also mit Marie[2]) allein, die gute Ottenwalt wird dir sehr abgehen! Louis unterhält sich herrlich. Wir werden jetzt nach dem Frühstück in die Stadt fahren, Pichler[3]) erwartet mich, um mich ins Atelier des Malers Fischbach[4]) zu führen, dann ins Museum. — Dann will ich zu Skrbensky, Pyrker, und Prof. Filz.[5]) — Nach Tisch sind wir zum Cardinal Erzbischof nach Aigen geladen, dann kommt der Ball, die Mädchen sind schon auf vieles engagirt, und freuen sich sehr. Morgen speist Skrbensky mit Schwaiger[6]) in Montfort — er sagte zum Grafen, daß er sich schon sehr freue, einige Stunden auch mit mir seyn zu können. Mein Prachtexemplar werde ich wahrscheinlich mit einer schriftlichen Eingabe dem K. von Baiern nach Berchtesgaden schicken. Graf und Gräfin sind so herzlich, als sie immer waren — die Kinder habe ich noch nicht schlimm gesehen — ich habe noch immer Vorliebe für meinen kleinen Firmpathen.[7]) Ich hätte gerne auch der Marie geschrieben, ich hoffe, sie wird ihre Sorgfalt für dich verdoppeln, ich gedenke ihr aber auch etwas von Salzburg mitzubringen. . . . .

Freitag abends bin ich bei Euch . . .

---

[1]) Richtig Ludwig Titze (1798—1850), Pedell an der Universität, seit 1832 als Tenorist bei der Hofmusikkapelle angestellt.

[2]) Marie, die jüngste Tochter der Adressatin, geb. 7. Juni 1831, 1851 mit Franz Hagenauer, Statthaltereikonzipist in Linz, vermählt, gest. 12. August 1895.

[3]) P. Georg Abdon Pichler, Geschichtsforscher (geb. zu Salzburg 1806, gest. ebenda 1864). Sein Hauptwerk „Salzburgs Landesgeschichte" enthält auf S. 1036 f. eine ausführliche Beschreibung der Mozartfeier.

[4]) Johann Fischbach (geb. zu Grafenegg bei Krems 1797), seit 1840 in Salzburg Landschafts- und Genremaler.

[5]) P. Fidel Filz (geb. 1777 zu Passau, gest. 1854 in Michlbeuern), Geschichtsforscher, Prior und Bibliothekar des Stiftes Michelbeuern, von 1805 bis 1819 Gymnasialprofessor in Salzburg, 1819—1835 Professor der Weltgeschichte und klassischen Philologie am dortigen Lyzeum, 1835—1842 mit der Verwaltung des Klosters Mülln betraut.

[6]) Josef Schwaiger v. Dürnstein, Regierungskonzipist und Präsidialist bei Skrbensky.

[7]) Ein Sohn des Grafen Chorinsky, vermutlich Heinrich.

IV.

8. 7r 1842.

Liebe Henriette!

. . . . . . Ich kann auch heute nicht wie früher in meinen Beschreibungen fortfahren, da ich jeden Augenblick abgerufen werden kann; die Mädchen können bei dem besten Willen nicht zum Schreiben kommen, ebenso Louis. Vor allem unsere nachträglichen Glückwünsche der Marie zu ihrem Namenstag, auf den wir bis gestern alle vergeßen haben; gerne hätte ich ihr noch selbst geschrieben, wenn es möglich wäre — wir werden unser Versehen gut zu machen suchen, ich wünsche nur, daß sie fortwährend so brav ist, und dir so viele Freude macht als im Anfang; dieß ist um so nothwendiger als ihre Prüfungszeit um einige Zeit länger dauern wird; denn so viel ist schon gewiß, daß ich Freitag nicht kommen kann. Der Präsident besteht darauf, daß ich zum König nach Berchtesgaden gehe — ich wollte dieß vermeiden, und habe eine schriftliche Eingabe aufgesetzt, mit welcher ich ihm mein Exemplar übersenden wollte, ich ließ dem Präsidenten selbe lesen, er gab mir die sehr schmeichelhafte Antwort: Ich habe alles sehr gerne, was Sie schreiben, aber Ihre Persönlichkeit ist mir doch lieber! — ich wollte mich mit den Geschäften entschuldigen; er sagte: der Landtag ist am 19ten, ich komme selbst erst den 14ten nach Linz, ich stehe Ihnen dafür, daß Gf. Weißenwolf[1]) Ihnen die Verzögerung nicht übel nehmen wird. Gf. Chorinsky gab nun auch nicht mehr nach, und übernahm es, mir ein Empfehlungsschreiben an den Kämerer des Königs Graf Saporta mitzugeben, — Louis wird jedenfalls mit mir fahren, vielleicht auch die Mädchen. Nun will ich, so lange ich noch Zeit habe, nachholen, was seither geschehen ist. Am Dienstag früh — d. h. nach 10 Uhr fuhr ich mit dem Grafen in die Stadt, war mit ihm bei Skrbensky, den wir nicht trafen, dann bei Pyrker, bei dem wir eine ganze Stunde blieben — er drang auch in mich, daß ich ja gewiß zum König gehen soll, und lieh mir die „Walhallagenoßen", damit ich selbe vorher noch durchlesen kann — er war ungemein freundschaftlich. . . . . Ich fand dann Louis, und kaufte mir und ihm eine Nadel mit dem Porträt Mozarts aus Elfenbein — Louis blieb in der Stadt bei Roschman, weil er nicht zum Cardinal Erzbischof gehen wollte, und machte mit Karl eine Parthie auf den Kapuzinerberg; um 4 Uhr fuhren wir nach Aigen, im kleinen Schloß waren schon die meisten Gäste versammelt — doch ich muß abbrechen, wir fahren alle in die Stadt . . . .

---

[1]) Johann Nep. Graf Weißenwolf (1779—1855), 1836—1848 erster Verordneter des altrudolfinischen Herrenstandes in Oberösterreich, erster Vorstand des Museums Francisco-Carolinum, Protektor des Musikvereines in Linz.



V.

10. 7r 842.

Liebe Henriette!

Heute sollte ich schon bei dir seyn, und statt deßen sitze ich hier um dir zu schreiben, daß ich erst am Dienstag den 13ten zu Euch komme; morgen früh kann ich erst die Reise nach Berchtesgaden antreten, ich wollte durchaus Montags abreisen, allein morgen werden wir erst spät abends von Berchtesgaden zurückkommen, dann müßte ich erst zusammenpacken, und in die Stadt fahren, um beim Gabler Bräuer zu übernachten, weil man des anderen Tags um 4 Uhr früh von dort wegfährt, so wurde denn der Tag der Abreise auf den Dienstag festgesezt. Ich hatte schon meine eigene Gelegenheit nach Berchtesgaden bestellt, um nicht die Equipage des Grafen nehmen zu dürfen, allein er hat wieder abgesagt, und wahrscheinlich wird die Gräfin die Parthie mit uns machen. Von dem Glück des Polycrates, vor dem du dich fürchtest, fehlt mir übrigens noch Manches — 1tens mache ich diese Reise äußerst ungern — ich bliebe lieber morgen den ganzen Tag in Montfort, vis à vis des Untersbergs sitzen, als ich diese Reise unternehme, dann 2tens habe ich mich bei der Parthie in Aigen so ermüdet, daß ich etwas Kreuzschmerzen bekam, von denen ich noch nicht ganz befreit bin, ... kleinere Fußparthien kann ich recht wohl machen, nur das Bergsteigen muß ich mir versagen. Gestern habe ich der Ottenwalt einen langen Brief geschrieben, und der, den ich jetzt schreibe, wird morgen schwerlich mehr nach Linz kommen, mir ist sehr leid, daß du so lange ohne Nachricht bleibst, die Hauptschuld daran ist, daß ich heute erst um 8 Uhr aufwachte. Nun will ich in meiner Beschreibung fortfahren: In dem Concerte beim C. Erzbischof sangen die Haßelt, Graf Eker,[1]) Vesque[2]) und Randhartinger, dann lud der Erzbischof die Gesellschaft zu einem Spaziergang ein; man stieg lange an einem herrlichen Wasserfall aufwärts, kam zu den herrlichsten Aussichten, wo man Halt machte, und wo in der Nähe 4stimmige Lieder gesungen wurden, die Mädchen hätten hier mit Lust gealmt — sie wurden schon früher von der Gräfin Lodron[3]) aufgefordert, im Concert zu singen, allein sie entschuldigten sich gleich, daß sie nichts bei sich hätten und nichts auswendig könnten; nun kam Skrbensky auf mich und bat mich, daß die Mädchen almen sollten, er hatte schon dem Erzbischof davon erzählt, und dieser hatte es auf sich genommen, einen geeigneten Platz auszuwählen — ich gab gerne meine Einwilligung, die Mädchen waren schon weit voraus, der Erzbischof war wie eine Gemse nach,

[1]) Graf Egger, Schwiegersohn der nachher erwähnten Gräfin Lodron.
[2]) Johann Frhr. Vesque v. Püttlingen (1803—1883), Sektionschef im Ministerium des Äußern, Mitglied des Herrenhauses, Komponist unter dem Namen Hoven; 1842 Staatskanzleirat.
[3]) Gräfin Wilhelmine Lodron, geb. Gräfin Thürheim (geb. 1773).



und während ich mit aller Anstrengung nachkletterte, hörte ich sie schon singen — sie hörten eben auf, als ich hinkam, wo alle Zuhörer standen — allein der Erzbischof hatte einen höchst unglücklichen Standpunkt gewählt, das Publikum stand am lärmenden Waßerfall, die Mädchen im Walde, es konnten daher nur die zunächststehenden deutlich hören. Ich war sehr unzufrieden — bald nachher kamen wir auf der Höhe, bei der allerschönsten Aussicht an — gegen den Staufen und Lofer hin brannte das ganze Firmament im Abendgolde, der schwarze Untersberg trennte dieses prachtvolle Bild von einem anderen, nicht minder schönen, denn links vom Untersberg sah man den Wazman und Goel schon in mächtiger Dämmerung, wie rauchend von lichtgrauem aufsteigenden Gewölk. — Der Erzbischof lief eigens auf mich zu und rief: das muß der Herr v. Spaun sehen! Nun wurden die Mädchen wieder ersucht zu singen — da suchte aber ich den Platz aus, ich fand ganz in der Nähe einen freien Hügel, wo ich sie postierte, alles saß und stand an der Gallerie bei der herrlichen Aussicht — wie sie anfingen zu singen (doi, ai, oi, e-), enstand ungemeine Bewegung, die Herren sprangen auf, und drängten sich in ihre Nähe und bildeten einen Halbkreis um sie, ich saß bei Baron Löhr[1]) — der ganz entzückt war, und mir erzählte, daß unlängst zu einem Feste in Ischl Almerinen von Außee berufen wurden, die bei weiten keine solchen Stimmen hatten, und keine so hübschen Melodien sangen; — die Stimmen hallten vortrefflich, sie sangen den Gradenalmer und andere, manche Herren sprangen vor Freude — nur Mozart, der zu seinem Erstaunen die Jetty erst auf dem Hügel erkannte, war nicht ganz zufrieden, er besorgte, sie möchte sich ihre Stimmen verderben, und bedauerte sehr, daß sie nicht in den Concerten mitgesungen habe. Der Erzbischof dankte auf das verbindlichste — im Zurückgehen war es sehr kühl geworden, was mich etwas ängstlich machte, da ich in Schweiß gebadet war — Pyrker war nicht so hoch gestiegen, gieng dann mit den Mädchen und sprach sehr freundlich mit ihnen — im Schloß war dann Gouté, allein wir brachen bald auf, weil die Gräfin und die Kinder noch Balltoilette machen mußten. — Pyrker nahm von mir noch den freundschaftlichsten Abschied, und umarmte mich mit dem Versprechen, künftiges Jahr — wenn er das Leben habe — gewiß nach Linz und zu mir zu kommen, er drang mit allem Nachdruck in mich, daß ich ja nicht versäumen soll, zum König von Baiern zu gehen, und lieh mir seine „Walhallgenoßen", damit ich mehr Anhaltspunkte bei der Unterredung habe.

Vom Ball will ich lieber nichts erzählen — Räume die mit der ungeheuern Anzahl der Gäste in keinem Verhältniße waren, erstickende Hitze, kaum gemildert durch die kalte Nachtluft, die durch die offenen Fenster einströmte — Müdigkeit, Kreuzschmerzen — das alles machte, daß ich mit Sehnsucht Mitternacht erwartete, wo ich mit der Gräfin nach Hause fuhr, glücklicher Weise hatte ich den warmen

[1]) Karl August Frhr. v. Löhr (geb. 1809), Offizier.

Überrock zur Hand. Die Mädchen unterhielten sich gut und tanzten bis 2 Uhr — Louis bis 5 Uhr und blieb bei Karl Roschman über Nacht.

Am Mittwoch hielt ich mich zu Hause, durch Gehen wurden meine Kreuzschmerzen ärger, und setzte eine Schrift auf an den König, da ich mich sehr gerne von der Reise nach Berchtesgaden dispensirt hätte — der Präsident war zu Mittag geladen, da wollte ich ihm die Schrift zeigen, und seine Meinung einholen — doch darüber habe ich dir schon geschrieben. Am 8ten waren wir um 7 Uhr früh in der Meße zu Morzg [1]) — ein herrlicher, nur zu kurzer Spaziergang, eine kleine Kirche mit einem trefflich erhaltenen gothischen Altar! Louis war von den Festordnern zu einer Parthie nach Hallein geladen, wir fuhren mit dem Grafen in die Stadt, in das Atelier des Malers Fischbach, wo wir herrliche Bilder sahen......

Nach Tisch kamen 6 Offiziere, worunter Graf Teleky [2]) und Major Nemet [3]) von den Husaren, wir machten alle einen kleinen Spaziergang, trafen dann zu Hause die Spanokischen [4]), es wurde die Jause genommen, dann sangen Jetty und Pepi mit großem Beifall die Pesca......

Gestern früh (den 9ten) fuhr ich im Regen mit dem Grafen und Louis in die Stadt, machte dann mit dem Grafen eine lange Visite beim C. Erzbischof, der sehr artig und freundlich ist und auch mit dem Grafen auf dem freundschaftlichsten Fuße steht.

Dann besah ich mit Kreiskommissär Meuth [5]) die sehr intereßante plastische Abbildung der Mosaikböden [6]) und mehrere schöne Originaltafeln derselben — und das Museum. Hierauf ging ich allein nach Mühlen zum Prof. Filz. Mit Filz sprach ich über eine Stunde, er war ungemein erfreut über meinen Besuch, er ist fortwährend mit den wichtigsten historischen Untersuchungen beschäftigt und hat Daten gesammelt, die bis in die Zeit der Völkerwanderung hinauf reichen, er erzählte mir vieles, das mich im höchsten Grad intereßirte, und war auch sehr erfreut über das, was ich ihm erzählte; das liebste war mir noch, daß er mir seine neueste Schrift, an deren Schluß er eben arbeitet, für die Beiträge des Museum gab — ja er war mir für diesen Antrag noch höchst dankbar, da ihm der Druck seiner Geschichte von Michelbaiern 600 f. gekostet hat. Besonders erfreulich war mir zu sehen, daß ihn mein Besuch unendlich freute; — ich habe mir schon vorgenommen, ihn in der nächsten Generalversammlung zum Ehrenmitgliede vorzuschlagen......

---

[1]) Pfarrdorf in der Nähe von Montfort.

[2]) Adam Graf Teleky, Oberst und Kommandant des Palatinal-Husarenregiments Nr. 12, von dem eine Division 1842 in Salzburg lag.

[3]) Josef Németh v. Dömöthöry, Major desselben Regiments.

[4]) General der Kavallerie Peter Graf Spannocchi (1788—1867), war 1841—1844 Brigadier und Festungskommandant in Salzburg; seine Frau Julie war eine geb. Gräfin Csernovics de Mácsa.

[5]) Josef Meuth, Kreiskommissär in Salzburg.

[6]) Eine Schilderung ihrer Auffindung enthält P. Georg Pichlers „Landesgeschichte von Salzburg", S. 1035.



Um 3 Uhr fuhren wir mit dem Grafen wieder nach Hause.

Nach Tisch kam die ganze Bande von Baden [1]) und spielte bis spät abends unter unseren Fenstern, auf die Deutschen [2]) wurde im Salon getanzt.

Die Kinder machten noch mit dem Grafen, Caroline und Otilie einen Spaziergang bis nach 8 Uhr, an dem ich aber nicht theil nahm. Eben jetzt haben sie wieder mit der Gräfin (die auf dem Esel reitet) eine weitere Parthie gemacht, ich getraue mich nicht mit, da ich mich noch schonen muß, werde ihnen aber entgegen gehen.

Um 3 Uhr: Ich bin ihnen nun gegen Grödig entgegen gegangen, eine herrliche Parthie bis an den Fuß des Untersbergs — die Kinder haben große Buschen von Gentianen, Anemonen und Pensèes mitgebracht, von denen hier die Wiesen voll stehen. Nun wird der Graf aus der Stadt erwartet, der uns hoffentlich auch einen Brief von dir mitbringen wird. Ich fürchte mich ordentlich, der Gräfin zu sagen, daß die Mädchen längstens heut 8 Tage zurückreisen sollen, allein ich bin fest entschloßen, standhaft zu bleiben. Louis wird aber wahrscheinlich mit ihnen hier bleiben, er wurde schon mehreremal dazu aufgefordert, und die Mädchen brauchen doch zur Reise männliche Begleitung. Die Chorinskyschen sind ganz unverändert, nur die Kinder sind lieber, ich habe sie noch gar nicht schlimm gesehen, besonders lieb ist der kleine Karl [3]) . . . . . .

Ich habe nun auch Gf. Weißenwolf geschrieben und die Schrift für den König von Baiern abgeschrieben, von der ich aber morgen nur Gebrauch machen werde, wenn ich den König nicht antreffen sollte . . . . .

Den 11ten. Ich fahre nun in 10 Minuten mit den Kindern nach Berchtesgaden. Das Wetter ist trüb und zweifelhaft — wäre ich nur schon zurück!

VI.

11n 7er 842.

Liebe Henriette!

Es wird mir nicht schwer werden, dich durch die Erzählung aller Details zu überzeugen, daß es den Kindern gewiß nicht an Willen, sondern nur an Zeit gefehlt hat, dir zu schreiben. Es wird immer so spät in die Nacht hinein geplaudert, daß ich mich nicht entschließen kann, sie frühe aufzuwecken, nach 9 Uhr ist man mit dem Frühstück fertig, dann wird Toilette, dann eine Parthie gemacht, nach Tisch, wo wir immer recht lange sitzen, weil dieß die einzige Zeit ist,

---

1) Die Regimentsmusik des Infanterieregiments Großherzog von Baden Nr. 59.

2) Das heißt nach der Walzermusik.

3) Ein Sohn des Kreishauptmanns (geb. 1838, gest. als Oberlandesgerichtspräsident in Wien 1897).

wo wir alle beisammen sind — kommen Leute, oder es wird noch ein Spaziergang gemacht — die Mädchen waren oft desperat, daß sie dir nicht schreiben konnten, ich habe es dann immer wieder auf mich genommen, sie zu entschuldigen, Louis, der wohl am meisten Zeit hätte, macht oft abgesonderte Parthien und ist sehr viel mit Bruckmüller; morgen hoffe ich dich mit allen auszusöhnen; so herrlich es hier ist, werde ich doch alles noch weit mehr in der Erinnerung genießen, wenn ich wieder bei dir bin. Der gestrige Tag war sehr bewegt. — Nebel, Regen auf allen Seiten, ich wäre glücklich gewesen, wenn ich hätte zu Hause bleiben dürfen, allein der Graf ließ mich nicht, übergab mir gleich nach dem Aufstehen einen Brief an Graf Saporta, den er in der Nacht geschrieben, ich wollte die Mädchen gar nicht mitnehmen, da das Wetter trostlos schien, doch entschloßen sie sich dazu, und wir fuhren — ganz unter uns — um 9 Uhr in der schönen Equipage des Grafen davon — die ganze Reise werde ich dir mündlich beschreiben, — der Weg dahin und Berchtesgaden ist die schönste Gegend, die ich kenne. Dort angelangt, suchte ich gleich Gf. Saporta auf, der mich sehr freundlich empfieng, besonders nachdem er den Brief gelesen; er führte mich zu dem Flügeladjutanten Graf Pappenheim, der anfangs sehr bedauerte, daß es heute schon zur Audienz zu spät sey, und daß ich erst des andern Tags Audienz erhalten könne; ich bedauerte, daß mir meine Verhältnisse nicht erlaubten, über Nacht hier zu bleiben 2c. Er erbot sich aber gleich sehr artig, doch einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sey, und sagte mir, ich würde eine Post erhalten. Gf. Saporta begleitete mich zum Gasthause — und ich war dann kaum bei den Kindern, als Gf. Pappenheim selbst kam, um mir anzukündigen, daß der König mich gleich empfangen wolle, er führte mich hin, wartete mit mir auf dem Gange, da der König eben eine Deputation aus München bei sich hatte, mit der er furchtbar schrie — nachdem diese entlaßen war, führte mich Gf. Pappenheim ins Audienzzimmer, wo wir noch etwas warten mußten, da der König zum Prinzen Albert[1]) gegangen war — wir sprachen viel während dieser Zeit, plötzlich gieng die Thüre auf, der König lief auf mich zu, und ließ mich kaum zu Worte kommen. —

Nun das ist schön, das ist verdienstlich von einem Österreicher, über das Nibelungenlied zu schreiben! — ich höre, Sie wollen mir Ihre Schrift überreichen! ich danke Ihnen dafür! — wo sind Sie gebürtig? — ich habe auch einen Herrn v. Spaun gekannt, sind Sie mit ihm verwandt? — Er erzählte mir dann die ganze Geschichte von Kufstein und Marèt, dann fieng er wieder an: das Nibelungenlied ist gewiß österreichisch, es ist ja der ganze Schauplatz in Österreich, aber sagen Sie mir, wie kommt es, daß Etzel, der doch die Geisel Gottes genannt wurde, im Nibelungenlied und anderen deutschen Sagen als so mild gepriesen wird? — Ich gab ihm einige Aufschlüße, mit denen er zufrieden war; er fragte weiter: nun, weiß

---

[1]) Prinz Albert von Bayern (1828—1875), Sohn König Ludwigs I.

man jetzt etwas Gewißes, ob Heinrich v. Ofterdingen der Dichter des Nibelungenliedes war? Ich sagte, daß nach meiner Ansicht nur der höchste Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden sey, erzählte ihm von dem Geschlechte der Freyen von Osterding, wovon er nichts wußte, er begriff ganz die Wichtigkeit dieses Umstandes. — Ich habe Bilder zum Nibelungenliede mahlen laßen, fuhr er fort — und ich will sie nun fortsetzen laßen — ich machte ihm nun auch ein Compliment darüber, daß er dem Dichter des Nibelungenliedes einen Platz in der Walhalla gewidmet; o, sagte er, den verdient er auch, das Nibelungenlied ist keine Ilias — aber es ist das größte deutsche Gedicht! — ich habe es in der Ursprache gelesen, die Übersetzungen gefallen mir nicht; — haben Sie die Walhalla gesehen? — die müßen Sie sehen! u. s. w. er lief bald im Zimmer auf und ab, bald standen wir am Fenster, die Audienz dauerte beinahe eine Viertelstunde, dann entließ er mich sehr gnädig, indem er mir nochmals dankte. Mir war ein Stein vom Herzen, als ich nach Hause laufen konnte — die Mädchen und Louis warteten mit Ungeduld am Fenster, Jetty zeichnete Bauernmädchen — die hier besonders hübsch und schön costümirt sind, dann gingen wir zu Tische — es wechselte Regen und Sonnenschein, wir fuhren nicht zum Königsee wie uns der Graf dringend empfohlen hatte, denn für seine Equipage war der Weg zu schmal — und eine eigene Gelegenheit hätte 4—5 f. Cm. gekostet, dann wollte ich noch nach Tisch zur Wefeld [1]) gehen, Louis lief allein zum See, ich machte mit den Mädchen einen wunderschönen Spaziergang, gieng dann zur Wefeld, die mich ungemein freundlich empfing, ich hätte ihr auch die Mädchen bringen sollen, ich mußte sie damit entschuldigen, daß sie in Reisekleidern seyen — ihre Kleider waren auch vom Spaziergang ganz beschmuzt, zur Kaiserin Mutter konnte ich nicht kommen, weil eben Concert war. Im Nachhausefahren waren wir alle sehr fröhlich, die Mädchen sangen viel ꝛc.

Heute früh mußte ich mit der Gräfin categorisch sprechen, was mich sehr schwer ankam, denn sie hatte immer gehofft, sie würden 6 bis 8 Wochen bleiben, ich stellte ihr aber alles so vor, daß sie zwar sehr traurig wurde, aber doch das Unvermeidliche einsah — nur mußte ich noch so weit nachgeben, daß die Abreise auf Dienstag, oder Montag — den 19ten oder 20ten — festgesezt wurde, bis dahin muß ich auch Louis hier laßen, was auch die Mädchen wünschen, da sie sonst vielleicht noch schwerer fortkämen und damit sie doch einen Begleiter haben ...... der Graf will auch die Kinder noch nach Golling und auf den Geisberg führen. Von einem längeren Aufschub kann keine Rede sein, dies sehen die Chorinskyschen selbst ein, die immer mit der wärmsten Theilnahme von dir sprechen.

Wir werden jetzt eine Partie mit der Gräfin nach Anif [2]) machen, abends wären wir alle zu einem musicalischen Fest zur Pro-

[1]) Vermutlich eine Kammerfrau der Kaiserin-Mutter.
[2]) Schloß des Grafen Arco in der Nähe von Salzburg.



venchêre geladen, wo die Kinder mit Graf Eker singen sollen — allein der Graf hat es auf sich genommen, mich zu entschuldigen, wir werden dafür noch mitsamen (auch Louis) einen Spaziergang machen, die Gräfin wird nach der Gesellschaft mit den Mädchen noch zu uns kommen und alle werden mich zum Gabler Bräuer begleiten, Louis wird mit mir über Nacht bleiben und morgen 4 Uhr früh fahre ich mit dem Stellwagen ab. Du wirst mit mir nicht ganz zufrieden sein, daß ich nicht mehr Festigkeit gezeigt habe, allein bei aller Liebe und Achtung für dich wünscht die Gräfin so sehnlichst, die Kinder länger bei sich zu haben, daß ich gewiß war, du würdest, wenn du hier wärest, selbst die Bitte nicht abschlagen können. Sollte dir aber etwas fehlen, so werden sie augenblicklich kommen — bis morgen 8 Tage mußt dich nun schon mit mir begnügen, ich werde dir gar viel zu erzählen haben. . . . . . .

Dein treuer A. Spaun.



Abend am See.

Von Ella Graf.

Der Rosenkuß der Sonne verklärt den ew'gen Schnee,
Gleich gold'nen Pfeilen glitzert ihr scheidend Licht im See.
Opalenfarbig schimmert der Himmel hell und rein,
Ein fernes Glöcklein läutet den Feierabend ein.
Die Ruder senk' ich sinnend ins Wasser klar und still —
Mein Lebensschifflein, treibe auch du, wie Gott es will.

▫ ▫ ▫

Ave Maria.

Von Ella Graf.

Schweigend und ernst ragt der Tannwald empor
Zum Himmel, umwoben von rosigem Flor.
Ave Maria!
Es folgt des Sonnenstrahls leuchtender Bahn
Auf stillem Gewässer der treibende Kahn.
Ave Maria!
Vom Kirchlein tönt liebliches Glockengeläut'
Und die Welt ist so schön und so groß und so weit —
Ave Maria!





Habsburgs spanische Untertanen.

Von H. Pissl.

Als unsere Regimenter in den denkwürdigen Augusttagen des Jahres 1878 die Save überschritten und dadurch mit einem Schlage in den Orient versetzt wurden, da erwachte in den Herzen der bosnischen Christen die freudige Hoffnung, daß nach 400 Jahren eine neue Ära für sie anbrechen werde. Aber auch noch ein anderes kleines Völkchen, nicht viel mehr als 3000 Köpfe stark, hatte guten Grund, erleichtert aufzuatmen. Es waren dies die bosnischen Spaniolen, Nachkommen der aus Spanien und Portugal im Jahre 1492 vertriebenen 160.000 Israeliten.

In den mohammedanischen Mittelmeerstaaten fanden die Gehetzten gastliche Aufnahme, auch in Italien und Holland durften sich etliche niederlassen.

Im Jahre 1604 bewilligte der damalige Vali (Statthalter) des Paschaliks Bosnien, Baltadschi-Mehmed-Pascha, über Bitte seines Bankiers Naftali bin Mandschur die Ansiedlung von etwa 30 Salonichier spaniolischen Familien, denen noch etliche aus Venetien, Bulgarien und Rumelien folgten, so daß in dem romanischen Jargon derselben außer hebräischen, türkischen und slawischen Brocken auch italienische zu finden sind, ja wahrscheinlich selbst portugiesische; wenigstens versicherte mir ein Spaniole, daß ihn eher ein Portugiese als ein Spanier verstehe. Die Familiennamen klingen wohl meist spanisch, z. B. Calderon, Cervantes, Montiljo, Medina, Altaraz, aber auch Maëstro, Finzi oder gar turkoslawisch Sumbulovitsch. Nach der Rückeroberung Ofens kamen mit den zurückflutenden bosnischen Janitscharen auch viele, als Lieferanten, Ärzte und Beamte unter ihnen tätige Spaniolen ins Land. Man findet sie in jedem Marktflecken, am zahlreichsten aber in der bosnischen Hauptstadt, wo sie zum größten Teil zwar noch immer in der alten „Tschifuthana" (Judenquartier) wohnen, aber schon seit den Zeiten des aufgeklärten (ehemaligen Österreichers) Omer Pascha auch in allen anderen Stadtteilen zu finden sind; ja, die Reichen unter ihnen bewohnen heute die schönsten Prachtbauten der Stadt, zuweilen ganz allein für sich.

Die Spaniolen bilden die sephardische Judengemeinde und haben in der Regel ihre eigenen Tempel, denn mit den seit der Okkupation eingewanderten Aschkenasim stehen sie auf keinem sonderlich guten Fuße, es kam sogar zu ernsten Mißhelligkeiten dort, wo ein gemeinschaftliches Bethaus benutzt wurde. Der Unterschied der Sitten und Lebensgewohnheiten ist zu groß, die Sprache bildet auch ein Hindernis, und trotz der großen Schönheit mancher Spaniolin kommen Heiraten zwischen den auf einander eifersüchtigen Stämmen außerordentlich selten zustande.



Während der Kaisertage besuchte der Monarch sowohl den Tempel der Aschkanasim als jenen der Sephardim. Die letzteren schmückten ihre Gebäude mit weißblauen Fahnen; sie haben sich auch gelegentlich der Landtagswahlen von den abendländischen Juden abgesondert und kehren weniger ihren Glauben als ihre Nationalität hervor. Es gelang ihnen, die Virilstimme der bosnischen Juden an sich zu reißen.

Auch in ihrer äußeren Erscheinung unterscheiden sich die Spaniolen von ihren abendländischen Glaubensgenossen, wenn auch die Fortschrittler unter ihnen sich schon europäisch kleiden und nur den Fez ungern ablegen. Die Tracht ist jene der Türken, doch fast ausschließlich dunkelfärbig, da früher der Moslim allein sich für berechtigt hielt, bunte Farben der seinerzeit malerischen Kleidung zu benutzen. Sogar der Fez zeigt eine fast dunkelbraune Nuance. Während die zumeist hübschen und starken Mädchen noch mehr gerne die türkische grellfarbige Pluderhose, die fast wie ein Rock aussieht, und das buntgestickte Leibchen tragen und dazu den niedrigen blumengeschmückten Fez aufsetzen, kleiden sich die verheirateten Frauen ganz verschieden von der, sonst hier üblichen orientalischen Gewandung: der Rock ist weit, die Jacke von spanischem Schnitt, auf dem kurzgeschorenen Kopfe wird auch im Hause eine Kappe ohne Deckel getragen, so daß das meist braune, selten schwarze Haar zu sehen ist. Diese Kopfbedeckung ist eigentlich nur ein seidenes Band, welches oft silber- oder gar goldgestickt ist und nicht übel zu dem orientalischen Gesichte steht, das fast immer durch ein schönes, sprechendes Augenpaar belebt wird. Der untere Rand des Käppchens gleicht der Goldschnur einer Offizierskappe, er besteht aber aus zu einer Wulst aneinandergefädelten kleinen gelben Plättchen. Als Ersatz für den natürlichen Haarschmuck befestigen die Frauen an dieser Kopfbedeckung zuweilen lange, schwarzseidene Fransen, die bis über den Rücken herabwallen und von weitem gesehen in der Tat eine Haarfrisur vortäuschen. Oft wird ein gelb geblümtes Umhängetuch über der Schulter getragen, das bei konservativen Greisinnen durch ein schneeweißes Leinentuch ersetzt wird, als förmliches Andenken an jene Zeit, da auch Nichtmohammedanerinnen verschleiert sein mußten. Natürlich schwindet, wenn auch langsam, diese alte Tracht, namentlich bei den reichen Spaniolinnen.

Das Spaniolenvölkchen ist zwar sehr fortschrittlich gesinnt, benutzt jedoch noch heute im internen Verkehr die hebräischen Lettern zu seinem spaniolischen Idiom, das bis nun von sprachlichen gelehrten Untersuchungen kaum berührt worden zu sein scheint.

Das gesellige Leben der Spaniolen ist ein recht reges. Im Gegensatze zu den christlichen Bosniern beteiligen sie sich lebhaft an österreichischen Vereinen und deren Veranstaltungen. Sie selbst besitzen bereits verschiedene Klubs, darunter den Gesangverein Sociedad de cantar de los Judios españoles, ferner den Bet Tefila (Bethausverein), La Benevolencia (Wohltätigkeit) 2c. — Selbstverständlich sind die Spaniolen rührige Geschäftsleute; ohne sie wäre in den abgelegenen bosnischen Garnisonen so mancher Artikel, der modernen Bedürfnissen entspricht, gar nicht zu haben. Der spaniolische Kaufmann ist im kleinsten Provinzstädtchen selbst mit Kleinigkeiten, wie zum Beispiel Zwickerschnüren und ähnlichen selten verlangten Dingen



versehen, ohne sie besonders zu verteuern. Er macht seinem christlichen Landsmann und Berufskollegen das Streben nach luxuriösen Geschäftsräumen nicht nach, bleibt fast ausnahmslos in seinen bescheidenen Gewölben, und ist er ein armer Schlucker, so begnügt er sich mit einer gewöhnlichen Holzkiste, in welcher er, gleich anderen bosnischen Genossen, den ganzen Tag kauert, während die halbe Kiste mit allerlei zum Verkaufe ausgestelltem Krimskrams angefüllt ist. Betreibt er ein Handwerk, was in Bosnien sehr oft der Fall ist, so bildet die Kiste seine Werkstatt, während ihr Deckel irgend einem anderen Händler als Verkaufspult dient. Leider ist die aus einer Reihe solcher Geschäftshäuser — will sagen: Geschäftskisten — bestehende Halvan-Dschilukgasse im Oktober des vorigen Jahres fast gänzlich niedergebrannt und Sarajevo somit der unstreitig originellsten orientalischen Sehenswürdigkeit beraubt. — Speziell das Zimmermaler-, Glaser-, Klempner- und Tischlergewerbe betreiben viele Spaniolen, dagegen blieb ihnen Landwirtschaft fremd. In dem malerischen Getriebe am Marktplatze von Sarajevo sind sie vielleicht die interessantesten Gestalten.

So wie sich die Spaniolen mit den früheren Gewalthabern leidlich vertrugen, was ihnen freilich manches Geldstück kostete, so fügen sie sich ohne Murren der neuen Ordnung, welche ihnen bisher ausschließlich Nutzen in materieller sowohl als geistiger Beziehung brachte. In ihren Schulen erklingt schon seit langer Zeit Haydns schöne Hymne in wohlklingendem Spanisch.

Nur selten wird es möglich, in das häusliche Leben dieser unserer neuen Mitbürger Einblick zu gewinnen und nur der Tod wird zuweilen zum Verräter ihrer Gebräuche, denn das Begräbnis findet nach türkisch-orientalischem Muster statt. Der Leichnam wird in Leinwand gehüllt und wie ein Postpacket verschnürt. Ein Sarg ist unnötig. Der Entseelte wird in eine einem offenen, sehr niedrigem Sarge ähnliche Tragbahre gelegt und nur mit einem schwarzen Tuche bedeckt zum Friedhofe getragen. Ausschließlich Männer, die sich ununterbrochen im Tragen der Bahre ablösen, dürfen die Leiche auf ihrem letzten Wege begleiten. Nicht zehn Sekunden ruht die Handhabe der Bahre auf einer und derselben Schulter: immerwährend schwankt die Bürde auf und nieder, da ja oft ein hochgewachsener Träger einem kleinen den Platz überläßt. Am Friedhofe darf erst im letzten Augenblicke mit dem Ausheben des Grabes begonnen werden. Die Bahre wird daher inzwischen irgendwo niedergestellt und die Leidtragenden lagern sich in der Nähe, um mit orientalischem Gleichmute, ja oft in bester Laune, das Ende der Totengräberarbeit abzuwarten und sich die Zeit mit dem Vertilgen von Speisen und Getränken, die von umherwandernden Händlern dargeboten werden, zu vertreiben, denn gegen den göttlichen Willen darf nicht durch Hervorkehren sündhafter Trauer protestiert werden: der Tod ist eine Erlösung. Die Zeremonien, welche sich sodann an der Bahre abspielen, ähneln jenen der Israeliten im Okzidente. Der Tode wird ohne Sarg in seine letzte Ruhestätte gebettet, die Seitenwände der Tragbahre werden zerspalten und über den Leichnam gelegt, worauf die Grube zugeschüttet wird. Interessant ist der Anblick einer spaniolischen Begräbnisstätte: mächtige, nicht selten mehrere



Kubikmeter große, zumeist rohbehauene, vierseitige, prismatische, oben oft abgerundete Steinblöcke bezeichnen die Grabstellen; hebräische Inschriften sind an den Stirnflächen angebracht. Seit neuester Zeit sieht man aber hie und da auch kunstvoll gemeißelte Sarkophage, an denen überdies eine deutsche Grabinschrift prangt. Die Gräber sind ziemlich regellos geordnet, der Friedhof ist nach türkischer Sitte uneingezäumt, Vieh grast zwischen den Steinblöcken, Kinder spielen dort lustig „Verstecken". Der Spaniole liebt es nicht, viel Geld für unnötigen Gräberluxus auszugeben.

Der männliche Spaniole präsentiert sich als ein meist mittelgroßer, oft engbrüstiger Mensch mit größtenteils dunkelbraunem Haar und ebensolchen Augen. Unter den viel kleineren Frauen finden sich nicht selten dunkelblonde Schönheiten. Die Körperhaltung der Spaniolen ist in der Regel stolz und aufrecht; dem berühmten „polnischen Juden" gegenüber ist sein ganzes Auftreten selbstbewußt ohne Kriecherei. Die spaniolischen Kaufleute haben klugerweise sofort das Deutsch erlernt, außerdem beherrschen sie alle das Slavische und oft auch das Türkische.

Alt gewordene Spaniolen beschließen zuweilen, den Rest ihres Lebens im gelobten Lande ihrer Urväter zuzubringen. Sie lassen sich von ihren Erben eine entsprechende Rente sicherstellen und eines Tages setzen sich die ehrwürdigen Greise, in alttestamentarische Gewänder gehüllt, frohgemut in die bereitstehenden Fiaker, um, begleitet von zahlreichen Glaubensgenossen, zum Bahnhofe zu fahren, dort rührenden Abschied von ihrer Gemeinde zu nehmen und die Reise nach Palästina auf Nimmerwiederkehr anzutreten.





Goldwölkchen.

Von **Sophie Freiin v. Künsber.**

Über den Abendhimmel zogen unzählige weiße Wölkchen. Die Sonne sank tiefer und immer tiefer hinab und verschwand zwischen den hohen Bergen, die mit ihren zerklüfteten Felswänden gegen das matte Blau des Horizontes aufragten. Eines von den Wölkchen war kleiner und unscheinbarer als alle andern, aber es flog hoch, hoch hinauf, erhob sich immer mehr über seine Gefährten, bis es zuletzt in Mitte des Firmamentes stand und in übermütigem Stolze rief: „Seht, wie weit ich gekommen bin! So hoch ist selbst die Sonne nicht gestanden, wie ich jetzt stehe!"

Da leuchtete die Sonne hinter den dunklen Bergen noch einmal auf und warf ihre Strahlen zurück. Die trafen die andern Wölkchen, welche noch näher bei ihr waren, und da erglänzten sie in einem zitternden, schwachrosa Lichte, — weiter breitete sich das Licht aus und färbte die flockige Schar immer rötlicher, immer tiefer und leuchtender und legte um jede Wolke einen schmalen, goldenen Saum. Es war, als hätte die Sonne ihren Reichtum an Glanz und Schein ausgießen wollen über den abendlichen Himmel, als hätte sie sich zerteilen wollen über all die schwebenden Dunstgebilde, um sie scheidend zu grüßen mit einem strahlenden, lichtspendenden Segen. Das kleine Wölkchen oben blieb in seiner stolzen Höhe unberührt von all dem goldenen Schimmer; es sah, selbst farblos und aschgrau, erstaunt dem glückseligen Spiele der andern Wolken zu. Dann plötzlich verließ es einen einsamen Platz und flog hinunter, so schnell es konnte, um recht nahe an die Sonne zu kommen und ganz untertauchen zu können in ihrem vergoldenden Lichte. Da wurde es ebenso wunderleuchtend wie die andern Wolken, ja es schimmerte noch heller und lichter, weil es ganz nahe bei der Strahlenquelle war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Menschenseele, du kleine Wolke, hast nicht auch du eine Sonne, eine unendlich und unermeßlich leuchtendere, eine größere Sonne, als diejenige ist, die unsern irdischen Himmel erhellt? — Der Glanz, welchen sie jenen gibt, die ihr nahe bleiben, dauert nicht nur wenige Minuten und die Seele löst sich nicht nach kurzer Zeit auf in Dunst und Nebel wie die kleine Abendwolke, sondern lebt ewig, ewig; auch der Lichtglanz, den die göttliche Sonne auf die Seele legt, bleibt ewig, ewig in unerklärlicher Seligkeit. —

Und stehst auch du fern an deinem eigenen Horizont in erträumter Höhe? O so sinke doch schnell herab von deinem schwindelnden Stande und wirf dich nieder vor dem ewigen Licht, um von ihm durchleuchtet und umstrahlt zu werden für eine ganze Ewigkeit!





Umschau.

Aus Zeitschriften. — „Aus den Denkwürdigkeiten der Wiener medizinischen Fakultät" berichtet auf Grund des kürzlich erschienenen 5. Bandes der Fakultätsakten, welcher die Zeit von 1605 bis 1676 umfaßt, Otto Pfülf S. J. interessante Details in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1910, Heft 8). Während des Reformationszeitalters hatte der Geist der Kirchenfeindlichkeit in der Fakultät Einzug gehalten und erst unter Rudolf II. gelang es dem Kanzler der Universität, Melchior Klesl, Wandel zu schaffen. „Die Aufzeichnungen der Dekane lassen von nun an mit jedem Jahre deutlicher erkennen, daß ein entschieden katholischer Geist im Innern der Fakultät immer mehr zum Durchbruch kam." Es wurden nur katholische Mitglieder aufgenommen; niemand konnte einen akademischen Grad erlangen, ohne das katholische Glaubensbekenntnis erneuert zu haben, ja selbst die Chirurgen und Bartscherer, die sich zur Prüfung meldeten, mußten sich über Beichte und Osterkommunion ausweisen. Von den protestantischen Ärzten, die sich durch hohe Protektion die Erlaubnis verschafft hatten, unabhängig von der Fakultät zu praktizieren, mußte 1638 auch der letzte weichen. Bei hohen kirchlichen Feierlichkeiten beteiligte die Fakultät sich als amtliche Körperschaft. „Manches fromme Wort in den sonst so kühlen amtlichen Berichten und manche bleibende Stiftung, die von Mitgliedern ausging, lassen erkennen, daß bei alledem nicht äußere Nötigung allein obwaltete. Wie gegen das Kaiserhaus, so erzeigt sich die Fakultät auch gegen die Kirche erfüllt von aufrichtiger und warmer Loyalität .... Mit dem christlichen Sinn war christliche Mildtätigkeit bei der Fakultät zu Hause. Für arme Studierende fehlte es an freundlicher Fürsorge nie; Gebühren wurden bereitwillig gestundet oder ganz erlassen. Für Arme und Kranke, insbesondere für das Greisenalter, obwaltete eine edle Menschenfreundlichkeit." — Auf wissenschaftlichem Gebiet stand die Fakultät zwar hinter mancher ihrer ausländischen Schwestern zurück, behauptete aber doch mit Würde ihren Platz. 1627 wurde ein eigener Lehrstuhl für Anatomie errichtet; klinische Übungen der Studenten und Prüfungen der Kandidaten am Krankenbett waren stehende Regel. Von den Wundärzten und Chirurgen, die sich zum Examen meldeten, wurde der Beweis ihres praktischen Könnens gefordert. Im Jahre 1676 zum Beispiel hatte der Eggenburger Wundarzt Michel Schober alle theoretischen Fragen sehr schlecht beantwortet, sobald es aber ans Manipulieren und Operieren ging, zeigte er sich als Meister; er konnte daher das Examen glücklich passieren. Quacksalber, die irgend ein Heilmittel anpriesen, wurden beauftragt, die Kraft desselben durch eine unter Aufsicht der Fakultät ausgeführte Kur zu beweisen. Sehr genau nahm man es auch mit der Prüfung und Begutachtung von Heilquellen und Mineralwässern und



der darüber erscheinenden Schriften, ebenso gewissenhaft wirkte die Fakultät als Ratskollegium und Auskunftsstelle für alle Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege, was in Anbetracht der damals so häufigen Epidemien von besonderer Bedeutung war. Die Fakultät war eben die oberste Sanitätsbehörde, der in Wien allein drei öffentliche Spitäler mit dem gesamten Personal, zehn bis zwölf Apotheken mit ihren Angestellten und zwölf Hauptthebammen mit ihren Schülerinnen und Gehilfinnen unterstanden. Aber sogar über die Sterne am Himmel sollte die Fakultät Gutachten abgeben: 1652 und 1654 wurde sie von der Regierung aufgefordert, zu entscheiden, welcher Art Gestirn die in jenen Jahren erscheinenden Kometen seien und was sie zu bedeuten haben. Die Fakultät gab jedoch keine offizielle Antwort, sondern überließ es ihrem Mitgliede Dr. Rechberger, in seinem eigenen Namen zu erwidern. Rechberger nannte den Kometen von 1652 einen „Haarstern" und erklärte dann: „Solche behaarte Kometen bringen nicht, wie die beschweiften zu tun pflegen, die Ursache größerer Übel mit sich. Mir scheint jedoch, daß den Polen, Türken und Moskowiten schweres Unheil droht, dies scheint er durch sein Rückwärtsschauen anzudeuten ... Unsern Kaiser berührt dieser Komet nicht, da er auf entfernte Gegenden hinweist." Die Anfrage wegen des Kometen vom Jahre 1654 blieb ganz unberücksichtigt. — Viel Mühe und Scherereien machte der Fakultät der immerwährende Kampf gegen Verkäufer von Geheimmitteln, gegen Kurpfuscher und Wunderdoktoren, gegen die oft nur schwer aufzukommen war, da viele von ihnen sich hoher Protektion erfreuten. Im Jahre 1650 zum Beispiel verwendeten sich für die „Heilkünstlerin" Sibylla Widemann neun vornehme Damen beim Kaiser, um ihr ein Hofprivileg zu erwirken. Nur mit Anstrengung gelang es der Fakultät zu verhindern, daß die Schwindlerin den approbierten Ärzten, denen es durchaus nicht glänzend ging, Konkurrenz mache. Unter den Geheimmittelverkäufern machte der Fakultät längere Zeit hindurch der heruntergekommene italienische Adelige Matthias Ceschi a Santa Croce zu schaffen: er verkaufte ein Öl, das er „Öl von Gottes Gnaden" nannte, wobei er behauptete, es sei ihm von Gott und der hl. Jungfrau offenbart worden. In großen, öffentlich angeschlagenen Plakaten pries er das Mittel an, auch hatte er darüber eine Schrift verfaßt, die von der Fakultät geprüft und verworfen worden war. Trotzdem erteilte ihm die Regierung die Erlaubnis zum Druck. Die Fakultät ließ sich das nicht gefallen und wies darauf hin, daß in der Schrift nicht nur erdichtete Fabeln, sondern auch häretische Sätze enthalten seien und daß sie somit vor das kirchliche Tribunal gehöre. Das Werk wurde nun tatsächlich der theologischen Fakultät unterbreitet und von dieser verurteilt; daraufhin wurde dann auch der Verkauf des „Gottesöls" verboten. — Im Jahre 1669 wurde die Fakultät in nicht geringen Ärger versetzt, weil eine Frau Zulassung zum medizinischen Examen und Vollmacht zur Ausübung des ärztlichen Berufes begehrte. Stolz berief die Fakultät sich darauf, daß sie noch niemals ein Weib zur medizinischen Prüfung oder Praxis zugelassen habe. Drei Jahre später tauchte aber nochmals eine Frau auf, die in Wien Heilpraxis ausüben wollte und viel von sich reden machte, doch sie wurde auf Drängen der Fakultät aus der Stadt gewiesen. Dagegen erlaubten die Herren Doktoren im selben Jahre einer 70jährigen Greisin durch Verkauf eines „Gesundheitsschnapses" ihr Brot zu verdienen. — Manche Bestrebungen der Fakultät auf wissenschaftlichem Gebiet mußten unterbleiben, weil die nötige

Geldunterstützung von der Regierung nicht zu erlangen war. Die Fakultät selbst war arm und kam erst allmählich dank der Schenkungen und Stiftungen von Professoren in eine würdige Lage. Im allgemeinen wurde sie vom Kaiserhaus wie von der Regierung stets in Ehren gehalten und so viel als möglich in der Organisation des Sanitätswesens, der Gesundheitspflege der Stadt 2c. gefördert. An Studierenden fehlte es ihr nie, und sie wurden von den Professoren väterlich unterstützt und auch väterlich überwacht. Gegen jede medizinische Schule Deutschlands konnte sie in jener Zeit mit vollen Ehren bestehen als „ein würdiges Kollegium gelehrter und erfahrener Männer, eine gute Bildungsstätte künftiger Ärzte, eine einsichtige und menschenfreundliche Sanitätsbehörde für Land und Volk".

Professor Dr. R. F. **Kaindl** (Czernowitz), der um die Geschichte der deutschen Kolonisation in Österreich-Ungarn so verdienstvolle Gelehrte, veröffentlicht in den „**Grenzboten**" (69. Jahrgang, Nr. 30) einige Daten über „**Preußische Ansiedler in Österreich im achtzehnten Jahrhundert**". Schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges kam es vor, daß preußische Regimenter durch österreichische Kriegsgefangene ergänzt wurden und daß andrerseits preußische Gefangene in Österreich entweder in die Truppen eingereiht oder angesiedelt wurden. Besonders häufig wurden sie nach Siebenbürgen geschickt, wo sie unter Gewährung verschiedener Begünstigungen angesiedelt wurden. Als Kuriosität erzählt Kaindl, daß unter den Gefangenen der Schlacht bei Wilsdruff ein Mädchen in Soldatenkleidern gefunden wurde, eine gewisse Johanna Gliassin. Sie erklärte sich bereit, einen anderen preußischen Kriegsgefangenen zu heiraten; beide traten zur katholischen Religion über und zogen, nachdem sie 100 Dukaten Unterstützung erhalten hatten, nach Siebenbürgen. — Von den 1500 Ansiedlern, die nach Siebenbürgen gekommen waren, blieben bald nur etwa 100; die andern entflohen aus Heimweh oder aus Arbeitsscheu oder die Regierung gestattete ihnen nach Friedensschluß die Rückkehr nach Preußen. Doch behielt Österreich auch ferner die Kolonisationsfrage im Auge. Preußische Deserteure und Emigranten, die „um allerhöchsten Schutz und Gelegenheit zur Ansiedlung in den habsburgischen Landen" baten, wurden gern aufgenommen und in Böhmen oder Galizien angesiedelt. Als Kaiser Josef 1783 Galizien bereiste, befahl er ausdrücklich, die aus Preußen eingewanderten Familien mit Häusern, Stallungen, Vieh und Gründen zu versorgen. Handwerkern, die sich im Lande niederlassen wollten, wurden die Reisekosten und eine Geldunterstützung für den ersten Anfang zugesichert. — Auch nach Südungarn wurden seit 1761 Kolonisten geschickt, u. zw. auf Befehl der Kaiserin die Katholiken unter den preußischen Gefangenen, während die Protestanten nach Siebenbürgen kamen. Späterhin siedelten sich ganze Familien in Südungarn an, so daß nicht mehr alle mit Haus und Grundstück versehen werden konnten. Ihre Zahl läßt sich nicht feststellen.

In Nr. 31 derselben Zeitschrift wird durch Theodor **Bitterauf** die Erinnerung an „**Friedrich Stapß und das Schönbrunner Attentat auf Napoleon I.**"[1]) aufgefrischt. Stapß war am 14. März 1792 als Sohn eines Predigers in Naumburg geboren. Mit 14 Jahren kam er in die Nankin-

[1]) Im Artikel selbst ist durchwegs irrig „Stepß" statt „Stapß" gedruckt.



fabrik von Rothstein, Lentin & Cie. in Erfurt in die Lehre und erwarb sich bald die Zufriedenheit seiner Prinzipale, die in ihm „Sanftmut mit Einfalt gepaart“ fanden. Seine Freunde bezeichneten ihn als einen der besten Menschen, dem nichts Schlimmes zuzutrauen sei. Er las viel, unter anderem Kotzebue, Schiller, Campe, Fenelon und Voltaires Geschichte Karls XII. Als er von den Taten Napoleons erfuhr, faßte er eine enthusiastische Schwärmerei für ihn, doch nach dem Ausbruch des Krieges 1809 hörte er in Erfurt in den Cafés, Napoleon führe den Krieg nur, um sich zum Herrn von Europa zu machen. Da verwandelte sich der Enthusiasmus des Jünglings in glühenden Haß und in ihm reifte der Plan, den Kaiser zu töten. Die Ereignisse des Krieges bestärkten Friedrich mehr und mehr in diesem Entschluß, doch wußte er sich bei einem Besuch im Elternhause so zu verstellen, daß niemand etwas von seinem geheimen Sinnen und Trachten bemerkte. Sein Vater wußte zwar, daß er sich lebhaft für die Geschehnisse auf dem Kriegsschauplatz interessierte, und befürchtete auch, er werde zu den Soldaten gehen; doch Friedrich wußte diese Angst zu zerstreuen. Nur seinen Freunden gegenüber verbarg er seine Vorliebe für das Militär nicht. Hier erwähnte unter anderem er auch etwas von großen Diensten, die er Österreich leisten werde, und schließlich erzählte er ihnen gar von einer Vision, die ihn zum Helden von Deutschland bestimmt habe. Die Freunde lachten ihn aus, nannten ihn einen Narren und nahmen ihm das Versprechen ab, nichts Unüberlegtes zu beginnen. Von da an wurde er auch gegen sie verschwiegen, ohne seinen Plan aufzugeben. Ende September 1809 benützte Friedrich die Abwesenheit eines der Chefs, um sich durch Unterschriftenfälschung einen Paß nach Erfurt zu verschaffen. Dann radierte er das Wort Erfurt aus und ersetzte es durch Wien. Mit elf geliehenen Friedrichsd'or in der Tasche verließ er am 24. September in einem Mietswagen Erfurt. In wenigen Zeilen nahm er von seinen Prinzipalen und den Freunden Abschied auf immer. Den Eltern schrieb er ausführlicher: er müsse fort, um Tausende zu retten und dann selbst zu sterben; er habe eine Vision gehabt, in welcher Gott in seiner Majestät ihm mit donnerähnlichen Worten befohlen habe: „Gehe hin und tue, was du dir vorgenommen hast!“ Er habe Gott Gehorsam bis zum Tode geschworen und müsse diesen Schwur nun halten, so schwer es ihm falle. — In Eisfeld verkaufte der Flüchtling den Wagen und ritt über Koburg nach Bayreuth, wo er auch das Pferd verkaufte, um die Strecke bis Regensburg zumeist zu Fuß, das Ende der Reise aber zu Schiff zurückzulegen. Am 7. Oktober traf er in Wien ein, schlief die erste Nacht in einer Herberge in der Leopoldstadt und nahm dann eine Wohnung in der Gasse Im Elend. Bald erfuhr er, daß am 12. Oktober in Schönbrunn eine der allwöchentlichen Paraden abgehalten werde. Nun kaufte er in einem Laden Am Hof einen Dolch, dessen Spitze er auf beiden Seiten schärfen ließ. Diese Waffe in einer Papierhülle unter dem Überrock auf der Brust versteckt haltend, näherte er sich am genannten Tage Napoleon, als dieser die Schönbrunner Schloßtreppe herabkam. Berthier hielt ihn an, fragte, was er wolle, und erbot sich, eine etwaige Bittschrift dem Kaiser zu übergeben. Stapß rief heftig, er wolle die Schrift selbst überreichen, und drängte weiter. Da rief Berthier den General Rapp heran, der den jungen Attentäter von Gendarmen verhaften ließ, noch ehe jemand von den Umstehenden etwas von dem Vorgang begriff. Beim



Verhör erklärte Stapß, er habe dem Kaiser ein Geheimnis mitzuteilen, und als er schließlich vor Napoleon geführt wurde, gestand er diesem offen, daß er ihn habe töten wollen. Auf Napoleons Frage: „Würden Sie es mir danken, wenn ich Sie begnadigte?“ erwiderte er: „Ich würde Sie dennoch zu töten suchen!“ Und als ihm später vorgehalten wurde, daß er einen Mord, eine Sünde begehen wollte, erklärte er, morden müsse auch jeder Soldat; er habe die feste Überzeugung, Gott werde ihn belohnen, daß er die Erde von Napoleon zu befreien suchte; daher fürchte er den Tod nicht. Die ganze Verhandlung wurde möglichst geheimgehalten; seltsamerweise ward Stapß nicht als Attentäter, sondern als „Spion“ verurteilt und am 16. Oktober 1809 hingerichtet. Er starb gefaßt und in der festen Zuversicht auf Belohnung im Jenseits für die Erfüllung seines Gelübdes. Das Kriegsgericht glaubte, er simuliere eine Art religiösen Wahnsinns; die Eltern des Unglücklichen aber erklärten gleich nach seinem Verschwinden, „Geistesschwäche oder Zerrüttung“ habe ihn zur Flucht verleitet. Das Schicksal des Sohnes nicht ahnend, erließ der Vater gerade am Tage der Verhaftung Friedrichs eine Annonce im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“, in welcher er „jeden fühlenden Menschen, alle Militär- und Zivilbehörden“ anfleht, ihm bei der Auffindung des Geisteskranken zu helfen. Erst einige Zeit nachher erhielt der bedauernswerte Mann durch einen Brief aus Hamburg die Nachricht von der Hinrichtung seines Sohnes.

Über „Einheimisches Ordensleben“ unter den Schwarzen Afrikas bringen „Die katholischen Missionen“ (1910, Nr. 12) einige interessante Notizen. Danach stößt die Heranbildung eines einheimischen Klerus vorderhand noch auf Schwierigkeiten, viel leichter aber gestaltet sich die Heranziehung einheimischer Ordensschwestern. Senegambien zum Beispiel hat schon seit 50 Jahren eine selbständige „schwarze“ Genossenschaft und das Apostolische Vikariat Tanganjika besitzt sogar eine von der ehemaligen Königin von Ufipa geleitete einheimische Klostergemeinde. Als sich die ersten Mädchen mit ihren Klostergedanken hervorwagten, fanden sie bei ihren Eltern, denen ein derartiges Vorhaben etwas vollständig Neues war, vielfach Schwierigkeiten. Die Nachbarn lachten die Mädchen aus und meinten: „Das sind kindische Launen; wartet einmal ab, bis sich ein Junge um ihre Hand bewirbt und dann sollt ihr sehen!“ Aber die Propheten hatten sich diesmal getäuscht. Die Mädchen lehnten standhaft mehrere verlockende Anerbieten ab und hielten an ihrem Klosterberufe fest. Allmählich machten sich auch die Familien mit dem Gedanken vertraut, eines ihrer Kinder als Ordensschwester zu sehen. Mehr noch. Als einige Eltern sahen, daß die Tochter es mit ihrem Ordensberufe wirklich ernst nahm, hielten sie mit der ganzen Familie eine neuntägige Andacht zur Mutter Gottes, um der Tochter Licht und Kraft zu erflehen. Manche Eltern bereiteten ihren Kindern ernstliche Schwierigkeiten. Auf die Tochter für immer verzichten, ihre Dienste entbehren, dem Brautpreis entsagen, keine Aussicht auf Nachkommenschaft haben, das waren Dinge, wie sie die Alten nicht leicht verwinden konnten. So kam es, daß einzelne Mädchen lange und ernstliche Berufskämpfe durchzufechten hatten. Doch hielten sie mutig fest, und da der Eingeborene namentlich seinen Kindern gegenüber sehr nachgiebig zu sein pflegt, so erhielten schließlich alle die gewünschte Erlaubnis. Mikuo, einem der Bravsten der Braven, blutete das Herz, als er seine Anna, seinen einzigen



Trost auf Erden, verlassen sollte. Großmütig hatte er wohl seine Einwilligung zu ihrem Eintritt gegeben. Als dann aber die Schwester kam, um seine Anna wegzuholen, konnte sich der Alte in die Trennung nicht finden. Er lief den beiden nach und machte einen solchen Lärm, daß die Tochter, um ihn zu beruhigen, auf den Rat der Schwester mit ihm heimkehrte. Nun aber griff die energische schwarze Mama ein. Abends wurde plötzlich an die Tür des Schwesternhauses gepocht. Die Pförtnerin öffnet und draußen steht Frau Mikuo mit ihrer Tochter. Mit einem Ruck stößt die Mutter das Mädchen zur geöffneten Tür hinein und sagt: „Mutter Oberin, hier bring' ich sie dir. Ich kann es nicht ansehen, wie sich das arme Kind die ganze Nacht grämt. Der Vater hatte heute zu viel getrunken; er weiß nicht mehr, was er tut. Wenn er morgen nüchtern ist, wird er vor Scham nicht wissen, wo sich verkriechen. Lebe wohl, mein liebes Kind; gehorche schön, wenn du Gottes Segen haben willst." Dann umarmte die Mutter nochmals ihre Tochter und zog sich rasch zurück. — Die schwarzen Ordenskandidatinnen wurden zuerst im Kloster der Schwestern zu Baudouinville wie gewöhnliche Pensionärinnen gehalten, bis sie sich an das Leben im Kloster gewöhnt hatten. Sobald sie ihre Kandidatur antraten, hielten sie Rat, was sie mit ihren Perlen und ihrem sonstigen Schmuck machen sollten; schließlich brachten sie alles der Oberin und baten sie, diese Dinge an arme Mädchen zu verteilen. Die bisherigen Kandidatinnen — sieben an der Zahl — zeichnen sich durch gutes Betragen und großen Gehorsam aus, fühlen sich glücklich und sind fest entschlossen, im Kloster auszuharren.

„Zur Frage der Schülerselbstmorde" nimmt Rich. Groeper in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium" (1910, Heft 3) Stellung. „Je tiefer man sieht," schreibt er, „um so mehr wird die Schule von der schweren Anklage des Mordes an der deutschen Jugend entlastet, um so mehr wird die Schuld andern Sündern zugewiesen: der Zeit und dem Hause." Ein Zeichen der Zeit sei die Zunahme der Selbstmorde nicht allein in Schülerkreisen, sondern in allen Berufen und Ständen und auf allen Altersstufen. Bei den andern Fällen denke aber Publikum und Presse fast nie daran, Mißstände in den betreffenden Berufen aufzudecken, „nur bei Soldaten und Schülern pflegt man den Grund genau zu kennen und zu nennen: da sind die Vorgesetzten verantwortlich". An erbliche Belastung und Nervenkrankheiten als deren Folge denke man bei Schülerselbstmorden nicht, ebensowenig an eine Schuld der Eltern. „1250 Stunden etwa gehört der Knabe im Jahr der Schule. Rechnet man diese Summe von den 8760 Gesamtstunden des Jahres ab und bringt für den Schlaf 9 Stunden täglich, im ganzen 3285 Stunden, und als Arbeitszeit die Hälfte der Schulstunden, also 625, in Anschlag, so bleiben 3600 Stunden für das Haus übrig, das heißt fast doppelt so viel, als für Schule und Schularbeiten verwandt werden." Somit hat das Haus größere Bedeutung für die Erziehung als die Schule, und „wenn die Eltern im Hause gegenüber ihren Söhnen ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, ist die Hälfte aller Schulreformvorschläge überflüssig". Der Verfasser wirft sodann den Eltern vor, daß vielen von ihnen Bälle, Gesellschaften und Wirtshäuser wichtiger sind als die Erziehung der Kinder, daß die körperliche Pflege der Kleinen oft nur den Dienstboten überlassen bleibt, daß die Kinder auch die geistige Anregung nicht von den Eltern, sondern häufig nur von bezahltem Personal empfangen. Noch trauriger

ist es, wenn Eltern aus blinder Liebe zum Kinde dem guten Willen der Schule direkt entgegenarbeiten und das Vertrauen zu ihr untergraben. „Ernste Arbeit in der Jugend wird heute von vielen als gesundheitsgefährlich verdächtigt, jede Drückerei von der Pflicht gutgeheißen. Spielend soll alles durch die Tüchtigkeit des Lehrers von den Schülern gelernt werden. Weil die armen Bübchen in der Schule so gemartert werden, muß das Elternhaus als Entschädigung zu Vergnügungen bereitwilligst die Hand bieten . . . Man will die Söhne viel zu früh zu Erwachsenen machen, ihnen Freiheiten einräumen, die nur erfahrenen Menschen zukommen. ‚Für die Jugend mehr Rechte, aber beileibe keine größeren Pflichten', heißt es jetzt." So schlecht die Schule auch gemacht werde, neben dem Elternhause könne sie immer noch bestehen. Die Schülerselbstmorde aus einer einzigen Wurzel abzuleiten, gehe daher nicht an: „In solchen Tragödien spielen viele Faktoren mit. Krankhafte Veranlagung, Verweichlichung und Verzärtelung sind weit eher die Würgengel des deutschen Jünglings als die Schule."

In der „Revue de l'Action Populaire" (1910, Nr. 8) berichtet A.-J. Donot über eine in dem belgischen Dorfe Tamines bestehende Schule für ärztliche Hilfeleistung bei Unglücksfällen oder plötzlichen Erkrankungen, wie sie in Werkstätten, Fabriken und Bergwerken vorkommen. Tamines, ein reich bevölkertes Dorf in der Nähe von Charleroi, ist von industriellen Arbeitsplätzen jeder Art umgeben und somit der geeignetste Ort für eine derartige Schule. Die Unterrichtskurse werden an jedem zweiten Sonntage von $^{1}/_{4}$10 bis $^{1}/_{4}$1 Uhr vormittags abgehalten, so daß den Schülern genügende Zeit zum Besuch der heiligen Messe gelassen ist; sie umfassen: die Grundelemente der Anatomie und der Hygiene, die erste Hilfe bei Unglücksfällen und den Transport von Verwundeten, den zweckmäßigen Gebrauch aller hierbei notwendigen Apparate und Instrumente, Übung des Hilfsdienstes bei verschiedenartigen Katastrophen in den Bergwerken. Die Schüler, zu deren Aufnahme die Vollendung des 20. Lebensjahres, eine mindestens sechsjährige industrielle Vorarbeit, gute Gesundheit und guter Ruf verlangt werden, zerfallen in „infirmiers" (Krankenwärter), die nur die Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen erlernen, und in „sauveteurs" (Retter), die sich für den Rettungsdienst bei Bergwerkskatastrophen ausbilden; die ersteren bekommen nach einjährigem Besuch der Kurse ein Diplom, die letzteren erst nach zwei oder mehr Jahren, je nach ihren Fähigkeiten und ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung der Rettungswerkzeuge. Diejenigen unter ihnen, die bereits irgend einen Industriekurs durchgemacht haben und somit bessere Vorkenntnisse mitbringen, zahlen jährlich nur 5 Francs Schulgeld, während die einfachen Arbeiter das Doppelte zu entrichten haben. Die ausgetretenen Schüler werden mehrmals im Jahr eingeladen, zu praktischen Übungen zusammenzukommen, um die erworbenen Kenntnisse aufzufrischen und etwa neu hinzugekommene Instrumente und Rettungsmittel kennen zu lernen. Es wird dafür gesorgt, daß an solchen Instrumenten kein Mangel herrsche, und sie werden nötigenfalls an Fabriksherren und Bergwerksbesitzer vermietet. Während der Kurse wird strenge Disziplin gehalten; es wird auf deren pünktlichen und regelmäßigen Besuch gesehen und mit der Prüfung am Schlusse des Schuljahres sehr genau genommen. In den ersten drei Jahren ihres Bestehens konnte diese so zeitgemäße Schule bereits die Gesamtzahl von 230 Schülern verzeichnen, unter denen sich außer

gewöhnlichen Arbeitern Werkführer, Geometer und selbst einige Betriebsdirektoren befanden.

Über „Kinderelend und Kinderfürsorge in der Türkei" schreibt Gustav Herlt (Konstantinopel) in der Wochenschrift „Soziale Praxis und Archiv für Volkswohlfahrt" (13. Oktober 1910). Er berichtet von unsagbar traurigen Zuständen. Den türkischen Müttern der unteren Volksschichten scheint das Gefühl der Mutterliebe vollständig zu fehlen; sie betrachten die Kinder nur als eine Last, die sie sobald als möglich abzuschütteln suchen. In Lumpen gehüllt werden die armen Kleinen den ganzen Tag auf dem Rücken der Mutter oder älterer Geschwister umhergeschleppt; zur Stillung des Hungers erhalten sie eine Brotrinde oder ein Salatblatt. Sobald sie laufen können, müssen sie betteln, während die Eltern daheim oft den ganzen Tag mit Nichtstun verbringen. Manche Mütter vermieten ihre Kinder an einen „Unternehmer", der sie über die ganze Stadt zum Betteln verteilt. Kinderverstümmelungen sind nichts Seltenes, werden Krüppel doch reicher beschenkt als Gesunde. Ebenso häufig sind Kinderaussetzungen. Auf der Schwelle der Moscheen, im Eisenbahnzug, an den Landungsbrücken der Auswandererschiffe werden die armen Kleinen niedergelegt und dem Zufall überlassen. Der türkische Staat hat sich bisher so gut wie gar nicht um Kinderfürsorge bekümmert. Was auf diesem Gebiete in der Türkei geleistet wird, ist private Arbeit. Große Verdienste um die Erziehung ausgesetzter und verwaister Kinder erwerben sich die katholischen Orden, indem sie Findelanstalten, Waisenhäuser, Armenschulen u. dgl. unterhalten und leiten. „Was der gesamten Bevölkerung not tut, nicht allein der armen, sondern auch der wohlhabenden, ist Belehrung. Auch Eltern, die ihre Kinder wirklich lieb haben, mißhandeln sie aus Unkenntnis. Liegt schon die allgemeine Volksbildung noch ganz im argen, so ist die Unterweisung in gesundheitlichen Dingen natürlich vollständig unbekannt. Jetzt erst soll in den Volksschulen damit begonnen werden. Der in türkischen Diensten als Sanitätsinspektor stehende österreichisch-ungarische Arzt Dr. Welisch hat hierfür einen passenden Leitfaden ausgearbeitet, der über das ganze osmanische Reich verbreitet werden soll."

Auf die Gefahren, mit welchen „Die mohammedanische Presse und die Propaganda des Islam" die Christenheit bedrohen, macht Johannes Awetaranian in der protestantischen Monatsschrift „Der Geisteskampf" (1910, Heft 10) aufmerksam. Die moslemische Presse, besonders die ägyptische und indische, lasse keinen Zweifel darüber aufkommen, daß eine Verletzung der mohammedanischen Ansichten und Sitten durch die Christen nicht geduldet werden würde. Im vorigen Frühjahr habe in Delhi eine Konferenz stattgefunden, deren Resultat es sei, daß „eine große Gesellschaft aus den Mohammedanern in Indien, Ägypten und Rußland begründet worden ist zum Zweck der Ausbreitung des Islam in Asien und Afrika". Die Jungtürken, die anfangs Religionsfreiheit und Toleranz zusicherten, „erblicken jetzt in der Stärkung des Islam ein unentbehrliches Mittel für die Aufrechterhaltung ihrer politischen Macht und träumen von der Weltherrschaft des Islam. Seit dem Siege der Verfassung erscheinen in allen Städten der Türkei außer den politischen Blättern auch religiöse Wochenschriften", die das Christentum in den Augen der Mohammedaner herabsetzen und den Glauben zu erwecken suchen, daß die christlichen Länder bald dem Islam zufallen werden. Sie zählen



die einzelnen Übertritte auf, die hie und da stattgefunden haben, und behaupten, „in der gebildeten Welt sage man sich mehr und mehr von der Kirche und vom Christentume los und nähere sich in den Grundanschauungen der Religion mehr und mehr dem Islam. Der Monogamie sei man unter den Christen schon längst überdrüssig, wünsche die Ehescheidung zu erleichtern und die Polygamie rechtskräftig zu machen. Ebenso gewönnen gerade unter den gläubigen Christen die Abstinenzgebote des Koran mehr und mehr Anhänger, womit allein schon die Überlegenheit des Islam über das Christentum bewiesen sei". Die mohammedanischen Theologen studieren mit Eifer ein Werk des indischen Theologen Rahmedullah-Effendi, das die schärfste Kritik des Christentums und der hl. Schrift enthält: „Es sucht die Ergebnisse der modernen Bibelkritik, meist nach englischen Quellen, gegen das Christentum zu verwerten, um seine eigenen Angriffe gegen die christliche Lehre dadurch zu stützen. Als den gefährlichsten Gegner sieht es den Protestantismus an, den es darum am schärfsten bekämpft, indem es zugleich alle Angriffe der christlichen Missionsliteratur auf den Islam mit großem Geschick widerlegt."

P. Dr. Josef Kösters, Missionär in China, bespricht in der „Allgemeinen Rundschau" (7. Jahrg., Nr. 39: „Ost und West!") die Kämpfe und Krisen in China, wo unbestreitbar eine Umwandlung vor sich geht. „All die bisherigen Umwandlungen, die geistigen miteinbegriffen, welche zum Beispiel die Weisheit des Konfuzius anfangs empfahlen, dann vernichten und schließlich — bis auf die gegenwärtige Stunde — verhimmeln wollten, oder welche zum Beispiel den aus Indien schon fast verdrängten Buddhismus auf den Schild zu erheben sich bemühen, sie alle waren innerasiatischer Natur; es war kein wesentlich neues Ferment in ihnen enthalten als das, was chinesische Eigenart, die Leidenschaften des Menschenherzens und der natürliche Entwicklungsdrang eines großen Volkes nahelegten. Die Bewegung indes, die seit 1900 hervorgetreten ist, birgt Keime und Kräfte in sich, die allen bisherigen Krisen fremd waren. Mit Macht brach die Erkenntnis durch, daß der seit Jahrtausenden gehegte und ausgenützte Fonds von Kulturkraft nicht mehr ausreiche, daß es Völker gibt, die über wesentlich höhere geistige Kräfte und Mittel verfügen, und daß China etwas ganz Neues werden müsse, um sich selbst zu erhalten." P. Kösters sieht in dieser Erkenntnis die sorgsam vorbereitende Vorsehung Gottes, die auch für China nach mehrtausendjähriger Nacht des Heidentums die Sonne des Christentums aufgehen lassen will. — Die Idee einer Reform nach japanisch-europäischem Muster habe sich nun endlich in China Bahn gebrochen; leider aber fange man planlos an allen Ecken und Enden zugleich zu reformieren an, in Schule und Heer, im Beamten- und Regierungswesen. Das Resultat sei vorläufig ein glänzendes Fiasko, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens. „Man richtete in Peking eine Universität ein mit allen möglichen Fakultäten, vertreten durch Professoren verschiedenster Nationen. Von dieser Universität sollten die Beamten, Professoren, Lehrer usw., die im modernen China so not tun, hervorgehen, und zwar möglichst bald, um für die neuen Einrichtungen und Aufgaben die nötigen Kräfte: modern gebildete Chinesen, zu haben. Und über diese Universität — hört man nur eine Stimme der Klage und Enttäuschung." Denn der Universität fehlen die vorarbeitenden Mittelschulen, und diesen wieder die Elementarschulen, in denen die Keime

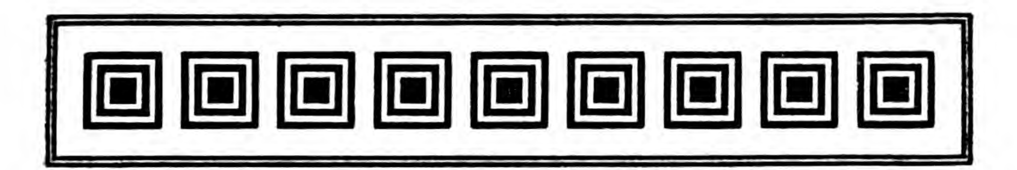


europäischer Bildung in die jungen Chinesenköpfe gesenkt und mit der chinesischen Bildung verbunden werden könnten. „Wer wird" — so fragt P. Kösters — „als der wahre Kulturbringer in diesem größten Reich der Welt siegreich durchdringen? Welche Macht wird sich schließlich die Geister und Herzen dieses 1100-Millionen-Volkes segenspendend unterwerfen?" Daß nur das Christentum diese Macht sein kann, steht für uns fest, aber wie ist diese Riesenaufgabe praktisch zu lösen? Und P. Kösters beantwortet die eigene Frage: „Ein möglichst umfassendes Schulsystem — beim Fundament, der Elementarschule, beginnend — in China verbreiten, mit großmütiger, organisierter Hilfe der Jugend und gesamten Bevölkerung unserer treu christkatholischen Heimat, im Anschluß an die bestehenden und hochverdienten Organisationen, - das wäre die größte Samaritertat des christlichen Europa!"

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zählen, wie die „Kölnische Volkszeitung" vom 3. Oktober 1910 meldet, gegenwärtig 22,587.079 Katholiken. Sie wohnen über das ganze Land verstreut, am meisten aber im Staate Neuyork (2,722.649), und von diesen wieder die meisten in der Stadt Neuyork selbst. Groß-Neuyork hat 4½ Millionen Einwohner, davon zirka 2 Millionen Katholiken und 800.000 Juden. Somit ist Neuyork diejenige Stadt der Welt, die die meisten Juden beherbergt; an zweiter Stelle steht Warschau mit 400.000 und an dritter Wien mit 300.000, während Berlin nur 100.000 jüdische Einwohner zählt. — In Pennsylvanien leben viele Katholiken mit badischen oder schwäbischen Namen, die jedoch vollständig anglisiert sind. Ihre Vorfahren sind vor 100 bis 200 Jahren nach Amerika ausgewandert, sie selbst aber wissen von Deutschland nichts mehr. Die Mehrzahl der pennsylvanischen Katholiken sind Italiener oder Slawen, die in den Kohlenbergwerken und den Stahlwerken arbeiten. Die Zahl der katholischen Kirchenschulen in den Vereinigten Staaten beträgt 4845, die ihrer Schüler 1,237.251; die Mehrzahl dieser Schulen ist deutsch. Dagegen schmilzt die Zahl der deutschprotestantischen Kirchenschulen sehr zusammen. Von den höchsten und maßgebendsten Stellen der Union wird den Katholiken überall Wohlwollen erwiesen. Präsident Taft hat ihnen schon in mehreren Reden seine Sympathien ausgesprochen und Roosevelt hat als Präsident besondere Vorliebe für die Lehranstalten der Jesuiten bewiesen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.





Der Romanismus als modernes Kulturelement.

Von P. **Constantin Hohenlohe,** O. S. B.

Ein stetes Werden und Vergehen, das ist das Kennzeichen jener Welt, in der wir geboren wurden. Alles vergeht, aber keine Kraft in der Natur geht verloren, die nicht sterbend neues Leben erzeugte. Was von den materiellen Kräften der Natur gilt, das regelt auch das Geistesleben, und jene Geisteswelt, die unsere moderne Kultur bildet, ist ebenso hervorgewachsen aus Elementen, die einst Welten belebten, die nun untergegangen sind. Je großartiger und lebenskräftiger einst jene Welten gewesen waren, desto eindringlicher werden sie zum Werden späterer Zeiten beigetragen haben. Wenn wir das nun gleichsam chemisch untersuchen wollen, was unser heutiges Geistesleben einst befruchtete, so werden wir vor allem drei Elementen begegnen, aus denen unsere moderne Welt hervorging. Es ist der Romanismus, der Germanismus und das Christentum.

Bezeichnen wir mit Romanismus jene Kulturelemente, die wir von den alten Römern überkommen haben, so haben wir mit diesem sogenannten Romanismus das alles in unsere Adern aufgenommen, was das weltbeherrschende Römerreich einst aufgelöst und sich gleichsam assimiliert hatte. Mit dem Romanismus hat Hellenentum, haben ferne asiatische oder afrikanische Einflüsse bei uns Einzug gehalten, und es wird dem Kulturhistoriker oft schwer werden, all das, was uns umgibt, auf seinen Ursprung näher zu erklären.

Dieser chemischen Bestandteile pflegt man sich dann zu erinnern, wenn Unbehagen entsteht und man von der Ausscheidung eines oder des anderen Teiles Rettung und Genesung erwartet. So manchem scheint das Christentum ein gewisses Unbehagen zu bereiten; da man sich aber dies nicht recht eingestehen will, gibt man lieber dem Romanismus schuld und meint damit im Grunde die römisch-katholische Kirche. „Es wird eine Zeit kommen, wo das deutsche Volk sich des römischen Joches entledigen wird." Das ist eine beliebte Phrase der Christenfeinde geworden, denen das Kreuz eine Torheit geblieben ist. Und im Kampfeseifer wird Romanismus und Christentum verwechselt und der römisch-katholischen Kirche alles auf das Kerbholz geschrieben, was wir aus dem Römerreiche überkommen haben, das heute schädlich empfunden wird und das ohne Zutun der Kirche, vielleicht gegen ihr ausdrückliches Verbot, sich bei uns eingelebt hat.



Demgegenüber wollen wir den sogenannten Romanismus einer Prüfung unterwerfen. Wir wollen absehen von jenem Romanismus, wie er als klassische Reminiszenz in allen Zweigen der Kunst lebt, und vor allem jenen Romanismus ins Auge fassen, der in Gestalt römischen Rechtes unser gesamtes öffentliches und Wirtschaftsleben beherrscht und alle intimsten Beziehungen des Privatlebens durchdringt. Wenn wir also von Romanismus als modernem Kulturelemente sprechen, wollen wir den Geist des römischen Rechtes verstehen, jenen Geist, den einst Rudolf Jhering besang.

Wenn akademische Maler nach Art des Füger den Brutus oder andere römische Helden verherrlichen, wenn wir unseren Kaisern, Heerführern oder anderen großen Männern auf den Denkmälern der öffentlichen Plätze in Toga begegnen, so ist das jedenfalls auch Romanismus, der an sich ziemlich harmlos erscheint.

Anders ist es, wo es sich um die Unterlage des gesamten sozialen und ökonomischen Lebens handelt. Und in dieser Hinsicht wollen wir den Nachweis erbringen, daß Romanismus und Christentum sehr scharf zu scheiden, ja oft geradezu entgegengesetzt sind und daß, wenn wir von einem römischen Joche sprechen können, welches das deutsche Volk bedrückt, dies demselben keineswegs von den römischen Päpsten, sondern im Gegenteile von den Glaubensfeinden auferlegt worden ist, infolge jener großen Abfallsbewegung vom Christentum, deren Anfänge bis in das 12. und 13. Jahrhundert zurückreichen, wo sich in Italien die ersten Spuren der sogenannten Renaissance finden.

Das Christentum ist allerdings auch aus dem Römerreiche zu uns gekommen. Das Christentum gehört aber nicht zu jenen Elementen, welche das Römerreich aufgelöst und sich assimiliert hatte, wie es beispielsweise mit dem Hellenentum geschehen war. Das Christentum ist ein gar spröder Stoff. Das Christentum mußte sich, um den Erdkreis zu erobern, nach göttlichem Plane in Rom niederlassen, das bei Erscheinen Christi der Mittelpunkt der Welt war. Es ist also von Gott so gewollt und mehr als Zufall gewesen, daß das Christentum seinen Zentralpunkt in Rom fand, wo es sich eine raffinierte zentralistische Organisation, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte, zu Dienste machen mußte. Im Grunde sind das aber mehr äußerliche Tatsachen, und in seinem Wesen ist das Christentum weder hebräisch noch römisch, es ist einfach göttlich. Das Christentum kann weder politisches noch ökonomisches noch nationales Leben vergiften. Das Christentum und die römisch-katholische Kirche haben mit dem Romanismus als Kulturelement im Wesentlichen nichts zu tun.

Und doch müssen wir zugeben, wie wir schon angedeutet haben, daß der Romanismus mit dem Christentum vielfach verwebt und verflochten ist. Nicht allein die Peterskirche ist in ihrem Rundbaue den altrömischen Bauten nachgebildet, die Kirche hat im allgemeinen in ihrem Bekehrungswerke der Völker zunächst an die römische Kultur, die sie vorfand, organisch angeknüpft, sie umbildend und veredelnd, jene christlich-römischen Kulturelemente und Erinnerungen schaffend,



die bis hinauf zum heiligen Köln und weiter bis zum nebligen britannischen Archipel ein geheimes Band um jene Völker schlingen, die einst Zeugen waren, wie Legionäre sich bekehrten und Heidentempel in christliche Basiliken umgeformt wurden. Aus diesen Basiliken kann man die Kreuze wieder entfernen und statt des dreieinigen Gottes nun wieder Götzenbilder verehren. Wenn dies aber als nachteilig im Völkerleben empfunden wird, so wird daran die katholische Kirche ebensowenig Schuld tragen wie an dem Mißbrauche des römischen Rechtes.

Wir wollen also darlegen, daß die Kirche das römische Recht umgemodelt und christianisiert hat, daß diese christianisierten römischen Kulturelemente, wie sie die Kirche den Germanen und den anderen bekehrten Völkern brachte, segensreich wirkten und einer der kostbaren Grundsteine waren, auf denen die christliche soziale Ordnung errichtet wurde. Erst als die große Abfallbewegung vom Christentum das heidnische römische Recht wieder erstehen ließ, um es zur Grundlage der modernen Staatenbildungen zu machen, hat sich jener Romanismus als modernes Kulturelement entwickelt, der als Joch nicht nur in Deutschland, sondern auch anderwärts empfunden wird. Dies hat sich aber gegen den Willen, ja gegen das ausdrückliche Verbot der Kirche vollzogen.

Ist das die These, die wir aufstellen und beweisen wollen, so wird es sich zuerst darum handeln, das römische Recht im allgemeinen einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen, um fernerhin darzulegen, inwiefern die Kirche dasselbe angenommen, umgemodelt oder verworfen hat, um den Romanismus im guten und den Romanismus im schlechten Sinne unterscheiden zu lernen, und zu beweisen, daß der Romanismus im schlechten Sinne, der als Joch empfunden wird, ohne Zutun ja gegen das ausdrückliche Verbot der Kirche sich bei uns eingelebt hat. Wir wollen also eine Kritik des römischen Rechtes anstellen, wir wollen vom Verhältnisse des römischen Rechtes zum kanonischen Rechte und endlich von jenem merkwürdigen Ereignisse sprechen, das unter dem Namen der Rezeption des römischen Rechtes bekannt ist. Es sind dies lauter außerordentlich schwierige Fragen, über welche heute in der Wissenschaft die größte Verwirrung herrscht. Jede dieser Fragen würde ein monumentales Werk erfordern. Würden solche Werke einst geschrieben werden, so wäre jedes von ihnen von der allerhöchsten Bedeutung, um Licht für die wichtigsten und brennendsten Tagesfragen zu gewinnen. Es ist also außerordentlich verwegen, so großen Dingen in einem einfachen Artikel nähertreten zu wollen und es kann derselbe nur zur Orientierung in den äußersten Umrissen dieser gewaltigen Fragen dienen, — von einer erschöpfenden Behandlung kann natürlich nicht die Rede sein. Wir wollen also

1. eine Kritik des römischen Rechtes versuchen;

2. die Stellung des kanonischen Rechtes zum römischen und die Stellung der Kirche zur sogenannten Rezeption des römischen Rechtes erörtern, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die Kirche nichts mit



jenem Romanismus zu tun hat, der heute als Joch empfunden wird, und daß wir diesen schädlichen Romanismus als Kulturelement vielmehr jener großen Abfallsbewegung vom Christentum verdanken, deren Anfänge bis in das 12. und 13. Jahrhundert zurückreichen.

I.

Wenn wir vom Geiste des römischen Rechtes sprechen, so wollen wir vor allem feststellen, daß dieser Geist ein genialer ist. Der Geist des römischen Rechtes ist für alle Zeiten unverwüstlich groß, weil er in seinem innersten Wesen einen Teil jener Wahrheit enthält, die unvergänglich ist. Der Geist des römischen Rechtes ist aber nur ein Teil der Wahrheit und fährt fort in unseren Tagen ein Leben zu führen wie viele jener großen Persönlichkeiten der Geschichte, die, so viele große und erhabene Anlagen sie auch besaßen, doch eine Geißel für die Völker geworden sind.

Damit sind wir zu dem Schlusse gelangt, daß mit dem römischen Rechte Wahres und Falsches, Erhabenes und sophistischer Trug, Gutes und Schlechtes auf uns gelangt sind.

Worin liegt die Größe des römischen Rechtes? Darauf haben Savigny, Stahl, vor allem Rudolf Jhering geantwortet. Es ist also, wie gesagt, eine Kühnheit, den Versuchen dieser außerordentlichen Gelehrten etwas beifügen zu wollen. Wir wollen aber daran erinnern, daß diese Kritik des römischen Rechtes schon viel früher versucht wurde, und werden darüber im Verlaufe unserer Erörterungen die urkundlichen Beweise erbringen. Und zwar haben diese Versuche einer Kritik des römischen Rechtes zu einer Zeit stattgefunden, wo das römische Recht noch lebendig und in Übung war, und so wollen wir bloß den Faden jener ursprünglichen praktischen Kritik wieder aufnehmen. Diese ursprüngliche Kritik am römischen Rechte hat die Kirche geübt, jene außerordentlichen Männer, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten den Ausbau der Kirche begonnen haben, jene Männer, die selber Römer waren und das römische Recht in seiner Wirksamkeit noch aus eigener Anschauung kannten.

Wir wollen sehen, welche Teile des römischen Rechtes in die Kirche und ihre Wissenschaften übergegangen sind, und daran einen Maßstab dafür finden, was dieses römische Recht Großes und Dauerndes enthält.

Bekanntlich unterscheidet man im römischen Rechte drei große Entwicklungsperioden, deren jede einen Zeitraum von etwa einem halben Jahrtausend umfaßt, und alle Versuche, sich darüber Rechenschaft zu geben, worin die Größe des römischen Rechtes liegt, werden sich vor allem um die Frage drehen, in welcher dieser Perioden die eigentliche juridische Kunst der Römer wurzelt. Von unserem Standpunkte aus werden wir also beobachten, welche dieser Perioden die meisten Bausteine für den Ausbau der Kirche und ihrer Wissenschaften geliefert hat.



Da haben wir zuerst die Urzeit, die Anfänge des römischen Rechtes. Es ist das Recht jener heroischen Zeiten, die einen Scävola, einen Horatius Cocles, die ganze Reihe jener patrizischen Konsuln gebaren, welche den ehernen Grund zur römischen Weltherrschaft legten. Das Recht jener Zeiten ist in den zwölf Tafeln enthalten, einem legislativen Monumente kluger Rechtspolitik und genialer juridischer Technik. Groß in seiner Einfachheit und überwältigenden Kraft wirkt es auf uns wie diese zyklopischen Mauern, die uns von der Kultur vergangener Zeiten berichten. Und doch, hätte das römische Recht nichts anderes als die zwölf Tafeln hervorgebracht, so würden wir gewiß keine Pandekten an unseren Universitäten studieren, so wenig wir babylonisches oder ägyptisches Recht zum Gegenstande unseres spezialen Studiums oder zur Grundlage unserer Gesetzbücher machen. Der rechtsphilosophische Grund jener Entwicklungsperiode ist die ratio civilis. Wir werden vergebens in jenen ersten Perioden römischen Rechtes einen idealen Untergrund suchen. Gar manche versuchten, in diesen ersten Zeiten die wahre Größe römischen Rechtes zu finden und auf Grund mehr oder weniger glücklicher Ausschmückungen aus diesen ersten Zeiten römischen Rechtes eine Art idealen Zustandes zu konstruieren, wo Einfalt, Kraft, Sittenstrenge und Gottesfurcht herrschten. Das Recht war allerdings eine von einer Priesterkaste gehütete Geheimlehre. Vogelschau und andere abergläubische Handlungen umgaben die öffentlichen Äußerungen der Staatsgewalt. Mannesmut, Vaterlandsliebe und andere natürliche Tugenden wurden damals wahrscheinlich mehr gepflegt wie zu anderen Zeiten, die Worte des heiligen Augustinus rechtfertigend, daß Rom durch seine natürlichen Tugenden die Weltherrschaft verdiente. Es war dies aber alles mehr das Ergebnis einer konsequenten eisernen Erziehung. Weder religiöse noch andere Ideale sind die Grundlage des damaligen Rechtszustandes gewesen. Die ratio civilis, die alles lenkt, ist die raison d'Etat der letztvergangenen Jahrhunderte. Und diese ratio civilis ist der Ausdruck einer klugen, aber grausamen Bauernpolitik. Es handelt sich um die Gewalt des Hausvaters, denn der alte römische Staat ist eine Föderation von Familienvätern, die an rücksichtsloser Härte alles übertreffen, was Haustyrannen zu allen Zeiten jemals geleistet haben. In der ratio civilis wurzelt der phänomenale römische Egoismus, der sich in der rücksichtslosen Behandlung der Fremden zu einer Art von Größe erhebt. In diesen Zeiten wurzelt der unbeschränkte Eigentumsbegriff, die souveräne Herrschaft des individuellen Willens im Erbrechte, die grausame Härte der absoluten Rechtsgeschäfte unter strikter Auslegung und peinlichem Formalismus. Wir wissen, worin bei uns heutzutage die Wechselstrenge besteht. Haben wir unseren Namen unter ein Wechselblankett gesetzt, so tritt am Tage der Fälligkeit bei Zahlungsunfähigkeit unmittelbar Exekution ein. Man kümmert sich nicht um die causa des Geschäftes, ob dieser Schuld ein Kaufkontrakt, eine andere Abmachung zugrunde liegt, ob etwa Betrug, Zwang, Irrtum vorliegen, es gibt keinen Prozeß, keine Ausreden,



keine Milderungsgründe. Das ist das absolute Geschäft. Und in den Anfängen des antiken Roms gab es nur absolute Rechtsgeschäfte. Es war dies allerdings eine Zeit, wo Umsatz sich selten und schwer vollzog, wo keine Teilung der Arbeit war und wo die Familie mit Sklavenarbeit alles selber produzierte. Aber doch waren die feierliche stipulatio, das nexum, die mancipatio Mittel, um die Herrschaft der Familienväter zu stützen, um die plebs rücksichtslos niederzuhalten, um fremde Einwanderung und das Eindringen fremder Einflüsse zu verhindern; das ist die ratio civilis, welche den in den Komitien von den Familienhäuptern beschlossenen Gesetzen zugrunde liegt und in denen der rücksichtslose Egoismus zu einer Art von Größe sich aufschwingt. Was die merkwürdigste Erscheinung jener Zeiten ist, ist der äußere Formalismus, in dem sich die Rechtsverschiebungen im Privatrechte vollziehen.

Das Recht wirkt, wie Jhering sagt, heute dynamisch, damals vollzog sich der Rechtsverkehr mechanisch. Die Rechtswelt ist eine metaphysische Welt von Begriffen, von logischen Relationen. Was die Veränderungen in dieser metaphysischen Welt hervorbringt, sind heute gleichsam unsichtbar wirkende Kräfte, damals knüpfte sich jede Verschiebung in dieser Geisteswelt an einen umständlichen äußeren Apparat von äußeren Handlungen und Zeremonien an, die unserer heutigen praktischen Zeit fast lächerlich erscheinen müssen.

Wenn der Herr den Sklaven, den er freilassen will, in öffentlicher Magistratssitzung beim Kopf ergreift, ihm einen Backenstreich versetzt, ihn im Kreise umdreht und dann losläßt, wobei der Backenstreich die traurige Lage der Sklaverei bezeichnet, das Umdrehen die Veränderung, die in diesem Stande der Dinge eintreten soll; wenn wir den ganzen mimischen Verlauf des Prozesses u. dgl. mehr betrachten, so ist dies für uns fast unverständlich. Und doch äußerte sich in diesem symbolischen Formalismus zuerst das große praktische juridische Talent der Römer. Wenn auch dieses antike Römerrecht später mehr und mehr außer Übung kommt, so bildet bei dem großen Konservatismus der Römer die Zwölftafelgesetzgebung die Grundlage der römischen Rechtsordnung selbst nach der justinianeischen Kodifikation, und die feierliche Stipulation zur Begründung absoluter Verpflichtungen wird bis in christliche Zeiten in Übung gewesen sein. Von der größten Bedeutung war die symbolische Plastik für die Verwirklichung des Rechtes. Sie gab dem Rechte Sicherheit und Fertigkeit, und es war nicht leicht möglich, daß über das Bestehen von Rechten, die so feierlich im Beisein des Volkes und vieler Zeugen begründet wurden, Zweifel entstehen oder daß Advokaten aus dem unsicheren Rechtsstande und vielen verwickelten Rechtsstreitigkeiten Nutzen ziehen konnten.

So wird gerade in dieser symbolischen Plastik das Vorzügliche des römischen Rechtes in jener ersten Entwicklungsperiode bestehen. Und wiederum diese symbolische Plastik wird es sein, von der gewisse Erinnerungen auch heute noch in der Kirche sich finden, während im



übrigen die erste große Entwicklungsperiode des römischen Rechtes kein Material für den Ausbau der Kirche geliefert haben dürfte. Wenn dies auch Gegenstand eingehender Untersuchungen sein müßte, so ist es doch wahrscheinlich, daß in der feierlichen Rede und Widerrede vor Zeugen, beispielsweise beim Taufgelöbnisse, bei der Ordensprofeß oder der Bischofsweihe, gewisse Anklänge an die römische Stipulation zu finden sind.

Mit dem Jahre 200 vor Christus beginnt der große Umschwung in den politischen und ökonomischen Verhältnissen Roms, das allmählich die Weltherrschaft an sich reißt, auch in langsamer Umgestaltung der Rechtsverhältnisse sich fühlbar zu machen, so daß man von diesem Zeitpunkte an die zweite große Periode römischer Rechtsentwicklung zu zählen beginnt. Diese Umgestaltung des Rechtslebens äußert sich vorzüglich in der das Prozeßwesen gründlich umgestaltenden Lex Aebutia und der unerhörten Ausdehnung der Macht des Prätors. Auf dem Verständnisse der Stellung des Prätors und seines Ediktes, dem Verhältnisse des ius civile und des ius gentium, der ratio civilis und der ratio naturalis liegt das Geheimnis des Verständnisses des römischen Rechts und gleichzeitig das Geheimnis der Kritik dieses Rechts auch nach dem von uns gewählten Standpunkte. Um es gleich zu sagen: überschauen wir das, was wir vom römischen Rechte in den kirchlichen Wissenschaften besitzen, so wird das meiste davon aus dieser zweiten Periode, aus dem ius gentium stammen. Wie wir gesehen haben, werden aus der ersten Periode nur wenige Einzelheiten Aufnahme gefunden haben. In der dritten Periode der römisch-byzantinischen Kaiserzeit hat sich das Verhältnis geändert, da ist es das Christentum, das dem römischen Rechte Elemente zuführt, und der christliche Sauerteig beginnt allmählich das Heidentum aufzulösen. Geistige Elemente entlehnt die Kirche auch in dieser Periode dem römischen Rechte nur wenige.

Was den großen Umschwung im römischen Rechte in der zweiten Periode vor allem charakterisiert, ist, daß diesem Rechte nun ideale Grundlagen erwachsen sind. Es ist also eine Übertreibung, wenn Janssen in seiner so verdienten Geschichte des deutschen Volkes (I. Band, Freiburg, 1881, 7. Aufl. S. 472) sagt: „Das Recht (das heißt das römische) ist nicht eine höhere den Menschen gegebene und schon durch das Sittengesetz vorgezeichnete Regel, sondern eine vom Sittengesetze völlig unabhängige Vorschrift, welche die Menschen sich selbst um ihres persönlichen Nutzens willen aufgestellt haben.“ Die ratio civilis der ersten Periode betrachtete vor allem diesen egoistischen Nutzen, und zwar nicht der Menschheit, auch nicht aller Römer, sondern vor allem der römischen Familienväter. Die zweite Entwicklungsperiode des römischen Rechtes, aus der die Rezeption vor allem schöpfte, hat entschieden ideale Momente. Es kennzeichnet sich also in diesem Ausspruche Janssens, daß es immer verfehlt ist, vom römischen Rechte als ganzem zu sprechen, da dieser Begriff das verschiedenartigste umschließt, und daß die Historiker, welche die weitesten



Zeiträume in umfassender Weise darstellen wollen, die Einzelheiten oft nicht durchdringen können. Es ist diese allgemeine Aufstellung Janssens vor allem dem bekannten Buche des Mecklenburger Schmidt entnommen. (Der prinzipielle Unterschied zwischen dem römischen und dem germanischen Rechte, Rostock 1853), das Jhering ein glücklicherweise verschollenes nennt, sowie den (anonymen) Aufsätzen im 79. Bande der Historisch-politischen Blätter über das römische Recht. Diese beiden Quellen stellen auf das unversöhnlichste den Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus auf und enthalten, obwohl an sich gewiß wertvolle Arbeiten, doch manche Übertreibungen.

Wenn aber Janssen, S. 496 a. a. O., sagt: „Auf ihren Rat (der römischen Rechtslehrer) geschah es zum Beispiel, daß Pfalzgraf Friedrich I. . . . sich das Obereigentumsrecht über die Almenden seines Landes, hauptsächlich über die Waldungen beilegte" . . ., „Man erklärte aber nicht bloß das Jagdrecht für einen Ausfluß der landesherrlichen Hoheitsrechte, für ein Regal, sondern legte auch den Bauern umfangreiche Dienstleistungen zu Jagdzwecken auf, die sie sowohl mit ihrer Person als mit ihren Zugtieren und Fuhrwerken zu leisten hatten", — wenn er ferner die Worte Geilers von Kaisersberg anführt: „Ein Herr, der seinen Untertanen verbietet, das Wild von ihren Äckern zu vertreiben und es, wenn dieses zur Verteidigung notwendig, sogar zu töten . . .", so handelt es sich allerdings jedenfalls um ungerechte Maßregeln, an denen aber das römische Recht ganz unschuldig ist. Denn das römische Recht kennt weder ein geteiltes Eigentum noch eine servitus in faciendo und erklärt ausdrücklich die Tiere des Waldes als freies Gut, das jedermann okkupieren kann. Derlei ungenaue Darstellungen sind also nicht geeignet, Licht über die schwierige Frage der Rezeption des römischen Rechtes zu verbreiten.

Um zu beweisen, daß das klassische römische Recht eines idealen Untergrundes nicht entbehrte, wollen wir nur einige Quellenstellen zitieren.

§ 1. J. 1, 1 „Justitia est constans et perpetua voluntas ius suam cuique tribuere. Jurisprudentia est divinarum atque humanarum rerum notitia, iusti utque iniusti scientia."

F. 1 D. 1, 1, Ulpianus „. . . . num ut eleganter Celsus definit, ius est ars boni et aequi. Cuius merito quis nos sacerdotes appellet: iustitiam namque colimus et boni et aequi notitiam profitemur, aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum, verum etiam praemiorum quoque exhortatione efficere cupientes, veram nisi fallor philosophiam, non simulatam affectantes."

Diesen Stellen aus den Digesten können wir beispielsweise beifügen, daß Cicero sagt: „Naturae ius est quod non opinio genuit, sed quaedam in natura vis insevit" (Cicero, de inv. 2. 53, 161), „ipsa naturae ratio, quae est lex divina et humana" (Cic. de leg. 1, 16, 18).

Unsere Aufgabe wird es nun sein, diesen idealen Gehalt des römischen Rechtes näher zu erklären. Wir müssen gleich hinzufügen,



daß es die reine Wahrheit nicht gewesen sein kann. Denn sind die Worte Ulpians so schön, daß sie teilweise in der Summa des heiligen Thomas Platz fanden und also nach dem Maßstabe unserer Kritik zu den bleibenden Bestandteilen des römischen Rechtes gehören, so haben doch die Zeiten, in denen Ulpian lebte und in denen er einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Rechtsverhältnisse übte, gar wenig diesen hohen Rechtsideen entsprochen.

Es ist fast komisch, wenn wir die großen klassischen Juristen in der Ausübung der Gerechtigkeit, in der Bestimmung, was wir unserem Nächsten schulden, fast kleinlich und skrupulös werden sehen, während Greise, Frauen und Kinder in öffentlichen Lustbarkeiten von wilden Tieren zerrissen werden, Gladiatoren ihr grausames Handwerk trieben, Sittenlosigkeit und Verkommenheit den höchsten Stand erreichten und der größte Teil der Menschheit in Sklaverei und Elend lebte. Es hat die Rechtsidee, welche der Prätor und die römischen Juristen entwickelten, an inneren Gebrechen gekrankt, die wir nun darlegen wollen. Es war bloß ein Teil der Wahrheit, die sich den alten Heiden offenbarte, und weil es bloß ein Teil und nicht die ganze Wahrheit war, so konnte der eigentliche Zweck dieser so künstlich aufgebauten Rechtswelt nicht erreicht werden. Es war der Bankerott des Rationalismus.

Dr. Heinrich Swoboda (Altchristliche Reliquiare des k. k. Münz- und Antikenkabinetts) spricht anläßlich von Funden, die in Pola gemacht wurden, von Darstellungen, die in der Ikonographie unter dem Namen „die Szenen „Dominus legem dabit"" bekannt sind: Christus der Herr unter den Aposteln, denen er eine Rolle reicht, welche die Worte trägt „Dominus legem dabit".

„Legem dabo", das waren die Worte, die an der Spitze des Ediktes des Prätors standen, welcher das ius gentium nach den Prinzipien der ratio naturalis entwickelte. An die Stelle des Prätors und der ratio naturalis sollte nun Christus und die lex divina treten, um die genialen Anläufe des Prätors zu verbessern und für die Menschheit nützlich zu machen. Die moderne Welt ist zum Prätor und seinem Rationalismus zurückgekehrt und macht dafür Christus verantwortlich, den sie verraten hat. Das ist das, was wir eigentlich darlegen wollen und was nun näherer Erklärung bedarf.

Wir kehren also zum Jahre 200 und zur lex Aebutia zurück und wollen vor allem die Stellung des Prätors und das Wesen des ius gentium erklären.

Der Prätor als Richter unterschied sich, wie Holtzendorff in seiner juridischen Enzyklopädie treffend sagt, auf zweierlei Weise wesentlich vom heutigen Richter. Einerseits übertrifft seine Machtvollkommenheit unendlich alles, was je zu irgend einer Zeit und bei irgendeinem Volke die höchsten Tribunale vermochten. Denn der Prätor schafft tatsächlich materielles Recht. Er ist fast mehr Gesetzgeber als Richter. Anderseits ist seine Amtsbefugnis geringer als die des letzten Dorfrichters. Denn er hat den Prozeß nur juristisch zu



instruieren und kein Prätor hat jemals die geringste Entscheidung gefällt, da dies dem Kollegium der Centumviri, der Decemviri oder den von Fall zu Fall ernannten arbitri zustand.

Um das Amt des Prätors zu verstehen, müssen wir auf das römische Fremdenrecht zurückgreifen. Wir wissen, die ratio civilis hat die Fremden rücksichtslos ausgeschlossen. Kein Römer konnte mit einer Fremden eine Ehe eingehen. Sie konnten keinen Grundbesitz noch andere wirtschaftlich wertvolle Güter, die sogenannten res mancipii erwerben. Fremde konnten ferner keine Ämter erlangen. Sie waren überhaupt rechtlos.

Als dies nicht mehr in voller Strenge durchzuführen war, wurde es Sache des Praetor peregrinus, in den einzelnen Prozessen der Fremden Recht zu finden, was nach allgemeinen Billigkeitsgesetzen für sie zu gelten habe. Grundlage des ius gentium war also das Fremdenrecht. Es war kein internationales Recht in unserem Sinne. Es war also kein öffentliches, sondern ein Privatrecht, kein bloß spekulatives philosophisches Naturrecht, sondern ein positives Recht. Es war aber ein positives Zivilrecht, das auf der Natur der Dinge, das auf spekulativem Naturrechte beruhte. So sind ideale Rechtselemente in das römische Recht eingedrungen. Das ius gentium wächst sich langsam zum gefährlichen Konkurrenten des ius civile aus. Neben jedem zivilrechtlichen Institute taucht ein neues paralleles Rechtsinstitut auf, das seine philosophische Grundlage nicht in der ratio civilis, sondern in der ratio naturalis besitzt. Daß die ratio naturalis die ratio civilis langsam verdrängt, ist eine fast tausendjährige Entwicklung, auf der die unsterbliche Größe des römischen Rechtes beruht. Dazu war der Anstoß durch die große Machtfülle gegeben, welche dem Prätor zufiel. Der Prätor hatte nicht nur die iurisdictio, ihm stand nicht nur zu, die einzelnen praktischen Fälle juridisch zu formulieren und den Geschworenen in einer Rechtsweisung zukommen zu lassen, er war auch Kollege des Konsuls und in dieser Eigenschaft besaß er gleich dem Konsul das sogenannte imperium. Imperium ist aber nach Analogie des Heerbefehles die Fähigkeit, im Namen der Nation verbindliche Befehle oder Verbote zu erlassen. Dieses imperium hat nun der Prätor zur Entwicklung des ius gentium benützt, das in seiner weiteren Ausgestaltung mehr und mehr einem großartigen naturrechtlichen Systeme sich nähert, das vom Naturrechte sich eben dadurch unterscheidet, daß es die Gebiete bloßer Spekulation verlassen hat und zu positiven Rechtssätzen geworden ist. Und da es das ius gentium ist, welches vorzugsweise die kirchlichen Wissenschaften befruchtet hat, so müssen wir sagen, daß auf dem ius gentium auch die Größe des römischen Rechtes beruht.

Wie der Prätor sein imperium zur Ausgestaltung des ius gentium benützte, bedarf einer näheren Erklärung, da dieses imperium ihm nicht an sich legislatorische Befugnisse erteilt. Er weiß aber durch geschickte Verwendung prozessualer Mittel auf die Ausgestaltung des Rechtes Einfluß zu nehmen. Wenn ihm kraft dieses imperium die Befugnis



zusteht, im Namen der Nation zu gebieten und zu verbieten, so verbietet er, sobald eine Eigentumfrage strittig wird, den status quo zu stören. Wer die fragliche Sache tatsächlich besitzt, wird von der öffentlichen Gewalt beschützt und dem Besitzer (beati possidentes) fällt auch die defensive, also vorteilhaftere Stellung im Prozesse zu. Daraus entwickeln sich die rechtlichen Folgen des Besitzes, das Rechtsinstitut des Besitzes.

Wenn die Bürgschaft bei den umgestalteten sozialen Verhältnissen zur Sicherung des Kredites nicht mehr hinreicht und der Prätor dem Großgrundbesitzer erlaubt, die invecta et illata des Kolonen, also Ackergeräte, Sklavenstand und Rindvieh zur Sicherung des Pachtzinses zurückzubehalten, so entwickelt sich daraus der Realkredit und in letzter Linie die Hypothek.

Wenn der Anrainer keine Abhilfe für die aus seinem Grunde drohende Gefahr bietet und der Prätor nun dem Gefährdeten erlaubt, fremden Grund zu betreten und sich selbst Hülfe zu schaffen, so liegt darin eine erste Durchbrechung des absoluten Eigentumsbegriffes und die Grundlage für tief eingreifende soziale Reformen.

Wenn der Prätor ferner dem geschäftlich Übervorteilten Einreden wegen Betruges, wegen Zwanges, wegen Furcht oder wegen Irrtums gewährt, so führt das langsam zur Umgestaltung des absoluten in das kausale Rechtsgeschäft. Aber auch der eigentliche altrömische Familienverband wird durch das ius gentium erschüttert. Es sind die natürlichen Bande des Blutes, welche das ius gentium gegen die Geschlechterpolitik des alten Roms verteidigt. Die gesetzliche Erbfolge gewinnt neben der gewillkürten testamentarischen immer breiteren Boden und gleichzeitig taucht auch die Frage der Frauenrechte auf. Dem Prätor erwächst ein Bundesgenosse an den Juristen, die seit Augustus das sogenannte ius respondendi besitzen. Auf Grund dieses kaiserlichen Privilegs steht ihnen nämlich das Recht zu, auf Anfragen, welche in streitigen Prozeßfällen Richter oder Partei an sie richten, Antworten zu erteilen, welche rechtsverbindliche Kraft besitzen. Langsam werden diese responsa zu Rechtsnormen, die über die einzelnen Fälle hinaus Gesetzeskraft erhalten, und endlich erlangen nicht nur die responsa dieser Kronjuristen, sondern auch alle von ihnen verfaßten juristischen Werke Gesetzeskraft. Auch dies ist ein in der Geschichte unerhörtes Faktum. So kann die Jurisprudenz, als das prätorische Edikt außer Übung kommt, das Werk des Prätors fortsetzen. Hadrian hat das Prätorenedikt kodifizieren lassen. Dieses sogenannte Honorarrecht stellt ein neues, fein gemodeltes Recht dar. Hierin ruht die ganze römische Kontraktenlehre, hier haben die klassischen Theorien über den Schadenersatz, die culpa, die Gefahr und höhere Gewalt, die Arglist, den Irrtum usw. ihre Ausbildung gefunden. Es sind dies jene philosophisch durchdachten Teile des römischen Rechtes, welche nicht bloß den Grund unserer modernen Gesetzbücher ausmachen, sondern auch in den kirchlichen Wissenschaften, im kanonischen Rechte wie in der Moraltheologie, einen breiten Raum einnehmen. Hier ist also die



wahre Größe des römischen Rechtes. Dieser Teil des römischen Rechtes ist eben groß durch seinen idealen Gehalt. Er ruht auf dem Wesen der Dinge. Auch über diese philosophische Grundlage und über die Auslegung dieses klassischen römischen Rechtes herrscht in den kirchlichen Wissenschaften die wahre Überlieferung, während die profane Welt und ihre Größen darüber oft im unklaren sind. So trachtet beispielsweise der Moskauer Professor Sokolowsky („Die Philosophie im Privatrechte", Halle 1902), verschiedene Digestenstellen auszulegen, indem er das Wesen der Dinge bald im aristotelischen, bald im stoischen Sinne auffaßt, um das Vorhandensein dieser Gegensätze in den Digesten nachzuweisen. Wenn er aber bei Auslegung von F. 45 D. 18, 1 „..... quemadmodum si vas aurichalcum pro auro vendidisset ignorans, tenetur, ut aurum quod vendidit praestet" dies als einen aristotelischen Ausspruch bezeichnet, so können wir dreist behaupten, daß der Moskauer Professor sich irrt. Es handelt sich nämlich in dem zitierten Fragmente um den sogenannten Irrtum in substantia. Es hat jemand ein vergoldetes Gefäß für ein goldenes verkauft, und unser Fragment erklärt, ein solcher Irrtum macht das Geschäft nicht ungültig, der Verkäufer ist aber zum Schadenersatze verpflichtet. Wenn nun Professor Sokolowsky im Anschlusse meint: „Nur ein Peripatetiker, dem die ousia nicht das Wesen der Dinge ausmacht, welcher alles Schwergewicht auf die Form legt, konnte das Rechtsgeschäft trotz mangelnder Identität der Substanz gelten lassen" (l. c. S. 261), so scheint er demnach anzunehmen, daß der Umstand, ob ein Gefäß aus Gold sei, von keiner Bedeutung für die forma substantialis ist, was unser etwas hartes Urteil wohl rechtfertigen dürfte.

Wir können also mit dem Moskauer Professor nur darüber einig sein, daß weder Savigny noch der Code Napoleon bis herab zum neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuche die Ausdrücke des römischen Rechtes über das Wesen der Dinge klar verstanden haben. Artikel 1110, Code Napoleon, sagt über den Irrtum in substantia: „L'erreur n'est une cause de nullité de la convention que lorsqu'elle tombe sur la substance même de la chose qui en est l'objet." Die anderen modernen Kodifikationen wiederholen diesen Text mehr oder weniger wörtlich. Was ist aber nun beispielsweise die Substanz eines Grundstückes? Wir geben zu, daß mancher Richter darüber im Zweifel sein wird. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch hat die Formel Savignys von der Verkehrssitte angenommen, welche über das Wesen der Dinge entscheidet, was aber den wahren Gedanken des römischen Rechtes durchaus nicht wiedergibt. Es wäre dies ein subjektiver Begriff, während die Römer einen objektiven Begriff meinten. Studiert man im kanonischen Rechte die Lehre von den Ehehindernissen, so wird man auf die altrömische Tradition kommen. Das Wesen der Dinge sind nicht die metaphysischen Bestandteile idealistisch oder realistisch aufgefaßt, es ist auch nicht mit dem Körper der Dinge identisch, wird auch nicht von der Verkehrssitte



bestimmt. Kauft ein Jäger ein Gewehr, so gehört zum Wesen dieses Gewehres, daß es zum Schießen, und zwar zu genauem Schießen dient. Kauft es ein Antiquar, so ist dieser Umstand Nebensache, es gehört nun zum Wesen, daß es alt ist und uns über eine vergangene Kulturperiode aufklärt. Das Wesen umfaßt alles das, was im einzelnen Falle den Wert des Gegenstandes ausmacht, und zwar aus der Natur der Dinge. In diesem Sinne sagen die römischen Quellen, der Usufruktuar dürfe das Grundstück nur „salva substantia" gebrauchen, der vom Grunde getrennte Stamm gewinnt eine neue Substanz (F. 1 D. 7, 1; F. 83 D. 17, 2). Der Usufruktuar kann also aus einem Weinberge keinen Ziergarten machen, worüber man nicht die Verkehrssitte zu hören braucht. Das war vor hundert Jahren wie heute, bei den Römern wie bei uns. Das liegt im Wesen der Dinge. Aber warum hat diese wunderbare, auf dem Wesen der Dinge aufgebaute Rechtswelt bei den Römern wie in unseren Tagen Schiffbruch gelitten? Es ist, wie gesagt, der Schiffbruch des Rationalismus. Die Römer haben die eisernen Denkgesetze, aber sie haben Gott nicht gefunden. Der heilige Thomas erklärt die lex naturalis, das natürliche Gesetz, als das göttliche Gesetz, insoferne es sich im Geschöpfe findet. Wir können dieses Naturgesetz nur in bezug zum göttlichen betrachten. Im Rechte handelt es sich nicht um mathematische Rechenexempel, und die Menschen lassen sich nicht in ihren Bedürfnissen und Ansprüchen schablonenmäßig behandeln. Der Mensch von Gott, von seinem Ziele, aus dem Familien- und den natürlichen Verbänden gelöst, ist ein Begriff, der doktrinär und unwahr ist. Das römische Recht geht nicht von einer objektiven Weltordnung aus, sondern von einem abstrakten Menschen, dessen Freiheit nach gleichmäßig nivellierenden Prinzipien mit der Freiheit der Mitbürger in Einklang zu bringen ist.

Modderman, Professor zu Gröningen („Die Rezeption des römischen Rechtes", Jena 1875), sagt S. 12: „Bei den Römern besteht kein Unterschied des Rechtes für verschiedene Stände und Berufsarten, kein Zusammenhang zwischen Grundeigentum und politischen Rechten, kein durchgreifender Unterschied zwischen Mobilien und Immobilien; bei den Römern steht die testamentarische Erbfolge im Vordergrund und wird sehr begünstigt, wir finden als Folge der Ehe keine Gütergemeinschaft" . . . 2c. 2c. Wenn wir diese Anklagen gegen das römische Recht näher untersuchen, werden sie auf den erwähnten philosophischen Irrtum zurückzuführen sein. Römisches Recht ist Individualismus, Christentum ist Sozialismus. Römisches Recht ist rücksichtslose Nivellierung und Demokratisierung im Personen- und Sachenrechte, aus der sich die rücksichtslose Herrschaft einer herzlosen Klasse von Intelligenten ergibt. Das Christentum ist nicht die feudale mittelalterliche Ordnung und bricht sich in allen neuen Kulturepochen selbständige neue Bahnen. Sicher ist aber, daß die mittelalterliche Ordnung auf dem Christentum ruhte und römische Kulturelemente nur enthielt, insoferne das Christentum sie rektifiziert hatte. Die französische Revolution hat diese alte Ordnung in einer Nacht umgestoßen.



Diese Revolution hat aber die Kirche ebensowenig verschuldet wie das Unbehagen, das die moderne Welt trotz aller Errungenschaften empfindet.

Das Edikt des Prätors verstummte unter Hadrian. Auch die Jurisprudenz kam nach einer zweiten klassischen Periode unter Septimius Severus mehr und mehr in Verfall. Der Kaiser war die alleinige Quelle des Rechtes geworden. Recht war, was der Kaiser wollte, und so konnte sich unter Diokletian das römische Weltreich in eine orientalische Despotie umgestalten.

Damit war die dritte Periode römischer Rechtsentwicklung angebrochen.

Diokletian und nach ihm Anastasius haben den Wucher einigermaßen eingeschränkt. Auch findet sich in den Gesetzen dieser Periode, nachdem die Kaiser selber Christen geworden waren, manches über Mönche, Kirchen, Bischöfe und gar heilige Dinge. Daraus haben manche schließen wollen, in dieser dritten Periode sei die eigentliche Größe des römischen Rechtes zu finden. Das ist entschieden ein Irrtum.

Das Christentum pochte mit Macht an die Pforten des kaiserlichen Palastes, und das schlaue Römertum erkannte in ihm eines jener Elemente, die man nicht mehr unterdrücken, die man aber vielleicht zu Tode regieren könnte.

So hat das römische Recht auch christliche Elemente aufgenommen. An sich hat sich das Recht des alten römischen Reiches nie christianisiert, und wir weisen den Gedanken, in der byzantinischen Kaiserperiode die Verwirklichung christlicher Ideen zu sehen, mit Entrüstung zurück. Die christlichen Elemente blieben im römischen Rechte immer etwas Fremdartiges, und die besten der byzantinischen Kaiser sind nicht als Ideale christlicher Herrscher anzusehen.

Gleich bei ihrer Begründung hat die Kirche der Rechtswissenschaft ein neues Element zugeführt, das ist das Rechtsinstitut der Stiftung, das zu jenen christlichen Teilen des byzantinischen Kaiserrechtes gehört, die im Widerspruche mit dem Geiste des römischen Rechtes stehen und die das römische Recht niemals assimiliert hat.

Die Kirche mußte auch über zeitliche Güter verfügen, und diese Güter waren Zweckvermögen, zeitliche Güter im Dienste von Ideen, und zwar von ewigen, unabänderlichen Zielen. Das Zweckvermögen bedeutete den Eintritt des Ewigen auch in die abstrakte Welt juridischer Figuren.

Das Zweckvermögen bedeutet die soziale Reform des Christentumes, ist dem römischen Individualismus gerade entgegengesetzt; auf dem Stiftungsbegriffe ruht der ganze Bau des kanonischen Rechtes.

Das Zweckvermögen ist aber nicht von der dritten Entwicklungsperiode römischen Rechtes geschaffen worden. Der Stiftungsbegriff ist ein ureigenes Erzeugnis des Christentums. Das römische Recht lieh vom Christentume den Stiftungsbegriff wie die Vorschriften über kirchliche Dinge.

Was aber Justinian in rebus ecclesiasticis verordnete, mußte der Kirche natürlich ziemlich gleichgültig sein, da es entweder Reproduktion schon bestehender kirchlicher Vorschriften oder an sich ziemlich wertlos war.

Wenn also Maaßen bei Veröffentlichung der sogenannten Lex Romana canonice compta („Geschichte der Quellen und der Literatur des kanonischen Rechtes", Graz 1870, S. 891), auf die wir noch ausführlich zurückkommen, sich wundert, warum die Kirche so wenig Interesse für das erste Buch des Codex zeigt, obwohl es so viel über geistliche Dinge handelt, so ist dies aus den angeführten Gründen leicht erklärlich, und wir brauchen nicht mit Maaßen zu vermuten, daß das erste Buch an jenem Codex gefehlt hat, welcher dem Verfasser der Lex Romana canonice compta vorlag.

Was diese christlichen und kirchlichen Elemente betrifft, hat Justinian aus kirchlichen Quellen geschöpft, und das Christentum selber hat dieser letzten Periode römischer Rechtsentwicklung nur wenig geliehen.

Ein Beweis, wie Justinian aus kirchlichen Quellen schöpfte, findet sich beispielsweise in Nov. V., cap. 2 pr., wo es heißt „Hinc autem nobis etiam de singulis monachis cogitandum est .... quantum ad Dei cultum, non est masculus, neque femina, neque liber, neque servus: omnes enim in Christo unam mercedem percipere", da diese letzten Worte fast wörtlich auch in der Regel des heiligen Benediktus sich finden, der sich allerdings wenig um die Novellen Justinians gekümmert haben dürfte.

Die Appellation und die administrative Zentralisation, dann manche terminologische Äußerlichkeiten, wie Diözese, Konsistorium u. dgl. werden das Wichtigste sein, was aus der diokletianischen Monarchie in die Kirche übergegangen ist.

Im übrigen ruhen in dieser Periode die giftigsten Gefahren für die Freiheit der Kirche. Das öffentliche Recht der byzantinischen Kaiser, das die Hohenstaufen so hochgehalten haben, ist von der Kirche niemals begünstigt worden, und in Monarchien nach russischem Stile hat die katholische Kirche sich niemals wohl gefühlt. Und hiemit sei unser Versuch, am römischen Rechte Kritik zu üben, abgeschlossen und es wird uns nun obliegen, darzustellen, wie die Kirche mit dem römischen Rechte nach Untergang des römischen Reiches verfuhr und wie sie sich zur sogenannten Rezeption des römischen Rechtes und zum Romanismus als modernem Kulturelement verhält.

(Ein Schlußartikel folgt.)





Der Antimodernisteneid und die Freiheit der Wissenschaft.

Von **Dr. Georg Reinhold.**

Die durch das päpstliche Motu proprio vom 1. September v. J. angeordnete und in der Folgezeit durchgeführte Eidesleistung hat, obwohl sie an sich eine rein interne kirchliche Angelegenheit darstellt, nicht so sehr in den Reihen des Klerus und der Gläubigen, als vielmehr außerhalb der Kirche eine bedeutende Erregung verursacht. Gewisse Kreise, welche der katholischen Kirche gänzlich fernstehen und von der erwähnten Anordnung in keiner Weise berührt werden, haben sich für die katholischen Priester und speziell für die Lehrer der Theologie aufgeregt und durch die künstliche Beleuchtung, welche sie dem Motu proprio gaben, die schwärzesten Schatten an die Wand zu malen verstanden. Ein Wiener Blatt hat die Meinung ausgesprochen, durch diese Eidesleistung sei die staatsgrundgesetzlich garantierte Freiheit der Lehre und Wissenschaft gefährdet und würden alle Grundsätze der unbeeinflußbaren modernen Wissenschaft abgeschworen, und aus den Reihen der weltlichen Universitätslehrer selbst heraus wurde der Ansicht Ausdruck gegeben, daß jedes Mitglied des akademischen Lehrkörpers, welches den Antimodernisteneid geleistet hat, damit „den Verzicht auf die unabhängigen Ergebnisse der Wahrheit und auf die Betätigung seiner wissenschaftlichen Überzeugung ausgesprochen", ja sogar „für sich den Anspruch auf die Ehrenstellung eines unabhängigen Forschers verwirkt habe". Daß dieser an und für sich sehr anerkennenswerte Eifer für die Sache der Wissenschaft und der freien Forschung nicht immer auf einer soliden Sachkenntnis beruht, geht aus der Naivität hervor, mit welcher der Gewährsmann des genannten Tagblattes im Zusammenhang mit seinen diesbezüglichen Darlegungen aus der nunmehr in sechster Auflage vorliegenden historia sacra eines in der ganzen theologischen Welt bekannten Bibelgelehrten, worin die alttestamentliche Einleitungswissenschaft behandelt wird, allen Ernstes eine „Heiligengeschichte" gemacht hat.

Eine nähere Begründung für die hier behauptete Bedeutung des Antimodernisteneides wurde bisher nicht gegeben und es ist nicht recht ersichtlich, ob die angebliche Gefährdung der Freiheit der Wissenschaft und der Verzicht auf die unabhängigen Ergebnisse der Wahrheit und auf die Betätigung der wissenschaftlichen Überzeugung schon



aus dem Inhalt der Eidesformel oder lediglich aus der Tatsache der Eidesleistung hergeleitet wird, als ob durch die Beeidigung gewisser Sätze die geistige Bewegungsfreiheit gänzlich aufgehoben würde und der Eidleistende diese Sätze eventuell auch dann festhalten und verteidigen müßte, wenn er selbst innerlich anderer Meinung wäre. Wir wollen beide Möglichkeiten ins Auge fassen und die erstere etwas eingehender prüfen, weil die zweite, welche in der Tat das Hauptmotiv für die obigen Ansichten gebildet zu haben scheint, nur in der ersteren ihre anscheinende Begründung finden könnte.

Welches ist der Inhalt der Eidesformel? Wer sich bis dahin nicht klar gewesen ist über den Sinn des in der Enzyklika Pascendi verurteilten und so ausführlich geschilderten „Modernismus", der kann aus dieser Eidesformel Klarheit darüber gewinnen, denn sie faßt durch Gegenüberstellung die modernistischen Grundsätze kurz zusammen. Der Modernismus ist seinem innersten Wesen nach identisch mit dem offenen oder versteckten Atheismus und die eingehenden Darlegungen der Enzyklika Pascendi wollen nur zeigen, wie der moderne Zeitgeist vom atheistischen Standpunkte aus sich die subjektiven und die geschichtlichen Tatsachen der Religion im allgemeinen und speziell der katholischen Religion zurechtzulegen bemüht ist. Wenn es keinen persönlichen Gott gibt, so ist die Religion überhaupt nur eine subjektive Illusion oder eine „allgemeine Zwangsneurose der Menschheit" und sie kommt nur als psychologische Tatsache in Betracht. Ihr Entstehungsgrund kann nicht in klaren Vernunfterkenntnissen gesucht werden, da ja die Vernunft den nicht existierenden Gott auch nicht nachzuweisen vermag, sondern lediglich in der Region der Gefühle, näherhin in dem aus dem Unterbewußten emporsteigenden Gefühl der Abhängigkeit von irgend einer höheren Macht, mit der wir uns zugleich als innerlich Eines empfinden. Dieser Ausgangspunkt leitet von selbst zu einer pantheistischen Weltauffassung hinüber, bei welcher für das Übernatürliche, für eine positive göttliche Offenbarung und für das Wunder kein Raum bleibt, denn mit dem pantheistischen All ist die Gegenüberstellung von Natur und Übernatur unvereinbar, es hat sich selbst nichts zu offenbaren und duldet auch keine Ausnahme in seinem naturnotwendigen Entwicklungsprozesse. Was man für gewöhnlich „Dogmen" nennt, das sind nur die symbolischen Einkleidungen der aus dem Unbewußten stammenden Gefühlserregungen, durch die der Weltgeist sich vom Unbewußten und Inhaltslosen zu immer höheren Bewußtseinsinhalten emporringt; sie haben darum keinen bleibenden absoluten Wahrheitsgehalt, sondern wechseln ebenso wie die aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadien des Weltprozesses und der subjektiven Gefühlserlebnisse. Gibt es keinen persönlichen, von der Welt verschiedenen Gott, so kann auch dem Stifter des Christentums keine göttliche Persönlichkeit im außer- und überweltlichen Sinne zugeschrieben werden; seine Bedeutung besteht nur darin, daß in ihm, der ein Mensch wie wir alle war, das religiöse Gefühl in besonderer Deutlichkeit und Reinheit und geradezu typisch in die Erscheinung trat und daß er



dadurch auch auf andere Menschen, die sich in sein Gefühlsleben vertiefen und daran erwärmen, im Sinne der Anregung gleicher Gefühle einwirkt. Von der Gründung einer äußeren Kirchengemeinschaft mit stellvertretender göttlicher Autorität kann nicht die Rede sein, wohl aber bildete sich aus dem subjektiven Bedürfnisse der einzelnen Gläubigen, ihre inneren religiösen Erlebnisse mitzuteilen, heraus eine religiöse Gemeinschaft der Seelen, die ihrerseits von selbst zur freiwilligen Aufstellung und Anerkennung einer gewissen leitenden Autorität führte, welche aber eben wegen dieses ihres Ursprungs nur als Exekutivorgan der Gesamtheit der Gläubigen gelten kann und dem demokratischen Zuge der Allgemeinheit in allem, auch in der dogmatischen Entwicklung, jederzeit Rechnung zu tragen hat.

Diesen Grundanschauungen des atheistischen Modernismus, welcher in der Laienwelt, auch in der katholischen, wenn auch vielleicht nicht als bewußte Theorie, so doch als praktische Lebensanschauung vielfach verbreitet ist, stellt nun die Formel des Antimodernisteneides in Form eines Glaubensbekenntnisses — denn um etwas anderes handelt es sich nicht — eine Reihe von Sätzen entgegen, die sich schon äußerlich in zwei Gruppen teilen. Die fünf Sätze der ersteren Gruppe wurden mit fast gleichlautenden Worten bereits vom vatikanischen Konzil als Dogmen definiert, wie dies auch im Eingangssatz der Eidesformel ausdrücklich ausgesprochen ist; ihr Inhalt ist übrigens auch ganz klar in der Heiligen Schrift enthalten. Sie betreffen:

1. Die sichere Erkennbarkeit und Beweisbarkeit der Existenz Gottes, des Urgrundes und letzten Zieles aller Dinge, aus der sichtbaren Schöpfung durch eine Schlußfolgerung von der Wirkung auf die Ursache;

2. die Zulässigkeit äußerer Kennzeichen, nämlich von Wundern und Weissagungen, als der sichersten Beweise für den göttlichen Ursprung der christlichen Religion, und die leichte Faßbarkeit ihrer Beweiskraft für die Intelligenz aller Zeiten und aller Menschen, also auch der Gegenwart;

3. die durch den wahren und geschichtlichen Christus während seines irdischen Lebens unmittelbar und direkt erfolgte Gründung der Kirche als des göttlich bevollmächtigten Organs zur Bewahrung und Mitteilung der göttlichen Offenbarung und die Übertragung ihrer hierarchischen Leitung an Petrus und dessen Nachfolger;

4. die unveränderte Bewahrung des Sinnes der Glaubenslehren von den Aposteln durch die Väterzeit hindurch bis auf unsere Tage, unter Ausschluß einer Dogmenentwicklung, welche nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich neue Dogmen im Laufe der Zeit entstehen läßt und an die Stelle des der Kirche anvertrauten und von ihr treu zu bewahrenden Glaubensschatzes eine stets veränderliche und im Zeichen unbegrenzten Fortschritts stehende Religionsphilosophie setzt;

5. die Definition des Glaubens als eines Erkenntnisaktes, durch welchen die uns von außen, daß heißt durch die Glaubenspredigt Christi und der Apostel dargebotene Offenbarung des persönlichen Gottes auf Grund der göttlichen Wahrhaftigkeit für wahr gehalten

wird, im Gegensatz zu der Auffassung des Glaubens als eines blinden Gefühles, das aus dem Dunkel des Unterbewußten emportaucht und einzig der Region der Affekte und des Willens angehört.

Da der dogmatische Teil der Enzyklika Pascendi und der Inhalt des sogenannten neuen Syllabus nur eine weitere Ausführung des Inhaltes der Eidesformel darstellen, — die Sätze der zweiten Hälfte der Eidesformel stehen fast gleichlautend im neuen Syllabus (vgl. die Nummern 3, 12, 22, 23, 24, 59, 61, 62 des letzteren) —, so wird hier beim Übergang von der ersteren Hälfte der Eidesformel zur zweiten nur im allgemeinen die Annahme des Inhaltes der beiden genannten Aktenstücke, besonders hinsichtlich der Dogmengeschichte, ausgesprochen. Wenn in diesem Übergangssatze von einer Unterwerfung nicht nur unter die „Verurteilungen" und „Erklärungen", sondern auch unter die „Vorschriften" der Enzyklika Pascendi und des neuen Syllabus und von einer aufrichtigen inneren Zustimmung zu denselben die Rede ist, so findet diese sonst nicht gebräuchliche Hereinziehung spezieller disziplinärer Anordnungen in eine dogmatische Bekenntnisformel darin ihre Erklärung, daß diese „Vorschriften" hier nur als die notwendigen Mittel zur praktischen Bekämpfung des Modernismus gedacht und in der Enzyklika Pascendi ausdrücklich als solche bezeichnet sind und daher die innere aufrichtige Bereitwilligkeit zu ihrer Befolgung sich von selbst aus der in den theoretischen Sätzen der Eidesformel ausgesprochenen Verurteilung des Modernismus ergibt. Unter den „Vorschriften" der Enzyklika sind übrigens nur sehr wenige, die sich direkt und unmittelbar auf den zur Eidesleistung verpflichteten Klerus beziehen. Die meisten derselben sind zunächst nur für die Bischöfe gegeben und können daher für den übrigen Klerus nur in dem Sinne unter Eid gestellt werden, daß der Eidleistende gegebenenfalls den bischöflichen Anordnungen Gehorsam zu leisten verspricht. Diese beschworene Gehorsamswilligkeit ist aber nichts anderes als die bereits durch die wesentliche Konstitution der Kirche bedingte Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, wie sie auch am Schlusse des Tridentinischen und des von Urban VIII. und Benedikt XIV. den Orientalen vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisses zum Ausdruck kommt. Mit der Frage nach der Freiheit der Wissenschaft stehen diese praktischen Vorschriften in keinem anderen Zusammenhange als die theoretischen Sätze der Eidesformel, deren Festhalten durch eben jene praktischen Vorschriften bezweckt wird.

Die nun folgenden Sätze der zweiten Hälfte der Eidesformel haben einen mehr formalen Charakter und ergeben sich als logische Folgerungen aus den Sätzen der ersten Hälfte:

1. Der von der Kirche vorgelegte Glaube kann nicht in Widerspruch stehen mit der Geschichte und die katholischen Dogmen, wie sie gegenwärtig verstanden werden, können mit der tatsächlichen Urgeschichte des Christentums in Einklang gebracht werden.

2. Es ist unzulässig, daß der christliche Gelehrte eine Doppelrolle als Gläubiger und als Historiker spiele, als ob der Historiker



etwas festhalten dürfte, was er als Gläubiger verwirft, oder Prämissen aufstellen könnte, aus denen die Falschheit oder Zweifelhaftigkeit der Dogmen folgen würde, wenn er nur die Dogmen selbst nicht direkt leugnet.

3. Die Methode der Erklärung der Heiligen Schrift darf nicht eine rationalistische sein, welche von der kirchlichen Tradition, von der Glaubensanalogie und von den Normen des Apostolischen Stuhles absieht und die Textkritik als einzige und höchste Regel betrachtet.

4. Bei der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte in Wort oder Schrift braucht nicht zuerst die vorgefaßte Meinung von einem übernatürlichen Ursprung der katholischen Überlieferung oder von der Verheißung einer göttlichen Beihilfe zur immerwährenden Erhaltung der einzelnen Offenbarungswahrheiten abgelegt zu werden und die Schriften der einzelnen heiligen Väter sind nicht ausschließlich nach den Prinzipien der rein natürlichen Wissenschaft zu erklären, mit Ausschluß nämlich jeder heiligen Autorität und mit jener Freiheit des Urteils, die man bei profanwissenschaftlichen Literaturerzeugnissen anwendet.

5. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß in der heiligen Überlieferung kein göttliches Element enthalten oder daß dieses göttliche Element in pantheistischem Sinne aufzufassen sei, so daß nur eine einfache geschichtliche Tatsache der gewöhnlichen Art vorläge, nämlich die durch rein menschliche Tätigkeit und Geisteskraft bewirkte Fortsetzung einer auf Christus und die Apostel zurückgehenden Schulrichtung während der nachfolgenden Zeiten.

An diese fünf Sätze schließt sich in der Eidesformel noch die Erklärung des unbedingten Festhaltens an der Lehre der Väter von der „sicheren Gnadengabe der Wahrheit" (Iren. adv. haer. 4, 26), die den Nachfolgern der Apostel für alle Zeiten verliehen ist, so daß der Inhalt des Glaubens nicht nach dem jeweiligen Kulturzustande wechselt, sondern jederzeit in absoluter Unveränderlichkeit mit der apostolischen Predigt übereinstimmt.

Dieser Inhalt der Eidesformel schließt die Freiheit der Forschung und Lehre hinsichtlich der „unabhängigen Ergebnisse der Wahrheit" in keiner Weise aus, denn von allen darin enthaltenen Sätzen enthält kein einziger eine übernatürliche Geheimnislehre, sondern alle gehören zum Gebiete der natürlichen Vernunftgrundlage des Christentums (der praeambula fidei) und stellen selbst nur das Ergebnis der völlig freien und unabhängigen Forschung dar, daher sie in diesem Sinne von jeher, wenn nicht dem Wortlaut, so doch der Sache nach von allen Katholiken festgehalten wurden. Allerdings ist ein Teil dieser Sätze zugleich auch Offenbarungslehre, aber der Offenbarungscharakter bedeutet bei natürlich erkennbaren Wahrheiten nur die Einsetzung der göttlichen Autorität für die Gewißheit der bereits durch Vernunftwissen feststehenden Tatsache. Die von der kirchlichen Autorität vorgelegten Sätze treten uns nicht als ein fremder Imperativ gegenüber, der die selbstgezogenen Kreise des katholischen Gelehrten und Forschers in seiner Studierstube stört

und seiner wissenschaftlichen Forschung ein rauhes, gebieterisches Halt entgegenruft, sondern umgekehrt, weil derselbe auf Grund seiner vollkommen freien Forschung von der objektiven Wahrheit der von der katholischen Kirche festgehaltenen Sätze überzeugt ist, bekennt er sich mit voller Freiheit zum katholischen Standpunkt. Wer die kirchlichen Lehrsätze nach irgend einer Richtung hin nicht anzuerkennen vermag, kann selbstverständlich nicht Katholik sein, aber er hat deshalb kein Recht, den katholischen Gelehrten und Forschern die Freiheit der Wissenschaft und noch weniger die freie Betätigung der wissenschaftlichen Überzeugung abzusprechen.

Es liegt in der Natur der Sache und die Kirche hat es im Anschluß an die Heilige Schrift zu wiederholten Malen betont, daß unser Glaube, obwohl sein wesentlicher Gegenstand, sein Motiv und sein Ziel übernatürlichen Charakter hat, dennoch auf einer vernünftigen Grundlage ruhen müsse. Die Annahme einer übernatürlichen göttlichem Offenbarung ist nicht denkbar, wenn nicht vorher die Existenz Gottes und die Tatsache der Offenbarung feststeht, und diese Feststellung kann naturgemäß nicht wieder mit Berufung auf irgend einen göttlichen Ausspruch, sondern nur durch vollkommen freie Vernunftreflexion erfolgen. Die katholische Lehre über das Verhältnis zwischen Vernunftwissen und Offenbarung hat das vatikanische Konzil klar und bündig dargelegt; einige Erläuterungen dazu hat die Enzyklika Aeterni Patris (4. August 1879) gegeben.

Nach kirchlicher Lehre sind Vernunft und Offenbarung zwei selbständige Erkenntnisquellen, die sich wie durch ihr Prinzip, so auch durch ihren Gegenstand voneinander unterscheiden, insoferne die Offenbarung außer den natürlich erkennbaren religiösen Wahrheiten auch gewisse die Fassungskraft der Vernunft überragende Geheimnislehren enthält. Da sie beide auf Gott als ihren Urheber zurückgehen und da Gott sich selbst nicht widersprechen und eine Wahrheit die andere nicht ausschließen kann, so ist zwischen Offenbarung und Vernunftwissen ein wirklicher Widerspruch nicht möglich. Der Anschein eines solchen kann nur dadurch entstehen, daß entweder die Glaubensdogmen nicht nach dem Sinn der Kirche verstanden und dargelegt oder daß unbegründete Meinungen (unbewiesene und unbeweisbare Hypothesen) als sicheres Resultat des Vernunftwissens hingestellt werden. Glaube und Wissen wirken ferner harmonisch zusammen: das Vernunftwissen beweist die Grundlagen des Glaubens, zeigt die systematische Einheit und den inneren Zusammenhang der Glaubenslehren sowie die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen auf und liefert die Waffen zur Verteidigung gegen die verschiedenen Einwendungen, während die Offenbarung das Vernunftwissen vor Irrtümern bewahrt und seinem Forschen viele neue Gegenstände darbietet. Die eigentlichen Geheimnislehren (Dreifaltigkeit, Inkarnation, Gnadenlehre, Eucharistie) vermag die Vernunft, auch nachdem sie geoffenbart sind, nicht positiv zu begreifen, wie ja ähnliches auch für so manches „Welträtsel" in der natürlichen Ordnung gilt; wohl aber kann die Vernunft die Bedeutung

derselben für das letzte Ziel des Menschen erfassen, sie durch Analogien aus dem Naturbereiche dem Verständnis näher bringen und die Einwendungen gegen sie entkräften. Aus allem dem zieht das Konzil den Schluß, daß die Kirche nicht nur keinen Grund hat, der Pflege der weltlichen Wissenschaften und den ihnen eigentümlichen Methoden hindernd entgegenzutreten, sondern im Gegenteil sich von ihnen großen Gewinn für die Sache der Religion verspricht, solange sie sich auf ihr eigenes Gebiet beschränken und die Offenbarungswahrheiten nicht angreifen.

Diese Sätze, welche den offiziellen Standpunkt der Kirche zur Darstellung bringen, und dem Wesen nach schon bei Thomas v. Aquin (I. q. 2. a. 2. ad 1. und cont. gent. I. 3. u. 7.) zu lesen sind, betonen die Notwendigkeit, Selbständigkeit und Unantastbarkeit des sicheren Vernunftwissens und darum der freien Forschung auch gegenüber dem katholischen Dogma. Der Glaube wäre tatsächlich eine Illusion, wenn er sich nicht auf einer Grundlage aufbaute, die durch vollkommen freie, unbeeinflußte Vernunfterkenntnis sichergestellt ist. Durch die Gewißheit der Glaubenslehren verliert das Vernunfterkennen nichts von seiner eigenen Würde, Sicherheit und Unverletzlichkeit, denn für beide wird von der Kirche der gleiche Charakter der Wahrheit in Anspruch genommen, so daß die Wahrheit der Offenbarungslehre der Wahrheit des Vernunfterkennens nicht widersprechen kann. Daraus folgt mit Evidenz, daß nach dem Sinn der Kirche nicht nur das Dogma unveränderliche Geltung hat, sondern daß auch ein sicheres Resultat der Vernunftwissenschaft von seiten des Dogmas keinerlei Bestreitung erfahren kann. In der Kirche hat jederzeit der Grundsatz gegolten, den Thomas von Aquin (cont. gent. 1, 7) ausspricht: „Die natürlichen Vernunftprinzipien sind so wahr, daß ihre Falschheit geradezu undenkbar ist; anderseits ist es ebensowenig zulässig, die Offenbarungslehre angesichts ihrer evidenten Beglaubigung für falsch zu halten. Da nur das Falsche dem Wahren entgegengesetzt ist, so kann zwischen den Vernunftprinzipien und der Glaubenswahrheit kein Widerspruch bestehen." Die Kirche hat keine Furcht vor den Tatsachen in der Natur und in der Geschichte, sie hält aber an den wirklichen Tatsachen auch dann fest, wenn dieselben aus Voreingenommenheit von gegnerischer Seite geleugnet werden. Wo ein Widerstreit zwischen Vernunfterkenntnis und Offenbarung vorhanden zu sein *scheint*, muß die Lösung in der Richtung gesucht werden, daß entweder das Dogma nicht richtig verstanden und ausgelegt, beziehungsweise daß eine Anschauung für ein Dogma gehalten wurde, die es in Wirklichkeit nicht ist, oder daß man es, wenn über den richtigen Sinn des Dogmas kein Zweifel besteht, mit einer nur scheinbar sicheren Tatsache aus dem Bereich des Vernunftwissens zu tun hat, die in Wirklichkeit nicht bewiesen und nicht beweisbar ist. Diese kirchliche Auffassung ist durchaus vernünftig und ist die einzig mögliche, wenn überhaupt eine positive göttliche Offenbarung zur natürlichen Vernunfterkenntnis hinzutritt; sie hat auch in der Geschichte der geistigen Kämpfe jederzeit ihre Bestätigung gefunden. Bisher hat die Vernunftwissenschaft kein richtig verstandenes Dogma der Kirche

als falsch nachgewiesen und anderseits haben die unfehlbaren und unabänderlichen kirchlichen Lehrentscheidungen niemals ein sicheres Resultat der Vernunftwissenschaft angetastet. Die Dekrete der römischen Kongregation der Inquisition besitzen, wenn sie nicht vom Papste speziell (nicht bloß einfach) approbiert sind, keine Unfehlbarkeit und verlieren von selbst ihre verpflichtende Kraft, sobald ihre Falschheit erwiesen ist. Auf dem Grenzgebiete zwischen Glauben und Wissen haben die kirchlichen Definitionen fast immer eine gewisse Reserve beobachtet und gleichsam ein bloßes Rahmengesetz gegeben, was ohne ganz besondere providentielle Leitung gar nicht erklärbar ist, und die verschiedenen Angriffe auf die Kirchenlehre von seiten der Wissenschaft betrafen in der Regel nicht die richtig verstandene kirchliche Lehre, sondern gewisse falsche Auffassungen der Dogmen, besonders des Dogmas von der Inspiration der Heiligen Schrift, deren buchstäblichen Sinn man hinsichtlich vieler Stellen mit Unrecht für die Kirchenlehre selbst genommen hat. Man erinnere sich an das biblische Sechstagewerk, an das ptolemäische Weltsystem, an die Chronologie des Alten Testamentes oder an die Topographie des Jenseits; über alle diese Gegenstände hat die Kirche niemals eine autoritative unabänderliche Lehrentscheidung gegeben. Allerdings, wenn man, wie es in einer vor einigen Jahren viel genannten Broschüre geschah, die katholische Lehre so gründlich entstellt, daß die hehre Gestalt der Kirche überhaupt nicht mehr kenntlich ist und an die Stelle des echt katholischen Gottesbegriffes der eines altmexikanischen Vitzliputzli gesetzt wird, dann, aber auch nur dann kann man in die Lage kommen, die Entrüstung der freien Wissenschaft gegen die katholische Weltanschauung zu entflammen und die Geißel des Spottes gegen die letztere zu schwingen. Ferner ist es selbstverständlich, daß man die Meinungen einzelner katholischer Gelehrter nicht mit der Lehre der Kirche identifizieren darf. Dort, wo kein allgemein verbindliches Dogma vorhanden ist, bleibt Raum für subjektive Meinungen der Theologen, die mehr oder minder begründet sein können. Aber auch die feststehenden Dogmen können nicht immer gegen Mißdeutungen seitens einzelner wenig gebildeter Katholiken geschützt werden, da die Kirche nicht hinter jedes Individuum ein allgemeines Konzil setzen kann und auch nicht, wie gewisse andere Organisationen, in der Lage ist, ihre Mitglieder nur aus der Elite der Gesellschaft zu entnehmen, sondern entsprechend ihrer göttlichen Heilsmission alle ohne Ausnahme, auch die Ungebildeten, die Blinden und Lahmen von den Straßen und Zäunen, in ihren Schoß aufzunehmen verpflichtet ist und nicht das Recht hat, jemand bloß deshalb, weil er intellektuell minderwertig ist, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Aber kein Vernünftiger wird solche aus Unkenntnis hervorgehende Entstellungen der katholischen Lehre und Einrichtungen seitens einzelner auf die Rechnung der Kirche setzen, da die Kirche selbst solche Entstellungen entschieden mißbilligt.

Den soeben entwickelten kirchlichen Grundsätzen entsprechen durchaus die oben angeführten Sätze der Formel des Antimodernisteneides, welche einige Grundlehren des katholischen Glaubens gegenüber den



Anschauungen der sogenannten Modernisten zum Ausdruck bringen. Im Gegensatz zum modernistischen Atheismus, welcher von der unbewiesenen Voraussetzung der Nichtexistenz des persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes ausgeht und unter diesem Gesichtspunkte die nun einmal vorhandenen religiösen Tatsachen zu erklären sucht, legt der katholische Glaube seinem Lehrgebäude die sichere Vernunfterkenntnis vom Dasein des persönlichcn Gottes zugrunde, aus der sich dann von selbst ebenfalls gewisse Folgerungen, allerdings in anderer Richtung als beim Modernismus, ergeben.

Die sichere Erkennbarkeit und Beweisbarkeit der Existenz des persönlichen Gottes, welche der erste Satz der Eidesformel ausspricht, ist keine spezifisch christliche Lehre, sondern hat als Resultat der freien, durch keinerlei Dogma beeinflußten Vernunftreflexion zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegolten, die einen persönlichen Gott verehrten. Auch die Juden und die Mohammedaner können gegen diesen Satz nichts einwenden. Die Beschaffenheit von Welt und Leben ist nun einmal derartig, daß sie aus sich selbst nicht erklärbar ist. Weder die materialistische noch die pantheistische Weltanschauung ist imstande, einen vernünftigen Grund oder ein vernünftiges Ziel des Weltprozesses und speziell des menschlichen Lebens aufzuzeigen. Am Anfang der Entwicklung kann nicht das Unvollkommene stehen, das nach dem ersten Denkgesetze immer sich selbst gleich bleiben müßte und sich niemals aus seiner Unvollkommenheit von selbst emporarbeiten könnte, sondern nur das Vollkommene, das, selbst keiner fortschreitenden Entwicklung fähig und bedürftig, der entwicklungsfähigen Welt mit dem Dasein auch die zur Entwicklung erforderlichen Anlagen, Kräfte und Ziele bestimmt und eben deshalb in sich und aus sich seiende Vernunft oder Persönlichkeit ist. Mit der Tatsache der Entwicklung, die unstreitig in der Welt vorhanden ist, läßt sich kein Monismus in Einklang bringen, sondern nur ein richtig verstandener Dualismus, der durch die wesensnotwendige Verknüpfung der Wirkung mit der Ursache die allein mögliche Einheitlichkeit der Welterklärung bietet. Ein vernünftiges Ziel des Weltprozesses und speziell des menschlichen Lebens ist bei der materialistischen Weltanschauung mit dem anfang- und endlosen kahlen Wirbel ihrer Atome von vornherein ausgeschlossen, aber auch das pantheistische Universum könnte durch seine Entwicklung nur das erreichen, was es schon von Anfang an besitzen müßte, um die Entwicklung überhaupt möglich zu machen.

Aus dem ersten Satz der Eidesformel folgt mit logischer Konsequenz der zweite. Gibt es einen persönlichen, von der Welt verschiedenen Gott, der durch Erkennen und freies Wollen die Weltdinge im Sein hervorbringt und erhält, so sind auch Wunder und Weissagungen möglich, denn die die oberste frei wollende Ursache des Weltprozesses kann offenbar verändernd in denselben eingreifen, besonders wenn, wie es die moderne Naturwissenschaft will, alle Erscheinungen des Weltprozesses auf Bewegungsformen zurückzuführen sind, und sie muß jedes Stadium desselben vorauswissen. Wer einen persönlichen Gott



zugibt, darf sich nicht zu jenen rechnen, von denen Büchner sagt, daß es eine Beleidigung für sie wäre, wenn man ihnen im Ernst die natürliche Unmöglichkeit des Wunders erst beweisen wollte. Im Unterschied von den inneren und subjektiven Kennzeichen der Offenbarung, die einem ausschweifenden Subjektivismus Raum lassen, sind diese äußeren Kriterien weit sicherer und zuverlässiger und können von jedermann leicht beurteilt werden. Soll eine positive göttliche Offenbarung nicht bloß für den unmittelbaren Empfänger, sondern auch für andere in glaubhafter Weise bezeugt werden, so sind die äußeren Kriterien geradezu notwendig, weil sich die inneren Erlebnisse des unmittelbaren Empfängers der Offenbarung einer sicheren Kontrolle durch andere entziehen und er sich nur durch äußere, der öffentlichen Beurteilung unterliegende Tatsachen als Empfänger göttlicher Offenbarung ausreichend legitimieren kann. Man darf übrigens nicht übersehen, daß es Wunder nicht bloß in der physischen Welt, sondern auch auf sittlichem Gebiete gibt, und Thomas von Aquin steht nicht an, die letzteren noch hoch über die ersteren zu stellen (cont. gent. 1, 6). Daß die unkritische Wundersucht ebenso auszuschließen ist wie die Wunderscheu und daß ein Wunder nur dann angenommen werden darf, wenn es hinreichend bewiesen ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Auch der zweite Satz der Eidesformel entspringt der vollkommen freien, durch kein Dogma beeinflußten Vernunftreflexion.

Die im dritten Satz ausgesprochene, durch den geschichtlichen Christus unmittelbar erfolgte Gründung der Kirche und Übertragung der höchsten stellvertretenden Regierungsgewalt über dieselbe an den Apostelfürsten Petrus und dessen Nachfolger betrifft eine geschichtliche Tatsache, die als solche durch einwandfreie geschichtliche Zeugnisse feststeht. Nicht bloß die neutestamentlichen heiligen Schriften lassen darüber keinen Zweifel, sondern auch die übrigen noch vorhandenen diesbezüglichen Geschichtsquellen kennen keinen anderen Stifter der Kirche als Christus selbst. Speziell dem Apostel Paulus, den man gegnerischerseits gern als den eigentlichen Stifter des Christentums und der Kirche bezeichnet, war Christus nicht bloß „ein zusammenfassender Ausdruck für die ideelle Gesamtheit aller Menschen, eine allegorische oder symbolische Persönlichkeit" (Drews), sondern der geschichtliche Gründer des Christentums und das Haupt der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen (I. Cor. 11, 3; 12, 12), und er entwirft von ihm genau dasselbe geschichtliche Bild wie die Synoptiker, wenn auch mit weniger Details und mit mehr theologischen Reflexionen. Den jüngst gemachten Versuch, die Geschichtlichkeit der Person Christi zu leugnen, hat Harnack, dem man gewiß keine Voreingenommenheit für die katholische Auffassung vorwerfen kann, mit gebührender Schärfe als unwissenschaftlich gebrandmarkt („N. Fr. Presse", 15. Mai 1910). Das „Jesus-Problem" kann weder auf dem rationalistischen noch auf dem mythischen Wege, sondern nur durch die Anerkennung des geschichtlichen Charakters der in den Evangelien berichteten Tatsachen gelöst werden. Die im Matthäus-Evangelium, als dessen Abfassungszeit Harnack die Jahre 70—75



n. Chr. annimmt, enthaltenen Angaben über Dogma, Moral und Kirchenverfassung sind so klar, daß Pfleiderer (Urchristentum 1902, S. 604) den ganzen Katholizismus und insbesondere auch die katholische Lehre vom Primat des Petrus bereits fertig dort vorfindet.

Aus der Gottheit Christi folgt von selbst die unveränderte Bewahrung und Geltung seiner Lehre für alle künftigen Zeiten durch die von ihm gegründete Kirche, welche Unveränderlichkeit im vierten Satze der Eidesformel ausgesprochen ist. Es gibt nur einen Gott für alle Menschen, nur eine menschliche Natur, die in allen Menschen wesentlich gleich geartet ist, nur einen Mittler zwischen Gott und Menschen, nur ein Ziel für alle, daher auch das Verhältnis Gottes zum Menschen und der Inhalt seiner Offenbarung an ihn für alle Zeiten unveränderlich sein muß. Die dogmengeschichtliche Entwicklung kann sich nicht auf den Inhalt oder die „Substanz" (Thomas v. Aquin II. II. q. 1. a. 7) der Offenbarungslehre beziehen, sondern nur auf deren formale Seite oder „Entfaltung", insofern der Same des göttlichen Wortes sich organisch dadurch entwickelt, daß die geoffenbarte Lehre, in der Regel anläßlich ihrer Bestreitung oder Entstellung durch Gegner, präzis formuliert, in ihre Konsequenzen auseinandergelegt und gegenüber den verschiedenen Irrtümern unter immer anderen Gesichtspunkten dargestellt wird, eine Entwicklungsweise, welche Vincentius Lirinensis mit den zwei Worten: non nova, sed nove, charakterisiert hat. Eine andere Art des Fortschrittes kann es ja auch auf profanwissenschaftlichem Gebiete nicht geben: die Naturwissenschaft und die Geschichte können nicht neue Naturkräfte, beziehungsweise neue geschichtliche Tatsachen schaffen, sondern nur die Beschaffenheit, die Wirkungen und den Zusammenhang des bereits vorhandenen Tatsachenmaterials immer besser erforschen. Aus dem Begriffe und dem Zwecke einer positiven göttlichen Offenbarung folgt ferner die Notwendigkeit ihrer Bewahrung und Reinerhaltung durch eine dem Irrtum nicht unterliegende stellvertretende Autorität; denn eine Offenbarungslehre, welche der willkürlichen individuellen Deutung preisgegeben wird, hört von selbst auf, sichere Führerin in Sachen des Glaubens zu sein.

Daß endlich der religiöse Glaube, wie es der fünfte Satz der Eidesformel besagt, nur auf klarer Vernunfterkenntnis und nicht auf blinden Gefühlserregungen beruhen kann, ist für jeden, der nicht von vornherein den persönlichen Gott und damit die Möglichkeit einer vernünftigen Begründung des religiösen Glaubens leugnet, klar, weil durch die konstante Erfahrung bewiesen. Wer immer um den Grund oder Gegenstand seines religiösen Glaubens gefragt wird, beruft sich nicht auf dunkle, undefinierbare Gefühle, sondern auf Wahrheiten oder Tatsachen, die vernünftig faßbar sind. Das Gefühl ist selbst erst Resultat anderer, und zwar dem Vernunftbereich angehöriger seelischer Vorgänge; es entsteht durch das Herüberwirken des geistigen Erkennens und Wollens auf den sinnlichen Teil unseres Wesens, wenn der Gegenstand dieser geistigen Tätigkeiten von großer Bedeutung für unser Wohl oder Wehe ist, und kann darum nicht als primäre Erkenntnisquelle in Betracht

kommen. Seine Entstehungsart verleiht ihm einen durchaus passiven Charakter, der es als unfähig erscheinen läßt, die führende Rolle auf irgend welchem Gebiete des menschlichen Lebens, am allerwenigsten auf dem der Religion, die uns über unsere Beziehungen zum Ursprung und Endziel aller Dinge orientieren soll, zu übernehmen.

Wer die fünf Sätze der ersten Hälfte der Eidesformel auf Grund völlig freier Reflexion und Forschung annimmt, wird sich mit ebenso freier Zustimmung zu den fünf Sätzen der zweiten Hälfte bekennen, denn diese letzteren sind nur logische Folgerungen aus den ersteren.

Ist die Kirche die Bewahrerin und Auslegerin göttlicher Offenbarung, wie es der dritte Satz des ersten Teiles der Eidesformel ausspricht, so kann der von der Kirche vorgelegte Glaube, soweit er geschichtliche Ereignisse zum Gegenstande hat, nicht in Widerspruch stehen mit der tatsächlichen Geschichte und die hieher gehörigen katholischen Dogmen müssen der wirklichen Urgeschichte des Christentums konform sein. Gott als Urheber der Offenbarung kann sich nicht in Widerspruch setzen mit dem, was er als Urheber alles natürlichen Erkennens uns durch Vernunftforschung finden läßt. Aus dem gleichen Grunde ist der Fall von vornherein prinzipiell ausgeschlossen, daß der Dogmenhistoriker in die Lage kommen könnte, etwas als sicheres Resultat seiner geschichtlichen Forschung festzustellen, was er vom Standpunkt des Glaubens aus nicht annehmen dürfte. So gewiß das Glaubensdogma nicht irrig sein kann, ebenso gewiß darf eine über allen Zweifel erhabene geschichtliche Tatsache nicht umgestoßen werden, wenn sie dem Dogma zu widersprechen scheint. Es kann sich eben nur um ein Mißverständnis handeln, das nach den oben angegebenen Prinzipien des Vatikanums zu lösen ist. Eine Doppelrolle in Sachen der Wissenschaft und des Glaubens zu spielen, ist schon aus Gründen der wissenschaftlichen und der moralischen Ehrlichkeit und Anständigkeit unmöglich.

Daß bei der Erklärung der Heiligen Schrift der Rationalismus keine Stelle finden kann, insofern derselbe grundsätzlich alles Übernatürliche leugnet, ist die selbstverständliche Konsequenz aus der Annahme einer positiven göttlichen Offenbarung, die schon als solche etwas positiv Übernatürliches und überdies durch übernatürliche Kennzeichen beglaubigt ist. D. Fr. Strauß hat in ausführlicher Weise für alle einzelnen Wundererzählungen der Evangelien nachgewiesen, daß jede rationalistische Erklärung derselben versagt. Nach den Aufstellungen des ersten Teiles der Eidesformel ist dem kirchlichen Lehramt die Bewahrung und Auslegung der Offenbarungslehre anvertraut und ihm steht das oberste Recht der autoritativen Schrifterklärung zu; daraus erklärt sich der auf die Textkritik bezügliche Satz, der dieselbe für die Schrifterklärung keineswegs ausschließt, sondern nur an die zweite Stelle verweist. Bei der Feststellung des Urtextes kommt der sachlichen, objektiv gehaltenen Textkritik selbstverständlich die erste Rolle zu, denn ohne vorherige Feststellung des Textes kann von einer Erklärung seines Sinnes überhaupt keine Rede sein. Hier aber handelt es sich nicht bloß um den Wortlaut des authentischen Textes, sondern um seinen richtigen Sinn



und es besteht kein Zweifel, daß mit dem ersteren nicht auch sofort der letztere gegeben zu sein braucht, besonders bei der Heiligen Schrift, die an vielen Stellen verschieden ausgelegt werden kann und nicht eine derartige Klarheit aufweist, daß sich nicht die verschiedensten christlichen Gemeinschaften trotz der sonstigen Gegensätzlichkeit ihrer religiösen Anschauungen auf sie berufen könnten. Nicht der tote Buchstabe, den die Textkritik feststellt, kann maßgebend sein, sondern einzig seine richtige Deutung, ganz abgesehen davon, daß ja der Textkritiker auch irren kann. Nachdem die Sätze der Eidesformel sich eng an die Darlegungen der Enzyklika Pascendi anschließen, muß die Bedeutung des in der Eidesformel enthaltenen Urteils über die Textkritik nach den diesbezüglichen Ausführungen der Enzyklika interpretiert werden; dort aber ist nur von jener Textkritik die Rede, welche sich auf rein apriorische, philosophische Voraussetzungen stützt und ihre Beweise für das Alter, die Echtheit oder den richtigen Ort der einzelnen Texte nicht aus sachlichen Argumenten, sondern aus den genannten Voraussetzungen entnimmt, so daß die Tatsachen nach einer willkürlich angenommenen Theorie ebenso willkürlich umgebogen werden. Schließlich ist bei diesem Urteil der Eidesformel über die Textkritik noch zu berücksichtigen, daß nach der katholischen Glaubensregel des Vatikanums über das, was „mit göttlichem und katholischem Glauben" festzuhalten ist, neben der Heiligen Schrift noch eine zweite Glaubensquelle, die mündliche Überlieferung, steht und daß beide nur als mittelbare oder entfernte Glaubensquellen zu gelten haben, deren Inhalt hinsichtlich seines wahren Sinnes erst durch das autoritative kirchliche Lehramt verpflichtende Kraft für alle Katholiken erlangt.

Der weitere Satz, daß der Kirchenhistoriker bei seinen Forschungen nicht zuerst die vorgefaßte Meinung von einem übernatürlichen Ursprung der katholischen Überlieferung oder von der Verheißung göttlicher Beihilfe zur beständigen Bewahrung der einzelnen Offenbarungslehren aufzugeben brauche, besagt nicht, daß der Forscher überall nur Übernatürliches und Wunder erblicken müsse, sondern nur, daß er die Möglichkeit des Übernatürlichen nicht grundsätzlich ausschließen dürfe. Auch der gläubige Forscher darf nicht wundersüchtig sein; auch er wird zunächst den natürlichen Pragmatismus der Ereignisse ins Auge fassen und erst dann auf das Übernatürliche rekurrieren, wenn eine natürliche Erklärung evident unmöglich ist. Damit lehnt er nur den unhaltbaren Standpunkt ab, von dem aus die atheistische Geschichtsbetrachtung alles Übernatürliche aus ihrem Bereiche ausschließt, weil sie auch in den geschlossenen Kausalzusammenhang alles natürlichen Geschehens die erste und oberste Ursache aller, auch der natürlichen, Wirkungen, den persönlichen Gott aufzunehmen unterläßt. Hinsichtlich der Schriften der Kirchenväter hat die Kirche von jeher daran festgehalten und es wiederholt auch auf allgemeinen Konzilien ausgesprochen, daß ihre Übereinstimmung hinsichtlich des Offenbarungscharakters einer Lehre dem Urteile des unfehlbaren Lehramtes gleichzuhalten sei, nicht als ob den Heiligen Vätern ein diesbezügliches besonderes Charisma

verliehen wäre, sondern weil sie im Falle einer solchen Übereinstimmung die Anschauungen der lehrenden Kirche selbst repräsentieren und deren ausdrückliche oder stillschweigende Approbation besitzen. Darauf allein kann sich der Ausdruck der Eidesformel von der „heiligen Autorität" beziehen, die bei der Interpretation der Väterlehre zu berücksichtigen sei. Es soll durch diesen Ausdruck keineswegs jedem einzelnen Kirchenvater als solchem schon eine höhere Autorität zugesprochen werden, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß sich bisweilen in den Schriften der Kirchenväter auch dogmatisch falsche Doktrinen finden über Gegenstände, die zu ihrer Zeit noch nicht ausdrückliche Glaubenslehre waren (so zum Beispiel bei Hieronymus über den Ursprung der bischöflichen Gewalt), und hinsichtlich des größten aller Kirchenväter, der übrigens selbst zwei Bücher Retraktationen schrieb, hat seinerzeit Papst Alexander VIII. (1690) ausdrücklich den Satz verworfen, man könne eine von Augustinus klar und bestimmt vorgetragene Lehre absolut festhalten, ohne jede Rücksicht auf irgendwelche päpstliche Bulle.

Der letzte Satz des zweiten Teiles der Eidesformel bestreitet die rein naturalistische Auffassung der kirchlichen Entwicklung, welche jedes göttliche Element aus derselben ausschließen oder ein solches nur in pantheistischem Sinne zulassen will. Dieser Satz findet ebenfalls in der Lehre von der Tatsache der göttlichen Offenbarung, die in Christus ihren Abschluß fand, und von der Autorisierung der Kirche zur Bewahrung und Vorlegung dieser Offenbarung seine vernünftige Begründung.

In dem hier erörterten Sinne baut sich der katholische Glaube auf einer vernünftigen Grundlage auf, die durch vollkommen freie Vernunftreflexion und vollkommen freie Forschung zustandekommt. Die Solidität dieser Grundlage wird dann noch durch die inneren Erfahrungen bestätigt, welche derjenige erwirbt, der den katholischen Glauben praktisch übt (Joh. 7, 17). Allerdings werden diese katholischen Anschauungen vielfach bestritten und schon bei der Grundlegung der wissenschaftlichen Weltanschauung, bei der Frage nach der Persönlichkeit des Weltgrundes, gehen die Ansichten auseinander. Aber diese Verschiedenheit der Anschauungen besteht nicht bloß zwischen katholischen und nichtkatholischen Denkern, sondern weit mehr noch zwischen den außerkirchlichen Männern des freien Gedankens selbst, ohne daß es deshalb jemandem einfiele, den letzteren deshalb die Wissenschaftlichkeit und die Freiheit der Forschung abzusprechen. Gerade eine wissenschaftliche Richtung, die sich mit Stolz freisinnig nennt, weil sie jedem ernsten Wahrheitsstreben freie Bahn zu lassen erklärt, dürfte im katholischen Lehrsystem keine Verletzung ihres Prinzips finden, denn seine Anhänger sind durch freie Forschung zu ihren katholischen Resultaten gelangt und sie haben den Grundsatz von der Freiheit der Wissenschaft nicht angetastet, sondern angewandt. Wer über diese Resultate anderer Meinung ist, der folge seiner Überzeugung, möge es aber unterlassen, den Katholiken die Freiheit der Forschung oder gar die Wahrheitsliebe abzusprechen. Der Inhalt der Formel des Antimodernisteneides gibt dazu keine Berechtigung.



Welche Folgen für die Freiheit der Wissenschaft ergeben sich aber aus der Tatsache der Beeidigung? Hier scheinen die eingangs erwähnten Anklagen auf den ersten Blick nicht ohne Grund zu sein, da einem Gelehrten, der auf gewisse Sätze eingeschworen ist, tatsächlich die Bewegungsfreiheit hinsichtlich der weiteren Forschung über die Wahrheit dieser Sätze genommen ist. Doch nach dem früher Gesagten ist auch durch die Eidesleistung keine Bindung gegeben, durch welche die Freiheit der Wissenschaft und Forschung ausgeschlossen würde. Eine freie Überzeugung wird dadurch, daß sie eidlich bekräftigt wird, nicht unfrei. Wir haben hier in erster Linie nicht einen Versprechungseid, wie es zum Beispiel der Amtseid eines Staatsbeamten ist, durch den sich jemand zu gewissen sachlichen Leistungen, beziehungsweise zur Beobachtung der bestehenden Gesetze für die Zukunft verpflichtet, sondern wie bei einem Gerichtszeugen einen Aussageeid, der nur insofern auch eine Zusage oder ein Versprechen in sich schließt, als dieses durch die Wahrheit der Aussage selbst gefordert ist. Das ergibt sich sowohl aus der äußeren Formulierung des Eidesinhaltes als auch aus der Natur der Sache. Die Eidesformel des Antimodernisteneides enthält lediglich Aussagen über die schon vorhandene innere Überzeugung, zu der sich der Eidleistende frei bekennt, und erst der Schlußsatz, an den sich die Schwurformel unmittelbar anschließt, gibt dem Gelöbnis Ausdruck, diese Überzeugung festzuhalten und weder durch Wort noch durch Schrift jemals zu verleugnen. Diese letztere Zusage ist aber schon durch die Wahrheit der Aussage gefordert und würde sich von selbst verstehen, wenn sie auch nicht ausdrücklich erwähnt würde. Die wirkliche innere Überzeugung von der Wahrheit einer Tatsache oder eines Satzes verträgt keine zeitliche Einschränkung, denn was wahr ist, bleibt wahr für alle Zeiten, und je sicherer jemand seiner Sache ist, um so weniger wird er eine unberechtigte Bindung für die Zukunft darin erblicken, daß er erklärt, dieser Überzeugung jederzeit treu bleiben zu wollen. In dieser Hinsicht ist der Eidleistende allerdings für die Zukunft an die beschworenen Sätze gebunden, aber nur in der Weise, wie jedermann durch die objektive Wahrheit gebunden ist, die er mit Gewißheit erkannt und als seine wahre innere Überzeugung beschworen hat. Ein Gerichtszeuge zum Beispiel, der eine bestimmte Wahrnehmung, die er gemacht hat, eidlich bekräftigt, weil er von ihrer Gewißheit evident überzeugt ist, wird niemals diese Aussage abändern können, da er gebunden ist durch die Wahrheit der Tatsache. Eine solche Bindung durch Tatsachen ist aber nicht nur mit dem freien Forschen nach der Wahrheit verträglich, sondern geradezu das Ziel aller freien Forschung, denn man forscht nicht, um zu forschen, sondern um die Wahrheit zu finden, deren Besitz dann für den forschenden Geist das Zielgut bedeutet, das ihn der weiteren Forschung enthebt. Auch ein Atheist, der von der Wahrheit seines Atheismus auf Grund seiner freien Forschung überzeugt zu sein glaubt, wird es nicht für eine unberechtigte Bindung seiner Freiheit halten, wenn er erklärt, an seiner atheistischen Überzeugung auch für

alle Zukunft festhalten zu wollen. Und doch waltet hier der große Unterschied ob, daß der Atheismus niemals objektiv bewiesen sein kann, während die Überzeugung von der Existenz des persönlichen Gottes und von der Wahrheit der sich daran schließenden weiteren Schlußfolgerungen auf soliden Vernunftgründen beruht, welche nicht bloß alle theistischen Religionen, sondern auch zahlreiche akatholische und nichtchristliche Philosophen ersten Ranges festgehalten haben und festhalten.

Wie man bei diesem Sachverhalt in der Leistung des Antimodernisteneides einen Verzicht auf die „unabhängigen Ergebnisse der Wahrheit und auf die Betätigung der wissenschaftlichen Überzeugung" erblicken kann, bleibt unerfindlich. Wer seine Überzeugung von der Wahrheit der Sätze dieses Eides feierlich ausspricht, der muß diese Überzeugung schon vorher frei erworben haben, denn eine äußerlich aufgetragene und erzwungene Überzeugung ist ein Widerspruch in sich selbst, und was die Betätigung der wissenschaftlichen Überzeugung betrifft, so ist ja gerade das feierliche eidliche Bekenntnis der inneren Überzeugung eine solche Betätigung in eminentem Sinne. Daß für das Bekenntnis der Glaubensüberzeugung in der Kirche von jeher die feierliche Form des Eides gebraucht wurde, erklärt sich leicht aus der Natur der Sache. Es handelt sich ja bei jedem solchen Glaubensbekenntnisse um die Stellung, welche der Betreffende zur Gottheit selbst und zu ihrer Offenbarung einnimmt, und außerdem um die innere Gesinnung, welche Gott allein bekannt ist und für welche die Anrufung eines anderen, bloß menschlichen Zeugen eben deshalb keine Beweiskraft haben könnte. Wie jedes andere öffentliche Gemeinwesen hat ohne Zweifel auch die Kirche das Recht, aus gewichtigen Gründen von denen, die sich zu ihr rechnen, einen solchen Eid zu verlangen; das Urteil darüber, ob tatsächlich ausreichende Gründe für eine solche Forderung vorhanden sind oder nicht, gehört in das Gebiet der taktischen Klugheit und muß dem Ermessen der kirchlichen Autorität anheimgestellt bleiben, die ja auch die Verantwortung dafür trägt.







Karl Domanig.

Zum 3. April 1911.

Von Dr. **Albert Zipper.**

Den 3. April l. J. vollendet **Karl Domanig** sein 60. Lebensjahr. Leicht ist es diesem katholischen, österreichischen Dichter nicht geworden, Anerkennung zu erlangen. Damit ging es sehr langsam. Aber seit einer Reihe von Jahren wird sein Name bekannter, mehren sich die Stimmen berufener Kritik über ihn [1]), wächst sein Ruf. Sein Schaffen steht nicht still, neue Schriften von ihm erscheinen, die älteren erleben neue Auflagen. Aber noch immer ist Domanig lange nicht so bekannt und geschätzt, wie er es verdient. Noch immer tut es not, dem Publikum den Namen Domanig zu wiederholen, bis endlich die Zeit kommt, da ihn viele, da ihn sehr viele kennen und nennen.

Karl Domanig entstammt einer kerndeutschen Tirolerfamilie. Der Urgroßvater war aus dem kärntnerischen Mölltale in das angrenzende Tirolerland hinübergewandert und siedelte sich als Wirt und Grundbesitzer im Dorfe Leisach bei Lienz an. Sein Sohn Elias war Postmeister in Schönberg, dessen Sohn Johann Baptist Kaufmann und Magistratsrat im Städtchen Sterzing. Johann Baptists zweiter Ehe mit Juliana Obrist entsproß als zweites Kind Karl Domanig (geboren den 3. April 1851 in Sterzing). Für das Studium bestimmt, genoß er den Gymnasialunterricht in Brixen, Salzburg und Meran. An den Universitäten Innsbruck und Straßburg und am Collegium germanicum in Rom hörte er Vorlesungen, beschäftigte sich mit philosophischen, kunsthistorischen und germanistischen Studien und erlangte 1875 das Doktorat der Philosophie. Deutsche Philologie und Schriftstellerei nahm ihn noch mehrere Jahre in Anspruch. Nachdem er seit 1880 in Wien kunst- und literarhistorischen Unterricht in erzherzoglichen Familien erteilt hatte, erhielt er 1884 eine Anstellung als Kustosadjunkt am k. k. Münz- und Antikenkabinett (gegenwärtig ein Teil des Kunsthistorischen Hofmuseums) und rückte allmählich bis zum Range des Direktors vor. Von demselben Jahre wie seine Beamtenlaufbahn datiert auch der Ehestand Domanigs, der sich am 24. Februar 1884 mit der um zehn Jahre jüngeren Tochter eines Wiener Advokaten, Irmgard Müller, vermählte.

---

[1]) Eine empfehlenswerte biographisch-kritische Monographie ist das Buch von E. M. **Haman**: „Karl Domanig" (Ravensburg, Alber, 1909).



Früh schon fühlte Domanig in sich die Anlage zu poetischem Schaffen. Als fünfzehnjähriger Knabe schrieb er in der Schulstube ein patriotisches Gedicht auf den Sieg der Österreicher bei Custozza. Chronologisch geordnet stellt sich das Verzeichnis der in das Gebiet der Dichtung zählenden Schriften Domanigs also dar:

Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiele. 1885—1897.

Der Abt von Fiecht. Poetische Erzählung. 1886.

Der Gutsverkauf. Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten. 1889.

Kleine Erzählungen. 1893.

Die Fremden. Roman. 1898.

Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1902.

Wanderbüchlein. 1907.

Die liebe Not. Schauspiel in fünf Akten. 1907.

Hausgärtlein. Ein Volksbuch. 1908.

Um Pulver und Blei. Epische Dichtung. 1909.

Auf dem Gebiete der deutschen Philologie und der Kunstgeschichte ist Domanig mit folgenden Schriften hervorgetreten:

Parzivalstudien. 2 Teile. 1878, 1880.

Der clôsenaere Walthers von der Vogelweide. 1889.

Die deutsche Privatmedaille der älteren Zeit. 1893.

A. Scharff. 1895.

Porträtmedaillen des Erzhauses Österreich. 1896.

J. Tautenhayn. 1905.

Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistorischer Hinsicht. 1906.

Alle bis jetzt angeführten Titel erschöpfen aber noch keineswegs die literarische Tätigkeit Domanigs. Zur bibliographischen Vollständigkeit fehlen noch einige Gelegenheitsbroschüren und eine große Anzahl von in Zeitschriften veröffentlichten längeren und kürzeren Studien, Essais, Artikeln und Rezensionen.

„Ich bin von Haus aus Tiroler. Tiroler Art und Ton schlägt bei mir wohl überhaupt durch; ich kann's nicht ändern, gar wenn ich's wollte." („Hausgärtlein", S. 5). In dieser Weise hat sich Domanig wiederholt geäußert, und wer ihn verstehen will, muß ihn vor allem andern als Tiroler nehmen; darin liegt das Aus und Ein seines Wesens als Mensch und Dichter, hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Er ist stolz darauf, ein Tiroler zu sein, er ist stolz auf die Tirolermänner und Tirolerfrauen, seine Ahnen. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt", — den beglückenden Sinn dieses tiefen Wortes der Goetheschen Iphigenie erfährt, erlebt Domanig seit den frühesten Kindheitstagen. Die beiden Großväter, Elias Domanig und Anton Obrist, tüchtige, brave, allverehrte Männer, haben in den schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege treu zu ihrem Vaterlande gehalten und beider Bilder hängen in der

Heldengalerie am Berge Isel; Josef Ignaz Straub, der wackere Kronenwirt von Hall, war mit der Familie verschwägert. Kann es da wundernehmen, daß auch Karl Domanig, als Tiroler geboren, mit jedem Tage mehr zum Tiroler aufwuchs und mit Leib und Seele Tiroler blieb? An seiner teuren Heimat hängt er mit allen Fasern seines Gemüts, in ihr wurzelt sein ganzes Sein und Wesen. Er kennt sein Vaterland Tirol bis in die verborgensten Täler und Schluchten hinein, er hat es immer wieder durchwandert, von Nord nach Süd, vom Aufgang zum Niedergang der Sonne. Er kennt die Natur, Sitte und Sprache, Denkart, Gesinnung und Empfindung seiner Landsleute, er kennt sie aufs genaueste und liebt sie mit aller Kraft und Wärme seiner Mannesseele. Solche Heimatliebe verlangt Domanig von jedem Menschen. „Laßt sie uns pflegen, diese Liebe zur Heimat, laßt sie uns hegen und pflegen; sie ehrt uns selber und ist und bleibt uns ein Hort und Halt in unserem ganzen Leben! Ich sage das aus überzeugtem Herzen, sage es, weil mich bedünkt, daß die Liebe zur Heimat gerade heutzutage einem jeden recht zum Bewußtsein kommen sollte, wo dieselbe durch die herrschende Zeitströmung gefährdet erscheint ... Jeden laß leben auf seine Weise; du aber bleib bei der deinigen: denn du hast das Recht zu sein, so wie du bist, trotz jedes anderen!" („Hausgärtlein", S. 31 f.) Domanig ist Tiroler und als Tiroler ein Glied der deutschen Nation und Bürger des österreichischen Kaiserstaates, endlich, doch nicht zuletzt, katholischer Christ.

„Mein gutes Heim, mein Vaterhaus, das trägt der Fahnen vier:
Die erste leuchtet weiß und gold, katholisch bleiben wir!

Und schwarz-rot-gold die zweite sei, stimmt zu Tirolerart:
Wer hat wie wir die deutsche Treu' und deutschen Brauch bewahrt?

Die deutsche Treu' gen Fürst und Reich in Nöten und Gefahr, —
Hißt nur die Farben schwarz und gold, hoch Öst'reich immerdar!

Das vierte Fähnlein, weiß und rot (es tät's für sich allein!),
Das kühne vom Tiroler Aar will mir das liebste sein!

Das Fähnlein ist und sagt genug: ein Volk von deutscher Art
Steht ohne Hehl und ohne Trug zu seinem Schild geschart —
In Treuen fest und unverwandt
Für Gott und Fürst und Vaterland!"

(„Tiroler Fahnenlied" im „Hausgärtlein", S. 35 f.)

Wir sehen somit in Domanig einen Konservativen, aber das Ideal eines Konservativen. Denn, „was Gutes ist, soll man nehmen, wenn schon es neu und fremd; das Üble schaffet ab, obwohl es alt und erbgesessen ist!" („Hausgärtlein", S. 32.) Domanig ist ein guter Deutscher, aber kein Chauvinist; er ist „von Haus aus eine tolerante

Natur" („Selbstporträt", S. 2),[1]) er schätzt die guten Eigenschaften jedes Volkes, er hat auch die welsche Nation achten gelernt („Selbstporträt", S. 2), ihn schmerzt tief der Zwiespalt zwischen Deutschen und Welschen, der sein teures Tirol so schwer beunruhigt, und „da Zwietracht wütet und Hader rings um ihn", betet er flehentlich:

„Gegrüßt seist du, Maria, du magst den Streit nicht seh'n,
O gib uns du den Frieden, laß Frieden endlich unserm Land ersteh'n!"

(„Hausgärtlein", S. 61.)

Über die Stellung Domanigs zur Religion belehrt uns am besten er selbst: „Ich habe mich durchgekämpft zur Würdigung des spezifisch tirolischen Wesens: der katholischen Weltanschauung und katholischen Lebensführung des Tiroler Volkes. Noch am Gymnasium war mir durch Beispiel und Lektüre jeder positive Glaube abhanden gekommen. Ich bin in Bälde zurückgekehrt und habe es seither immer als ein Bedürfnis und eine Pflicht empfunden, mich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, mir klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und über die unerschöpfte Schönheit desselben. Und schon an der Universität habe ich es gelernt, indem ich die Couleur einer katholischen Studentenverbindung nahm, meinen Glauben offen und ungescheut zu bekennen; da entstand auch mein erstes Schriftchen: ‚Eine katholische Burschenschaft' (1873). Wenn ich heute Menschen sehe ohne Religion, ohne ein religiöses Bedürfnis, überkommt mich leicht ein Gefühl des Mitleids; denn wie viel schöner und heiterer, wie viel menschenwürdiger gestaltet sich das Dasein für den Katholiken! ... Wenn ich sehe, wie man ein kindlich-gläubiges und eigentlich wehrloses Volk um seinen besten Besitz, um den Trost und Inhalt seines armen Lebens betrügen will, — ich gebrauche das harte Wort, denn was will der Gegner dafür bieten als ein Nichts oder höchstens ein unbrauchbares Surrogat? — dann bin ich als Freund des Volkes empört und empfinde es als nationale Pflicht, dem Tiroler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußsein zu bringen. Es ist manches in meinen Schriften, das eine apologetische — nie eine aggressive — Tendenz zeigt: dazu hat mich die Liebe zu meinem Volke vermocht." („Selbstporträt", S. 2 f.) Mit dieser tiefen Gläubigkeit verbinden sich, wie ja nicht anders zu erwarten, die schönen christlichen Tugenden, die Domanig schmücken, die er im Leben und Verkehr übt, in seinen Schriften offenbart, preist und empfiehlt; denn echt und wahr ist alles an ihm, keine Scheidewand trennt den Mann und den Dichter, sie sind beide eins. Von Offenheit und Aufrichtigkeit, Bescheidenheit neben Mannesmut, Ergebung in den Willen Gottes, Beharrlichkeit, Tätigkeit und Fleiß, Pflichterfüllung, Nächstenliebe und anderen Tugenden eines Menschen, wie er sein soll,

[1]) In der Zeitschrift „Gral" erschienen „Literarische Selbstporträts". In dem 5. und 6. Heft des zweiten Jahrganges gab Domanig sein „Selbstporträt", welches mir in einem besonders paginierten Separatabdruck vorlag.

zeugen seine Werke auf jeder Seite. Zur Probe seien einige Selbstbekenntnisse des Dichters aus seinem „Wanderbüchlein" hier angeführt:

„Wie ich nun fühle, sinn' ich,
Und wie ich rede, bin ich." (S. 6.)

„Sag's einer, wie er denke,
Mir ins Gesicht;
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag' ich nicht." (S. 7.)

„Ein Maßstab ist, der Liebe Macht
Und Wert zu messen:
Wie weit du es durch sie gebracht
Im Selbstvergessen." (S. 32.)

„Viel hat sich vergoren,
Was einst mir lieb;
Nichts ist verloren,
Da eins mir blieb,
Das ich verwertet
Als Waffe und Hut:
Im Sturm gehärtet
Mein Burschenmut." (S. 36.)

So hätten wir den Menschen Domanig kennen gelernt; wir wollen uns nun dem Dichter Domanig zuwenden. Zwei Tatsachen müssen da voranstehen, die wir freilich schon erwähnt haben. Mag auch Heine mit seinem berühmten oder berüchtigten „Kein Talent, doch ein Charakter" über charaktervolle Dichter gewitzelt haben, so viel steht fest: die wahrhaft Großen, die Höchsten im Tempel der Kunst, die Ewigen, die in Mark und Blut ihres Volkes, ja der Welt übergegangen, sind als Menschen achtungswürdige Charaktere gewesen. Domanig ist eine Persönlichkeit, ein Charakter, und dies tritt überall in seinem gesamten Dichten zutage. Aber auch sein Tirolertum durchdringt sein ganzes Sinnen und Dichten. Schon früher haben wir ihn von einer nationalen Pflicht gegen das Tiroler Volk sprechen hören, wir wollen ihm das Wort noch weiter erteilen. Nach jener oben angeführten Stelle fährt er also fort: „Wenn ich meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zu allererst Tiroler und tirolischer Volksmann. Es war in Rom, wo mir früh genug die klare Erkenntnis dieses meines Berufes wurde: als Dichter für mein Volk (d. h. die Tiroler) zu wirken. Erst machte sich das unbewußt, wie von selber." („Selbstporträt", S. 3.) Allmählich wurde das, wozu ein glücklicher Hang und günstige Umstände geführt hatten, zu einem bewußten Streben. So ist es gekommen, daß Domanigs ganzes dichterisches Schaffen ausschließlich in dem Dienste Tirols und der Tiroler steht. Diese Eigenschaft, die Hingabe der gesamten poetischen Tätigkeit an Interessen und Gegenstände der engeren Heimat und ihres Volksstammes, teilt er nicht nur mit keinem anderen

Tiroler Dichter, sondern er steht damit unter allen deutschen Dichtern so ziemlich einzig da.

Ebenfalls ist schon bemerkt worden, wie bei ihm mit dem Tirolertum Christentum und Österreichertum aufs innigste verflochten und verwachsen sind. Wenn nun das gesamte Dichten Domanigs von tirolischen Ideen durchströmt ist, so finden darin auch die schönsten Seiten echter Religiosität, die edelsten Blüten christlicher Weltanschauung ihre aus dem Innersten quellende Offenbarung, so gelangt darin auch der österreichische Patriotismus zu beredtem Ausdruck.

Die dichterische Begabung Domanigs gehört nicht in jene Art, die da in glühenden Phantasien, in üppigen Bildern, in trunkenen Dithyramben sich äußert. Die Muse Domanigs ist keine entfesselte Mänade, keine wahnwitzige Furie, keine schäumende Pythia. Wenn ich personifizieren müßte, so würde ich mir Domanigs Dichten überhaupt nicht als Weib vorstellen, sondern ich fände das Abbild in einem schönen Jüngling, aus dessen Gesichtszügen uns der Ernst eines gereiften Mannes entgegenblickt. Denn die Phantasie Domanigs, die manchem auf den ersten Blick nicht gerade allzu reich und fruchtbar erscheinen mag, offenbart sich der eingehenderen Betrachtung als eine streng gezügelte, künstlerisch beherrschte, mannhaft gehaltene. Das haben überhaupt alle seine Dichtungen an sich, daß man sie gründlich, mehr als einmal lesen, sich liebevoll in sie zu versenken Zeit haben muß, dann erst treten ihre intimen Schönheiten zutage und wir kommen zur Erkenntnis, daß zwischen der aufgewandten Phantasie und dem behandelten Stoff das richtigste Ebenmaß herrscht, welches durch ein Umher- und Abschwärmen jener nur zum Nachteil der Wirkung verschoben würde.

Eines noch kommt bei der Charakteristik der Poesie Domanigs in Anschlag: alle seine Dichterwerke entspringen einer inneren Nötigung, immer sprach er aus, was ihn gerade drückte, was er selber zutiefst empfand. Wie Domanigs Hausrat in seinem Klosterneuburger Heim zum geringsten Teil gekauft worden, sondern ungewollt, durch Erbschaft oder Schenkung zusammengekommen ist, so verrät sein geistiger Hausrat, Stück für Stück, die Beziehungen, die Entwicklung, den Geschmack des Eigentümers. Alles in allem: Domanigs Dichtungen sind im Goetheschen Sinne Gelegenheitsgedichte, Teile einer Lebensbeichte, der Lebensbeichte einer bedeutenden, ausgeprägten Persönlichkeit.

Endlich muß die minutiöse Sorgfalt hervorgehoben werden, welche Domanig der formellen Gestaltung seiner Dichtungen angedeihen läßt. Immer wieder ändert und unermüdlich bessert er an ihnen; die vollkommenste Gestalt seinen Werken zu geben, ist ihm eine heilige Pflicht, die er seinem Dichterberuf schuldet.

Domanigs Dichtungen bewegen sich auf allen drei Hauptgebieten der Poesie, er ist Lyriker, Epiker und Dramatiker. Im Gegensatze zu anderen zeitgenössischen Dichtern, die immer wieder einen neuen Band Lyrik zu produzieren pflegen, füllt Domanigs Lyrik ein schmales Bändchen. Es ist das „Wanderbüchlein", und was es enthält, erklärt gleich das erste Gedicht unter dem nämlichen Titel:

Wo ich ein Obdach suche,
Wird man den Gast besehen,
Mit einem Unbekannten
Besinnst du dich zu gehen.

Hier denn mein Wanderbüchlein,
Daraus sich läßt erfahren
Person und Stand und Heimat,
Gesinnung, wie Gebaren.

Wie ich irrte und strebte,
Verkünden Lied und Sprüchlein —
Mög's Herberg und Gesellen
Mir schaffen, das Wanderbüchlein!

Schlicht, einfach, natürlich sprechen zu uns diese in schlichte Versmaße gekleideten Gedichte, die sozusagen den ganzen Domanig in nuce offenbaren; man sieht es ihnen an, wie sie von selbst seinem Gemüt entquollen sind, so wahr und frisch, so ganz ohne allen Zwang und jegliche Künstelei. Die Gedichte, gering an Zahl, sind dennoch recht mannigfaltig; da gibt es solche zum „Singen" neben solchen zum „Sagen", neben Gedichten mehr allgemeiner Natur ganz besonders persönliche und merkwürdig subjektive. Ein paar Gedichte sind unsagbar sinnig, einige bringen spezifisch christliche Motive zum Ausdruck, andere tragen episch-didaktischen Charakter und erinnern an die besten Schöpfungen Herders in dieser Gattung. Das „Wanderbüchlein" wird oberflächliche Durchschnittsmenschen kalt lassen, aber auf tiefere und dabei gesunde Naturen muß es eine starke und nachhaltige Anziehung üben.

Die Krone der epischen Schöpfungen unseres Dichters ist „Der Abt von Fiecht". Von seinem Bruder, der als Ordenspriester längere Zeit im Kloster Fiecht verbracht hatte, hörte Domanig zuerst die abenteuerliche Geschichte Cölestin Bembs, eines Abtes dieses Klosters, und fand in Wurzbachs „Biographischem Lexikon" näheres über diesen Mann, dessen Schicksal ihn sogleich sehr interessiert hatte. Rasch bemächtigte sich seine Phantasie des Stoffes und sein künstlerischer Sinn brachte ihn in der kurzen Zeit von vierzehn freien Sommertagen in poetische Form. Diese mächtig ergreifende, tiefst erschütternde Dichtung möchte ich den deutschen „Enoch Arden" nennen.

Ganz abgesehen davon, daß der Inhalt beider Dichtungen eine interessante Parallele gibt, erinnern an die englische Dichtung Versmaß, Schlichtheit des Stils, Prägnanz des Ausdruckes, zielsichere Beherrschung der Kunstmittel, mächtige Wirkung. Ausdrücklich jedoch verwahre ich mich gegen eine solche Deutung meiner Ansicht, als ob ich einen Einfluß des „Enoch Arden" auf den „Abt von Fiecht" zu konstatieren die Absicht hätte. Das fällt mir nicht im geringsten ein, allein ich wiederhole: „Der Abt von Fiecht" ist ebenbürtig dem „Enoch Arden" und verdient, ganz wie dieser, in den allerweitesten Kreisen bekannt und populär zu werden. Er eignet sich auch vortrefflich dazu, denn er hat von allen Werken Domanigs am wenigsten spezifisch Tirolisches an sich.

Eine andere poetische Erzählung des Dichters, „Um Pulver und Blei", schließt sich unmittelbar an die tirolische Freiheitstrilogie an und wird wohl in künftigen Ausgaben als eine Art epischer Einleitung der dramatischen Dichtung vorangestellt werden müssen. Auch sie ist voll eigentümlicher Schönheiten: Naturschilderungen (des Winters im Hochgebirge), Bilder aus dem Tiroler Volksleben, neben Derbem, Wuchtigem, Gewaltigem idyllische Szenen aus der Biedermeierzeit, tüchtige, brave Charaktere, alles realistisch und anschaulich dargestellt, ein schwieriges und bedeutendes Unternehmen als Handlung, die künstlerische Ökonomie des Ganzen erfreuen den Leser schon bei dem ersten Durchfliegen der Blätter und kommen bei erneuter Lektüre immer lebhafter zum Bewußtsein.

Was sollen wir aber in dem kleinen Raume, der uns zur Verfügung steht, Neues zum Preise der dramatischen Trilogie Domanigs sagen, über die sich so viele angesehene Literaturkenner und Dramaturgen mit uneingeschränktem Lobe geäußert haben! „Der Tyroler Freiheitskampf" mit dem Vorspiel „Braut des Vaterlandes", den drei Hauptdramen in je 5 Akten: „Speckbacher, der Mann von Rinn", „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall" und „Andreas Hofer, der Sandwirt", und dem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal" ist das bedeutendste Werk der tirolischen Dichtung überhaupt, das weithin leuchtende monumentum aere perennius der Poesie Domanigs. Fünfzehn Jahre arbeitete der Dichter an diesem seinem Lieblings- und Lebenswerke; obwohl die einzelnen Teile nicht in ihrer endgültigen Reihenfolge geschrieben wurden, so bilden sie doch in ihrer jetzigen, teilweise geänderten Gestalt und naturgemäßen Anordnung ein künstlerisches Ganzes von einheitlichem, planvollem Aufbau, indem sich die einzelnen Teile harmonisch dem Gesamtwerk einfügen, indem sich Interesse und Wirkung vom Beginn bis zum Schlusse der gewaltigen Schöpfung stetig steigert. Der Held der Trilogie ist das Tiroler Volk; sein Leben und Weben, Denken, Fühlen, Handeln im allgemeinen und in einem welthistorischen Augenblick im besonderen bilden ihren Gegenstand, bedeutende Individualitäten des Tiroler Volkes sind die Helden der einzelnen Teile der Trilogie. Eigentümlich ist schon die Sprache, in der die wechselnde Anwendung von Mundart und Schriftsprache, Prosa und Blankvers gar nicht störend wirkt. Es ist ein schöner, bei einem so ganz und gar nationalen Werke und einem so durchaus nationalen Dichter kaum sonst noch sich findender Zug, daß die eigenen Landsleute nicht einseitig verhimmelt werden, daß auch unter ihnen Schwache und Schlimme auftreten, daß sogar an den populärsten Helden ein dunkler Punkt nicht übersehen wird; anderseits, daß auch die Feinde, hier Franzosen und Bayern, nicht grundsätzlich schlecht gemacht werden, sondern auch in edlen Persönlichkeiten vertreten sind. Hierin zeigt sich der wahrhaft humane, der christliche Standpunkt, wie nicht minder darin, daß in diesen Kriegsdramen der Krieg niemals ohneweiters verherrlicht wird, sondern nur als Notwehr eines um seine heiligsten Ansprüche und Rechte gebrachten Volkes

erscheint. Um die unzähligen Schönheiten der Trilogie zu erfassen, muß man sie wiederholt lesen; das Meisterhafteste, das Höchste, was dem Dichter gelungen, ist meiner Ansicht nach die künstlerische Durchführung eines im Verhältnis zu den übrigen so komplizierten Charakters wie Andreas Hofer. Ohne daß von einer Nachahmung gesprochen werden könnte, scheinen mir in der Trilogie Domanigs einige Stellen von metrischer Form in Tonfall und Stil an Grillparzers „König Ottokar" anzuklingen; Hofer wiederum stellt in Domanigs dramatischer Technik dasselbe dar, was Rudolf II. (im „Bruderzwist") für Grillparzer, das schwierigste psychologische Problem.

Als echter Dramatiker hat Domanig seine Trilogie gewiß nicht bloß zum Lesen geschrieben. Es sind auch die einzelnen Teile derselben wiederholt aufgeführt worden und haben ihre Bühnenwirksamkeit vor Hunderten von Zuschauern geoffenbart und zweifellos bewiesen. Allein große deutsche Bühnen sollten sich an die Darstellung der ganzen Trilogie wagen, und vollends in Tirol müßte sie dem ständigen Spielplan der Theater einverleibt werden. Das ist eine Ehrenpflicht gegen das tirolische Volk wie gegen den tirolischen Dichter.

Die übrigen dramatischen Werke Domanigs sind in Prosa geschrieben und behandeln Probleme der Gegenwart. „Der Gutsverkauf" ist von diesen Dramen das älteste. Es steht ganz im Dienste der Idee, den Wert des Heimatbodens und die Notwendigkeit, ihn vor dem Übergang in fremde Hände zu bewahren, lebhaft vor Augen zu stellen. Die Handlung spielt in Tirol, aber die Idee kann mutatis mutandis überall auf Verständnis und Wohlwollen rechnen. Auf diesen ersten Versuch im zeitgenössischen Drama folgten „Der Idealist" und „Die liebe Not". Das erstere spielt wohl auch in Tirol, führt aber allgemein menschliche Verhältnisse und Konflikte vor. Neben der Haupthandlung, einem Konflikt zwischen Liebe und Pflicht einerseits und Drang nach Betätigung anderseits, nimmt einen großen Teil des Stückes eine ätzende Satire auf die traurigen literarisch-theatralischen Verhältnisse der Gegenwart ein, die ja von einer gemüts- und gewissenlosen Clique gewissermaßen als Monopol ausgebeutet werden. Ein abschließendes Urteil über dieses interessante, an trefflich gezeichneten Gestalten und Situationen reiche Stück ist noch nicht am Platze, da der Verfasser an seinem schon einmal umgearbeiteten Werke noch einmal Änderungen vorzunehmen gedenkt. „Die liebe Not" spielt in Wien und dessen Umgebung, allein Tiroler haben die führenden Rollen in diesem Stück inne. Es handelt sich um zwei Brüder, beide Bildhauer: einer, Georg Plank, reich und angesehen, der andere, Josef Plank, arm und unbeachtet. Jener hat sich von Tirolertum und Tiroler Tugend längst abgewendet und zu Schwindel und Betrug gegriffen; dieser hält mit Weib und Kindern an heimischer Sitte und guten, altbewährten Grundsätzen fest und wünscht nichts sehnlicher, als in seiner Heimat eine bescheidene Stellung zu erreichen. Der Abtrünnige untergräbt in blindem Drange nach äußeren Erfolgen sein Dasein und die Trümmer drohen ihn zu



begraben; da richtet ihn der gesinnungstreue Bruder auf und lohnt mit Gutem alles Böse, was ihm anzutun jener Ehrvergessene nicht angestanden hatte. Dieses Schauspiel ist so originell konzipiert, so reich an vortrefflichen Charakteren von großer Mannigfaltigkeit (darunter prächtige Kindercharaktere), an feinen seelischen Übergängen, lebenswahren, rührenden, entzückenden und erschütternden Szenen, daß es unglaublich erscheint, wie ein noch dazu der Bühne vollkommen angepaßtes und an diese keine besonderen Anforderungen stellendes Stück bis jetzt nirgends aufgeführt worden ist.

Auf dem Gebiete des Romans hat Domanig in seinen „Fremden" ein Werk geschaffen, das überall in den Alpenländern das lebhafteste Interesse und laute Erörterungen hervorgerufen hat. Der Roman nimmt nämlich zu einer kulturellen Lebensfrage dieser Länder Stellung, schildert den üblen Einfluß, den der Strom der Fremden, der Sommerfrischler und Touristen auf Sitte und Lebensführung der Eingeborenen nimmt, und dringt darauf, daß, und belehrt, wie der Gefahr gesteuert werden kann und soll. Der Roman ist reich an Naturbildern und Menschentypen des Tiroler Volkes und seine Fabel ist gut erfunden; aber wie sehr er in erster Linie als Tendenzwerk anzusehen ist, beweist zum Beispiel das Urteil eines Geistlichen, daß dieses Buch ebenso gut und vielleicht noch nützlicher wirken dürfte als eine ganze Anzahl auch der allerbesten Predigten. Darum muß es für jeden Freund des Volkswohls eine Genugtuung und Freude sein, daß dies Buch gegenwärtig in einer dritten Auflage in nicht weniger als sechzig Tausend Exemplaren gedruckt und so zu einem wahren Volksbuch wird.

Als Volksbuch von Anfang an gedacht ist eines der anmutigsten, liebenswürdigsten Bücher, die ich kenne, Domanigs „Hausgärtlein", das sich mit Fug und Recht dem soeben ein Jahrhundert alten und noch immer jungen „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" zur Seite stellen darf. „Dreierlei Pflanzen", sagt Domanig in der Einleitung zu diesem prächtigen Büchlein, „hat die Bäuerin in ihr Hausgärtlein gesetzt. Etliche für die Küche: Spinat, Petersilie, Schnittlauch; andere für die Hausapotheke: Rhabarber, Hauswurz, Kamillen; endlich aber auch allerhand Zierpflanzen: Rosen, Nelken, Veiglein und Sonnenblumen. So will auch ich in meinem Büchlein verschiedenes bringen: einiges fürs praktische Leben, anderes zu Trost und Erbauung und wieder etliches mehr zur Unterhaltung. Darum habe ich, mit Rücksicht auf seinen Inhalt, das Buch das ‚Hausgärtlein' betitelt." Also Nützliches, Erbauliches, Unterhaltendes, stofflich so anziehend, so natürlich, unbefangen, herzlich und schön erzählt, daß man sich nicht satt lesen kann. Wie rührend, wie sinnig die Parabel „Margit", die einen Lieblingsgedanken des frommen Dichters in ein reizendes Gewand kleidet! Wie so ganz für das Volk geschaffen diese heimatlichen Geschichten, die Erzählungen von dem Biedersinn und der Tüchtigkeit der Ahnen! Wie charakteristisch der ausführliche Bericht über eine tirolische Pilgerfahrt nach Jerusalem! Zwischen den Prosastücken stehen ein paar wirkungsvolle poetische Erzählungen:

„Der Richter von Toblach", „Das Wunder von St. Georgenberg", die in der schlichten, wirkungsvollen Prägnanz des Ausdruckes ihre Verwandtschaft mit dem „Abt von Fiecht" verraten.

Gemütlichen und ästhetischen Hochgenuß gewähren einem gebildeten Leser einfache und unscheinbare Geschichten, die nun als „Kleine Erzählungen" in zweiter Auflage vorliegen. Diese, wie sich Domanig ausdrückt, „altmodischen" Geschichten sind mit seinem Leben aufs innigste verwachsen; er hat die meisten aus dem Munde lieber Verwandter, vertrauter Freunde vernommen, sie in der Hauptsache treulich, im ursprünglichen Tone nacherzählt, freilich eigene Erfahrungen mit hinein verwoben; anderes, was er an und in sich erlebt, hat er in ähnliche Geschichten verwandelt und umgestaltet.

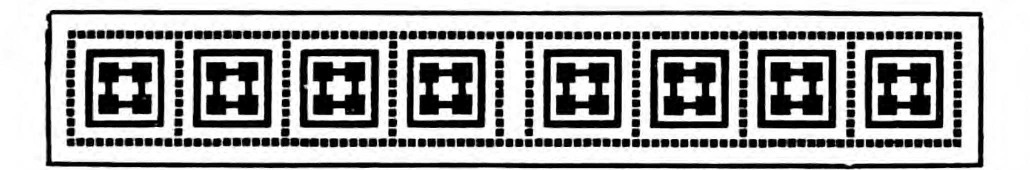
Bei tieferem Einblick verlieren diese Erzählungen, die einem Schnell- und Vielleser alltäglich und beinahe inhaltlos dünken mögen, ihre scheinbare Einfachheit, eine Mannigfaltigkeit von Beobachtungen und ein Reichtum von Gedanken überrascht, zieht an und läßt nicht mehr los, und es wird die Fülle von Kunst und Gemüt offenbar; so liegt unter schlichtem Rasen und dünner Erdkruste der wertvolle blinkende Schatz verborgen.

Im „Wanderbüchlein" (S. 52) steht ein Gedicht „Verlassenschaft":

„Und was an Gütern hinterläßt du? Sag!"
Nur ein Stück Feld,
Das vordem brach gelegen.
Ich hab's bestellt,
Mit Nutz- und Zierholz wohl besetzt,
Wissen und Können daran gesetzt
Und Mühen allerwegen
In Sommerszeiten wie manchen Tag!
Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag!

Welch eine rührend bescheidene und dennoch männlich selbstbewußte Würdigung der Lebensarbeit! Wir hoffen zu Gott und wünschen vom Herzen, daß die Verlassenschaft noch immer wachse, daß die Inventarisierung noch lange auf sich warten lasse. Möge Domanig in voller Tatkraft noch viele Jahre leben und wirken, zum Wohle seiner Heimat, seines Vaterlandes, der Gesellschaft und der Kunst!





Arbeitsteilung und Maschinenverwendung.

Von **E. Schwiedland.**

Die Ergiebigkeit der gewerblichen Arbeit wird wesentlich gesteigert durch die Einführung der Arbeitsteilung und durch die Verwendung von Maschinen.

Arbeitsteilung ist die Beschränkung des Arbeiters auf einen besonderen Teil des Arbeitsprozesses. Die Gesamtleistung wird dadurch auf mehrere Arbeiter verteilt; jeder von ihnen vollführt Teile des Verfahrens, die er ununterbrochen und ausschließlich wiederholt; durch den Übergang des bearbeiteten Gegenstandes aus einer Hand in die andere entsteht das Produkt.[1])

Diese Vereinfachung und Beschränkung der Leistung im Betriebe gestattet zunächst eine entsprechende Verwendung der stärksten wie der schwächsten Kräfte. Sie erhöht aber auch ihre Ausbildung innerhalb ihres beschränkten Gebietes und vermehrt dadurch ihre Leistung der Menge nach.

Durch die Auflösung des Arbeitsverfahrens in eine Anzahl von Teilprozessen wird nämlich die Tätigkeit des einzelnen Mitarbeiters vereinfacht. Dies bewirkt eine besondere Anpassung des Mannes an seine Aufgabe, erhöht seine Übung, befördert die Raschheit seiner Verrichtung und hat noch eine weitere Zeitersparnis zur Folge, weil nun keine Pausen durch den Übergang von einer Arbeit zur anderen entstehen. Abwechslungsvolle Arbeit heischt einen häufigen Wechsel der Bewegungen und jeder derartige Übergang eine (geistige wie leibliche) Anpassung an die neue Aufgabe, also „einen Kraftaufwand, der an sich kein nutzbares Ergebnis bildet" (Bücher); bei gleichmäßiger Fortsetzung der gleichen Muskelbewegungen dagegen kann das geistige Element der Arbeit zum Teil ausgeschaltet, und durch den bloß mechanischen Vollzug der Bewegungen die Ermüdungsgrenze hinausgerückt

---

[1]) So sondern sich schon die Bauern beim Heumachen: „da recht der eine das Heu zu Kegeln zusammen, der andre nimmt es auf die Gabel und reicht es dem dritten hinauf, der auf dem Wagen steht, um die Ladung aufzubauen. Der vierte bewacht indes das Gespann und führt es beim Weiterfahren zum nächsten Haltepunkt. Ein fünfter ist damit beschäftigt, vom Wagen abzustreifen, was überhängt und was sonst umherliegt, zusammenzurechen und nachzubringen". — In größeren gewerblichen Betrieben verbleiben die Arbeiter jahraus jahrein, ja während ihres ganzen beruflichen Lebens bei der nämlichen beschränkten Teilarbeit, die sie ausschließlich, aber beständig verrichten. Jeder vollzieht ständig seine engbegrenzte berufliche Tätigkeit, so daß z. B. der heutige Fabriksschuster oder der Arbeiter einer Nähnadelfabrik mit so vielen Arten von Berufsgenossen zusammenwirken muß, daß man sagen konnte, der einzelne sei nur ein Sechsundneunzigstel-Schuhmacher, bezw. ein Achtzigstel-Nadler.

werden. Die automatische Arbeit läßt sich also rascher gestalten und länger fortsetzen.

Die beschränkte Verwendung befördert die Leichtigkeit, Sicherheit und Gleichmäßigkeit der geforderten Leistung, d. h. läßt das höchste Arbeitsgeschick und die größte Genauigkeit der Ausführung erreichen.

Hinzukommt das Bestreben des Teilarbeiters, technische Fortschritte zu verwirklichen. Wer eine Arbeit nur einmal macht, dem wird an einer kleinen Kraftersparnis nichts liegen; bei beständiger Anwendung der gleichen Bewegung wird aber die Ersparnis und die zweckmäßige Gestaltung der stets wiederkehrenden Bewegung wohl erwogen, und die Tendenz, ein Ziel mit dem kleinsten Kraftaufwande zu erreichen, läßt nun besondere Griffe ersinnen. Auch eine Anpassung des Werkzeuges an die besondere Teilarbeit erfolgt. Das Messer z. B. erhält eine bestimmte Form, den Handgriffen angepaßt, zu deren Vollführung es im bestimmten Falle dient. Die Schwierigkeiten, welche die Urform der Werkzeuge verursacht, veranlassen ihre Differenzierung, einen Formwechsel, Spezialisierung. Marx erwähnt, daß zu Ende der 1860er Jahre in Birmingham etwa 500 Varietäten von Hämmern erzeugt wurden, wovon oft eine Anzahl den verschiedenen Verrichtungen in demselben gewerblichen Prozesse dienten. So vereinfachte, verbesserte, vermannigfachte schon die Manufaktur die Werkzeuge durch deren Anpassung an eine ausschließliche Sonderfunktion. Marx erinnert hiebei an die Beobachtung von Darwin, wonach ein Organ, das verschiedene Arbeiten zu verrichten hat, in seiner Form unverändert bleibt, während die natürliche Züchtung sorgfältig jede kleine Abweichung der Form erhält oder unterdrückt, falls das Organ zu einem besonderen Zweck allein bestimmt wird; so mögen Messer, sagt Darwin, die allerlei Dinge zu schneiden bestimmt sind, im ganzen ziemlich von derselben Form sein; ein nur zu einerlei Gebrauch bestimmtes Werkzeug jedoch muß eine für diesen Gebrauch adaptierte Form haben. — Neben den Werkzeugen, wie Hammer, Axt, Messer, Zange, Säge Schaufel usw. erleichtern einfache Vorrichtungen (die schiefe Ebene, der Hobel, die Rolle) die Arbeitstätigkeit.

Ausschließliche Verwendung zu einer immerfort gleichen Arbeit steigert also die Nutzwirkung durch Meidung von Kraftverschwendung und durch wirksame Ausnutzung der Bewegung; die Anpassung der Arbeiter an ihre Aufgabe führt ferner zur Erfindung besonderer, der gegebenen Arbeit angepaßter Werkzeuge und Hilfsmittel, und dies bewirkt wieder eine Erhöhung der Ausbeute und eine entsprechende Ausführung.

Die Wirtschaftlichkeit der Arbeitsteilung wird aber auch dadurch erhöht, daß bei arbeitsteiligem Verfahren jeder Arbeiter auf sein bestimmtes Werkzeug beschränkt wird. Infolgedessen bedarf es weit weniger Arbeitsbehelfe, wie wenn jeder Arbeiter alle zur Herstellung eines fertigen Erzeugnisses erforderlichen Werkzeuge brauchte.

Die Zusammenarbeit Vieler erfordert und erzwingt sodann einen ununterbrochenen Fortgang der Gesamtarbeit in einem Arbeitstempo, dem der einzelne Mitarbeiter sich kaum zu entziehen vermag; die gegenseitige Abhängigkeit



erzwingt eine feste Kontinuität und eine erhöhte Intensität der Arbeit.[1])

Der teilarbeitende Spezialist bedarf keiner langen Lehre, erlangt höheres Geschick, paßt sich seinen Ausführungen möglichst an und arbeitet rascher als ein vielseitiger Arbeiter. Freilich ist er nur zu einer bestimmten Teilarbeit befähigt und nicht zum gesamten Arbeitsprozeß, und seine Wiederverwendung ist beschränkt, wenn er seine Arbeitsstelle wechseln soll; auch wird die Tätigkeit dieses ouvrier parcellaire inhaltlos und unbefriedigend. Schuf der Handarbeiter selbst Werke, so sieht der Fabriksarbeiter bloß dem Wirken seiner Maschine zu, überwacht ihren Gang und bedient sie, indem er ihren Lauf regelt, ihre Teile reinigt oder ölt. Den innern Menschen spricht diese Arbeit weniger an, ihr seelischer Ertrag oder Segen ist gering, so daß „Menschen zu sein, heut Millionen von Arbeitern nur außerhalb der Berufstätigkeit möglich" ist.[2])

Auch in der Spezialisierung der hergestellten Gegenstände liegt eine Möglichkeit technischer Vervollkommnung: das Herstellungsverfahren wie die Erzeugnisse selbst verbessern sich, werden mehr und mehr ihren Endzwecken angepaßt.[3])

Die Steigerung der Ergiebigkeit der Teilarbeit erweist ein Beispiel: in einer handwerksmäßigen Bäckerei beträgt die Leistung eines Bäckers

---

[1]) Aufs höchste entwickelt sich die Arbeitsteilung in den großen gewerblichen Betrieben.

So stellen mittlere Schwarzbäckereien in jeder Schicht je drei Mann zu einem Backofen; diese besorgen gemeinsam das Abladen des Mehles, das Sieben und Mischen, die Teigbereitung, das Abwiegen, Formen und Backen sowie einige Nebenarbeiten. Eine Bäckerei dieser Art beschäftigt also, wenn sie zehn Backöfen betreibt, in jeder Schicht 30 Mann; eine fabriksmäßige Schwarzbäckerei mit 44 Öfen dagegen verwendet in jeder Schicht, anstatt 132 Mann, die jenem Verhältnisse entsprechen, 70 Mann und 100 Pferdekräfte; diese Arbeiter sondern sich aber hier in 20 Arten, deren jede auf eine besondere Tätigkeit beschränkt ist. Mittelbetriebe mit etwa 15 Öfen, welche diese Arbeitsteilung nachahmen, bringen es nur auf fünf bis sieben Kategorien von Teilarbeitern.

In der Schuhmacherei verfertigt der Landschuster allein den ganzen Schuh; der städtische Meister kauft schon oft die Schuhoberteile und macht die sonstige Arbeit selbst. Eine Schuhmanufaktur (mit Handbetrieb) hingegen zählt 16 Kategorien von Teilarbeitern, eine mechanische Schuhfabrik 96. Da gibt es bei der Bearbeitung der Absätze allein virtuose Spezialisten als Absatzaufdrücker, -stiftler, -fräser, -glaser, -frontausschneider, -abnehmer; in der Ausputzerei: eigene Schnittpolierer, Bimser, Schwärzer, Glattpolierer, Nachputzer.

[2]) Amerikanische Fabriken spezialisieren ihren Nachwuchs mitunter derart, daß die jungen Leute bald zu einer besonderen einseitigen Arbeitsgeschicklichkeit und zu einem nennenswerten Anfangslohn kommen, aber, ausschließlich zur angelernten Tätigkeit fähig, weder ihre Arbeitsplätze leicht ändern, noch infolgedessen ein normalen Vollarbeitern sonst erreichbares namhafteres Lohnniveau erreichen können.

[3]) Wo es einer Verstärkung der Produktionskraft nicht bedarf, weil man Zeit genug hat, um die erforderlichen Arbeiten nacheinander zu verrichten, da kann man sich mit einer zeitlichen Arbeitsverteilung auf einen längeren Zeitraum begnügen: so in der Landwirtschaft oder im kleinen Gewerbebetrieb: dort bedarf es nicht der Arbeitsteilung, die eine Vermehrung der Arbeiter bedingt, weil sie jeweils nur bestimmten Teilarbeiten obliegen.



in zwölf Stunden 300 Pfund Brote, in einer großen Bäckerei mit arbeitsteiligem Verfahren und Verwendung einer Knetmaschine 600 Pfund, in einer maschinell hochentwickelten Brotfabrik schon in acht Stunden bis 1000 Pfund.

Freilich wird die Ergiebigkeit der Arbeit gewaltig gesteigert durch ihre Verbindung mit Maschinen, die einen Teil der vereinfachten und beschränkten Arbeit übernehmen. Sie lassen Naturkräfte wirken, erleichtern dadurch die Arbeitslast für den Menschen, gestatten ungeheure Kraftleistungen, kürzen den Verlauf der Produktion ab und vollführen sie genauer, gleichmäßiger, wohlfeiler und ausdauernder als der Mensch.

Der ausgebildete Maschinenbetrieb gliedert sich in drei wesentliche Teile: die Kraftquelle, die Transmission und die Arbeitsmaschine.

Die Kraft- oder Antriebsmaschine, der Motor, empfängt den Anstoß von einer Naturkraft, die als solche vorhanden ist (strömende Luft, fließendes Wasser) oder künstlich gewonnen wird (Dampf, Explosionen, Elektrizität), und zwingt diese Kraft zum Übergang auf die Transmissions- oder Zwischenmaschinerie. Aus Schwungrädern, Treibrädern, Zahnrädern, Kreiselrädern, Schäften, Schnüren, Riemen, Zwischengeschirr und Vorgelege gebildet, regelt die Transmission die Bewegung, verwandelt, wo es nötig ist, ihre Form (z. B. aus einer perpendikulären in eine kreisförmige), verteilt und überträgt sie auf die Arbeitsmaschine. Der Motor stellt so die Triebkraft dar, die Transmission deren Übertragung. Indem sie ihre Bewegung schließlich der Arbeits- oder Werkzeugmaschine mitteilt, veranlaßt sie diese, den Gegenstand der Arbeit anzupacken und zweckmäßig zu verändern — zwingt den Hobel in der Tischlerei, den Webstuhl in der Weberei, den Selfaktor in der Spinnerei zu wirken, d. i. mit Werkzeugen die gleichen Operationen zu vollführen, die vordem der Arbeiter mit einem ähnlichen Werkzeuge und mit der Hand verrichtete.

Die Arbeitsmaschine besorgt so die Bearbeitung des Materials anstatt des Werkzeuges in der Hand. Solange sie hiezu von Menschenkraft angehalten wird, heißt sie Handwerksmaschine; die Einschaltung einer elementaren Antriebskraft (der Triebkraft des Windes, tierischer Zugkraft, der Stromkraft des Wassers, der Expansivkraft des Dampfes, explosiver Gasmischungen, komprimierter Luft, komprimierten Wassers oder elektrischer Ströme) schafft sog. Kraftmaschinen. Durch die menschliche Kraft kann fast immer nur ein Werkzeug auf einmal in Bewegung gesetzt werden, durch mechanische Kraft dagegen eine größere Anzahl von Werkzeugen. In Deutschland versuchte man einmal einen Spinner zwei Spinnräder treten, ihn also gleichzeitig mit zwei Händen und zwei Füßen arbeiten zu lassen. Das war zu anstrengend. Später erfand man ein Tretspinnrad mit zwei Spindeln, aber die Virtuosen, die zwei Fäden gleichzeitig spinnen konnten, waren ebenfalls äußerst selten. Dem gegenüber spann die „Jenny“ von vornherein mit 12 bis 18 Spindeln; der Strumpfwirkerstuhl strickt mit vielen tausend Nadeln auf einmal, und heutige Spinnmaschinen können 3000 Spindeln bewegen, die zudem weit rascher spinnen als die Menschenhand.

Die motorische Werkzeugmaschine arbeitet mit absoluter Gleichmäßigkeit und Genauigkeit; sie ist also auch nach dieser Richtung emanzipiert von den organischen Schranken, die das Handwerkszeug des Arbeiters beengen, und indem sie den Arbeiter, der ein einziges Werkzeug handhabt, durch einen Mechanismus ersetzt, der mit einer Masse von Werkzeugen auf einmal operiert, bewegt sich diese durch eine einzige Triebkraft, sei es Wasser, Wind, Dampf oder Elektrizität.

Die Leistungen der Produktion wie des Transportes haben sich in den letzten hundertfünfzig Jahren so enorm erhöht, weil die Maschinen den Menschen ermöglicht haben, „große Mengen von Wärme, Licht und Kraft auf einen Betätigungspunkt zu konzentrieren und die Bewegungen des Arbeitsprozesses gleichmäßig, kontinuierlich und automatisch zu gestalten. Rationellere Auswertung der Naturkräfte, bessere Nutzung der Bodenstoffe, Brauchlichmachung von früher als wertlos erachteten Abfällen, das sind, neben zentralisierter Überwachung und Verminderung von Betriebsverlusten, entsprechender Erweiterung der Erstehungs-, Umsetzungs- und Absatzgelegenheiten . . . einige der direkten Folgen der Anwendung von Maschinen in Landwirtschaft und Industrie". In den Achtziger-Jahren wird von der nordamerikanischen Industrie berichtet, daß in der Tapetenfabrikation ein Mann die Produktion von früher 100 Leuten bewirke, daß auf einer Goodyear-Nähmaschine ein Arbeiter soviel zuwege bringe, wie früher acht Handarbeiter, daß beim Drucken ein Mann mit vier Gehilfen in einer Stunde soviel leisten, wie vordem ein Mann und ein Gehilfe in 100 Tagen usw. Und seither haben sich die Verhältnisse noch entsprechend weiter entwickelt.

Wo geschulte Arbeiter selten sind, wie bei uns auf dem Lande, erhöht sich für den kleinen Unternehmer der Anreiz, sich durch Einführung von Werkzeugmaschinen vom gelernten Arbeiter unabhängig zu machen. Anders in der Großstadt, wo sich stets Arbeitslose zur Verwendung drängen. Ebenso beeilt es den Übergang zum Maschinenbetrieb, wenn die Arbeiter anspruchsvoll sind, wie namentlich in Nordamerika, England oder Australien. Wo dagegen eine genügsame Arbeiterschaft mit Maschinen um die Wette wirken will, bedient man sich ihrer willig.

Die ungeheure Ausbildung der Lasthebe- und Transportwerke in Nordamerika, welche Beladungen, Entladungen und sonstige Ortsveränderungen dort rasch, sicher und bequem bewerkstelligen und der Industrie innerhalb, wie außerhalb ihrer Werkstätten sehr zuhilfe kommen, ist zum Teil die Folge des Bestrebens, überhaupt an Menschen und an der Zeit der verwendeten Arbeiter zu sparen. Deshalb bedient man sich dort auch beim Bauen verschiedener Motoren zum Betriebe von Krahnen wie von Mischmaschinen, ein Verfahren, das bereits in Deutschland Nachahmung findet.

Manche Fabrik besteht vorwiegend aus gleichen Arbeitsmaschinen, z. B. eine Weberei aus dem nebeneinander vieler mechanischer Webstühle im selben Arbeitsgebäude, und ihre technische Einheit besteht darin, daß diese vielen Arbeitsmaschinen ihren Impuls gleichzeitig und gleichmäßig empfangen vom „Herzschlag des gemeinsamen Motors", übertragen durch die Transmission, die ihnen gleichfalls teilweise gemeinsam ist, da sich besondere



Ausläufe davon in die einzelne Werkzeugmaschine verästeln. Anderwärts greift ein höheres Maschinensystem Platz, wenn eine Reihe verschiedenartiger, einander ergänzender Werkzeugmaschinen vorhanden ist, durch die der bearbeitete Gegenstand hindurchgeht, und die dabei an ihm verschiedenartige Arbeiten vornehmen. Jede Teilmaschine liefert dann der nächstfolgenden ihr Fabrikat, und da sie alle gleichzeitig nebeneinander wirken, befindet sich das Produkt fortwährend unterwegs, auf den verschiedenen Stufen seines Bildungsprozesses, im Übergang aus einer Produktionsphase und aus einer Maschine in die andere. In der Spinnerei sehen wir eine derartige Kombination verschiedenartiger Maschinen, welche die Wolle reinigen, krempeln usw. und endlich feinspinnen; ähnlich in der Papierfabrik die Reihenfolge von den Holländern bis zur Papiermaschine.

Die ersten Kraftmaschinen wurden für einfache Prozesse angewandt, die mit großem Kraftaufwand, aber einfach auszuführen sind; so wird in der Papierfabrik frühzeitig das Zermalmen der Lumpen durch Holländer, in der Metallurgie das Zerstoßen der Erze durch Pochmühlen verrichtet. Das Mechanisieren der Produktion hat überhaupt mit der mechanischen Bearbeitung des Rohstoffes begonnen, ist von da zur mechanischen Arbeit an den Übergangsprodukten und dann zu jener an den Enderzeugnissen vorgeschritten. Mit der ausgedehnteren Anwendung von thermischen, chemischen und elektrischen Kräften tritt die Verwendung menschlicher Arbeitskräfte bei der Bewältigung elementarer Schwierigkeiten zurück.

Sobald die Arbeitsmaschine alle zur Bearbeitung des Rohstoffes nötigen Bewegungen ohne menschliche Beihilfe verrichtet und nur noch menschlicher Nachhilfe bedarf, indem der Arbeiter der Maschine bloß den Gegenstand der Arbeit zuführt und auf ihre Instandhaltung achtet, haben wir ein automatisches System der Maschinerie; dieses ist beständiger Ausarbeitung und Ergänzung fähig, so die Spinnerei durch den Apparat, der die Spinnmaschine stillsetzt, sobald ein einzelner Faden reißt, oder die Weberei durch den Selfacting Stop, der den Dampfwebstuhl anhält, sobald in der Spule des Weberschiffes der Einschlagfaden ausgeht. Als ein Beispiel sowohl der Kontinuität der Produktion wie der Durchführung des automatischen Prinzipes kann manche chemische Fabrik, die Müllerei oder auch die moderne Papierfabrik gelten. Ebenso findet man in der Margarin- und Kerzenfabrik einen Direktor, einen Ingenieur, mehrere Tagwerker und eine Anzahl die Erzeugnisse färbende, verzierende oder verpackende Mädchen; die Tagwerker wissen gar nicht, welche technischen Funktionen sie beim Bedienen der Apparate ausüben und können nicht den Zusammenhang der Fabrikationsstadien erklären.

Die Ausbildung des automatischen Systems geht Hand in Hand mit der Anwendung von schwerer zu bewältigendem Material, z. B. von Metall statt Holz.

Für die Verwendung von Maschinen ist ihre wirtschaftliche Ergiebigkeit maßgebend. Eine kostspielige Arbeits- (Werkzeug-) Maschine rentiert, wenn sie besonders viel erzeugt oder zahlreiche Handarbeiter überflüssig macht, mithin das einzelne Stück wohlfeil herstellt, beziehungsweise bearbeitet. Anderseits



muß der Markt die gesteigerte Menge von Erzeugnissen aufnehmen: dann erst bringt die Vermehrung der verkauften Menge die Kosten der maschinellen Einrichtung herein. Immer muß eine *wirtschaftlich zweckmäßigere Gestaltung* der Erzeugung die Maschinerie bezahlt machen.

Die Folge des neuzeitlichen Maschinenwesens ist eine erhebliche Abkürzung der Produktionsdauer und eine ungeheure Vermehrung der erzeugten Mengen.

Daneben wächst die Summe der in den Dienst gezwungenen Naturkraft — die Zahl der Pferdekräfte — beständig in ungeheurem Maße.

Die Verwendung von Werkzeugmaschinen vereinfacht ihrerseits die Tätigkeit des Arbeiters; an Stelle der beruflich allseitiger ausgebildeten Lehrlinge treten daher rasch angelernte einseitige Arbeiter. Die Möglichkeit, als jugendlicher Fabriksarbeiter bald zu einem geregelten Verdienst zu kommen, wirkt aber auf den Handwerkerstand zurück, bei dem nun ein Mangel an Lehrlingen fühlbar wird.

Die Maschine setzt den Bedarf an physischer Kraft des Mannes herab. Der Tischler einer Fenster- und Türen- oder einer Möbelfabrik leistet lange nicht die rohe Arbeit wie der handwerksmäßige Tischler; auch bedarf er weniger allgemeiner fachlicher Kunstfertigkeit als jener; er hat vornehmlich seine Maschine zu bedienen — wie der Tischlerjunge, der an die Dampfsäge das Brett anhält, um es nach vorgezeichneter Linie zerschneiden zu lassen, oder wie der Spinner, der am Selfaktor steht und bloß zusieht, wo ein Faden abreißt, um ihn rasch wieder anzudrehen oder mit einem Griff die Transmission auszuschalten und die Werkzeugmaschine zum Stehen zu bringen, oder der Weber, der vor seinem mechanischen Stuhle steht, die hin- und herfliegenden Schiffchen verfolgt und im Falle einer Unregelmäßigkeit in ihrem Gange, des Reißens des Fadens oder der Lockerung der Kette, ebenfalls mit einem Griffe den Apparat stillsetzt.

Mit dieser Vereinfachung der mechanischen Tätigkeit ist aber zugleich dank dem Maschinenwesen die Produktivität der Fabriksarbeit enorm gestiegen, wodurch auch eine Möglichkeit für die Erhöhung der Löhne gegeben war; doch hat sich diese Erhöhung weder selbsttätig ergeben, noch gewährleistet sie eine subjektiv glücklichere Lage des Fabriksarbeiters gegenüber dem Handwerker. Der Spinner, der zwei Selfaktoren mit soundsoviel tausend Spindeln oder der Mann, der zwei, vier oder mehr Webstühle gleichzeitig überwacht, hat eine wenn auch nicht körperliche, so doch sehr intensive Arbeit der *Nerven* zu leisten und erschöpft, wenn auch nicht seine Muskeln, so doch seine Nervenkraft. Allerdings gewährt die Schulung, die zur Bedienung komplizierter und teurer Maschinen erforderlich ist, die Möglichkeit, den Unternehmer durch einen Streik in eine Zwangslage zu versetzen; kostspielige Maschinen kann man ja weder unabgerichteten, noch ungeschickten oder unzuverlässigen Leuten überantworten.

Ist nun auch bei den heutigen kunstvollen Maschinen nicht *mehr* notwendig, als Zuführung von Material, Abhaltung von Störungen und Beaufsichtigung der Maschinerie, so ist dazu doch ein geübter und verläßlicher und wohl auch ein gebildeterer Arbeiter notwendig als früher, da sein mechanisches Werkzeug ein heikles Hilfsmittel ist. Je leistungsfähiger, feiner



und kostspieliger es ist, desto geschickter und verständiger muß der Arbeiter bei seiner Handhabung sein; daher die Möglichkeit für ihn, höhere Löhne zu fordern. Ein großer deutscher Unternehmer sagt: „Eine ideale Fabrik wäre eine, die wie ein riesiges Uhrwerk automatisch funktioniert und nur eines einzigen Arbeiters als Aufseher bedarf. Die Krafterzeugungsindustrie und die technische Chemie nähern sich diesem Zustand. Dieser Arbeiter als Aufseher aber hätte ausschließlich geistige Arbeit aufzuwenden und wäre vor eine sehr große Verantwortung gestellt. Geradezu wahnsinnig müßte der Unternehmer sein, der diesem Manne gegenüber auch nur den Versuch machte, seine Position auf dem Arbeitsmarkt zur Geltung zu bringen, um den Lohn des Mannes zu kürzen. Im Gegenteil: der Arbeitgeber hat ein lebhaftes Interesse daran, daß der Mann sich gut ernährt, zufrieden und guter Laune ist. Der gut bezahlte Arbeiter leistet wesentlich mehr als der schlecht bezahlte".

Immerhin ist die günstigere Lage der heutigen kulturell gestiegenen und hochqualifizierten Fabriksarbeiter teuer erkauft worden durch das grenzenlose Elend, in dem die früheren ersten Fabriksarbeiter schmachteten, als an die Stelle handwerksmäßiger Arbeiter häufig Ungelernte, an Stelle von Männern Frauen und Kinder traten und die Leistungsfähigkeit der neuartigen Maschinen überdies Menschen überflüssig machte. Noch heut begründet die Einführung neuer Maschinen Arbeitslosigkeit. So ersetzt z. B. eine Setzmaschine drei Arbeiter. Nur daß heute hochqualifizierte Leute diese Kunstwerke bedienen, während zu Beginn des Fabrikswesens Ungelernte, Frauen und Kinder an die einfachen ersten Maschinen gestellt werden konnten. Immer aber verdrängen neue Maschinen Menschen und schaffen jene „industrielle Reservearmee" der Arbeitslosen, die den Lohn der in Arbeit Stehenden drückt. „Verkrüppelt durch die Teilung der Arbeit, sind diese armen Teufel außerhalb ihres alten Arbeitskreises so wenig wert, daß sie nur in wenigen niedrigen und daher beständig überfüllten und unterbezahlten Arbeitszweigen Zugang finden" (Marx). Nur allmählich schafft der Maschinenbetrieb eine Zunahme von Beschäftigung in anderen Arbeitszweigen. So macht etwa die Erfindung der Streichmaschine Tapetenmacher brotlos. Gesetzt nun, „die Anfertigung der neuen Maschinerie beschäftigte eine Anzahl Mechaniker, soll das eine Kompensation sein für die aufs Pflaster geworfenen Tapetenmacher?" Und „um die zusätzliche Anzahl Mechaniker dauernd zu beschäftigen, muß ein Tapetenfabrikant nach dem andern Arbeiter durch Maschinen verdrängen". Immerhin wächst die Arbeitsgelegenheit im ganzen durch die vielfachen Künste der Maschinen und die dadurch geweckten und gemehrten Bedürfnisse der Menschheit. Werden auch 400.000 Meter Maschinengewebe von weniger Arbeitern hergestellt als 100.000 Meter Handgewebe, so ist doch in dem vervierfachten Erzeugnis viermal mehr Rohstoff enthalten. Die Anforderungen an Transportmitteln, Anlagen für Kohlen, Maschinen, Warenlager steigen. All das muß durch andere Industrien und Gewerbe hergestellt werden. Der Verbrauch der Stoffe wächst, weil sie wohlfeiler wurden und die Bevölkerung wächst, und damit mehren sich die Schneider und Näherinnen — bis die Nähmaschine auftritt. Doch auch diese bedarf der Herstellung. Der wachsende Reichtum befördert die Luxusproduktion und neue Arbeitsfelder entstehen auch außerhalb der Industrie.



Überall begegnet eine Einstellung neuartiger Maschinen verzweifelter Abwehr der Arbeiter, die sie enteignet. Die Erfinder wurden oft am Leben bedroht und ihre Apparate zerstört. 1831 verursachte die Einführung des Seidenbandstuhles in Coventry einen Aufstand. Die Einführung von Arbeitsmaschinen in der Zigarrenerzeugung rief in Belgien einen derartigen Widerstand der Arbeiter hervor, daß die Unternehmer ihre Betriebe auf das Land verlegten, wo sie willige ungelernte Arbeiter zu ihrer Bedienung abrichteten. In der nordamerikanischen Union widerstanden die Zigarrenarbeiter ihrer Einführung bis 1873. Und noch 1907 erfolgten blutige Zusammenstöße in Antwerpen sowie in Rotterdam aus Anlaß einer neuen Ausrüstung der dortigen Docks durch Hebewerke. Wo die Nachfahren nur die Erleichterung der Mühsal durch die Kraft der Maschinen bewundernd und dankbar empfinden, sahen die Zeitgenossen ihrer Einführung die Gespenster der Brotlosigkeit und des Elends vor sich.

Dennoch verbreitet sich schließlich die Maschine überall und heutigentags drängt der Mangel an kraftvollen und gelernten Arbeitern in ländlichen Bezirken auch im Handwerk zu ihrer Anwendung. Ihre Einstellung im Handwerk gestattet, die Zahl der gelernten Arbeiter zu vermindern und Ungelernte anzustellen, die man bald abgerichtet hat. Freilich muß dann der kleingewerbliche Unternehmer einige Einsicht in das Wesen der Maschine erlangen oder im Falle ihrer Hemmung einen Maschinenschlosser erreichen können. Anderseits weitet der Maschinenbetrieb seinen Gedankenkreis und hebt dadurch das Niveau seiner Interessen; er gewinnt durch Anregungen und in der Folge die Möglichkeit eines allmählichen wirtschaftlichen Anstieges zu einem mittleren oder größeren Betrieb.

Die gewaltige Zunahme der neuzeitlichen Produktion und des Verbrauches hat zur Folge, daß mehr und mehr ein Mangel an Arbeitern zutage tritt: in der Landwirtschaft besteht eine Leutenot, dem Kleingewerbe fehlts an Nachwuchs, die Industrie wie der Bergbau finden schwerer als früher Arbeiter. Dieser Mangel an Menschen drängt aber seinerseits zu stets ausgedehnterer Inanspruchnahme der mechanischen Hilfsmittel und der Naturkräfte.

Die unaufhaltsamen Umwälzungen innerhalb der Industrie erzeugen indes beständig unheilvolle Rückwirkungen. Die Einführung neuer Maschinen wie neuer Arbeitsverfahren gestaltet die Industrie beständig um. Damit vollziehen sich in der Arbeiterschaft Verschiebungen. So hat das Eindringen des Maschinenbetriebes in der Schuherzeugung die Arbeit von Frauen und jungen Männern vermehrt, während viele ältere Männer brotlos wurden; die Verwendung von Maschinen zum Nähen von Strohhüten hat Männerarbeit erheischt und Frauen ihres Erwerbes beraubt. In solchen Fällen dient den überzählig Gewordenen ihre Geschicklichkeit nicht weiter und sie müssen anderweitige Arbeit suchen. Erfolgen nun solche Umwälzungen in flauen Geschäftszeiten und sind die aus der Arbeit Geworfenen nicht mehr jung, so zwingt sie die Arbeitslosigkeit häufig, sich als Tagwerker zu verdingen oder sie finden als Gelernte nur da und dort in Zeiten flotten Geschäftsganges vorübergehend zur Aushilfe Beschäftigung. Sie sind die Opfer des Fortschrittes, wie J. St. Mill sagte: des Profits anderer und der Nachwelt, und sind der Grundlagen ihrer Existenz enteignet, bis ein allgemeiner

Aufschwung und der damit etwa verbundene Bedarf an zuverlässigen und erfahrenen Arbeitskräften ihnen wieder Unterkommen in irgendeinem Berufe gewährt, sofern sie sich dessen Anforderungen anpassen können. Ferner sind in solchen Wechselfällen die älteren Leute besonders gefährdet, da Fabriken, die aufs Neue nachwachsenden Schichten von Arbeitern bevorzugen. Auch die allgemeine Tendenz, den Lauf der Maschinen stets noch zu beschleunigen, setzt die Älteren der Gefahr aus, beim Nachlassen der Geschäfte abgestoßen zu werden. (Ebenso geraten diese Leute besonders in Gefahr, wenn ein Unternehmen, bei dem sie vielleicht lang beschäftigt waren, zugrundegeht.)

Die intensivere, anstrengendere Nerven- und Muskeltätigkeit der geschulten Arbeiter hat aber anderseits eine fortschreitende Auslese der Tüchtigsten und Kräftigsten zur Folge, die eine eigene Virtuosität entfalten.

Zwei Bilder.

Von Johannes Kraml.

Ein Kreuzbild leuchtet am Waldesrain
Im sinkenden Sonnenrot.
Dort sitzt auf einem verwitterten Stein
Der fahle, träumende Tod.

Er singt ein Lied in den Abendwind
Wie brechender Herzen Schlag,
Wie Stöhnen und Weinen, laut und lind,
Ein Lied in den sterbenden Tag:

„Ob die Nachtigall schlägt und die Sommernacht strahlt
Oder Stürme tosen im Tal,
Ich küsse die Lippen der Menschen kalt,
Ich küss' sie zum letztenmal.

In erstarrenden Augen lese ich oft
Von geheimer, brennender Klag',
Von seliger Sehnsucht, die glaubt und hofft
Einen Morgen und ewigen Tag.

Ich lege die Völker der Erde ins Grab
Und ihre Geschichte dazu.
Es schwebt auf die toten Geschlechter herab
Die feiernde Friedhofsruh'."

In einsamer Kammer ein Kreuzlein steht,
Umflackert vom Kerzenschein.
Dort zittert aus schluchzender Brust ein Gebet
In das Sonnenscheiden hinein.

Und zum Nachtlied des Todes, zum Beten tönt
Der Abendglockenklang,
Vom Frieden, der tröstet und tröstend versöhnt
Ein traulicher, heiliger Sang.





Religionswissenschaftliche Studien.

Animismus.

Von **Dr. Fr. Neklapil.**

Die Angaben, welche die Religionskunde über die einzelnen religiösen Typen zu machen heute schon in der Lage ist, zeigen einerseits wohl eine reiche Mannigfaltigkeit, anderseits aber doch wiederum eine derartige Gleichheit der grundlegenden religiösen Gedanken, daß sich der Stoff unter den Händen des beschreibenden Religionsforschers sozusagen von selbst disponiert.

Die Überzeugung von einer übernatürlichen Welt knüpft bei allen Völkern zunächst an die Tatsache des Todes an. Die hieher gehörigen Vorstellungen und Gebräuche lassen sich unter dem Namen Animismus zusammenfassen. Der Tod selbst, auch die ihn verursachende Krankheit, werden als etwas Widernatürliches empfunden. Südafrikanische Sagen (Buschmänner, Hottentotten) erzählen, wie der Tod unter den Menschen heimisch geworden.[1]) Der Australier kennt keinen „natürlichen" Tod. „Jeder Tod, der nicht durch sichtbare Gewalt erfolgt, erscheint ihm als Folge der Bezauberung".[2]) Um den Urheber der Bezauberung ausfindig zu machen, verwendet er unter anderem auch das aus dem Nibelungenliede bekannte Bahrgericht.[3]) Von der Gazellen-Halbinsel (Neupommern) bringt der Missionär Josef Meier eine Sage zur Kenntnis, die dieselben Anschauungen verrät.[4]) Bei den Madagassen folgt jeder Totenfeier die Verwünschung dessen, der den Tod des Verstorbenen verursacht hat.[5]) Auch den amerikanischen Völkern sind diese Anschauungen nicht fremd.[6]) Hieher gehört ferner die so weit verbreitete Überzeugung, daß die Berührung des Toten unrein mache.[7])

---

[1]) Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte [3]1, 25. Bei den Bambara am Niger vgl. Josef Henry, L'Ame d'un peuple Africain, les Bambaras, p. 47 ff.

[2]) Ratzel, Völkerkunde [2]1, 334. [3]) Ratzel l. c.

[4]) Josef Meier, Mythen und Erzählungen der Küstenbewohner der Gazellen-Halbinsel, p. 106.

[5]) Ratzel 1, 443. [6]) Waitz-Gerland, Völkerkunde 3, 338.

[7]) Auf Tahiti sind beispielsweise alle, welche mit dem Begraben beschäftigt gewesen, tabu; sie übernehmen mit einen Teil der Schuld des Toten. Deshalb waschen sie sich im Meere und sprechen die Worte: „Sei alle Schuld mit dir". Waitz-Gerland 6, 400. Bezüglich der Amerikaner s. Ratzel 1, 587. Bei den arktischen Jakuten wird der Stier, der den Leichenschlitten gezogen, bei der Rückkehr durch zwei Feuer getrieben. Ratzel 1, 652.



Zu diesen Vorstellungen von dem Tode paßt vortrefflich die Behandlung der Leiche; alle die lokal so verschiedenen Begräbnisgebräuche erscheinen wie individuelle Variationen des Gedankens, den toten Leib für die Wiedervereinigung mit der Seele bereit zu halten. Hieher gehört vor allem jene eigentümliche Lagerung des toten Körpers, der zuliebe man sich von Hockergräbern zu sprechen gewöhnt hat. Sie ist über die ganze Welt verbreitet und auch aus der Prähistorik bekannt. Alle Kenner sind einig, daß sie an die uterine Lage des Kindes erinnere.[1]) Damit ist aber der Gedanke der Wiedergeburt aus dem Grabe ganz deutlich ausgesprochen.[2]) Wird hier der Leichnam in die Erde wie gleichsam in den Mutterleib gesenkt, um einmal neu geboren zu werden, so besteht bei Völkern, die am Meere wohnen, vielfach der Gebrauch, den toten Leib auf einem Kahne, oft nur auf einem ausgehöhlten Baumstamme der Seele nachzusenden.[3]) Ähnlichen Anschauungen mag die weitverbreitete Flußbestattung ihren Ursprung verdanken.[4]) Auch die Baumbestattung, das heißt die Bestattung in einem noch stehenden ausgehöhlten Baum, will die Wiedervereinigung mit der Seele erleichtern.[5]) Denn nach weitverbreiteter Anschauung halten sich die Seelen sehr gerne auf Bäumen auf.[6]) Bei arktischen Völkern vertritt der Schlitten die Stelle des Kahnes; daher wird er bei der Leiche wenigstens oben auf das Grab hingelegt.[7]) Auch die Leichenverbrennung bedeutet, soweit sie nicht Notfällen ihren Ursprung verdankt[8]), ein Nachsenden des Leibes. So werden an der Portland-Bai hohle Bäume mit den Leichen darin verbrannt, eine Symbolik, die nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein kann.[9]) Die Renntiertschuktschen verbrennen die Leichen. Steigt der Rauch in die Höhe, zieht die Seele zur Sonne; wenn er zur Erde sinkt, beginnt die Seele eine irdische Wanderung.[10]) Das Nachsenden der Witwen und Sklaven durch Mitverbrennen mit der Leiche entspricht durchaus dieser Auffassung. Nur in Notfällen bleibt die Leiche ohne Beerdigung.[11]) In jenen Fällen, wo der Leib nicht unmittelbar der

[1]) So schon Dobrizhoffer in seiner Geschichte der Abiponer.

[2]) Vgl. die Sage von Neupommern in Anm. 4.

[3]) Ratzel 1, 43, 59, 305 (hier besonders das ins Meer Versenken der exhumierten Knochen beachtenswert), 587, 652.

[4]) Ratzel 1, 718—2; 58, 728. Bei den Zwergvölkern Afrikas besteht die Sitte, die Leiche in einem ausgehöhlten Baumstamm ins Erdengrab zu senken. Der Rest eines Meeresbegräbnisses am Kontinente! Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, 254, 256. Alarichs, Attilas Bestattung!

[5]) Ratzel 1, 345, 718. — 2, 727.

[6]) Ratzel 1, 355. Wahrscheinlich ist dieser Glaube durch das Rauschen der windbewegten Blätter veranlaßt worden. Vgl. Dodona. Chantepie de la Saussaye 2, 583.

[7]) Ratzel 1, 43.

[8]) Ratzel 2, 727. Arktiker können den Leichnam oft schwer bestatten; sie verbrennen ihn und ersetzen ihn durch Steingebilde. Ratzel 1, 652.

[9]) Ratzel 1, 345. [10]) Ratzel 1, 652.

[11]) Die Ovahereros setzen, wenn sie fern von der Heimat sind, die Leichen nicht bei, aus Furcht, daß ihnen die Geister folgen könnten, sondern werfen sie wilden Tieren vor. Ratzel 2, 147. So auch die auf unzugängliche Gebirgs-

Seele nachgeschickt wird, führt der Mensch zuallermeist einen hartnäckigen Kampf mit der Verwesung. Was wir im alten Ägypten zu einer großartigen Kunst entwickelt sehen, die Erhaltung, die Mumifizierung des toten Leibes, dürfen wir ja nicht als isolierte Erscheinung betrachten. Sie findet sich, natürlich einfacher gehandhabt, selbst bei anscheinend primitiven Völkern.[1]) Wenn die Konservierung der Weichteile nicht erzielt werden kann, sucht man wenigstens das Skelett zu erhalten. So werden beispielsweise in einzelnen Gegenden Ozeaniens die Leichen in Matten zwischen Bäume gehängt; bis sich die Weichteile aufgelöst haben, werden die Skelette in Felsenhöhlen nebeneinander gelegt.[2]) (Doppelbestattung.) In Hawai wird das Fleisch vom Knochen getrennt und verbrannt; die Knochen werden teils in der eigenen Familie aufbewahrt, teils an Freunde verteilt.[3]) Die Doppelbestattung findet sich auch bei amerikanischen Völkern.[4]) Die Buschmänner räuchern zuerst den Leichnam, dann bestatten sie ihn.[5]) So versucht denn der Mensch aller Kulturstufen und Zonen, so gut er kann, den Leib für die Seele bereit zu halten, und wenn er an der Möglichkeit der Erhaltung des Leibes verzweifelt, muß wenigstens ein Bild des Verstorbenen den toten Leib vertreten.[6]) Bei den arktischen Völkern wird, wie schon erwähnt, infolge der klimatischen Verhältnisse die Leichenverbrennung oft angewendet; dann werden aber Steine zusammengelegt, „die den Körper des Verstorbenen nachahmen sollen; den obersten und größten nennt man den Kopf und salbt ihn mit Mark und Fett bei jährlich wiederholten Besuchen."[7]) Wie sehr man eine Wiedervereinigung der Seele mit dem Leibe erwartet, beweist die Sitte, für die Seele am Grabe Öffnungen zu machen.[8]) Man ist auch überzeugt, daß die Seele den toten, nicht verzehrten Leib zum Spuke benützen kann.[9]) Daraus wird auch begreiflich, warum die Seele unruhig gedacht wird, solange der Leib nicht ordnungsgemäß bestattet ist.[10]) Hier sei auch einer Sitte Erwähnung getan, die nicht eigentlich ein Bestattungsritus ist, sondern eher dem Zauberwesen anzugehören scheint: ich meine die Behandlung des Schädels und speziell des Unterkiefers. Im Westen Ozeaniens bewahrt man Teile des Skelettes, „besonders den Schädel und mehr noch den Unterkiefer in präparierter Form dauernd auf".[11]) Die Papuas Mikronesiens, die den Schädel vom Leichnam trennen, übergaben, wie Ratzel l. c. bemerkt, dem Forscher A. B. Mayer gegen Geld zahlreiche Schädel, doch wollten sie sich zuerst nicht dazu

---

schluchten zurückgedrängten Kubus auf Sumatra in wenigen ihrer Sippen. Dr. Hagen, Die Orang-Kubus auf Sumatra.

[1]) Ratzel 1, 43. Ozeanier, Ratzel 1, 303, 305. Australier 1, 346. Amerikaner 1, 585 u. Waitz-Gerland 3, 201. Orang-Kubu, Hagen o. c. 141.

[2]) Ratzel 1, 304. [3]) Ratzel l. c. [4]) Ratzel 1, 585. [5]) Ratzel 1, 690.

[6]) Ratzel 1, 42. [7]) Ratzel 1, 652. [8]) Ratzel 1, 43, 443.

[9]) Chantepie de la Saussaye 2, 561.

[10]) Vgl. bei den Zigeunern den Glauben, daß die Seele erst dann ins Totenreich gelangt, bis der Leib verwest ist, d. h. bis sie den Leib mit hat. Dr. H. v. Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner 100.

[11]) Ratzel 1, 304.

verstehen, die Unterkiefer herzugeben. In Neumecklenburg, Neulauenburg und Vate wird, wenn nicht der Schädel, so doch der Unterkiefer aufbewahrt.[1]) Von den Australiern heißt es: „Aber nicht alle Knochen werden beigesetzt; Schädel finden als Trinkgefäße Verwendung, und die papuanische Sitte der Anlegung des Unterkiefers eines Erschlagenen als kriegerischen Schmuckes kommt auf der Insel Seibai vor."[2]) Der Schädelkult bei den Malayen ist bekannt. „Wo Holländer geraubte Schädel den Kopfjägern wieder abnahmen, lieferten diese Skalp und Unterkiefer nicht aus".[3]) „Bei Madisonville (Amerika) hat man über 400 Skelette ausgegraben, die in den verschiedensten Stellungen begraben waren, viele ohne Schädel oder Kiefer".[4]) Ist es nicht sehr beachtenswert, daß die Prähistorik so oft nur Schädel oder gar nur Unterkiefer findet? Noch eines beachtenswerten Umstandes sei hier gedacht. Es wurde schon bemerkt, daß die Schädel und Unterkiefer nicht selten präpariert werden. Es ist aber ebenso bekannt, daß bei vielen Naturvölkern die Kopfform schon bei Lebzeiten künstlich beeinflußt wird. „In einigen Teilen von Neumecklenburg und Neupommern übt man die Trepanation, das heißt man öffnet den Schädel, um entweder eingedrungene Fremdkörper zu entfernen oder Kopfschmerzen und Besessenheit zu heilen. An der Südküste Neupommerns und auf den Neuhebriden werden die Köpfe künstlich verunstaltet."[5]) „Manche Stämme (in Amerika) verunstalten den Kindern auf brett- oder kahnförmigen Wiegen in verschiedener Weise die Köpfe."[6]) Aber auch durch ganz Europa, vom schwarzen Meere durch Ungarn, Süddeutschland bis nach England ist die künstliche Deformierung des Kopfes bekannt gewesen, wie antike Schriftsteller berichten und Gräberfunde beweisen.[7]) Alle diese Tatsachen haben hier Erwähnung gefunden, weil sie möglicherweise der Prähistorik dienliche Fingerzeige bieten könnten.[8]) Noch ein

---

[1]) Ratzel 1, 305.

[2]) Ratzel 1, 346. Der Schädel Alboins in der langobardischen Sage!

[3]) Ratzel 1, 411.

[4]) Ratzel 1, 584. Bezüglich Afrikas vergleiche Ratzel 2, 39, 47, 312. Vgl. das instruktive Bild eines präparierten Schädels und Unterkiefers bei Ratzel 1, 178, 277.

[5]) Buschan, Illustrierte Völkerkunde 200.

[6]) Buschan 58.

[7]) Vgl. Ranke, der Mensch 1, 187 ff.

[8]) Es ist bekannt, daß Virchow bezüglich der anthropologischen Eigentümlichkeiten der Neandertalrasse die Meinung vertrat, daß es sich um pathologisch veränderte Reste handle. Heute herrscht allgemein die Überzeugung vor, daß es sich um eine uralte Rasse handle, die eben noch starke primatoide Merkmale an sich trage; bei den Australiern sind diese noch, wenn auch nicht so stark, vorhanden. Bei unbefangener Betrachtung der neuesten Ergebnisse scheint die Sache nicht ganz zu stimmen. Bezüglich Australiens und seiner „primitiven" Rasse wird sie immer schwieriger. „Australien ist zu jung," sagt Buschan in der „Umschau" (13. Jahrg., 43 ff.), „als daß man hier Spuren eines alten Menschenschlages oder gar eines Vorläufers desselben erwarten kann; soviel man jetzt weiß, erfolgte die Einwanderung von Menschen erst in geologisch jüngster Zeit." Auch bezüglich Amerikas stimmt verschiedenes nicht. Hrdlička bespricht in seinem „Skeletal remains suggesting or attributed to early men in North-America"

Begräbnisgebrauch sei kurz erwähnt, der ebenfalls in der Prähistorik eine Rolle spielt. Am Orinoko fand Humboldt die Sitte der Rotfärbung der Skelette vor. („Reise in die Äquinoktialgegenden", Stuttgart und Tübingen 1835, IV, 537.) Auch die Inselkariben malten die Toten rot. Auf Neu-Seeland wurde dem Toten das Sterbehaus überlassen und dieses rot angestrichen (Rot ist Tabu-Farbe, Waitz-Gerland V.) Bei den Negritos wird der Schädel in ein rotes Gewebe von Baum-

---

(Washington 1907) die fossilen Menschenreste Nordamerikas. Interessant ist die Besprechung des Werkes durch Buschan in der „Umschau" (l. c.): „Sein Hauptargument legt Hrdlička auf die Gestalt des Schädels, beziehungsweise der übrigen Skelettstücke. Er findet, daß dieselben in ihren Eigentümlichkeiten von denen der modernen Indianerbevölkerung gar nicht oder nur wenig abweichen, oft direkt übereinstimmen, und folgert hieraus, daß sie neueren Ursprungs sein müßten. Daher kommt es auch, daß in einigen Fällen, wo die geologische Untersuchung der Verhältnisse wohl zugunsten eines hohen Alters zu sprechen scheint, ein solches aus dem angegebenen Grunde von ihm abgelehnt werden muß (!). Entsprechend unseren bisherigen Erfahrungen über primitive Menschenrassen der Neuzeit sowie der Urzeit müssen wir an solchen Skelettresten eine Reihe von Eigentümlichkeiten voraussetzen (!), die wir als niedere, primatoide bezeichnen, und diese fehlen durchwegs den als sehr alt angesprochenen Überresten Nordamerikas." Gilt aber der geologische Maßstab für die Altersbestimmung der Reste in Amerika nicht, dann gilt er eben auch für den Neandertalmenschen nicht, und alle Voraussetzungen über alte Menschenrassen hängen in der Luft. Es stimmt aber auch in Südamerika nicht. „Der Schädel des Diprothomo", heißt es l. c., „und der des homo pampalus würden allerdings zugunsten der Theorie Ameghinos sprechen (daß sich der südamerikanische Mensch aus den dort lebenden Halbaffen entwickelt habe), wenn nicht der Baraderofund, der nach der Annahme deutscher Geologen älter als der Pampasmensch wäre (von dem nur eine Schädeldecke gefunden wurde!), einen Strich durch die Rechnung machte!" (Der Baraderofund zeigt den jetzigen Menschentypus.) So will denn die Rechnung nirgends recht stimmen. Es mußte ja ohnehin auffallen, daß die ältesten Kulturstätten der Menschheit, wo ein besonders langer Aufenthalt der Menschen vorausgesetzt werden muß, selbst in den vorgeschichtlichen Hockergräbern Ägyptens nur den jetzigen Menschentypus aufweisen. Es scheint aber nach den amerikanischen Funden, daß die Neandertalrasse ein Spezifikum Europas ist, das noch dazu in der jungpaläolithischen Periode keine Fortsetzung oder auch nur Andeutung findet. Dazu kommt, daß der polnische Anthropologe K. Stolghwo, wie er in den Veröffentlichungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften (1908) mitteilt, im Gouverment Kiew einen Schädel der sogenannten Neandertalrasse gefunden hat, der nach den Beigaben (Schuppenpanzer, eiserne Waffen) der Völkerwanderungszeit angehört. Daß in der Virchowschen Ansicht über die Neandertalmenschen vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit gesteckt hat, scheint auch wieder anerkannt zu werden. Dr. Gorjanovic-Kramberger weist neuerdings auf krankhafte Bildungen an den Neandertalmenschen hin („Der paläolithische Mensch" in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1902 und „Der diluviale Mensch", Wiesbaden 1906). Der Neandertalschädel hat eine Furche über dem rechten Augenbrauenwulst, innere Schädelfurchen sowie eine bedeutende Überentwicklung der Knochenmasse des Stirnbeines. Der Mensch von Krapina weist Löcher am Kinn auf, eigentümliche Verbildungen am Unterkiefer, die der Autor der Höhlengicht zuschreibt. Hält man sich dies alles vor Augen sowie besonders die Tatsache, daß die Neandertalrasse ein Spezifikum Europas zu sein scheint, das in Australien Anklänge besitzt, und daß das eben die Gebiete der Schädeldeformierungen sind, so dürfte es nicht als Anmaßung erscheinen, zu behaupten, daß hierin recht beachtenswerte Fingerzeige zu genauerer Überprüfung des prähistorischen Materials enthalten sind.



wolle gehüllt (Schmidt, Pygmäenvölker 255). Die Buschmänner salben das Haupt des Toten mit Ocker und Fett (l. c. 256). Bei den Maanjan läßt man auf den Leichnam das Blut eines Hahnes träufeln (Ratzel 1, 444). Dasselbe bei türkischen Zigeunern (Wlislocki 99). Bei den Australiern wird das Grab mit roter Erde bestreut, die Leiche bemalt (Ratzel 1, 345). Das Einreiben der Leiche mit Rötel ist weitverbreitet. Aus der jüngeren Steinzeit ist nun derselbe Gebrauch wissenschaftlich belegt (Dr. Hugo Obermaier, „Zur Psychologie des Eiszeitmenschen" in der Zeitschrift „Der Aar", I. Jahrgang, 1. Heft, S. 112.)

Denselben Kampf gegen die Vergänglichkeit, den die Begräbnisgebräuche bekunden, bezeugt auch die weltweite Sitte der Menschheit, die Stellen der geschehenen Beerdigungen deutlich sichtbar zu machen. Grabhügel, Sandkreise, Dornengehege, Steinpfeiler, Plattformen, Pyramiden, kurz, was immer der Menschenhand zu Gebote steht, wird aufgewendet, um die Grabstätte erkenntlich zu erhalten. Interessant ist die Wahrnehmung, daß der Pyramidenbau durchaus nicht etwas Ägyptisches ist, sondern von seinem Heimatlande Altbabylonien nach Westen über Ägypten nach Afrika, nach Osten über Ostasien und Polynesien bis nach Amerika verfolgt werden kann. Dieses Bestreben, die Begräbnisplätze monumental auszustatten, darf nicht etwa als bloß durch das Bedürfnis nach fortlebender Erinnerung bestimmt gedacht werden. Eine Reihe weltweit verbreiteter Gebräuche bekundet die Absicht, der die Wiedervereinigung mit dem Leibe suchenden Seele durch ein deutliches Grabdenkmal das Suchen zu erleichtern. Dahin gehört die Sitte, Grabbäume zu pflanzen (vgl. Ratzel 1, 345, 443; 2, 147), deren Sinn nach dem früher Gesagten nicht zweifelhaft ist. „In Borneo findet man stufenförmig ansteigende Gräber, darüber ein Gerüst, von einem Häuschen gekrönt, worin Geräte des Verstorbenen niedergelegt werden. Das Pflanzen einer Sirongpalme ist hier üblich .... Über dem Grabe aufgehängte Lappen sollen Dämonen zum Spiele dienen" (Ratzel 1, 443). Dazu vergleiche man, was beispielsweise von den amerikanischen Tinneh gesagt wird: „Von ihnen werden lange Stangen mit bunten Bandstreifen errichtet, die die Seele des Verstorbenen, wenn sie zum Körper wiederkehrt, erfreuen sollen; es erinnert an die Grabtafeln der alten Peruaner, die aus einer rechteckigen Schicht von Rohr bestehen, mit Baumwollstoff übersponnen und in einen längeren Stab eingesteckt sind; auf den Stoff ist eine stilisierte menschliche Figur in Blau oder Rot gemalt" (Ratzel 1, 586). Dazu stimmt die so oft berichtete Sorgfalt in der Reinhaltung der Begräbnisstätte sowie die Furcht, die Seele des Toten zu reizen, wenn man den Steinhaufen über dem Grabe, wo er Sitte ist, nicht beim Vorübergehen vermehrt.

Alle bisher besprochenen Gebräuche wurzeln in dem einen grundlegenden Gedanken von dem Fortleben der Seele nach dem Tode. Nicht von allen Völkern waren wohl bisher deutliche Äußerungen darüber zu erlangen, wie sie sich dieses Fortleben nach dem Tode vorstellen. Daß aber alle Völker solche Vorstellungen haben, das bezeugen deutlich ihre



Begräbnisgebräuche, ihr Totenkult. Selbst Dr. Klaatsch spricht unter dem Eindrucke der bezüglichen prähistorischen Funde die Überzeugung aus, daß die Unsterblichkeitsidee so alt sei als der Mensch.[1]) Über die ganze Welt können wir den Glauben an ein Jenseits, an eine Scheidung von Gut und Böse nach dem Tode verfolgen. „Im Zusammenhang mit der Annahme vieler Völker, daß der im Osten wohnende Licht- und Himmelsgott ihr Schöpfer und Wohltäter sei, verlegen sie .... das Land der Seelen in den Abendhimmel, wo ihnen die Inseln der Seligen im Golde der sinkenden Sonne auftauchen. In der Beschreibung der Wege, die die Seele zurückzulegen habe, ihrer Gefahren und Rettungen liegt eine Summe von Gemeinsamkeiten, die viel zu groß ist, als daß sie der Missionär mit der ganzen Energie seines Wollens von Volk zu Volk hätte tragen können".[2]) Wie reich schmückt die Phantasie der Polynesier Milus Unterwelt Bololu aus![3]) Ganz ähnlich träumt der Melanesier von dem Totenreich Mbulu. Lohn und Strafe im Jenseits sind deutlich ausgesprochen. Ratzel bekennt, wenn auch ungern: „Ähnliche Spuren undeutlicher Vorstellungen von Lohn und Strafe in der Ewigkeit sind überall zu finden".[4]) Auch der für recht niedrig stehend gehaltene Australier kennt ein Jenseits mit der Scheidung von gut und böse.[5]) Die Malayen glauben, daß in Vulkankratern Höllenstrafen vollzogen werden.[6]) Bezüglich der Amerikaner meint Ratzel: „In die Vorstellung vom Jenseits schlingt sich die von Lohn und Strafe ein."[7]) Wie eigenartig sich oft diese Überzeugung bei den Naturvölkern äußert, zeigt ein Beispiel bei arktischen Tschuktschen, die beim Verbrennen der Leiche sorgfältig auf die Zugrichtung des Rauches achten: steigt dieser senkrecht in die Höhe, zieht die Seele des Toten zur Sonne, senkt sich der Rauch zur Erde, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt sich in irgend ein Tier, wenn der Verstorbene bei Lebzeiten die Tiere quälte und beleidigte.[8]) Eine geradezu reiche Entwicklung zeigt der Jenseitsglaube der afrikanischen Naturvölker.[9]) Gar oft verraten sich Spuren einer Geisterscheidung im Jenseits darin, daß man Häuptlingen, Priestern, im Felde gefallenen Kriegern die Gefilde

---

[1]) Umschau, 13. Jahrg., S. 249.

[2]) Ratzel 1, 55. [3]) Ratzel 1, 292 ff. [4]) Ratzel l. c.

[5]) Ratzel 1 355. „Der Glaube an ein im Himmel tagendes Gericht scheint bei den Narrinyeri vor der Zeit der christlichen Ideen gelebt zu haben." Es ist bezeichnend, daß man nach gewaltsam erfolgtem Tode dem in Rinde gewickelten Toten „Worte ins Ohr flüstert, damit er im Jenseits sage, er sei natürlich verstorben". (Ratzel 1, 344).

[6]) Ratzel 429, 349 (Die Seelenstadt Sabyan). „Wer ohne Grund raubt und mordet, wird dort gestraft, wenn er ohne Buße gestorben ist, und zwar dadurch, daß er von einer anderen Seele mit der Lanze durchbohrt wird." (Nordborneo.)

[7]) 1, 582. Merkwürdigerweise sagt derselbe Verfasser nur wenige Zeilen tiefer: „Die Vergeltung des Bösen nach dem Tode kennt der Indianer nicht." Wie vorsichtig man bei Äußerungen selbst anerkannter Autoritäten sein muß! Chantepie de la Saussaye 1, 35.

[8]) Ratzel 1, 652.

[9]) Dr. W. Schneider, „Die Religion der afrikanischen Naturvölker", 258 ff.

der Seligen vorbehält. Dieses Jenseits mag von der Phantasie noch so eigenartig ausgeschmückt sein, die Beziehungen dieses Jenseits zur Gottheit treten dennoch häufig genug mit überraschender Deutlichkeit auf. Es sei hier nur im allgemeinen auf die Unterweltsgötter und deren Beziehungen zu den Göttern der Oberwelt hingewiesen. Dieselbe Beziehung ist darin ausgesprochen, daß die der Sonne dienenden mexikanischen Völker die Sonne als Aufenthaltsort der tapferen Krieger und der an der Geburt eines Kindes gestorbenen Frauen erklären.[1]) Wie oft derselbe Gedanke bei den verschiedensten Völkern wiederkehrt, wurde schon früher erwähnt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es auch erklärlich, daß Gräber und Tempel bei den Naturvölkern oft so enge zusammengehören.

Mit all diesen Wahrnehmungen, die eine gewisse liebevolle Sorgfalt für den Toten verraten, steht im Widerspruche die nur allzuhäufig beobachtete Scheu vor dem Toten und seinem Andenken. „Die rasche Einhüllung, das Tragen an einer Stange, das Vermeiden der Tür, das rasche Einscharren weit von der Hütte sind alles, wenn nicht von Furcht eingegebene, so doch von Furcht getränkte Handlungen. Seltsamerweise kommen gerade in dieser Beziehung die stärksten Widersprüche vor. Denn während die Kaffern ihre Leichname oft einfach in den Wald tragen und den Hyänen übergeben, begraben sie andere in Steingräbern oder in ihren Gehöften, und im Kamerungebiete wird der Mann in seiner Hütte, das Weib aber am Wege begraben. Wenn die Hütte des Verstorbenen verlassen oder zerstört, sein Hausrat zertrümmert wird, ja oft sogar seine Sklaven und Herden getötet werden, selbst sein Name der Vergessenheit geweiht wird, so ist immer Gespensterfurcht mit wirksam."[2]) Es dient sehr zur Aufhellung dieser Anschauungen, zu beobachten, daß beispielsweise in Neu-Seeland die Meinung besteht, man müsse die Seele des Verstorbenen zwingen, den Leib zu verlassen, und ihr durch einen Maskenaufzug den Rückweg abschneiden;[3]) in Australien hält man dafür, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und klagen und, heruntergelockt, in andere Lebende übergehen.[4]) Am Pime-River wird beim Beisetzen der Häuptlingsleiche in einem hohlen Baume der Aufflug der Seele durch einen schwirrenden Ton aus den Lippen der Umherstehenden gefördert.[5]) Auch die Totenklage hat den vielfach noch deutlich erkennbaren Zweck, die Seele nicht etwa durch Schadenfreude zu reizen, sondern sie zum unerwünschten Weg ins Jenseits zu veranlassen.[6]) Bei den Malayen glaubt man, daß die Seele erst nach der Beerdigung ins Jenseits geht; in der für die Seele ruhelosen Zwischenzeit werden alle möglichen Zeremonien angewendet, daß die Seele nicht schade. Es ist bezeichnend, daß man die Seelen plötzlich Verschiedener für besonders gefährlich hält, da sie über den unerwarteten Verlust des Lebens sehr böse sind.[7]) Daher sucht man die Seelen durch ein prunkvolles Begräbnis

---

[1]) Ratzel 1, 582. [2]) Ratzel 1, 43. [3]) Ratzel 1, 303.
[4]) Ratzel 1, 355. [5]) Ratzel 1, 345. [6]) Ratzel 1, 304. [7]) Ratzel 1, 445.

zu entschädigen, selbst wenn dadurch die Überlebenden vollständig verarmen.[1] Die Negritos verlassen nicht gern die Wildnisse, wo die Geister ihrer Vorfahren wohnen. „Vor dem Platze aber, wo einer der Ihrigen verstorben ist, bekunden sie eine große Scheu; nachdem sie den Leichnam leicht zugedeckt und die Zugänge zum Begräbnisplatz versperrt haben, verlassen sie den Ort und teilen es der Nachbarschaft mit; wer den Platz zu betreten wagt, wird mit dem Tode bestraft.[2]) Alle diese Anschauungen lassen sich als Gegensatz zur Jenseitsauffassung ansehen. Während sich beispielsweise in der mexikanischen Auffassung, daß tapfere Krieger in der Sonne einen beseligenden Aufenthalt finden, der Schwerpunkt des menschlichen Daseins in das Jenseits verlegt findet, bedeutet die Auffassung, daß der Tote um das irdische Leben trauere, den Überlebenden neidig sei, daher durch Totenklagen, Speise und Trunk, prunkvolle Beerdigung versöhnt werden müsse, ein schattenhaftes Dasein führe, deutlich das, was wir heutzutage modern Diesseitskultur nennen, die aber die Überzeugung von der Existenz einer jenseitigen Welt nicht ganz überwinden kann. Geradeso ist auch unser monistisches Zeitalter das Zeitalter des Spiritismus und Aberglaubens. „Nicht die Furcht vor der Natur tritt uns als der erste Grund des Aberglaubens entgegen, sondern die vor dem Tode und den Toten. Das Geschäft der Schamanen, Medizinmänner, Koradschi und wie diese Zauberer sonst heißen mögen, ist in erster Linie überall das Aufsuchen von Todes- und Krankheitsursachen und dann der Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen, die von den Angehörigen mit tiefer Scheu, oft mit Angst und Reue betrachtet werden."[3]) Dem gegenüber atmet die Jenseitsauffassung des Schwerpunktes des menschlichen Lebens eine oft überraschend zarte Pietät gegen die Seelen der Ahnen.[4]) Vielleicht wird aus diesem Zusammenhange und im Vergleiche mit unseren modernen Zuständen die Behauptung Ratzels verständlich, daß „gerade die fortgeschritteneren Malayen die abergläubischesten sind".[5]) Im Geiste dieser Auffassung des menschlichen Lebens sind die Begräbnisgebräuche nahezu wertlos, daher wir gesehen haben, daß solche Völker allmählich die Leichen zu vernachlässigen beginnen, und nur die Furcht, daß sich die Seele des Toten rächen könnte, wenn die altehrwürdigen Gebräuche nicht eingehalten würden, bewirkt deren fortgesetzte, wenn auch nur mehr mit Scheu festgehaltene Übung. Fassen wir demgegenüber die in der Jenseitsidee ihren Schwerpunkt suchende Lebensauffassung der Menschheit ins Auge, so zeigt sich merkwürdigerweise gerade in der abstrakten Idee die gemeinsame Überzeugung der Menschheit; in ihrer konkreten Ausführung sehen wir zwar weitgehende Übereinstimmungen, aber doch auch bedeutende Unterschiede, die lokale Färbung deutlich an sich tragen. Daß Leib und Seele wiedervereinigt werden sollen, ist zum

---

[1]) Ratzel 1, 444, 439. [2]) Ratzel 1, 430. [3]) Ratzel 1, 41.
[4]) Vgl. Hartmann, „Die Völker Afrikas", Leipzig 188; Réville, „Les religions des peuples noncivilisés", Paris 1, 72.
[5]) Ratzel 1, 440.

Beispiel Allgemeingut der Menschheit; Völker am Meere schicken nun die Leiber auf Totenkähnen der Seele nach und suchen diesen Brauch auch, wenn sie vom Meere sich entfernen, durch die Fluß-, beziehungsweise Baumbestattung festzuhalten; arktische Völker verwenden zu demselben Zwecke wenigstens symbolisch den Schlitten, Binnenvölker das Feuer in der Leichenverbrennung oder aber sie führen einen energischen Kampf gegen die Verwesung des zur Erde bestatteten Leibes. Ganz ähnlich ist die Idee eines Jenseits glücklicher oder unglücklicher Art Gemeingut der Menschheit. Die konkrete Ausmalung dieser Idee spiegelt lokale und soziale Verhältnisse der einzelnen Völker deutlich wieder. Aus dieser Tatsache sollen hier keine weiteren Schlüsse gezogen werden. Sie sei bloß festgestellt. Selbst in religionsgeschichtliche Beleuchtung soll diese Tatsache hier nicht gerückt werden. Eines diene als Zusammenfassung des Gesagten. Kern und Ziel der Vorstellungen und Gebräuche, die sich an den Tod knüpfen, ist die Überzeugung der Menschheit, daß die Existenz des Menschen durch die Seele und deren Wiederkehr zum Leibe auch nach dem irdischen Tode gesichert ist, weshalb wir diese ganze Gruppe religionsgeschichtlicher Tatsachen mit dem Namen Animismus als erste Gruppe des religionskundlichen Materials bezeichnet haben.

Frühlingsreigen.

Von Ella Graf.

Als ich mitten in der mondhellen Nacht
Gestern aus dem Schlafe erwacht,
Sah ich eine schimmernde, flimmernde Kette
Von Luftgeistchen tanzen vom Mondlicht zum Bette
Und eines, im glitzernden Strahlengewand,
Saß zutraulich an meines Lagers Rand
Und sprach: „Willst unser Gast du sein
Und schau'n unsern fröhlichen Frühlingsreih'n?
Vorbei ist der Winter, hart und schwer,
Uns'rer schützenden Hüllen braucht's fürder nicht mehr,
Der rosigen, weißen und silbergrünen;
Damit sind wir nun auf Erden erschienen,
Um die Bäume zu schmücken zur Frühlingsfeier
Mit des Laubes duftiggrünem Schleier
Und mit Blüten, rosenfarb, schneeigklar;
Steh' auf und folg' uns'rer munteren Schar!"
Doch das leise, zirpende Stimmelein
Schläfert' mich mählich wieder ein
Und als ich des Morgens aufgewacht,
Blüht der Frühling draußen in voller Pracht,
Die Bäume trugen der Luftgeistchen Hülle
In weißer und rosiger Blütenfülle
Und die Elfchen selbst guckten schelmisch ins Haus
Und lachten das schläfrige Menschenkind aus.







Jagdtage im nördlichsten Amerika.[1])

Von E. H—S.

II.

Montag, 7. September.

Ich ging erst spät aus, da ich meiner Augen wegen ohnehin nicht — oder höchstens auf 30 bis 40 Schritte — hätte schießen können und bloß einen Spaziergang machen wollte, wobei ich meist auf alten, hie und da ganz breiten Moosewechseln dahinschritt. Ich kam bis dorthin, wo der Bach aus dem Cariboubassin einmündet, und fand vielversprechende Plätze. Nachmittags beschäftigten wir uns im neuen Lager mit Bettmachen; aus Tannen- und Fichtenzweigen, die man in schiefer Richtung übereinanderschichtet, kann man sich ein herrliches, duftendes Bett herrichten. Ich legte für die Nacht auf meine Augen einen Umschlag von nassen Teeblättern.

Dienstag, 8. September.

Charley und Curly gehen beide heute ins Fächerlager (fan camp). Ersterer soll noch denselben Abend hier zurück sein, während Curly zum River (base camp) geht und Bill Walton heraufschickt, dem ich versprochen hatte, ihn ins Jagdlager zu nehmen und der mir auch sympathischer ist. Curly ist ein Wurstel, kann aber, wenn er will, alles zustande bringen. Ich begleitete die Boys ein Stück das Tal hinauf. Sie wollen einen neuen Weg um den großen Berg herum und over the shoulder hinab ins Fächerlager versuchen. Da es sehr kalt war und ein starker Wind blies und ich meine Augen, die aber bedeutend besser sind, noch schonen wollte, kehrte ich bald ins Lager zurück, wo ich mich damit beschäftigte, einen Steig bis zum Wasser hinab durchzuhauen. Dann holte ich mir ein Gefäß voll Wasser und stellte es, das heißt hing es ans Feuer, um es nach hiesiger Sitte zu kochen. Endlich kam das Wasser zum Sieden und ich wollte es vom pot-hook wegnehmen, um Tee hinein zu werfen — als der Topf natürlich herabrutschte und das Wasser ins Feuer lief; ich mußte noch einmal hinab, um mir ein neues Teewasser zu kochen. Nachmittags wurde es

[1]) Vgl. „Die Kultur" XII, Heft 1, S. 74.



besser und schön klar, so daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte und auf die Pürsche ging. Zuerst ging ich das Haupttal ein Stück hinauf, fand hübsche Mooseplätze, sogenannte willow swamps, das sind moosige, teils offene Plätze mit gelbem Gras bewachsen, teils mit Weidengebüsch und einzelnen Fichten bestanden. Man sieht fast an jedem Busch meist alt — hie und da auch frisch — die Äste geknickt und gebrochen herabhängen, denn die Elche haben die Gewohnheit, um zu den äußersten Blättern, ihrer Lieblingsspeise, zu kommen, Büsche und auch ganz anständige Bäume einfach niederzureiten, indem sie darüber hinwegschreiten, so daß sie den betreffenden Baum oder das Gebüsch zwischen die Vorderläufe bekommen und mit der Brust niederdrücken, bis es bricht, um es dann bequem der Blätter berauben zu können. Ich fand — wie fast auf jeder Pürsche — Moosegeweihe, heute recht starke, die aber von Mäusen und anderen Tieren fast aller Spitzen beraubt waren. Auch ein ganz frisches, b'schlachtes (wie es bei uns die Jäger nennen), fand ich, wo ein Moose geschlagen, das heißt seine Geweihe von Bast gereinigt hatte.

Ich stieg an der linken Bergseite immer höher hinauf, in ein Seitental hinüber, wo ich im Schnee vier ziemlich frische Cariboufährten fand; ich ging diesen nach über einen Sattel auf die Höhe zurück, welche unmittelbar hinter unserem Lager steil aufstieg und eine Schulter des großen, felsigen Berges bildete, längs dessen unser Tal in das Haupttal führte. Die Fährten führten auf ausgedehnte, steil abfallende Schneehalden hinaus, wo ich bald die vier Caribous niedergetan sah.

Sie waren gerade auf einem Riegel postiert und eine Annäherung war ausgeschlossen. Anfangs konnte ich lange nicht unterscheiden, ob es niedergetanes Wild oder Steine mit kleinen Buschzweigen war, was ich da sah, da sie sich nicht rührten; dann wieder glaubte ich, es seien weibliche Bergschafe, bis ich endlich ausnahm, daß es vier schwache Caribouhirsche waren. Ich ging nun auf sie los und sie wurden auf zirka 800 bis 1000 Schritt Entfernung hoch und verschwanden. Es war jetzt völlig windstill geworden und ein kalter, klarer Abend. Ich ging in der Richtung des Lagers am Riegel zurück, als ich auf einem zirka 250 Schritt entfernten Gipfel einen guten Caribou sah, der etwas äste und sich eben niedertat. Ich rutschte noch einige Schritte näher an den Rand des weiten Grabens heran, der mich von ihm trennte, setzte mich in den großen Schneeblöcken dort auf und schoß hinab.

Nach dem ersten Schuß, der traf, wurde er hoch und machte einige Schritte, nach dem zweiten gab er ein gutes Schußzeichen und stürzte, sich überschlagend und rutschend, in die Legtannen hinab.

Ich fand einen guten Bullen, viel größer als ich ihn mir vorgestellt hatte, mit den starken Geweihen in kleine Fichten verfangen. In der Größe gibt so ein Cariboubull einem Karpathenhirsch nichts nach und ist ein stattliches Wild, schön silbergrau, am Rücken dunkler, die Läufe lichter und am Hals mit einer schönen, weißen Mähne geziert. Es kostete mir große Mühe, allein das ganze Haupt vom



Leibe zu trennen, und ich konnte es nur auf die Weise machen, daß ich die Geweihe mit meinem Leibriemen an die obenstehende Fichte anschnallte. Noch mühsamer war es, das Haupt mit den merkwürdigen Geweihen durch die Büsche und Bäume steil hinab ins Lager zu tragen, und oft verfing ich mich und fiel nieder. Das Gewicht der ganzen Last wird nicht unter 50 Pfund gewesen sein. Zum Glück fand ich einen steilen Graben, wo der Baumwuchs nicht so dicht war, und erreichte so die Talsohle und auf dem kleinen, von mir heute ausgeschnittenen Steig das Lager gerade vor Dunkelheit. Hier war Charley, der vom Fächerlager zurückgekehrt war, schon vor einem prasselnden Feuer mit dem Kochen beschäftigt. Er hatte beim Herabkommen auf dem langen Riegel 6 bis 7 Caribous mit einem Bull gesehen, der sehr gute Geweihe hatte und den ich morgen angehen werde.

Mittwoch, 9. September.

Meine Augen sind nun wieder fast ganz normal. Während Charley die Kopfmaske abzieht und putzt und dann um Wildpret hinauf zum erlegten Caribou geht, stieg ich gegen den nördlichen Abfall hinauf, um von unten ins Cariboubassin zu gelangen, wo ich das von Charley gestern gesehene Rudel vermutete. Doch der schlechte, ins Tal hinaufziehende Wind bewog mich, den langen Riegel entlang zu gehen, um von oben über den Sattel ins Cariboubassin zu gelangen.

Als ich den Abhang im Schnee entlang stapfte, wurde plötzlich unter mir ein Rudel Wildschafe aus den Büschen flüchtig. Es waren die meisten weiß, — gegen den Schnee schmutziggrau und einige etwas dunkler, — meist Mutterwild und Lämmer, nur ein junger Widder war darunter. Ich schraubte meine sogenannte peep sight rückwärts auf die Entfernung von 200 Schritt, vergaß aber das Absehen ebenfalls auf diese Distanz aufzustellen, so daß mein Schuß, als sie einen Moment verhofften, zu kurz ging und ich bloß den Vorderlauf hoch traf. Ich folgte der Schweißfährte solange, bis sie — nimmer mit dem Rudel — steil auf den hohen Berg hinaufführte und gab dann die Nachfolge auf. Nun ins Cariboubassin. Dort war weit und breit nichts zu sehen. Ich ging daher mitten durchs Tal hinab, als ein schwacher Cariboubull auf einer Terrainwelle erschien, mich (der ich mich zusammengekauert hatte) lange mißtrauisch beobachtete und sich endlich zur Flucht wandte. Jetzt konnte ich noch 5 bis 6 andere Caribous und einen guten Hirsch auftauchen und längs des Rückens flüchtig werden sehen, zuletzt einen guten Bullen, auf den ich einen hastigen Schuß abgab, der aber fehl ging. Ich lief nun ein Stück vorwärts und da das Rudel einen Bogen machte, konnte ich noch einen Schuß abgeben, nach welchem der Bull im Feuer stürzte. Die Geweihe waren sehr hübsch, mit vielen Enden, aber enger gestellt als die vom ersten. Nachdem ich das Haupt samt Decke abgetrennt und auf die Schultern genommen hatte, sah ich eben Bill als kleinen schwarzen Strich am hohen Sattel erscheinen. Ich wartete auf ihn und wir gingen zusammen ins Lager hinab.

Heute gab es nach längerer Zeit wieder gutes Fleisch zum Souper und genug für die Expedition. Es war ein stiller Abend und die Nacht schien sehr kalt zu werden. Vor dem Schlafengehen hatte ich das erstemal den Anblick der „Aurora borealis". Es ist sehr schwer, diese geheimnisvolle Himmelserscheinung zu beschreiben, welche in stillen, kalten Nächten dieser hohen Breiten ihr Spiel treibt. Zuerst sah ich einen milchigen Lichtschein, der sich plötzlich im Bogen über das ganze Firmament spannte und aus dem hie und da Lichtkegel hoch hinauf schossen, wie von einem Scheinwerfer ausgehend. Doch das Merkwürdigste war die zitternde, wellenförmige Bewegung, welche oft in diese Lichtfluten kam und dieselben wie der Wind einen Vorhang, aber mit Blitzesschnelle, über den ganzen Himmel sandte. Dabei konnte man die Sterne wie durch einen Nebel hindurch rückwärts flimmern sehen. Ich konnte mich lange nicht von diesem Anblick losreißen, bis die Erscheinung allmählich verblaßte.

Donnerstag, 10. September.

Ein Prachttag folgte der klaren Nacht und ich brach bald zu einer langen Pürsche auf. Der Einmündung unseres Tales in das Haupttal gegenüber erhob sich ein Berg, den ich Northhill (Nordberg) taufte, da er gerade im Norden lag, und auf einen seiner steilen, wald- und buschbedeckten Riegel stieg ich hinauf. Die Baumgrenze lag hier (da es die Südseite war) viel höher als am Berg ober dem Lager. Diese erreichte man dort in zirka einer Stunde, während ich hier genau zwei Stunden brauchte, um aus den zuletzt immer kleiner werdenden Bäumen ins Freie herauszukommen. Vorsichtigerweise diesmal mit Schneebrillen (die Bill nebst Proviant vom Hauptlager gebracht hatte) watete ich über die weiten Schneefelder, wo man frische Caribou- und Bärenfährten beobachten konnte. Ich fand auch Plätze, wo die Bären nach Murmeltieren gegraben hatten. Ich kam bis an einen Sattel, wo ich gegen Norden und Osten eine weite Aussicht über ein Gewimmel von Bergen hatte und auch den Lauf des nördlichen Armes des Macmillan verfolgen konnte. Da hier oben ein kalter Wind blies und es in die tief unten liegenden Täler zu weit war, wandte ich mich über ein großes Plateau wieder dem Haupttale zu. Hier entsprangen eine Menge Quellen und es gab einige schneefreie Plätze. Die Sonne schien warm herab und ich verzehrte da mein mitgenommenes Frühstück, wobei ich auf höher gelegenen Schneefeldern sieben Caribous, aber bloß Tiere, Kälber und einen schwachen Hirsch, ziehen sah, die wahrscheinlich von mir Wind bekommen hatten und diese verdächtige Gegend verließen. Dann stieg ich, dem Laufe eines Baches folgend, ins Tal hinab.

Dort, am Rande einer großen, freien, moosigen, nur mit Weidenbüschen bestandenen Ebene, nahm ich plötzlich eine Bewegung wahr und erkannte die weißen Schaufeln eines Moosebullen, welche hie und da noch rote Stellen aufwiesen, wo eben der Bast entfernt war. Denn damit war der junge Bull eben an einem Weidengebüsch beschäftigt,



indem er langsam seine Gehörne hin und her rieb. Als ich ihn mir aber in der Nähe besehen wollte, — denn es war der erste Moosebull, den ich sah, — verschwand er mit einem Schrecklaut im Dickicht.

Recht müde kehrte ich nach Hause zurück, wo ich fand, daß der Wind den Rauch direkt in das Zelt hineintrieb und dort den Aufenthalt nicht ganz gemütlich machte. Überhaupt ist der Punkt dieses sogenannten Holzlöffellagers nicht gut gewählt, da der Wind von allen Seiten Zugang findet, und wir denken daran, das Lager zu verlegen.

Freitag, 11. September.

Charley trägt die Geweihe des zweiten Caribou und etwas Proviant ins Fächerlager, während Bill Proviant vom Cariboubassin holen soll. Ich machte Vormittag eine Umkreisung des Longhill, indem ich von unten ins Cariboubassin ging und über den Sattel zurückkehrte. Ich fand unten sehr hübsche Mooseplätze, sah aber nicht ein einziges Stück Wild. Mein Hauptzweck war, beim erlegten Caribou nachzusehen, ob nicht der Bär dort gewesen, — ich fand aber bloß einige Wolf- und Fuchsfährten und eine Menge Krähen, welche einen Schlegel fast ganz, den zweiten halb aufgezehrt hatten. Beim Herabgehen begegnete ich Bill. Im Lager Mittag gemacht und dann ins Moosetal — wie ich dann das Haupttal benannte — hinauf und angesetzt. Doch der stets wechselnde Wind machte jeden Erfolg illusorisch. Charley kam spät zurück und brachte drei Schneehühner mit, die er mit Steinwürfen erlegt hatte.

Samstag, 12. September.

Schneesturm und gerade ins Zeltdach hinein. Die erfinderischen Burschen machten aus Fichtenzweigen und Segelleinwand eine Art Burg und verlegten das Feuer auf die linke Seite, so daß es bald ganz erträglich wurde. Doch tropfte es von oben fleißig herab und alles war naß und kalt. Nachmittag suchte ich mit Charley nach einem besseren Lagerplatz und ging dann ein gutes Stück ins Moosetal hinab. Da unten gab es herrliche Plätze: drei bis vier offene, grasige Stellen; auf einer derselben lag eine Schaufel eines schwachen Moosebullen. Zuletzt kam ich in einen ausgedehnten Sumpf und kehrte daher und weil der Wind schlecht war, recht naß ins Lager zurück. Die Leute hatten am Berg ober dem Cariboubassin zwei Bären und einen guten Cariboubullen mit meinem Glase erspäht.

Sonntag, 13. September.

Zuerst bestimmten wir den Platz fürs neue Lager: gleich unterhalb des früheren am Bache; dann stieg ich zuerst auf den Berg ober dem Lager, wo ich meinen ersten Caribou geschossen, um nach Bären zu suchen, fand jedoch keine Fährte. Dann wandte ich mich wieder hinab ins Moosetal, dieses hinauf bis an die Wasserscheide, wo ein ausgedehnter Sumpf sein Wasser auf beide Seiten abgibt. Oberhalb desselben war ein kleiner, klarer See, wo ich Mittag machte. Es war recht kalt und ein schneidender Wind zwang mich bald wieder, weiter

zu wandern, und so setzte ich die aussichtslose Pürsche fort, denn der gefrorene Schnee krachte bei jedem Schritt, was das Wild natürlich von weitem hören konnte. Ich fand drei Moose-, aber keine Caribou-fährten. Nachdem ich bis dort hinaufgestiegen war, wo ich neulich die sieben Caribous gesehen hatte, kehrte ich durch das Mitteltal wieder ins Moosetal und zum Lager zurück, dessen Feuer mir auf seinem neuen Platz gastlich entgegenwinkte und bald wohltätig erwärmend auf meine nassen, kalten Füße wirkte. — Es wirft hie und da Graupen herab.

Montag, 14. September.

Während Charley zum Hauptlager am Macmillan geht, um die zwei dortigen Leute ins Fächerlager zu dirigieren, — da ich das zum Hin- und Herpacken (Lastentragen) praktischer fand, — nahm ich Bill auf eine Tagespürsch mit. Ein herrlicher, sonniger Morgen war es, an dem wir gegenüber dem Lager auf den Northhill aufstiegen. Als wir aus dem Wald oben ins Freie kamen, sahen wir im Schnee ganz frische Cariboufährten, und bald entdeckte ich zwei Bullen auf einem riesigen, abfallenden Schneefeld niedergetan; einer schien recht gute Geweihe zu haben. Aber sie hatten wieder eine uneinnehmbare Stellung angenommen und der Wind blies gerade aufwärts in ihre Richtung, so daß ein Anpürschen resultatlos erscheinen mußte, umsomehr, als der Schnee sehr laut war. Ich schickte daher Bill von unten herum, er solle sich zeigen, und rechnete darauf, daß sie — wie die Caribous es zu tun pflegen — nach aufwärts auf den hohen Northhill zu flüchtig wurden. Das Manöver gelang; ja Bill, der im Tal abwärts ziehenden Wind fand, kam sogar nahe an sie heran. Ich war indessen einige hundert Schritte weiter hinauf gepürscht, so daß ich nach jeder Richtung guten Ausschuß hatte, und wartete dort, gedeckt hinter einem Schnee-rücken, die Entwicklung der Dinge ab. Ich sah, wie die Caribous unruhig wurden, dann aufstanden und in einer Terrainwelle ver-schwanden, bis ich endlich die Geweihe des einen über einem Schnee-hügel auftauchen und schief gegen mich kommen sah. Es war der Stärkere, der voraus war, und bald war er sechzig Schritte unter mir, — ein herrliches Bild, dieser Cariboubulle mit seiner schneeweißen Halsmähne! Nach meinen zwei Schüssen stürzte er und rutschte im Schnee tief hinab. Der zweite, statt flüchtig zu werden, stand erstaunt und unschlüssig da, ja kam sogar näher, so daß ich eine sehr gute Photoaufnahme von ihm hätte nehmen können. Leider war der Apparat bei Bill. Er hatte zwar ganz hübsche, wenn auch eng gestellte Geweihe, ganz verfegt, während von dem Gehörne des ersten noch die Bastfetzen herabhängen; aber ich hatte genug an dem einen und schenkte dem zweiten das Leben. Erst auf wiederholtes Zurufen fand er es für passend, die Flucht zu ergreifen, und bald sah man ihn als kleinen, schwarzen Punkt auf einer fernen Schneekuppe. — Wir ließen das Abnehmen des Hauptes auf später und setzten die Pürsche fort, wieder auf den Sattel, wo ich neulich gewesen, und dann hoch hinauf auf den Gipfel des Northhill. Von dort überblickten wir ein ungeheures

Gebiet lauter schneebedeckter Berge — einige in der Ferne von phantastischen Formen wie die Dolomiten — viele Täler und weite Becken. Gegen Nordosten, wo die Wasserscheide zwischen Yukon und Mackenzie liegt — the backbone of the continent —, wurden die Berge höher und wilder, wohl keiner noch von Menschen bestiegen, denn diese entlegene Gegend ist sehr schwer erreichbar und nur wenige Trapper und Prospektors sind bis jetzt in dieselbe eingedrungen. Wir sahen zwar mit dem Glase in den Tälern unmittelbar unter uns einige Fährten, konnten aber kein Wild entdecken und stiegen wieder zum erlegten Caribou hinab, trennten das Haupt ab und nahmen die Kopfmaske ab, die ich aufpackte, während Bill die Geweihe schulterte. — Es trübte sich gegen Abend etwas ein, aber die Färbungen der Täler und Berge, violett, braun und dunkelblau, waren prachtvoll. Beim Herabsteigen kreuzten wir eine ganz frische Fährte, von einem wahrscheinlich von uns flüchtig gemachten Moose.

Dienstag, 15. September.

Red letter day! Der Morgen herrlich klar. Ich ging früh mit Bill, einen Steig zum Eingang ins Cariboubassin durchhauen, da von da an gute Moosewechsel das Tal hinab weiterführten. Da wir unten eine Bärenfährte fanden, die gegen das Cariboubassin hinaufführte, machte ich wieder die drei Stunden lange Umkreisung des Longhill, um bei meinem Caribou nachzusehen. Doch umsonst! Kein Bär hatte seine Visite gemacht. — Mittag im Lager. Während Bill sich zum dritten Caribou begab, um Fleischvorrat zu holen, ging ich, nachdem ich die Kopfmaske präpariert hatte, das Haupttal in die Moosegegend hinab.

Der gefrorene Schnee war laut und auch der Wind, der immerfort umschlug, der Pürsche nicht günstig. Ich passierte diesmal den Sumpf von Grasbüschel zu Grasbüschel mich schwingend, nicht ohne naß zu werden, und drang noch ein gutes Stück weiter. Ich wollte eben, verdrießlich über mein Pech mit den Elchen, umkehren, da ich noch einen weiten Weg zum Lager zurück hatte, als ich vom jenseitigen Berghang, wo eine Lawine den Wald niedergerissen und eine Art Schlag gebildet hatte, auf zirka 300 Schritte einen großen, schwarzen Moosebull mit weißen Schaufeln stehen und auf mich herabhoffen sah. Ich stellte das Visir auf 300 Schritte und hörte auf meinen Schuß die Kugel schlagen. Der Moose machte, offenbar krank, einige Schritte. Auch die zweite Kugel hörte ich deutlich schlagen; der Bull ging flüchtig hinab zu, wo er durch Bäume und Büsche gedeckt war, doch schien es mir, als ob er stürzen würde. Im selben Moment sehe ich, wie eine Geistererscheinung, fast am selben Platz, wo der Bull gestanden, nur etwas höher, einen zweiten schwarzen Bullen mit weißen Schaufeln, der wahrscheinlich dort niedergetan gewesen, auftauchen. Nach meinem ersten Schuß sah ich etwas Weißes hinter dem Bull wegfliegen und fürchtete, ich hätte das Gehörne getroffen; doch war es, wie sich dann herausstellte, nur dürres Holz gewesen, das meine Kugel zersplittert hatte. Meine zweite Kugel,

die ich wieder schlagen hörte, hatte einen ganz anderen Effekt: der Bull stürzte im Feuer, indem zuerst seine großen Schaufeln auf den Boden schlugen. Ich merkte mir eine große, dürre Fichte, bei der er gestürzt war, und eilte zum Bache hinab, watete durch denselben und stieg durch die von der Lawine herabgebrachten kreuz und quer liegenden Bäume und Wurzeln hinauf. Ich mußte noch ziemlich hoch über den dürren Baum hinaufsteigen, bis ich den Bull, der noch zu atmen schien und mich grimmig anblickte, fand. Zur Vorsicht gab ich ihm noch einen Fangschuß. Meine Kugel saß hochblatt. Ich hatte Zeit gehabt, einen Blick auf seine mächtigen Schaufeln zu werfen, die mein Jägerherz schneller schlagen machten. Sechzig Schritte unter diesem fand ich den zuerst geschossenen Bullen verendet. Auch er hatte ein gutes Gehörn. Beide waren alte Bullen, da sie keiner die sonderbare, glockenartige, vom Halse herabhängende Wamme hatten, die man nur bei jüngeren findet. Nun war mein jahrelanger Wunsch erfüllt, der Zweck der Expedition erreicht! Noch vor wenigen Minuten hatte ich daran gezweifelt, hier auf einen Moose zu Schuß zu kommen, und jetzt lagen zwei starke Bullen gestreckt. Und das alles war so schnell gegangen, daß es wie ein Traum schien. Doch nun mußte ich an den Heimweg denken, wenn ich nicht im Dunklen durch Gestrüpp und Weidensümpfe stolpern wollte. Ich fühlte auch das Verlangen, mein Weidmannsheil sobald als möglich jemandem mitteilen zu können, und eilte schnell ins Lager. Hier fand ich Bill allein vor. Charley, der vom Fächerlager heute zurückkommen sollte, war noch nicht da und kam auch an diesem Tage nicht mehr herüber.

Mittwoch, 16. September.

Mit Bill hinab zu meinen zwei erlegten Moosebullen, um die Kopfhäute abzuziehen. Wir brauchten den ganzen Tag dazu, von 1/4 9 bis 1/2 5 Uhr, nur unterbrochen durch einen famosen Lunch von Moosefleisch, das Bill nebst Tee bereitete. Im Hingehen hörten wir unweit von uns am Krachen des Eises, daß ein flüchtiger Moose durch eine zugefrorene Lacke brach, und während wir mit den erlegten Bullen beschäftigt waren, sah uns ein Moose (ein schwacher Bull) zu; wie wir im Herabgehen im frisch gefallenen Schnee konstatierten, war er von unten bis auf sechzig Schritt an uns herangekommen, ohne daß wir, eifrig mit unserer Arbeit beschäftigt, ihn gesehen hatten. Es war keine Kleinigkeit, die Häupter von den riesigen Rümpfen zu trennen, und wir mußten zuerst einige gefallene Bäume, in die sie hineingezwängt waren, mit der Axt aus dem Wege räumen und hatten dann beide mit vereinigten Kräften zu arbeiten, um die Kolosse nur teilweise umzudrehen. Es war heute wieder einmal recht schlechtes Wetter, windig, kalt und gegen Mittag kam ein ordentlicher Schneesturm herangeflogen und das Abziehen der Kopfdecke mit kalten, wunden Händen war keine Unterhaltung. Ich maß die weiteste Auslage der beiden Gehörne, welche 53 und 52 1/2 Zoll, respektive 1 m 34 1/2 cm und 1 m 33 1/2 cm betrug; also, wenn auch keine Rekkorde, so doch ganz gute Geweihe, die



mich sehr freuen. Mit den zwei Kopfhäuten kehrten wir abends ins Lager zurück, während wir die zwei Geweihe einstweilen dort ließen. Als wir uns dem Lager näherten, spähten wir eifrig nach Rauch aus, ob Charley schon zurück sei, denn ich hatte mir schon Sorgen gemacht und allerlei Unglück vorausgesehen. Wenn er sich in den Grobsteinen oben am Paß den Fuß gebrochen hätte! Doch als wir näher kamen, entdeckte ich eine dünne, blaue Rauchsäule und bald hörten wir Stimmen; es waren Charley und Curly, der mit herübergekommen war. Er konnte gestern nicht mehr den weiten Weg her machen, da sie erst spät vom Fluß nach dem Fächerlager gekommen waren. Curly, dem ich als Kompensation dafür, daß er mit Bill Platz tauschen mußte, erlaubt hatte, mit meinem zweiten Gewehr unten auf „meat“ (Wildbret), welches damals noch fehlte, auszugehen, hatte einen jungen Moosebullen erlegt.

Donnerstag, 17. September.

Der heutige Tag war dem Präparieren der zwei Kopfdecken gewidmet, wozu ich mit Charley so ziemlich den ganzen Tag verbrachte, eine recht unangenehme Arbeit, besonders beim Moose mit seinen enormen Nasenlöchern und Lippen. Bill und Curly holten die zwei schweren Gehörne, die jetzt das Lager zieren und stattlich aussehen. Curly kehrte Nachmittag mit dem dritten Caribougeweih auf den Schultern wieder nach dem Fächerlager zurück und Bill ging, die dort beim Versteck vergessene Axt und noch Proviant vom dritten Caribou holen. — Südsturm und hie und da Regen, der den Schnee sichtlich nimmt.

Freitag, 18. September.

Fühle mich verkühlt, schwach und müde und bleibe daher im Lager damit beschäftigt, die Moosegehörne zu photographieren. Gegen 12 Uhr kommen Curly und Mac Adam herüber: grand dinner und craking of jokes! Sie tragen nachmittags die Moosegehörne ins Fächerlager und morgen von dort zum Macmillan. Nachmittag ging ich mit Bill zu meinen zwei Moose, um zu sehen, ob kein Bär dort gewesen, und hackte mit ihm einen Steig durch das Gestrüpp und die Windbrüche, um still an die Stelle herankommen zu können. — Nach dem Souper schneit es wieder fest. Bill backt Brot, diesmal in der Pfanne. Er hatte versucht, wie sonst, ein Loch in die Erde zu graben, in welchem ein festes Feuer angezündet und dann in den glühenden Kohlen, nachdem das Loch wieder zugeschüttet worden, in einem Kessel das Brot gebacken wird. Aber er stieß nach zwei Fuß schon auf festgefrorene Erde. Diese ganze Gegend ist nur oberflächlich aufgetaut und sonst tief hinab das ganze Jahr gefroren. Im oberen Löffellager war auch, nachdem wir zwei Tage dort ein Feuer gehabt, aus der Feuerstelle Schlamm herausgekommen: das aufgetaute Eis.

Samstag, 19. September.

Wieder alles winterlich weiß, doch bricht hie und da die Sonne durch. Nur der Wind dreht sich beständig. Mit Bill bei Schneien



hinab zu den zwei Moosen und von dort im Lawinenriß senkrecht hinauf auf den Bergrücken in $1^1/_2$ Stunden, und an demselben entlang gegen den Northhill. Da oben herrschte Polarwind, alles war steinfest gefroren und keine Fährte war zu sehen. Doch das Wetter klärte sich und man hatte endlich wieder eine weite Rundsicht.

Zum dritten Caribou. Als wir in die Nähe kamen, sahen wir auf 500—600 Schritte einen Wolverine (Vielfraß), der eilig hin- und hertrippelte und in der Richtung des Caribou verschwand. Doch fanden wir weder ihn noch das Caribou vor, welches am Schnee — entweder durch seine eigene Schwere oder mit Beihilfe von Bären — in den steilen Graben hinabgerutscht war. Wir konnten Bärenfährten sehen, die hin- und wieder wegführten, aber für Meister Petz scheint es zu windig zu sein. Das Vielfraß war wieder zu sehen, wie es vom Graben durch den Wald am jenseitigen Riegel hinaufeilte. — Müde und kalt nach Hause gekommen.

Sonntag, 20. September.

Der Morgen war passabel, doch die Höhen in Nebel gehüllt. Ich hatte vor, mit Bill das Moosetal hinauf und dann, wenn möglich, um die Bergkette herum, die sich hinter dem Lager erhob, zurückzukehren. Wir hielten uns an der linken Bergseite des Moosetales entlang, gerade an der Waldgrenze, kamen aber infolge des groben, halb mit Schnee bedeckten Gerölles nur sehr langsam weiter und sahen endlich ein, daß es für heute unmöglich sei, diesen ganzen langen Weg zu machen. Es fing außerdem an zu stürmen, und während wir in einem kleinen Kessel Mittag hielten und ein Feuer anfachten, brach ein ganz ordentlicher Schneesturm los, der wieder den ganzen Tag anhielt. Wir durchquerten das Tal schon weit auf der andern Seite des großen Sumpfes, wo das Wasser gegen den Südarm des Macmillan hinabläuft, und fanden dort herrliche Mooseplätze. Aber wegen des schlechten Wetters war nichts zu machen, man konnte des treibenden Schnees wegen überhaupt nicht weit sehen. Wir kreuzten zwei ziemlich frische Moosefährten (von gestern Abend oder heute Nacht) und kehrten, ohne etwas gesehen zu haben, zurück. Charley hatte mit einem langen Stück Kanevas eine Art Vordachl konstruiert, welches den ärgsten Wind und den Schnee etwas abhielt, in unser Zeltdach zu dringen. Er hatte auch geesaw — eine Suppe, aus allem Möglichen bereitet — vorrätig.

Montag, 21. September.

Bis in den Vormittag hinein schneit es wieder und wir machen Pläne, aus dieser unwirtlichen Gegend, wo jetzt schon der Winter eingezogen schien, zu fliehen und dafür die acht oder zehn Tage, die wir noch bleiben, zu benützen, um von Whitehorse aus einen kurzen Ausflug auf wilde Schafe in eine Gegend zu machen, wo Bill als Prospektor mehrere Male gewesen und die er als gute Schafsgegend erklärte.

Nachmittags mit Bill auf schöner Neue hinab gegen das Cariboubassin und in diesem auf die linke Bergseite. Fand bald, nachdem ich deutlich Moose gerochen hatte, zwei frische Moosefährten, von denen die eine durch einige offene Stellen hinanführte. Ich folgte ihr, bis sie sich abwärts in den dichten Wald wandte. Einen Moment schien es hübsch zu werden, doch als wir zum zweiten Caribou hinüberwateten, fiel wieder Schnee und beim Hinabgehen von der Scharte fester Graupenschnee. Abends lichtete es sich, aber bald fiel wieder nasser Schnee herab.

Dienstag, 22. September.

Charley und Bill gingen früh mit leichter Last ins Fächerlager hinüber, als Beginn der Übersiedlung zum Macmillan. Da es wieder den ganzen Vormittag schneite, kochte ich mir ein Lunch im Lager (wobei mir wieder der Teekessel ins Feuer fiel) und ging dann, als es sich etwas aufzuhellen schien, das Moosetal hinauf. Es gab schönen Spurschnee und ich kreuzte auch sehr bald eine schwache Moosefährte. Weiter oben kam ich wieder auf eine ganz frische Moosefährte, diesmal eine gute Bullfährte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihr zu folgen, obwohl sie ins Gehölz hinaufführte, wo ein stilles Gehen sehr schwierig ist. Ein Moose hat so hohe Läufe, daß er sehr lange Schritte macht; ich versuchte aus Spaß einige Schritte auf seiner Fährte zu machen und fand, daß einer seiner Schritte beiläufig die Weite zweier Menschenschritte hat. Der Wind wehte vom Tal herab und ich hatte somit halben Wind. Als er sich aber den Berghang entlang hinab zu wandte, ging es nicht mehr an, ihm blindlings zu folgen, sondern ich begann die Taktik des Kreiseschlagens. Es hatte wieder angefangen zu schneien und ich pürschte, so gut es durch Gebüsch und Bäume ging, lautlos weiter. Die Fährte schien sich in einen Kessel zu wenden, aus welchem die Weiden goldbraun herableuchteten. Da dies die Lieblingsäseplätze der Moose sind, konnte ich es wagen, zu hoffen, daß er sich dort aufgehalten hatte. Als ich, meinen zweiten Kreis vollendend, in einem kleinen Graben hinaufstieg, sah ich weiter oben keine Fährte, also ist er vielleicht irgendwo da rechts geblieben. Kaum gedacht, wird auf einmal auf 50 Schritte rechts von mir ein Moosebulle, der dort niedergetan war, hoch, schaut mich einen Moment an und wird dann mit einem Schrecklaut flüchtig. Ein imposanter Anblick, dieses vorsündflutliche Ungeheuer, so nah und groß vor sich zu sehen. Eben als er sich zur Flucht wandte, saß ihm meine Kugel mitten im Leib und ebenso eine zweite, die ich ihm unnötiger-, aber vorsichtigerweise nachsandte. Nach wenigen Schritten stürzte er, und nachdem er mit den vier langen Läufen einige Zeit in der Luft umhergeschlagen, war er verendet. Es war ein jüngerer Bull als die zwei ersten, mit langer Halsglocke, aber ganz guten Schaufeln. Jetzt kam wieder die Arbeit des Abtrennens des Hauptes und dann des Abziehens der Kopfmaske vom Schädel, was allein ohne Hilfe eine langwierige Sache ist. Ich konnte das große Tier nicht ganz

umwälzen und es nur ruckweise in eine etwas andere Position bringen, wobei ich wieder meinen Leibriemen benützte, um die Schaufeln an einen Wurzelstock zu schnallen, um die gewonnene Stellung nicht zu verlieren. Nach einer Stunde hatte ich das Haupt abgetrennt und nach weiteren zwei Stunden die Kopfmaske abgezogen, die ich nun an meinen Rucksack band und ins Lager trug. Während ich mit dem Abziehen der Decke beschäftigt war, hatte es die ganze Zeit fest geschneit und auch jetzt fielen noch einzelne Flocken herab. Dieser Moosebulle hat mich sehr gefreut, weil ich ihn in fairer Pürsche überlistet hatte. Ich fand außer meinen zwei Leuten auch Mac Adam im Lager, den sie vom Fächerlager herübergebracht hatten, während Curly ins Hauptlager hinab war.

Mittwoch, 23. September.

Vormittag mit Charley die Kopfdecke präpariert, während Bill das Gehörne holen geht und Mac Adam mit unserem Zeltdach über das Fächerlager zum Fluß hinabgeht, da sonst Curly, der uns alle heute Abend dort erwartete, ohne Obdach gewesen wäre. Vormittag schien wieder einmal die Sonne, aber dann schneite es wieder hie und da. Nach dem Lunch aufgepackt (ich trug außer meinem Gewehr, Gucker, dem photographischen Apparat, 25 Patronen und Rucksack mit Leibl — die nasse, mit Salz und Alaun geschwängerte Kopfdecke meines letzten Mooses, was zusammen über 60 Pfund ausmachte) und Abschied vom Mooselager genommen. Im oberen Teil des Tales waren einige Fährten von Wildschafen zu sehen, aber die Tiere selbst waren nicht zu erblicken. Oben am Paß warf ich noch einen letzten Blick auf die Gegend zurück, wo ich durch drei Wochen geweilt und trotz schlechten Wetters doch Weidmannsheil gehabt. Grüß euch, ihr einsamen Berge und Täler! Wohl für immer adieu! — Vom Paß aus, wo sich das Wetter wieder lichtete, konnte man weit hinab ins Tal des Südarmes von Macmillan sehen; goldig leuchteten einige ruhige Stellen des Flusses und ferne Seen im Scheine der untergehenden Sonne herauf.

Die unteren Teile des Tales waren ganz schneefrei, denn dort hatte es, während es oben schneite, nur geregnet. Hier am Paß sanken wir oft über die Kniee in den Schnee. Nachdem wir noch den vom hohen Berg herabziehenden Rücken überschritten hatten, lag tief und steil unter uns der Graben, in welchem das Fächerlager lag.

Charley ließ seine Last, die aus Bettrollen und anderen unzerbrechlichen Dingen bestand, den steilen Schneehang hinabgleiten und in mächtigen Sätzen sprang der Pack in die Tiefe. Langsamer folgten Bill, der das Moosegehörne und Kochsachen trug, und ich. Nach $4^1/_2$ stündigem Gehen waren wir im Fächerlager, fanden aber, daß Curly das Zeltdach an einer anderen Stelle aufgeschlagen hatte, um dem stets hineinblasenden Wind zu entfliehen; aber gerade heute wehte derselbe mit dem Rauch des Feuers direkt hinein. Auch war der Boden sehr uneben, so daß wir keine angenehme Ruhestätte hatten. Dafür fanden wir einen Topf voll köstlicher Suppe vor, die



wir erwärmten und genossen. Auch einen flachen Laib Brot hatte Curly gebacken, welchen er — großes Kind und stets voller Schrullen — mit einer Schnur wie ein Hündchen an einen Baum gebunden hatte.

Donnerstag, 24. September.

Zeitlich früh schon war Curly wieder vom Fluß heroben. Er hatte gestern beim Hinabgehen wieder einen schwachen Moosebullen geschossen. — Bald war auch Mac Adam da und nun wurde debattiert, wie alles von hier hinabgebracht werden sollte. Es schien unmöglich, alles auf einmal zu packen, und doch machten es diese Mordskerle möglich. Curly zum Beispiel trug ein Moosegeweih, ein Caribougeweih, ein Zelt und zwei Äxte und jeder der andern hatte auch gewiß über einen Zentner wiegende Lasten. Die Burschen hatten einen besseren Weg hinab gefunden und denselben bis zum Fluß durchgehauen, doch mußten wir trotzdem den ganz vereisten und verschneiten Bach mehreremal übersetzen. Um 11 Uhr verließen wir das Fächerlager und — nach öfteren Rasten, auch einer bei Curlys Moose — kamen wir um $^1/_2$3 Uhr im Hauptlager an. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, nach drei Wochen wieder einmal den braunen Boden und nicht immer Schnee unter den Füßen zu haben. Es schien hier eine ganz andere, südlichere Gegend, der Baumwuchs höher, mehr Pappeln und Birken — kurz, man fühlte, daß man die Höhen verlassen hatte. Ich pitchte mein Zeltdach, putzte die Gewehre 2c. Das Lager mit den ringsum stehenden Geweihen ist nun ein echtes Jagdlager. Abends schneit es wieder fest. Na also!

Freitag, 25. September.

Es hat die ganze Nacht geschneit — zum erstenmal hier unten im Tal — und alles ist verhängt. Es scheint uns der Schnee zu verfolgen. Während Curly und Bill zu des ersteren Moose gehen, Charley Ruder flickt, Mac Adam zwei große, goldige Laib Brot backt, war ich mit Schreiben, Ordnen, Packen, Nummern an die Geweihe Geben, Schuhe Schmieren 2c. beschäftigt. Die Kanoes werden mit Harz kalfatert und hie und da büßt einer der zudringlichen Whisky Jacks oder Camprobbers sein Leben, da ich den Burschen zur Unterhaltung meinen kleinen Roockrifle überlassen hatte. Der Whisky Jack hält die Mitte zwischen einem Nußhäher und einer Dohle und sieht wie ein großer, grauer Spatz aus. Ich frug Bill, zu welcher Gattung Vögel er gehöre, und der erklärte: „O he is a bird of his own." (Er ist ein Vogel seiner eigenen Art.) — Gegen Abend, der still und klar war, machte ich einen bewaffneten Spaziergang zum ersten Moose, den Curly an einem unweit gelegenen, kleinen See geschossen hatte, und blieb dort einige Zeit auf einem Hügel sitzen, von welchem ich eine weite Aussicht hatte. Aber außer einigen Krähen war nichts zu sehen. In der Ferne stieg der Rauch des Feuers auf, an dem die Burschen das Pech für die Kanoes wärmten.



Samstag, 26. September.

Der Tag unseres Startes zur Talfahrt den Macmillan hinab war prachtvoll. Keine Wolke am Himmel, lachende Sonne, aber recht kalt. Ich photographierte noch alle meine Geweihe und die vier Leute und dann wurde nach und nach das Hauptlager abgebrochen und alles in die zwei Kanoes gepackt. In meinem, das Charley am Steuer und Mac Adam rudernd bemannten, war der ganze Haufen Moose- und Carbougehörne rückwärts aufgestapelt und vorne saß ich mit meinem Stutzen zur Rechten und — frierend. Denn so herrlich es war, den rauschenden Macmillan hinabzugleiten, es war ohne Pelz und Fußsack ein sehr kaltes Vergnügen. Am nächsten Tage holte ich mir auch meinen Luchspelz heraus und hüllte mich ein. — Das Wasser war hier oben von wunderbarer Klarheit und man konnte fast überall auf den Grund sehen und genau die Schnelligkeit abschätzen, mit welcher das Kanoe über die Kiesel und großen, runden Steine aller Farben glitt. — Wir passierten bald die Mündung des Ridellflusses, das Lager am Boulderfluß vom 30. bis 31. August, van Bergens Kanoeplatz, dann unser Lager vom 29. bis 30. gegenüber von Williamshütte und kampieren um 4 Uhr am Lagerplatz vom 28. bis 29.; wir haben also in fünf Stunden dieselbe Strecke hinab gemacht, zu der wir hinauf drei Tage gebraucht hatten! Unser altes Lager war von Schnee bedeckt, daher machte ich mir ein neues Bett. Ein großes, prasselndes Feuer erwärmte bald unsere erstarrten Glieder.

Sonntag, 27. September.

Ich wachte nachts durch die Kälte auf, gerade zur rechten Zeit, um ein herrliches Nordlicht beobachten zu können. Ein zweites Mal weckten mich krachende Laute vom Fluß her. Es war, als ob Tiere — Füchse oder Wölfe, wie ich glaubte — über Eis, welches sich in den stehenden Altwässern neben den Sandbänken gebildet hatte und bei jedem Schritt krachte, hingingen. Ich stand sogar auf und blickte auf die Sandbank hinab, wo unsere Kanoes vor Anker lagen, aber alles war weiß und leer. Es war nichts anderes als Eisrinnen, welches in dieser kalten Nacht begonnen hatte, denn am Morgen war der ganze Fluß von treibenden Eisschollen bedeckt. Zum Glück war das Eis noch nicht konsistent genug, um unsere Kanoes zu gefährden, sondern die Schollen bestanden aus einer breiigen Masse, welche zwar die Fahrt behinderten, durch welche aber der Bug der Kanoes oft zischend und rauschend fuhr. Wir kamen wieder wie gestern hie und da in schnelles Wasser, wo wir pfeilgeschwind hinabglitten, so daß das Ufer nur so vorbeiflog. Die Burschen erkannten manche Stellen, wo sie im Heraufkommen harte Arbeit gehabt hatten. Die Sonne hatte am nördlichen Ufer des Macmillan den Schnee fast ganz genommen, während er am südlichen Ufer weiß und starr liegen geblieben war. Rechts Sommer, — links Winter. Während die Fichten und Tannen links dicht verhängt im bläulichen Schatten standen, erglänzten rechts

die herbstlich gefärbten Blätter von Pappeln, Birken und Weiden goldig und rotbraun im Sonnenlicht. Wir sahen zweimal auf Sandbänken Haupt und Decke von geschossenen Moosen, einen davon mit passablen Schaufeln. Wir vermuteten, daß dies das Werk der zwei Trapper (des alten Barr und Crosby) war, die jetzt ihren Vorrat an Wildpret für den Winter anlegten. Aber bald kamen wir auf die Übeltäter. Als wir um eine Krümmung schossen, sahen wir am Ufer ein großes Floß, das zwei Männer zu zimmern im Begriffe waren. Wir legten an und hielten dort auf einen kleinen Plausch. Es war der alte Henderson, der behauptet, die Goldminen von Klondyke gefunden zu haben, und sein Kompagnon, die den ganzen Sommer in dieser Gegend als Prospektors umhergezogen waren. Er erzählte uns, er wäre den Kalzasfluß hinaufgedrungen und hätte oben sehr viel Wild gesehen und Bären. — „Oh man! We saw a monster, 9 feet seven inches long, J bet you!“ Und der andere erzählte, er habe einen Moosebullen gesehen, dessen Schaufeln sieben Fuß klafterten. Dieser Bull kam zu ihrem Zelt, steckte sein Haupt hinein (!) und trieb sie heraus. Solche Münchhausiaden tischte uns Henderson & Co. auf. Er ist aber auch in Dawson City als berühmter Aufschneider bekannt. Jetzt legt er Wintervorrat an Moosefleisch an und fährt auf dem prächtigen Floß, auf welchem sie auch schlafen und kochen, den Macmillan, Pelly und Yukon nach Dawson hinab. Er lud uns ein, mitzufahren: „J want you fellows to come with me on my steamer, we'll have a jolly time.“ Als wir auf Moosefett zu sprechen kamen, rief er aus: „Oh, is'nt it wonderful, we used it outwardly and inwardly and put some on our whiskers.“ Wir traten ihm etwas Mehl ab, von dem er nicht mehr viel hatte, und setzten dann unsere Fahrt fort. Bald kamen wir an Barrs Hütte vorbei, wo wir anlegten, da ein rotes Sacktuch an eine Stange gebunden war. Hier fanden wir einen Brief vor, von Sir Andrew Armstrong an mich, in welchem er für die im Hinauffahren gebrachte Post dankt, mir einige Briefe zum Aufgeben mitgibt und schreibt, daß ein Mr. Thomson bei ihnen in Rusellcreek einen Moose mit 69 Zollweite geschossen habe. Crosby, an dessen nahegelegener Hütte wir anlegten, erzählte aber, daß diese weite Auslage nur durch die fächerartige Ausbreitung der Schaufeln entstanden sei, die gar nicht so stark wären. Wieder fuhren wir weiter und sahen zuerst drei, dann ein Moose am Ufer. An die drei (Tier, Kalb und schwacher Bull) kamen wir lautlos bis auf kurze Distanz heran. Sie machten mit ihrer plumpen Gestalt mehr den Eindruck von großen Mulis, als sie uns einen Moment erstaunt betrachteten und dann flüchtig wurden. Spät landeten wir am selben Platz, wo wir am 25. bis 26. August kampiert hatten, haben heute also wieder die Strecke von drei Tagen in einem Tage zurückgelegt. Jetzt wird es nicht mehr so schnell gehen, da der Macmillan allmählich von einem lustigen, springenden Knaben zu einem bedächtigen Manne reift.



Kirche und Kunst.

Von Dr. **Josef Weingartner.**

Zu denjenigen Ruhmestiteln der katholischen Kirche, die auch von ihren modernen Gegnern in der Regel nicht in Abrede gestellt werden, gehört ihr inniges Verhältnis zu den bildenden Künsten. Eine bald zweitausendjährige, inhaltsreiche Entwicklung hat zur Beleuchtung dieser Frage ein fast unübersehbares Material beigestellt und gerade in unserer Zeit, wo die kulturelle Triebkraft der Kirche so häufig angezweifelt wird, dürfte eine kurze Darstellung dieses eigenartigen Verhältnisses nicht ganz ohne Wert sein. Die folgenden Zeilen wollen diesen Versuch machen; doch sei ausdrücklich bemerkt, daß aus dem überreichen Stoffe nur die allerwichtigsten Punkte herausgegriffen werden können.

Im Alten Testamente bestand zwischen Religion und Kunst nur ein geringer Zusammenhang. Der Tempel zu Jerusalem und die eventuelle künstlerische Ausstattung einzelner Synagogen — also Architektur und Kunsthandwerk, soweit sie durch praktische Bedürfnisse erfordert wurden, — das ist so ziemlich alles, was die Kunst im Dienste der jüdischen Religion zu leisten hatte. Einem engeren gegenseitigen Durchdringen stand die Zentralisierung des Kultes und das Bilderverbot hindernd im Wege.

Man wird wohl annehmen dürfen, daß bezüglich des Bilderverbotes auch in der ersten Zeit des Christentums wenigstens die Judenchristen an der hergebrachten Auffassung festhielten. Ja noch mehr: auch die Erbauung und Ausstattung von Kulträumen fiel weg, da ja der Gottesdienst der apostolischen Zeit einen wesentlich familiären Charakter besaß und in den gewöhnlichen Wohnräumen des bürgerlichen Hauses abgehalten wurde. Praktisch gab es also zwischen dem jungen Christentum und der Kunst kaum eine Beziehung. Und genau dasselbe war auch theoretisch der Fall. In den Schriften des neuen Bundes kehrt zwar das der Kunst eher feindliche Bilderverbot nicht mehr wieder, aber wir lesen auch kein Wort von irgendeinem positiven Verhältnis. Christentum und Kunst standen sich demnach von Haus aus vollkommen neutral gegenüber.

Bei einem künstlerisch so wenig interessierten Volke, wie die Juden es waren, würde dieses geschilderte Verhältnis wohl noch lange fortgedauert haben. Das Christentum hatte aber eine Weltmission zu erfüllen. Es trat schon in den ersten Jahren nach dem

Tode des Herrn über die Grenzen Palästinas hinaus und kam zu Völkern, bei denen die Kunst das ganze private und öffentliche Leben beherrschte, die seit Jahrhunderten gewohnt waren, all ihre menschlichen und religiösen Ideale in künstlerisch vollendete Sinnbilder zu kleiden und gerade den bedeutungsvollsten Handlungen und Orten die Weihe einer monumentalen Kunst zu geben. Das Verbreitungsgebiet des Christentums fiel mit dem des Hellenismus zusammen, und in dem Augenblicke, wo es diesen Kulturkreis betrat, konnte eine Auseinandersetzung mit dem Problem der Kunst unmöglich mehr umgangen werden.

Man durfte darauf gespannt sein, welchen Weg nun die Entwicklung nahm: würde die Kirche die Kunstübung als weltliche Eitelkeit verachten? oder würde sie wenigstens die bisherigen Kunstformen als heidnisch und durch Götzendienst befleckt verdammen und für ihren eigenen Zweck eine neue Formensprache schaffen? Doch weder das eine noch das andere trat ein.

Hier wie überall zeigte die Kirche, daß die Pflege der natürlichen Kulturgüter zwar nicht ihre eigentliche Aufgabe ist, daß sie dieselbe aber doch als berechtigt anerkennt. Wie sich die Kirche mit dem antiken Staate, mit der klassischen Wissenschaftsform abfand und überall mit den gegebenen Faktoren zu rechnen wußte, so machte sie es auch mit der Kunst.

Schon die ältesten christlichen Denkmäler beweisen uns die Tatsache, daß die hellenistischen Christen die Kunst nicht weniger in Anspruch nahmen als ihre heidnischen Zeit- und Volksgenossen. Wie bisher wurden die Grabkammern mit Gemälden, die Sarkophage mit Reliefs geschmückt. Das Kunstgewerbe diente ebenso dem christlichen wie dem heidnischen Kulte, und als dann die größere Ausdehnung der Gemeinden den Familiengottesdienst sprengte und größere Versammlungsräume notwendig machte, war es auch für die Christen ein Herzensbedürfnis, ihre Kultgebäude mit dem Aufgebot aller künstlerischen Kraft würdig auszugestalten.

Die Kirche stellte sich also dem angeborenen Kunstbedürfnis ihrer neuen Anhänger in keiner Weise hindernd entgegen. Ja noch mehr, sie fand auch an den überkommenen Kunstformen nichts Verdammungswürdiges, — trotzdem diese durch Jahrhunderte fast ausschließlich im Dienste heidnischen Aberglaubens und heidnischer Greuel gestanden hatten. Die Ansicht, daß sich das junge Christentum sogleich auch einen neuen, eigenen Kunststil geschaffen habe, ist längst widerlegt und es gehört mit zu den sichersten Resultaten der neueren Forschung, daß die frühchristliche Kunst voll und ganz auf dem Boden der Spätantike steht und sich stilistisch von ihr in nichts unterscheidet. Die Kirche ging sogar so weit, daß sie zu rein dekorativen Zwecken vielfach ausgesprochen heidnische Szenen verwendete, ja wohl auch volkstümliche Götter- und Heroentypen, zum Beispiel den Hermes und Orpheus, zu Symbolen Christi machte. Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Kirche sogar in den wirklichen Denkmälern heid-



nischen Götzendienstes den Kunstwert zu würdigen wußte. Barbarisch Zerstörungsszenen kamen nur ausnahmsweise vor oder blieben doch meist auf den fanatischen Orient beschränkt, wo später ja auch die christliche Kunstentwicklung durch den Bildersturm vorübergehend gefährdet wurde. In Rom dagegen wurden die heidnischen Tempel und Götterstatuen, auch als die öffentliche Macht in den Händen der Christen lag, als Kunstdenkmäler geschätzt und konserviert.

Hätte also die Kirche auch kein anderes Verdienst, als daß sie die Kunst sich frei entwickeln ließ, sie hätte damit schon viel geleistet. Man braucht sich nur zu erinnern, was zum Beispiel das Aufkommen der Reformation für die vergangene und gleichzeitige Kunst bedeutete, mit welch verständnislosem Fanatismus die evangelischen Kirchenstürmer alles zertrümmerten, was ihnen an religiösen Bildwerken in die Hände geriet, und man wird zugeben müssen, daß die junge Kirche schon allein durch ihre verständnisvolle Anpassung und Einfühlung eine kulturelle Tat ersten Ranges vollbrachte.

Übrigens blieb die Kirche bei dieser mehr passiven Duldung nicht stehen. Sie erkannte bald, welchen Wert die Kunst auch für ihre eigenen Aufgaben haben konnte, und nahm sie nun auch selber in ihre Dienste. Die mystische Weihe der heiligen Stätten, die bezaubernde Pracht des Gottesdienstes, der Unterricht der ungebildeten Volksmassen und vor allem die durch Sinneseindrücke gesteigerte und genährte Andacht, — das alles waren Dinge, die nur mit Hilfe einer eifrigen und allseitigen Kunstpflege erreicht werden konnten. So waren denn zum Beispiel die prächtigen Basiliken mit ihrem Marmor- und Mosaikenschmuck nicht etwa einzig und allein dem entgegenkommenden Verständnis für die hellenistischen Kulturideale zu verdanken, sondern wurden als monumentale Träger der Heilsmission von der Kirche auch besonders begünstigt und schließlich positiv vorgeschrieben. Es waren seit dem Beginn der neuen Lehre noch nicht drei Jahrhunderte verflossen und schon waren christlicher Kult und christliche Kunst im Bewußtsein der Kirche zwei untrennbare Begriffe geworden.

Sicher ist also das eine, daß die Kirche den hohen inneren Wert und die Kulturkraft der bildenden Künste wohl begriff. Freilich werden nun manche einwenden, daß sie es nur aus praktischer Berechnung und im eigenen Interesse tat und daß sie die Kunst zu ihrer Magd herabwürdigte.

Dagegen ist aber vor allem zu erwidern, daß es hier auf den Grund und die Absicht der kirchlichen Kunstpflege überhaupt nicht ankommt. Auch der Staat, der für die öffentlichen Gebäude, auch der Fürst und der Mäzen, die für die Ausschmückung ihrer Paläste und Landhäuser die Hilfe der Kunst in Anspruch nehmen, tun das — vielleicht sogar in erster Linie — im eigenen Interesse. Für die gedeihliche Entwicklung der Kunst selber ist das aber vollkommen gleichgültig — hier entscheiden die Aufträge, nicht die persönlichen Intentionen der Auftraggeber. Auch sagt man heute so oft, die Kunst müsse dem

Leben dienen. Soll aber dann gerade die Arbeit im Dienste des höchsten und erhabensten Lebensgutes für sie eine Erniedrigung sein?

Übrigens wird wohl niemand behaupten wollen, daß die Kirche der ausschließlich empfangende Teil war. Auch die Kunst selber hat aus ihrem Verhältnis zur Kirche reichen Nutzen gezogen. Es ist oft behauptet worden, das Christentum trage die Schuld am Untergange der antiken Kultur, — eine sinnlose Behauptung, die wenigstens in unserer Zeit evolutionistischer Geschichtsbetrachtung nicht mehr länger wiederholt werden sollte. In Wirklichkeit hat ja gerade das Christentum das Erbe der hinsiechenden Antike angetreten. Es rettete, was zu retten war, und suchte den langsam zerbröckelnden Riesenbau wenigstens solange zu stützen, bis die neu auftretenden Völker für eine eigene Kultur reif geworden waren.

Diesen allgemeinen Prozeß können wir auch auf dem Detailgebiete der bildenden Kunst verfolgen. Besonders die Geschichte der christlichen Architektur gibt uns dafür ein reichhaltiges Material.

Die antike Baukunst hatte es in der römischen Kaiserzeit zu einem solchen Reichtum an konstruktiven Lösungen gebracht, wie er sich in der gesamten Kunstgeschichte kaum noch ein zweitesmal mehr nachweisen läßt. Es war von vorneherein ausgeschlossen, daß eine solche Fülle künstlerischer Gestaltungsmöglichkeiten, die nur unter den allergünstigsten Kulturverhältnissen errungen worden war, auch in den nun folgenden Jahrhunderten des Verfalles erhalten bleiben konnte. Ja, der Ansturm der Völkerwanderung ließ für einen Augenblick sogar den völligen Untergang der antiken Baukunst befürchten. Niemand konnte unter diesen Umständen von der Kirche verlangen, daß sie allein die spätantike Konstruktionskunst in ihrem vollen Umfange in die neue Zeit herüberrette, — die künstlerischen Kräfte, die ihr zur Verfügung standen, reichten dafür nicht aus. Wohl aber geschah etwas anderes. Aus dem Bedürfnis nach großen Versammlungsräumen für den Gottesdienst hatte sich mit Benützung bereits vorhandener Elemente die christliche Basilika entwickelt. Während nun im Abendlande von der Mitte des ersten Jahrtausends ab die übrigen spätantiken Konstruktionsformen verkümmerten oder ganz beiseite gelassen wurden, konzentrierte die Kirche die ganze Erfindungs- und Gestaltungskraft ihrer Künstler auf die Fortbildung des Langhausbaues. Auf einen Punkt gesammelt, konnten sich so die alten Errungenschaften noch durch Jahrhunderte erhalten, während zugleich die noch latenten Kräfte der aufblühenden germanischen Völker einen festen, sicheren Boden zur allmählichen Schulung und Entfaltung besaßen. Je frischer und kräftiger sich dann die neuen Elemente entwickelten, desto mehr traten die alten Traditionen zurück und das Resultat des beinahe tausendjährigen Prozesses war endlich ein ganz neuer und spezifisch nordischer Stil, die Gotik. Die abendländische Baukunst hat bis heute nur zwei ganz selbständige und voneinander unabhängige Konstruktionsweisen erlebt. Die eine verdanken wir den Hellenen, die zweite, eben die gotische, hat aus-

schließlich an der Hand einer kirchlichen Aufgabe im germanischen Norden ihre Vollendung erreicht.

Und wie die Architektur, so haben auch die anderen Zweige der bildenden Kunst durch die Kirche einen neuen Inhalt und neue formale Entwicklungsmöglichkeiten erhalten. An den Aufgaben, die mit der Ausschmückung der großen und zahllosen christlichen Gotteshäuser gegeben waren, hat sich inhaltlich und formal die Mosaik- und später die Freskomalerei entwickelt. Durch die Verzierung der liturgischen Bücher wurde die antike Buchmalerei ins Mittelalter herübergerettet und dann einer selbständigen Weiterbildung entgegengeführt. Auch die Glas- und Tafelmalerei geht fast ausschließlich auf kirchliche Bedürfnisse und Aufträge zurück. Dasselbe gilt von der mittelalterlichen Plastik, die nach langen Jahrhunderten fast gänzlicher Vernachlässigung an den prächtigen Portalen der romanischen und gotischen Kathedralen und als monumentale Verkünderin der christlichen Heilslehre zu neuem Leben erwachte. Sogar das Kunstgewerbe, das mit dem profanen Leben noch am ehesten in Berührung stand, verdankte gerade die schönsten Aufträge der Kirche.

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß bei dieser gewaltigen Entwicklung der mittelalterlichen Kunst die Kirche vor allem die ideelle Grundlage bot, indem sie die schöpferische Phantasie mit unzähligen neuen Vorstellungen befruchtete. Gerade die erhabensten und tiefsten Kunstwerke der nachantiken Zeit, die selbst auf den modernen Menschen noch wie Offenbarungen wirken, sind ihrem ganzen Wesen nach Verkörperungen christlicher Gedanken. Denken wir uns aus der Kunst der letzten zwei Jahrtausende beispielsweise nur das Madonnenbild weg, — wie schmerzlich würden wir diese klaffende Lücke empfinden; wieviel Reinheit und Anmut und wieviel überwältigende Hoheit ginge uns da mit einem Schlage verloren!

Aber aus Ideen allein entwickelt sich keine blühende Kunstübung. Dazu braucht es auch ein mächtiges Aufgebot materieller Mittel, großmütige Bauherren und Mäzene und nicht zum mindesten beherrschende Kunstzentren, wo die besten Kräfte zusammenströmen, sich bilden und dann die neuen Errungenschaften in alle Welt tragen. Wer aber kann sich in all diesen Dingen mit dem Papsttum messen?

Kaum hatten die römischen Bischöfe das Erbe der Imperatoren angetreten, nahmen sie auch die durch Konstantin eingeleitete Bautätigkeit in die Hand, erneuerten und befestigten die allzu flüchtig errichteten älteren Basiliken und fügten bis tief ins Mittelalter hinein immer neue hinzu. Selbst Avignon, das sonst in der Geschichte der Päpste gewiß keine glänzende Rolle spielte, wurde durch sie für einige Jahrzehnte ein internationales Kunstzentrum, das nach den epochemachenden Forschungen des Wiener Kunsthistorikers Max Dvorak besonders für die Geschichte der spätmittelalterlichen Malerei von ausschlaggebender Bedeutung war.

Dann kehrten die Päpste wieder nach Rom zurück, — und nach einem Jahrhunderte schon war die vorher fast ganz verkommene

Tiberstadt der Mittelpunkt der Renaissance. Was Italien an großen Baumeistern, Bildhauern und Malern hervorbrachte, wurde unter Nikolaus V., Sixtus V. und noch mehr unter Julius II. und Leo X. nach Rom berufen. Keiner unter den kunstsinnigen Fürsten Europas hatte größere Aufträge zu vergeben, und nur mit einem schmerzlichen Lächeln liest man, was der größte Künstler des Nordens, was Albrecht Dürer im Auftrage des römischen Kaisers zu leisten hatte, während gleichzeitig in Rom Raffael die Stanzenbilder malte und Michelangelo das Grabmal Julius' II. schuf.

Es ist sehr ungerecht, wenn man die imponierende Kunstpflege der Renaissancepäpste nur aus deren weltlicher Sinnesrichtung erklären und dadurch in einen gewissen Gegensatz zum Kirchentum bringen will. Denn auch das folgende Jahrhundert der Gegenreformation, des gewaltigsten religiösen Aufschwunges, den die Kirche in der Neuzeit erlebte, führte die Tendenzen der Renaissance weiter. Ja, die Aufgaben, die in Rom den Barockkünstlern gestellt wurden, ließen an Umfang und Großzügigkeit sogar die Zeit Julius' II. und Leos X. noch weit hinter sich zurück. Und es ist für die Stellung der Kirche zur Kunst bezeichnend, daß gerade die kirchliche Reformbewegung der Träger des neuen Weltstiles wurde, während zum Beispiel der Protestantismus bis heute noch keine ihm eigentümliche Kunst hervorgebracht hat.

Was die Päpste im Großen geleistet haben, wiederholten die einzelnen Kirchenfürsten und besonders auch die Mönchsorden im Kleinen. Es würde zu weit führen, wollten wir zum Beispiel die kunstgeschichtliche Bedeutung der Klöster für die karolingische und romanische Periode, oder die Verdienste der großen Stifter und Bischofsresidenzen um die Entwicklung des herrlichen süddeutschen Barockstils näher beleuchten. Es genüge die Bemerkung, daß der Kunsthistoriker, der sich mit den Werken der berühmtesten süddeutschen und österreichischen Künstler des 18. Jahrhunderts befaßt, fast ausschließlich nur Domkirchen, Benediktiner- und Chorherrenstifte zu besuchen braucht.

Selbstverständlich haben auch die Laien an der kirchlichen Kunstpflege einen großen Anteil genommen. Besonders die mächtigen gotischen Dome des 13., 14. und 15. Jahrhunderts gehen samt ihrer reichen plastischen und malerischen Ausstattung zum größten Teile auf die Begeisterung und Opferwilligkeit des Bürgertums zurück, während Fürsten und Adel sich schon seit den ältesten Zeiten durch reiche Stiftungen große Verdienste erworben hatten. Aber es ist klar, daß auch an diesen Leistungen die Kirche insofern beteiligt war, als ja ihre Lehre die Gläubigen dazu angetrieben und begeistert hatte.

Es wurde zu Beginn dieser Abhandlung behauptet, daß sich die Kirche und die Kunst von Haus aus neutral gegenübergestanden seien. In dem dort gewollten Sinne ist das auch zweifellos richtig. Wenn wir nun aber die ganze Entwicklung noch einmal überblicken und dabei sehen, wie innig diese beiden Faktoren im Laufe der Zeit mit einander verwachsen und welch herrliche Früchte aus ihrer Vereinigung



entsprossen sind, so drängt sich trotzdem der Gedanke auf, daß im Wesen des kirchlichen Christentums doch irgendeine besondere Eignung, irgendein wahlverwandtes Element lebendig sein muß, woraus sich seine innige Verbindung mit der Kunst erklären läßt.

Und so ist es auch. Es liegt im Wesen der katholischen Kirche, daß sie bei der Pflege des religiösen Lebens alle inneren Kräfte des Menschen heranzieht und harmonisch ausbildet. Sie ist gleich fern von der einseitigen Gefühlsschwelgerei der falschen Mystik wie von der kalten Askese Calvins und dem ausschließlichen Intellektualismus der Protestanten. So hält auch ihr äußerer Kult die goldene Mitte zwischen dem schwülstigen Pomp des Ostens und der sinnenfeindlichen Nüchternheit des Luthertums. Eine Kirche aber, die in ihren Kultgebräuchen auch den Sinnen ihr natürliches Recht einräumt, kann der Kunst nie feindlich gegenüberstehen. Und das ist der tiefste Grund dafür, daß die katholische Kirche auf eine so glänzende Entwicklung ihrer religiösen Kunst zurückblicken darf, während der Osten in steifen Formeln erstarrte und der einseitig verstandesmäßige Protestantismus sich schon bei seinem ersten Auftreten als kunstfeindlich zeigte und es nur einer schrittweisen Annäherung an die katholische Auffassung verdankt, wenn er es heute nicht mehr ist.

Das fünfzehnte Sonett aus Dantes Neuem Leben.

Deutsch von **Alois Neuther.**

So fraulich und in Züchten stellt sich an
Die Herrin mein, wenn sie sich grüßend neigt,
Daß jede Zunge zitternd sich geschweigt
Und sich kein Aug erkühnt und schaut sie an.

Sie kehrt sich ab, in Demut angetan
Bescheidentlich, so man ihr Lob erzeigt.
Und ist als eine, die vom Himmel steigt
Und seine Wunder weist im Erdenbann.

Beweist sich lieblich dem, der auf sie achtend,
All ihrer Augen Süße nimmt ins Herz,
Die nicht verstehn kann, wer sie nicht empfing.

Auf ihrem Antlitz steht ein Engel schmachtend
In Sänftigkeit und schwebt hinüberwärts
Und sagt zur Seele: „Seufze!" — und verging.





Seltene Bücher und ihre Preise.

Von P. M. Baumgarten.

Von Zeit zu Zeit gehen kurze zusammenfassende Nachrichten durch die Tagesblätter, daß in dieser oder jener Versteigerung bestimmte Bücher, eine Handschrift, ein mehrbändiges Werk, ein Einblattdruck, ein Holzschnitt usw. außerordentlich hohe Preise erzielt haben. Da in der Regel nicht hinzugefügt wird, worin der Grund für die gezahlten hohen Summen zu finden ist, so werden zwar die erzielten Preise angestaunt, aber eine Belehrung ist den Zeitungslesern nur im allerbeschränktesten Sinne zuteil geworden. Der Bücherkenner, der diese Mitteilungen liest, kann sich in vielen Fällen ein richtiges Bild von der Sachlage machen, in anderen dagegen ist auch für ihn die Mitteilung des Preises und Buchtitels keineswegs genügend, um ihn ganz aufzuklären.

Da gibt es nun viele Gründe, die für ein seltenes Buch, dessen Preislage seit einiger Zeit eine ziemlich feststehende ist, die Verkaufssumme erheblich erhöhen können. Wenn man mit den wichtigsten derselben bekannt ist, so wird man über manche Vorfälle auf dem antiquarischen Büchermarkte ganz anders denken, als man es bisher getan hat.

Vor einigen Jahren ging eine kleine, gutmütig gehaltene Plauderei durch die Presse, in der jene Bücherfreunde etwas „gefrozzelt" wurden, die bereit seien, für unaufgeschnittene Exemplare seltener Bücher fabelhafte Preise zu zahlen. Wenn ich nicht irre, hing diese Liebhaberei mit einem seltenen Funde zusammen, den ein Pariser Bücherfreund beim Bouquinieren auf den Kais der Seinehauptstadt gemacht hatte. Für wenige Sous hatte er dort einige große Raritäten der Revolutionsliteraten völlig unaufgeschnitten erstanden. In dem gleichgesinnten Kreise seiner Freunde wurde dieses fabelhafte Glück angestaunt und es begann die Jagd auf nicht nur seltene, sondern dazu unaufgeschnittene Bücher, die sich von Paris auf alle Kulturstaaten ausdehnte. Den Vogel schoß ein englischer Sammler ab, dem es gelang, zwei Bände der Folioausgabe von Shakespeare unaufgeschnitten und tadellos erhalten zu erwerben.

Sieht man näher zu, so hat es einen gewissen Reiz, ein Buch, dessen Inhalt längst anderweitig bekannt ist, so zu besitzen, wie es gerade aus den Händen des Druckers oder später des Verlegers hervorgegangen ist. Und wenn der ordentliche Marktpreis für ein solches ordnungsmäßig erhaltenes Exemplar sagen wir zum Beispiel



1000 Mark ist, so ist es verständlich, daß der Bücherliebhaber für ein unaufgeschnittenes Exemplar gerne 1500 bis 2000 Mark bezahlt. Da hätten wir also einen ersten, nicht unwichtigen Grund für das Hinaufschnellen des Verkaufspreises.

Zurzeit wird gerade ein an sich seltenes Buch ausgeboten, das völlig unaufgeschnitten ist und dazu einen bemerkenswerten Einband hat. Es handelt sich um „The Translation Of certaine Psalmes into English verse by The Right Honovrable Francis Lord Vervlam Viscount St. Alban", das 1625 erschien. Der Verfasser hatte dieses Exemplar seinem „Very Good Frend Mr. George Herbert" geschenkt. Hier treten also die verschiedensten Gründe zusammen, um einem Buch von etwa 700 Mark einen Preis von 2200 zu verschaffen. Dabei spielt aber die Eigenschaft, daß es unaufgeschnitten ist, durchaus die Hauptrolle.

Es gibt seltene Bücher, die öfters, und andere, die ganz selten auf den Markt kommen. Das hängt zum Teil von rein äußerlichen Gründen ab, zum Teil von der Art der augenblicklichen Eigentümer. Die Mode spielt dabei auch eine Rolle. Betrifft es wissenschaftliche Werke, die nach und nach alle von kaufkräftigen öffentlichen Bibliotheken aufgesogen und für immer festgehalten werden, so kann man sich denken, daß das Erscheinen dieser Bücher auf dem Markte ein immer selteneres wird, bis sie ganz verschwinden, wenn das letzte in privaten Händen befindliche Exemplar in einer öffentlichen Bücherei eingestellt ist.

Kommt nun eine solche wissenschaftliche Seltenheit auf den Markt und liegen Aufträge in der Linie des herkömmlichen Preises vor, so kann es eine große Überraschung geben, wenn zwei reiche Liebhaber das Buch um jeden Preis für ihre Bücherei haben wollen. Der Preis geht dann über den eigentlichen Wert des Buches so hinaus, daß nur der volles Verständnis für den erzielten Preis haben kann, der von dem Kampfe der Rivalen Kenntnis erhalten hat. Ein solches Beispiel hatten wir vor einigen Jahren in England. Es handelte sich um die von Sixtus V. im Jahre 1590 herausgegebene Bibel, die sogenannte Vulgata Sixtina. In der Sunderland-Versteigerung des Jahres 1881 wurde jenes Exemplar weit über seinen marktmäßigen Wert auf 1560 Mark hinaufgetrieben und ging damit in das Eigentum des Rev. W. Makellar über. Als dann im Jahre 1898 dessen ganz ausgezeichnete Bücherei unter den Hammer kam, erstand Quaritch in London dieselbe Sixtina um 400 Mark und verkaufte sie dann um etwa 600 Mark weiter.

Als Beispiel der von den öffentlichen Bibliotheken nach und nach aufgesogenen wichtigen wissenschaftlichen Werke kann die Complutensische Polyglotte, das heißt das mehrsprachige Alte Testament in vier Bänden, das zweisprachige Neue Testament in einem Bande, und das zugehörige hebräisch-chaldäische Wörterbuch in einem Bande bezeichnet werden. Der Druck begann 1502, dauerte bis 1517 und kostete dem Kardinal Ximenes (Cisneros) 50.000 Dukaten. Aber erst

am 22. März 1520 erhielt das fertige Werk die Sanktion des Papstes Leo X., konnte jedoch erst nach dem am 1. Dezember 1521 erfolgten Tode des Papstes wirklich herausgegeben werden. Der Grund für diese letzte Verzögerung ist nicht bekannt. Von diesem Bibelwerke, das die erste aller mehrsprachigen Ausgaben ist, wurden ungefähr 600 Exemplare gedruckt. Dieselben befinden sich, soweit sie vollständig und gut erhalten sind, heute fast ausnahmslos in den öffentlichen Bibliotheken, so daß nur höchst selten ein Exemplar im Handel zu haben ist. Der Marktpreis hält sich seit langen Jahren zwischen 1500 und 2000 Mark, je nach dem Zustande dieser Bibel, wobei die Käufer vor allem Wert darauf legen, daß sie ein Exemplar erhalten, in dem die sechs sehr seltenen Blätter in Griechisch zu Beginn der Briefe des heiligen Paulus vorhanden sind.

Von jeher wurde bei seltenen Büchern darauf geachtet, ob der Einband einfach, schön oder kostbar, ob er gleichzeitig, aus der Zeit der berühmten italienischen oder französischen Buchbinder oder aus neuerer und neuester Zeit stamme. Je nach der Sachlage verändert der Einband den Preis eines stark gesuchten Buches nicht unerheblich. Ich will einen solchen Fall erwähnen. „Psalterium Latinum. Le Pseaultier De David, Contenant cent cinquante Pseaumes. A Paris, Chez Jamet Mettayer Imprimeur du Roy“ erschien 1586 und ist eine schöne Quartausgabe in lateinischer Sprache in schwarz und rot mit romanischen Lettern gedruckt. Ein einfaches Exemplar dieses Psalters wäre mit 100 Mark gut bezahlt. Nun hat aber die Königin von Frankreich, Maria von Medici, sich ein solches Buch angeschafft und dasselbe zwischen 1600 und 1610 von einem vermutlich französischen Buchbinder so überaus künstlerisch und kostbar binden lassen, daß heute dieses Exemplar für 2100 Mark zum Verkauf steht. Wer den Einband in seiner künstlerischen Vollendung gesehen hat und die Wertsteigerung des Buches durch seine Herkunft mit ins Auge faßt, muß sich gestehen, daß der an sich sehr hohe Preis doch in einem gewissen Verhältnis zum objektiven Werte dieses so ausgestatteten Buches steht.

Noch auffälliger ist ein anderes Beispiel. Das sogenannte „Ordinal of Edward VI“, dessen Titel lautet: The forme and maner of makyng and consekratyng of Archebishoppes Bishoppes, Priestes and Deacons M. D. XLIX“ (Richardus Grafton typographus Regius excudebat. Mense Martij A. M. D. XLIX. Cum priuilegio ad imprimendum solum), ist ein Quartheftchen von 40 Seiten, das die Anweisung für die Konsekration der Erzbischöfe, Bischöfe, Priester und Diakone enthält. Selbst gut, ja sehr gut erhaltene Exemplare gehören wohl kaum zu den Seltenheiten. Nun wird soeben ein solches im Antiquariatshandel ausgeboten um den Preis von 7000 — sage und schreibe siebentausend — Mark. Woher kommt das? Lediglich daher, weil es das Handexemplar des Herausgebers, wenn ich so sagen darf, nämlich König Edwards VI. ist. Als solches weist es sich auf zweifache Weise aus. Zunächst ist der



braune Kalbslederband mit dem königlichen Wappen, den Buchstaben E[dwardus] R[ex] und Tudor-Rosen geziert, ohne daß man sagen könnte, daß die Ausstattung über das Durchschnittsmaß buchbinderischen Könnens irgendwie hinausragte. Die Kostbarkeit des Einbandes kommt also nicht in Frage. Weiterhin lesen wir aber auf einem fliegenden Blatte am Ende des Büchleins von einer Hand des 16. Jahrhunderts geschrieben: „Liber Willermi Savile ex dono Ricardi Burton quondam servientis Domini Regis edward et executoris testamenti sui," will besagen, daß Wilhelm Savile das Buch von dem Testamentsvollstrecker des Königs Edward, Richard Burton, geschenkt erhielt. — Zu dem Preise von 7000 Mark für dieses Buch ist allerdings zu bemerken, daß er nur für englische Sammler berechnet ist. Ein kontinentaler Bücherfreund würde sich, selbst wenn er seine Sammeltätigkeit nur auf Bücher aus königlichem Eigentum erstreckte, wohl kaum bereit finden lassen, eine solche Summe für ein an sich einfaches Buch in nicht hochkünstlerischem Einbande zu bezahlen.

Anders liegt die Sache, wenn ein außerordentlich seltenes Buch dazu noch einen signierten Einband hat, das heißt einen solchen, bei dem man den Namen des Buchbinders feststellen kann. Dieser Fall liegt beispielsweise vor bei dem „Officium beate Marie virginis ad vsum Sarum: cum pluribus deuotis orationibus et contemplationibus impressum caracteribus, figuris, ac mortis accidentia nouiter additis. Expensis honesti viri Symonis vostre commorantis Parisius" (ohne Jahr; fällt zwischen 1512 und 1530). Hiervon sind nur drei Exemplare bekannt, wovon eines in der Bodleian-Bibliothek in Oxford ist und die beiden anderen augenblicklich zum Verkauf stehen. Alle Bücher ad usum Sarum fesseln das Interesse der Bücherfreunde und darum ist es gerechtfertigt, daß solche Seltenheiten einen hohen Preis haben. Eines der beiden Exemplare befindet sich in einem gut erhaltenen Pergamentbande, der in der üblichen Pressung in der Mitte ein großes Bild der Gerechtigkeit und in der Randverzierung kleine römische Köpfe aufweist. Die Initialen im Einbande, S. R., weisen auf Stephanus Roffetus oder Etienne Roffet, der für 1539 und 1540 als einer der königlichen Buchbinder Franz' I. von Frankreich nachgewiesen ist. Dieses Oktavbuch von 128 Blättern mit 14 großen und zwölf kleinen Holzschnitten, Seitenumrahmungen und sonstigem Zierat in einem signierten Einband wird angesichts seiner äußersten Seltenheit um 1500 Mark ausgeboten. Ein unvollständiger Wiegendruck, nämlich Caxtons (Westminster) berühmtes Doctrinal of sapyence von 1489, in einem schwarzen Maroquineinband aus der Werkstatt von Rivière soll 9000 Mark kosten. Von ganz besonderem Interesse für Katholiken ist das erste in Saint Andrews in Schottland gedruckte Buch, weil es ein während der heftigsten Katholikenverfolgung gedruckter Katechismus ist. Der merkwürdige Titel lautet: „The Catechisme, That is to say, ane commone and catholick instructioun of the christin people in materis of our catholick faith and religioun, set furth

be Johne Archbischop of sanct Androus. Prentit at sanct Androus, be the command and expensis of Johne Archbischop of sanct Androus, and primat of ye hail kirk of Scotland, the XXIX. day of August, the zeir of our Lord M. D. LIII". Im Texte dieses Katechismus kommt der Papst, die Römische Kirche usw. nicht vor; wenn nicht das Titelblatt wäre und einmal der Ausdruck the seit Apostolyck vorkäme, würde nichts verraten, daß es ein katholischer Katechismus wäre. Aber alle diese Vorsicht gegenüber den Protestanten nützte nichts. Die Fanatiker erhielten Kenntnis von der Drucklegung und so wurde denn fast die ganze Auflage vernichtet. Außer einigen größeren oder kleineren Teilen des Buches haben sich nur vier ganze Exemplare erhalten, von denen eines in gutem Zustande augenblicklich um den Preis von 3270 Mark zum Verkauf steht. Bei solchen Büchern kann man natürlich nicht von einem Marktpreise reden. Der glückliche Erwerber kann durchaus die Summe so bemessen, wie es ihm die allgemeine Marktlage und Nachfrage nach derartigen Seltenheiten angemessen erscheinen läßt. Bleibt ein solcher Schatz nun doch lange auf dem Lager, dann kann man an der Hand der sich folgenden Kataloge feststellen, wie der Preis langsam herabgesetzt wird, bis sich ein Käufer findet.

Man weiß schon von den ersten Gutenbergbibeln, daß die auf Pergament gedruckten Exemplare ganz anders im Preise stehen als die Papierdrucke. Diese Gewohnheit der Doppelausgaben kann bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus verfolgt werden. Heute pflegt man den Unterschied nur in die Papiersorten zu legen, indem man neben der gewöhnlichen Ausgabe auch solche auf japanischem oder mit der Hand geschöpftem italienischen oder holländischen Papier macht. Die Pergamentdrucke waren in der Hauptsache bei Bibeln und liturgischen Büchern, wobei die Livres d'heures die größte Zahl von Vertretern stellen, üblich. Die ersteren erhielten sich, weil nicht ständig, täglich gebraucht, wesentlich besser und zahlreicher als zum Beispiel die Meßbücher. Man darf sich darum nicht wundern, wenn ein Papiermissale von 1513 etwa 600 bis 700, und dasselbe auf Pergament gedruckt über 2000 Mark kostet. Dabei spielt der Einband oder die Herkunft des Buches keine Rolle, sondern lediglich die Seltenheit der Pergamentdrucke — von diesem Meßbuch sind überhaupt nur zwei solcher bekannt — steht in Frage.

Von den „Hore beatissime virginis Marie ad legitimum Sarisburiensis Ecclesie ritum" von 1526 waren bisher überhaupt noch keine Pergamentexemplare bekannt. Ein englischer Antiquar bietet nun gleichzeitig einen Papierdruck und den einzigen Pergamentdruck zum Preise von 1440 beziehungsweise 3000 Mark zum Kaufe an. Bei einem Enchiridion (1533?) ist der Unterschied der Preise ungefähr derselbe: 1260 und 2400 Mark.

In den in England zur Zeit Heinrichs VIII. vorfindlichen liturgischen Büchern mußten auf Befehl des Königs alle dem Protestantismus unbequemen Stellen ausgestrichen oder ausradiert werden.



Das kommt so häufig vor, daß man das als Seltenheit nicht ansprechen kann. Wenn aber zum Beispiel ein an sich seltenes Missale, das zwei Kanonblätter auf Pergament gedruckt hat, in schönem Einband des 16. Jahrhunderts und ausnahmsweise sauber erhalten, — was bei Büchern des täglichen Gebrauches fast nie der Fall ist — für 3000 Mark zu haben ist, so versteht man das, zumal die verbotenen Stellen nur ganz oberflächlich radiert worden sind. Das trifft zu für das „Missale ad consvetudinem insignis ecclesie Sarum", das am 7. Februar 1511 zu Paris ausgedruckt worden ist. Der Befehl, diese Stellen zu tilgen, ist auf einem bisher völlig unbekannten Einblattdruck vom 19. Juni 1535 (Mandat des Bischofs John Longland von Lincoln) folgendermaßen gefaßt: „Mandamus insuper, vt in quibuscumque libris sacris siue prophanis intra ecclesias vestras existentibus et in quacumque earundem parte textu siue rubrica nomen pape nominatum aut signatum vt nominetur reperiatis, et quicquid in publicis secretis ve collectis et orationibus sententiaque generali quotannis quater declarari solita, legi, dici aut commemorari solet aut posset, quod ad potestatis iurisdictionis aut authoritatis eiusdem conseruationem aut ampliationem pertinere, siue iurisdictioni sacratissime regie maiestatis predicte quouis pacto derogare posse videatur, id omne quam celerrime omni cum diligentia expungatis ac deleatis aut expungi et deleri faciatis, omniaqeu et singula predicta vt superius explicauimus, facere non omittatis sub pena contemptus." Dieses Unikum, das kein Bibliograph bisher verzeichnet hat, ist um 900 Mark zu haben und wird wohl bald einen Liebhaber finden.

Unter die von Königin Elisabeth von England am meisten gehaßten „popish books" gehören die sogenannten Processionalia, weil sie die Ordnung bei einer Feier vorschreiben, die der Königin aufs äußerste zuwider war. Infolgedessen wurden förmliche Jagden auf diese liturgischen Bücher veranstaltet, um nach Möglichkeit aller habhaft zu werden, die dann vernichtet wurden. Man begreift es, daß demgemäß alle englischen Processionalia zu den größten Seltenheiten gehören. Dasjenige ad vsum insignis ecclesie Sarum von 1554 (London) ist nur in neun Exemplaren nachweisbar und eines derselben im Originalband soll zur Zeit 1680 Mark kosten.

Wegen des Druckortes haben eine größere Anzahl von Büchern Ansehen und hohe Preise erlangt, zumal wenn die Zahl der nachweisbaren Exemplare eine geringe ist. Dahin gehört vor allem eine in Japan in Nagasaki im Jahre 1605 gedruckte Vorschrift über die Art und Weise der Sakramentenspendung: „Manuale Ad Sacramenta Ecclesiae Ministranda D. Ludouici Cerqueira Japonensis Episcopi opera ad vsum sui cleri ordinatum". Das Buch ist auf Reispapier im Jesuitenkolleg zu Nagasaki gedruckt worden. Während von diesem nur drei oder vier Exemplare in Europa vorhanden sein dürften, ist die gleichzeitig erschienene japanische Ausgabe nirgendwo nachzuweisen. Es ist bemerkenswert, daß das Manuale in rot und schwarz und mit

Musiknoten gedruckt ist. Ein ziemlich mitgenommenes Exemplar ist jüngst in den Handel gekommen und soll 400 Mark kosten.

Wenn in alten Büchern die Holz- und Kupferstiche in Schwarzdruck nach Art der Miniaturen mit Gold und Farben ausgemalt worden sind, so tritt selbstverständlich eine erhebliche Wertsteigerung ein. Handelt es sich dabei um Exemplare, die auf Pergament gedruckt sind, so reichen die erzielten Preise nicht selten an die Höhe derer für Handschriften ähnlicher Art heran. Ein Buch dieser Art wird zurzeit für 1300 Mark angeboten, das einfach auf Papier gedruckt und ohne Miniaturmalerei kaum mit 200 Mark bezahlt werden würde. Es sind die „Heures a lusaige de Paris tout au long sans riens requerir avec les figures de l'apocalipse", die in die Jahre 1500 bis 1520 zu setzen sind. Ein ähnlicher Livre d'heures, lateinisch (1510—30), ebenfalls auf Pergament gedruckt und, wie es scheint, von keinem Bibliographen verzeichnet, soll 700 Mark kosten. Ein dritter Livre d'heures, französisch (1512—24), Pergament, steht im Preise von 1680 Mark und ein vierter lateinischer (1516—30) im Preise von 840 Mark. Die gemalten Bücher auf Papier sind verhältnismäßig sehr selten.

Die hohe Stellung des ursprünglichen Eigentümers, der durch sein großes Wappen auf dem äußeren Buchdeckel ausgewiesen wird, verbunden mit der Schönheit des Einbandes, verhelfen oft ganz gewöhnlichen Büchern zu Ausnahmepreisen. So ist ein Band des vierbändigen Breviers für den Klerus der Basilika von St. Peter in Rom vom Jahre 1773, also ein im Antiquariatshandel ganz bekanntes Buch ohne besonderen Wert, durch den mit dem Wappen des damaligen Prälaten und späteren Kardinals von York gezierten reichen Einband auf einen Preis von 1680 Mark gekommen. Interessant ist, daß der Kardinal stets unter dem das Wappen schirmenden Prälatenhut die königliche Krone führte, obschon das durch eine eigene Bulle in früheren Zeiten verboten worden war. Als Prätendent auf den englischen Thron hielt er aber daran fest.

Der sogenannte King's Primer vom Jahre 1545 (London) kostet für gewöhnlich, wenn vollständig, gut erhalten und in schönem Einband, ungefähr 1800 bis 2000 Mark. Wenn nun ein Exemplar dieses seltenen Buches, in dem vier Blätter fehlen und drei andere beschädigt sind, trotz dieser schweren Mängel rund 1500 Mark wert ist, so liegt das wesentlich mit daran, daß es einen berühmten Vorbesitzer gehabt hat. Es gehörte nämlich Thomas Thirlby, dem ersten und in jener Zeit einzigen anglikanischen Bischof von Westminster unter Heinrich VIII.; unter Edward VI. wurde er nach Norwich und unter der Königin Mary, als er seine Irrtümer abgeschworen und zum katholischen Glauben zurückgekehrt war, nach Ely versetzt. Als Königin Elisabeth auf den Thron kam, wurde er am 1. Juli 1559 abgesetzt, weil er sich weigerte, den Suprematseid zu schwören. Am 3. Juni 1560 warf man ihn in den Tower und am 25. Februar 1561 wurde er von dem anglikanischen Erzbischof Parker feierlich exkommuniziert und später im

Lambeth Palace gefangen gehalten. Ohne in all den Jahren beichten zu können, starb er als treuer Bekenner seines Glaubens am 26. August 1570. Im Kalendarium dieses Primers hat der Bekenner seine Absetzung, seine Gefangensetzung im Tower und andere minder wichtige Ereignisse verzeichnet.

Charles Mearne hat ein Exemplar des Book of Common Prayer in Großfolio vom Jahre 1700 in einem schwarzen prachtvollen Maroquineinband gebunden, der mit dem königlichen Wappen von England und mit dem gekrönten Monogramm der Königin Anna von England ausgestattet ist. Diese erlauchte erste Eigentümerin des schönen Bandes verschaffte dem Buche, das im gleichen Einbande ohne Wappen und Monogramm mit 500 Mark gut bezahlt gewesen wäre, einen Marktwert von 1200 Mark. In gleicher Ausstattung, nur ohne Wappen der Königin, liegt ein Exemplar des Buches: A Form of Prayer (zu gebrauchen am 26. Mai) von 1703 vor, das 560 Mark wert ist. — Endlich weise ich noch auf die Chrysostomus-Ausgabe von 1529 (Verona) hin, die den Titel führt: Diui Joannis Chrysostomi in omnes Pauli apostoli epistolas . . . . interpretatio. Im Jahre 1617 wurde sie für Karl Prinzen von Wales (Karl I.) in einen Kalblederband gebunden, in dessen vier Ecken 1. die Distel, überragt von der prinzlichen Krone, 2. die Federn des Prinzen von Wales, ebenfalls mit Krone, 3. eine Rose mit Krone und 4. eine französische Lilie mit Krone sich befinden. In der Mitte ist das königliche Wappen, überragt von der gleichen Krone und umgeben vom Hosenbandorden. Der König hatte die Bücherei des John Lord Lumley, eines der größten Bücherliebhaber unter Königin Elisabeth, bei dessen Tode gekauft und dem Prinzen Henry geschenkt. Aber diese beiden Bände gelangten ausnahmsweise in die Hände des Prinzen Karl, der sie so prächtig binden ließ. Sie sind heute um 400 Mark zu haben.

Bücher mit Widmungen an hochstehende oder berühmte Leute steigen dadurch naturgemäß im Werte. Für gewöhnlich sind dieselben auch schön, wenn nicht kostbar eingebunden. Da ist zum Beispiel ein Wiegendruck von 1481, Philippus de Barberijs, Opuscula (de discordantia inter Eusebium, Hieronymum et Augustinum), der mit 29 merkwürdigen Bildern ausgestattet ist und von dem der Verfasser ein Exemplar Papst Sixtus IV. überreicht hat. Auf dem ersten Blatte ist das von zwei Seepferden getragene Wappen des Papstes in Grisaille gemalt und der grüne Maroquineinband ist mit einer roten Maroquinleiste geziert. Auf Grund dieser Ausstattung konnte das Buch vor einigen Jahren um 750 Mark verkauft werden.

Man hat gelegentlich Schwierigkeiten, das Erscheinungsjahr alter Ausgaben festzustellen, wenn dasselbe im Buche selbst nirgendwo genannt ist. Das kommt bei Wiegendrucken häufig vor. Nun hat zwar die Wissenschaft nach und nach viele Handhaben geschaffen, um in den meisten Fällen mit ziemlicher Sicherheit feststellen zu können, wann das Buch erschienen ist. Findet sich aber in einem Exemplare ein handschriftlich datierter Eintrag, der somit die äußerste Grenze der Erscheinungs-

möglichkeit darstellt, so wird dieses Buch dadurch eine ganz erhebliche Wertsteigerung erfahren. Ein lehrreiches Beispiel dieser Art liegt vor bei einer Ausgabe der Briefe des heiligen Hieronymus nach der Rezension des Lelius, von der die Bibliographie nach längerem Studium behauptete, daß sie um 1471 von Sixtus Riessinger in Neapel gedruckt worden sei. Früher hatte man angenommen, daß Johannes Rubeus das Werk zwischen 1472 und 1481 in Venedig gedruckt habe. Ein gewöhnliches Exemplar dieses Wiegendruckes steht im Preise von 500 Mark. Als sich aber ein solches fand, das eine datierte Bemerkung, die für das Erscheinungsjahr von höchster Wichtigkeit war, aufwies, war der Preis von 900 Mark nicht zu hoch, um sofort einen Liebhaber dafür anzulocken. Die Notiz lautet: „Hic liber meus est, quem emi Rome anno Domini 1471. P. de Villeta". Damit ist glänzend bestätigt, was die Wissenschaft vorher mit gewisser Wahrscheinlichkeit behauptet hatte, daß nämlich die Ausgabe um 1471 gedruckt worden sei.

Eine Erweiterung des Buchtextes durch Hinzufügen zusammenhängender Abhandlungen oder durch Beigabe von Bildern bedingt auch einen höheren Wert. In einem Nürnberger Missale Itinerantium von 1510 findet sich eine Kaufnotiz, die besagt: „Emi Vratislavie de libris fratris Nicolai Molitoris ordinis Praedicatorum, conventus Argentinensis." Dieser Vorbesitzer Nikolaus Molitor hat ein von ihm in rot und schwarz geschriebenes Manuskript von 78 Blättern angefügt, das mit 20 höchst merkwürdigen Zeichnungen ausgestattet ist. Die erste derselben gibt das Bild des Nikolaus und die zweite zeigt ihn zum Aufbruch nach Polen gerüstet, „degens in provincia Polonie anno 1511". Der Preis von 375 Mark ist für das so vermehrte Büchlein kein zu hoher.

Weiterhin ist ein Exemplar der reich illustrierten Ausgabe von Ovids Metamorphosen von 1577 (Lyon) ganz mit Papier durchschossen und als Stammbuch benützt, dieserhalben um 450 Mark verkauft worden. Wir finden da Einträge aus den Jahren 1563—1576 von Johannes Schwartzenteller, Simon Georg von Osterberg, Achatz und Johann Wilhelm von Losenstein, Thomas Risler von Straßburg und vielen anderen mehr.

Die Icones von Tobias Stimmer, die N. Reusner herausgab, sind in der Ausgabe von 1590 in der gleichen Weise als Stammbuch ausgestattet worden und gehörten dem Studenten und späteren Rektor der Schule zu Heringen in Thüringen. Die Einträge in das Stammbuch sind zum Teil mit Aquarellen, Porträts, Wappen und so weiter verziert, so daß dieser Band eine für den Lokalhistoriker gesteigerte Bedeutung erhalten hat. Während die einfachen Exemplare der Icones mit 40 bis 50 Mark bezahlt werden, hat dieses 120 Mark gekostet.

Besonders gesucht von Bücherliebhabern werden diejenigen Werke, die von berühmten Leuten mit Anmerkungen sachlicher und sonstiger Art versehen sind. Ein solches war vor einiger Zeit im Handel und brachte 250 Mark. Es war der chirurgische Traktat des Guido de Cauliaco in der Ausgabe von 1498 und hatte erst dem berühmten Arzt und Verfasser der Nürnberger Chronik, Hartmann Schedel, dann

dem Grafen J. J. von Fugger und endlich dem Dr. Joh. Heinrich Menzinger gehört. Schedel hat seinen Namen vorne eingetragen, sein Exlibris angebracht und den ganzen Band mit eigenhändigen sachlichen Anmerkungen versehen. — Wenn erst die Verfasser von Büchern, soweit dieselben einen klangvollen Namen in der Literatur aller Art tragen, ein Handexemplar eines ihrer Werke mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, so nimmt der Büchermarkt Kenntnis davon, indem er das Drei- und Vierfache des gewöhnlichen antiquarischen Preises verlangt.

So sind denn der Gründe, die bestimmte Exemplare mehr oder minder wertvoller Bücher im Werte nach oben hin oft sehr erheblich beeinflussen, gar viele. Ich habe mich im Vorstehenden auf die Aufzählung der wichtigeren beschränkt und versucht, das Gesagte an Beispielen zu erläutern. Es wäre mir lieb, wenn diese anspruchslosen Zeilen es zuwege brächten, die Reihen der Bücherfreunde durch einige meiner Leser zu vermehren.



Der Tod.

Von **Paul de Wise.**

Wenn einst die letzte Krankheit uns ergriffen
Und neben unserm Lager harrt der Tod,
Dann sehen wir des Lebens Angst und Not,
Die lange Fahrt vorbei an Felsenriffen.

Und was als Jünglinge wir nicht begriffen,
Nun steht's erklärt vor uns in Flammenrot
Und vieles achten wir für eklen Kot,
Was unterwegs zum Diamant wir schliffen.

Wir sehen trostvoll uns're guten Werke
Und hoffen an der Gnade uns zu laben;
Die Zuversicht gibt uns zum Sterben Stärke.

Doch sieh', was seh' ich dort durchs Zimmer fliegen?
Ein toller Schwarm zahlloser schwarzer Raben?
Todsünden finds, die uns ums Heil betrügen.





Die Walburgisglocke.

Von **Sophie Freiin v. Künsberg.**

„Doktor, ich steck in keiner guten Haut!" mit dieser Begrüßung trat die Hollerwaben[1]) in das Sprechzimmer des Landarztes und stellte sich vor ihn hin. Der Angeredete maß seine Patientin mit den Blicken und fragte: „So, wo fehlt's denn?"

Die Hollerwaben, eine große, kräftige, ältere Person, die ziemlich unsauber und unordentlich gekleidet war und bei der man zweifeln durfte, ob in dieser Woche schon ein Tröpflein Wasser in ihr Waschbecken gekommen, falls sie überhaupt eines besaß, erwiderte:

„No, wo wird's fehlen! Das könnt'st schon selber seh'n, für was bist denn ein Doktor und sogar ein g'studierter? Überall fehlt's! Im Magen und in der Lungel, am Herzen, auf der Brust und in'n Schlund 'nunter, alles ist roglet und hält nimmer recht z'sammen." Dabei sah ihre kräftige Statur nichts weniger als wie von Leiden gebeugt aus.

„Nun, so schlimm wird's doch nicht sein, Waben", sagte der Arzt belustigt über die Diagnose, die seine Patientin stellte.

„Wenn ich dir aber sag, überall fehlt's: in die Bein 'nunter fährt's mir und dann im Kopf und im Rücken spür' i was, — die ganze Person is halt nix mehr nutz."

„So, so, meinst? Nun, da muß ich dich einmal gründlich untersuchen und auf deinen Wert prüfen."

„Ja, das kannst tun; im Magen ist's am schlimmsten. Damit fang an."

„Hast du vielleicht etwas Unrechtes gegessen?" examinierte der Arzt.

„No, ja — was Unrechts könnt's g'wesen sein. Jetzt mit der Margarinbutter ist's so a Sach; Schmalz war mir immer zu teuer. Weißt, unsereins hat net so viel Geld im Sack wie du. Du kannst den Leuten Rechnungen schreiben, wennst nix mehr hast, aber unsereins muß von den bißl Zins leben. Da tragt's einem die Schmalzkücheln net immer! Jetzt, wo die Margarinbutter doch billiger ist, hab' i mir denkt: backst a mal Schucksen. — No, die hab'n mir halt g'schmeckt, und da hab' ich allesamt auf einmal 'gessen. Werd'n schon a bißl viel g'wesen sein. Aber siagst', i hab mir denkt: i bin a breite Person, da hat der Magen schon auch sein revieriggroßes Platzel und 's geht schon was 'nein; 's könnt aber leicht sein, daß er doch net g'langt hat und jetzt stecken mir die Kücheln überall drin!"

---

[1]) Waben: Abkürzung für Walburga.

Der Doktor lachte. „Waben, vielleicht war deine Pfanne auch nicht recht sauber vor dem Backen? Du hast wahrscheinlich eine kupferne, — war kein Grünspan daran?"

„A, — was wird das genieren! Könnt ja sein, daß noch a wen'g was drin war vom letzt'n Backen, hab's halt sauber mit Papier ausg'rieben. Mir tragt's das Fegzeug nicht, so viel fürs G'schirrputzen kann i auch nicht aufwenden. Bin froh, wenn i was zu essen hab'! Bei unsereim braucht's net gleich auszuschaun wie in einer Herrschafts-kuchl, wo man alle Tag 's ganze G'schirr 'runterwascht."

Nach längerem Untersuchen und Ausfragen erhielt die Hollerwaben den tröstlichen Bescheid: „Kannst ruhig sein; 's fehlt nicht so weit. Ich schreib' dir ein Rezept, das laß dir in der Apotheke machen und davon nimmst du dreimal im Tag einen Eßlöffel voll. Du wirst sehen, in ein paar Tagen spürst du nichts mehr."

„No, i laß mi gern bekehren," erwiderte die Alte, „aber i mein, wenn i alle Tag einen Kaffeelöffel von dem Rezept nehm, langt 's auch. Deine Medizinen sind immer so schreckbar teuer und i muß 's Geld anschau'n. Wennst mir überhaupt nur einen Tee verraten hätt'st, brauchet i kein Glasel von der Apotheken."

„Drei Eßlöffel jeden Tag von der Medizin," erwiderte bestimmt der Arzt. „Geh jetzt heim und leg dich ins Bett und iß heute und morgen nur Suppe und einen leichten Kaffee und wenn du mir folgst, kannst du schon beim Feuerwehrball wieder tanzen."

„War mir schon recht, wenn's so bald umi gang, aber daß du di über einen alten Menschen lustig machst, daß is net schön von dir, Doktor."

„Ich mach' mich doch nicht lustig über dich, Waben, wirst sehen, du bist bald wieder ganz gut beisammen."

„Dafür bist du auch ein Doktor, daß du einen wieder schnell z'sammenricht'st, für was wärst denn sonst da und für was müßt man dir dann sein Geld zahlen? Aber das mit dem Feuerwehrball verdrießt mi."

Der Arzt lachte wieder. „Waben, warum sollst du nicht noch einmal einem gefallen? Weiß ja doch ein jeder, daß du Geld hast und zu sparen verstehst."

„Sel' is schon wahr; aber 's Geld langt grad für mi allein, da braucht keiner mitbeißen wollen, das tat i ihm schon vertreiben!"

Damit verließ die Hollerwaben das Ordinationszimmer, nachdem sie einen kleinen Rundgang längs der Wände des Hausflurs gemacht und durch das Fenster in den Garten gesehen hatte. Mit der Bemerkung: „Der muß a übrigs Geld haben, wenn er so viel unnützes G'wachs zügelt," verfügte sie sich auf den Heimweg.

Es kam freilich nicht jede Gesellschaft von Sommerfrischlern straflos an ihr vorüber. Schon an der ersten Wegbiegung hielt sie ein paar junge Damen an, deren duftige, lichte Sommerkleider ihr ein Dorn im Auge waren.

„Na, Ihr müßt Batzen bei euch haben," redete sie die jungen Mädchen an, „wenn Ihr euch das weiße Zeug da immer wieder waschen



und so z'sammstärken lassen könnt. I möcht wissen, was euch die Reis' und das Logis hier kost't! Unsereim tragt's das Umeinanderrutschen net!"

Die stämmige Alte blieb stehen, stützte einen Arm in die Seite und während ihr zusammengepreßter linker Mundwinkel die gewohnten Kaubewegungen machte, sah sie den beanstandeten Fremden nach. Dann legte sie ihre Hände auf den Rücken und ging, den Oberkörper vorgeschoben, den schwarzen Inntalerhut mit den langen, flatternden Bändern schief auf den Kopf gedrückt, mit großen, energischen Schritten ihren Weg weiter. Heute war ein sonniger Tag und die Straße trocken, da hatte es nichts auf sich, daß ihre Fersen beim Gehen seitwärts neben die niedergedrückten Schuhe traten. — Bald blieb sie wieder stehen und sah einer Beamtenfamilie nach, die den schönen Tag zu einem Spaziergang ausnützte.

„I weiß was Bessers zu tun als die g'studierten Herrn!" äußerte sie in lautem Selbstgespräch, „'s ganze Jahr schinden und plagen die sich in ihren Gerichtsstuben ab und schreiben und disputieren und streiten sich 'rum, nur daß sie recht viel Geld verdienen, mit dem sie nachher im Sommer in die Eisenbahner- und die Schnauferlkarren 'rumkutschieren und die Leut' z'sammfahren können! I spar' meine Markeln und geb' kein' unnützen Pfennig aus, dafür kann i dann aber auch 's ganze Jahr ausruhn und nix tun. Da bin i doch um a Bröckel g'scheidter, als wie die noblige G'sellschaft da!" — — —

Drei Tage vergingen. Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Der Regen stürzte in Strömen vom Himmel; draußen war ein Rauschen und Tosen, ein Wetter, in welchem man, wie man sagt, keine Katze zur Tür hinausjagen möchte. Da gab es auf einmal großen Alarm in dem kleinen Haus der Hollerwaben. Die Leute, welche im unteren Stockwerk zur Miete wohnten, wurden etwa eine Stunde nach Mitternacht durch kräftiges Klopfen und Rumoren über ihren Häuptern geweckt. Ihre Hausfrau stieß mit einem Stock gegen den Fußboden und rückte den Sessel, der neben ihrem Bette stand, unausgesetzt hin und her, bis die erschreckte Taubenfranzl zu ihr ins Zimmer stürzte und fragte, was es gäbe.

„Was wird denn los sein?" rief die Waben ihr entgegen, „zum Sterben kommt's mit mir! Lauf g'schwind ins Dorf 'nein zum Herrn Kooperator, der soll mich verseh'n, aber beichten mag i net bei ihm, das sagst ihm glei. Da schick in's Kloster 'nunter um Magister, der soll die Leut' so gut 'nüber packen und glei ans richtige Platzl schieben, den laßt mir nachher holen, weil er's so viel gut kann. Aber wart, der Bürgermeister soll auch glei übri kommen, wegen dem Testament, und der kann Post zu Haus z'rucklassen, daß sie früh glei um den Notar fortschicken mit dem ersten Zug um viere. Aber der Bürgermeister soll hier derbeibleiben, daß er dem Notar alles glei revierig ausdeutscht, wie i's haben will. — Halt, no eins! Wennst um den Kooperator gehst, nacher kannst dem Doktor auch am Heimweg sagen, er soll glei zu mir kemma, weil's einmal so der Brauch is, daß zuvor ein Doktor kimmt, eh eins stirbt. Zahl'n brauch i ihn ja doch selb'n

nimmer, das kann nacher die Mühlresl tun, wenns doch mein Geld kriegt, bal' i stirb."

„Aber Waben, fehlt's denn wirkli schon so weit, daß i glei alles z'sammrebellen soll mitten in der Nacht und bei söchterem Wetter auch no?" fragte die Gerufene.

„Frag net so albern, Franzl, sichst es ja selbn, daß 's zu End' geht mit mir," erwiderte ungeduldig die Kranke, „da schad's dene gar nix, wenn man s' a bißl durcheinanderjagt. Die können noch g'nug Nächt schlafen, wenn i dahin bin, aber heut' müssen s' mir allesammt her. I kann mit den Sterben net auf die gute Zeit warten, bis d' Sonn' scheint und der Regen ganz übri is, damit s' net naß werd'n! Also schick di und verlier kein' Zeit, sonst kunnt's leicht zu spät werd'n, bis ihr s' alle z'sammtreibt."

Die geduldige Taubenfranzl, die noch die letzten kräftig geäußerten Willenskundgebungen ihrer Hausfrau in Gestalt von roten Kratzern im Gesicht aufweisen konnte, hütete sich, ihr weiter zu widersprechen. Sie wunderte sich im stillen, daß eine Kranke, die dem Tode so nahe sein sollte, noch so „viel lebendig und laut" sei, — aber die Hollerwaben war einmal ein „g'spaßig's Leut", bei der konnte alles möglich sein, deshalb ging die Franzl und führte die Aufträge aus, die sie erhalten hatte. — Es dauerte auch nicht lange, so stand der Pater Magister als erster am Krankenbett der alten Frau.

„Lene, was ist denn mit dir?" fragte er teilnehmend, „sie sagen mir, du seist am Sterben. Ist's denn wirklich so schlimm mit dir?"

„Sichst es ja selbn, i kann's nimmer derschnaufen. Im Magen liegt's mir wie ein Stein, wenn's zum Herzen übri kommt, druckt 's es ab, und nacher is gar."

Ein jeder wußte, daß er von der Waben nicht viel feine Umgangsformen zu erwarten hatte. Sie behandelte alle in der gleichen ihr eigentümlichen Art, ob es nun der Herr Pfarrer war, oder der Herr Doktor, oder der Dorfschuster, oder der nächstbeste Straßenarbeiter, ja für letzteren hegte sie vielleicht noch einen gewissen Grad von Achtung, soweit ihr dies überhaupt möglich war, weil er „weniger Markeln" beieinander hatte. Niemand nahm der Waben ihre vierschrötige Art übel, weil jeder sagte: „Sie spinnt ein bissel",[1] ja, meistens amüsierte man sich über ihr mehr als urwüchsiges Benehmen. Auch für die Herren des Klosters hatte sie kein besonders höfliches Zeremoniell. Der Pater Magister wußte das wohl und ließ es sich ebenfalls gefallen.

„I hab di' holen lassen", fuhr die Alte fort, „weil sie sagen, daß du die Leut' so gut 'nüberschicken kannst und ihnen ein gut's Platzl drüben verschaffst. Jetzt kannst mi auch 'nüberspedieren, aber schau, daß i an recht kommoden Platz drüben krieg, denn i möcht an ordentlichen, der mir g'nau paßt. Wenn mer herüben nix wie Schinden und Sparen g'habt hat, möcht ma's drüben anders haben."

[1]) Sie ist nicht ganz gescheit.

„Nun, gar so schnell wird's mit dem Sterben doch nicht gehen," meinte der Pater.

„Wirst es schon sehen!" erwiderte die robuste Kranke, die im Bett aufrecht saß und kräftig mit den Armen herumfuhr. „Mach nur schnell vorwärts, denn nacher kommt der Kooperator zum Versehen und der Bürgermeister zum Testament und wir haben net lang der Weil'."

„Nun, beichten kannst du ja immerhin," sagte der Pater Magister, „es schadet nichts, wenn du's tust, und wegen dem Versehen wirst du ja schon mit dem Doktor gesprochen haben."

„A, was versteht der Doktor! Der kimmt nacher schon auch no; aber das kenn i selbn besser: aus wird's mit mir."

Manchmal haben Kranke eine bestimmte Ahnung ihres nahen Hingangs und oft, wenn die sie Umgebenden noch keine Verschlimmerung in ihrem Zustand merken, tritt der Tod schon bei ihnen ein. Der Pater Magister hatte dies bereits manchmal erlebt und deshalb zögerte er nicht, die Beichte der Kranken zu hören, obwohl auch er sich sagte, daß er noch nie eine so lebhafte Sterbende gesehen hatte.

„Ganz g'recht hast es g'macht," sagte die Waben, als er Abschied nahm, „jetzt mein i schon, daß i gut 'nüber kimm, — i brauch nur mehr den Kooperator, daß er mi no ganz fertig macht."

Vor dem Kooperator erschien aber erst der Doktor, den die Kranke bei seinem Eintreten mit der Versicherung empfing:

„Doktor, sterben muß i! jetzt kannst probieren was d' magst, du bringst doch eh nie nix mehr z'samm bei mir!"

Der Arzt nahm seinen durchnäßten Lodenkragen ab, schwenkte seinen Hut aus und sah nach der Regenstraße, die seine triefenden Kleider auf dem staubigen Fußboden zurückgelassen hatten, der dadurch endlich einmal wieder mit dem in diesem Falle nicht erwünschten Naß in Berührung kam.

„Oho!" erwiderte der Doktor lachend, „sind wir schon so weit? Ich meine es nicht! Wo fehlt's denn heut?"

„Das hab i all's schon dem Magister verzählt, jetzt brauch i's net glei dir all's no einmal fürzuhalten. Das viele 'rumlamentieren hat kein Wert nimmer, weil's doch schon bald dahin geht mit mir. I hab nur g'wollt, daß du kimmst, damit du's selbn sichst."

„Das kann ich aber durchaus nicht sehen, Waben, du bist ja noch recht lebendig und ich meine, du wirst noch uralt!" erwiderte der Arzt.

„A, — was du derherred'st! Der Magister hat net auf den Doktor studiert und hat das alles glei besser kennt. — Wennst magst, kannst mir noch a Glasel aufschreiben für die Apotheken, denn zahlen brauch i's nimmer, und wer weiß, leicht könnt's mi nacher nimmer so im Magen drucken; aber sterben muß i doch, da laß i mir nix anders mehr versprechen."

Der Doktor untersuchte die Kranke, fühlte den Puls und sagte dann bestimmt: „Waben, zum Sterben kommt es noch lang nicht bei dir. Es ist überhaupt gar nicht schlimm. Du hast halt wieder ewas Verdorbenes gegessen."



„Das geb' i zu, — man kann nix verkommen lassen, denn zum Verschwenden langt's net bei mir. Aber sterben muß i jetzt einmal: kimmt ja schon der Kooperator zum Versehen, da wird's doch wohl richtig Ernst werden damit," meinte die Waben.

„Da hättest du mich erst fragen sollen, ob es notwendig ist, bevor du den Herrn Kooperator bei Nacht in diesem fürchterlichen Unwetter heraussprengst!" schalt der Arzt und schied schnell von seiner Patientin, in der Hoffnung, den Geistlichen vom wahren Tatbestand benachrichtigen zu können und ihm den nächtlichen Gang zu ersparen, doch als er die Tür öffnete, stand der Herr Kooperator schon vor derselben und er konnte ihn nur mehr im Vorbeigehen leise verständigen, daß bei der Kranken eine Lebensgefahr nicht im entferntesten vorhanden sei und daß der Geistliche ihr auf keinen Fall die letzte Ölung spenden solle. Es war ihm auch eine Beruhigung zu sehen, daß der Priester, der die alte Waben schon kannte, das Allerheiligste nicht mitgenommen hatte, sondern sich vorerst selbst vom Stand der Dinge überzeugen wollte.

„Jetzt sind wir zum Sterben beinander," begrüßte die Kranke den eintretenden Kooperator, „aber schnell müssen wir's machen, denn dann kommt der Bürgermeister. Mit den muß i's ausmachen wegen dem Testament und in aller Früh hab i den Notar herboten, dann wird all's fertig g'macht, damit's keine Streiterei gibt wegen mei bißl Sach', wenn i dahin bin, und all's so g'schieht, wie i's haben will. Denn daß der Schreinerwastl und die Mühlkatl was davon kriegen, des mag i net, weil's derm so z'wider sind, und die wär'n auch von meiner Freundschaft."

„Es wäre besser, Waben," erwiderte der Herr Kooperator, der wußte, daß man der Alten leichter etwas einreden, als ausreden konnte, „du würdest das Testament machen, b e v o r du versehen wirst, denn zu letzterem ist morgen noch lang Zeit. Gönne dir jetzt ein bißchen Ruhe. Wenn du dich anstrengst, könntest du zu schwach werden, und dann kommt dir am Ende im Kopf alles durcheinander und du bist nicht mehr fähig, deinen letzten Willen aufzusetzen."

„So viel bin i allweil no, daß i weiß, wohin mit meiner Sach'," sagte die Waben in kurzem Ton, „aufschreiben kann's nacher der Bürgermeister oder der Notar, für was ließ i die denn kommen, und für was werden s' 'zahlt, wenn i's all's selbn tun müßt?"

„Wenn du noch so frisch bist und dich nicht einmal müd oder angestrengt fühlst, dann können wir mit der letzten Ölung noch ein wenig warten, dann ist 's noch nicht an der Zeit," entgegnete der junge Geistliche; aber die Kranke ließ sich keinen Widerspruch gefallen:

„Sagen sie's denn net immer, daß die Klosterer es mit die kranken Leut besser können? Der Magister hat mi so fein herg'richt zum 'nübergeh'n, und jetzt könnt's mi glei ganz fertig machen. I kann net grad nur dableiben, weil ihr die G'fahr net seht! 's ist zum Sterben mit mir und i will mei Sach haben, wie sich's g'hört, und kommod 'nüberkommen!"

Das Erscheinen des Bürgermeisters unterbrach den Wortwechsel und nun war es dem Geistlichen leicht, dem Vorsteher der Gemeinde



ſeinen Platz am Krankenbett abzutreten, da die Gedanken der alten Frau ſchon wieder eine andere Wendung genommen hatten und ſich mit dem Austeilen ihrer Habe beſchäftigten. Sie entließ jetzt gern den Herrn Kooperator mit der Weiſung, er müſſe beſtimmt am frühen Morgen wiederkommen, um ihr die letzte Ölung zu erteilen. Nun ſetzte ſich der Bürgermeiſter mit gewichtigem Kopfnicken an das Bett der Kranken.

„Alſo ein Teſtament willſt machen, Waben? Haſt recht, wennſt bei Zeiten dazutuſt, denn oft iſt's ſchnell zu ſpät, und nacher kannſt ſchau'n, wo dein Sach' hinkommt, a jeder möcht was haben und 's ganze Geld wird auseinanderg'riſſen, und ſichſt es nacher nimmer, wo's hinkommt."

„Sel mag i net," erwiderte die Waben, „i möcht ſchon wiſſen, wem i's austeil', und ak'rat wie i's haben will, ſo muß g'macht werden, daß du's glei weißt, Bürgermeiſter!"

„Sel ſeh mer nacher ſchon, dafür bin i da, daß i drauf ſchau, daß all's nach dein Willen geht, wenn du derhin biſt, darfſt di drauf verlaſſen. Wem willſt du's denn all's verſchreiben? Reden wir a bißl drüber."

„I hab' dir's ſchon g'ſagt, 's muß ſo g'macht werden, wie i mir's ausdenkt hab, und dafür ſtehen mußt mir ſchon, daß ihr mir net, wenn i die Augen zug'macht hab, das Geld anders austeilt. Das zeiget i dir ſchon, wenn du einmal 'nüber kommſt, und da ganget's dir ſchlecht! — 10.000 Mark hab i. Davon kriegt mei Godl, die Fuchſenmoidl, 2000, die Kinder meiner Schweſter, die kriegen ſo die Hauptſach, es ſind ſo a Stuckn zehn oder zwölf da, die können's unter ſich teilen; 1000 Mark und 's Haus kriegt der Schuſterfranzl, der is der Sohn von meiner Firmgod, dem vermach i's, weil er mir alle Jahr einen Palm 'bracht hat; und das ſchreibſt in's Teſtament 'nein, damit er's weiß. Der hat aber auch für meine Leich' zu ſorgen. So wird's dann all's g'recht ſein und na könnts nix mehr machen. Aber a ſchöne Beerdigung will i haben. Zwei Ämter und zwei Beimeſſen, wie ſi's g'hört! Und daß ihr mir fein a gut's G'wand anlegt's, denn i brauch' nix mehr z'ruckzug'halten."

Der Ortsvorſtand ſah ſinnend drein. „No, Waben, und der Gemeinde vermachſt gar nichts? Das is doch ung'ſchickt von dir! Haſt den Haufen Geld zum Verteilen und könnteſt dir ein ſchön's Denkmal ſetzen, von dem man no in ein paar hundert Jahren ſpricht. Und wenn du das ganze Kapital deiner Freundſchaft läßt, is alles bald aufverbraucht und kein Menſch dankt dir nacher."

„Das ſpürſt du net, wenn ſie mir net danken," erwiderte die Waben kurz und bündig. „Und wenn i mir a Denkmal ſetzen laß', lachen ſ' mi g'rad nur aus. A richtiges Platzl habt's auch net dazu."

„So mein i's net, Waben, i hab' nur denkt, du ſollteſt der Gemeind' auch ein paar Markeln vermachen, wenn's doch alles hint laſſen mußt."



„Ja das auch no!" rief die Kranke entrüstet. „Erst tut's einem 's Geld aus der Tasch schinden mit eure Gemeindeumlagen und Grundsteuern, daß mer gar net weiß, wo mer's all's hernehmen soll, und nacher soll mer enk no in's Testament setzen! Das könnt' mer g'rad einfallen! Du vermachst der Gemeind' einmal auch kein Pfennig, Bürgermeister!"

„Sel weißt no gar net, Waben," erwiderte nachdenklich der Bürgermeister, „könnt' ja sein, daß i schon bei Lebzeiten was der Gemeinde schenk', übrigens hab i ein Hauf'n Kinder, das is meine erste Sorg."

„Was könnt'st denn schon bei Lebzeiten der Gemeinde antun?" fragte jetzt neugierig die Kranke, die aufrecht im Bette saß und, den Ellbogen auf ein Knie gestützt, das Gesicht auf die geschlossene Faust gedrückt, den Bürgermeister prüfend ansah.

„Du weißt es halt no net, und vielen hab' i's auch no net anvertraut: unsere Filialkirch'n sollt' neue Glocken bekommen. J scham' mi ja immer, wenn s' z'sammläuten und 's klingt die G'schicht gar so schepperig. Aber es is so a Sach': 's Geld für drei Glocken z'sammbringen is net so leicht! Da könnt'st noch ein gut's Werk tun, ehvor du 'nübergehst, und dir einen guten Platz in der Ewigkeit sichern, wenn du der G'meind' ein wenig was für die Glocken verschreibst."

„Das ginget mir no ab," brummte die Kranke, „daß i mei bißl Sach' so zerreiß! Der Schuster tät mi vielleicht dann ganz armselig eingraben lassen, wenn i ihm net g'nug zuteil, und das tät mir absolut net taugen. J will ein' g'hörige Leich'!"

„Da sei ruhig, Waben, wenn du uns 's Geld für a neue Glock'n hinterlaßt, kriegst du a nobles Begräbnis von der Gemeind' aus mit Musik, und wir singen dir was, und i laß die Feuerwehr am Freidhof Spalier bilden, wenn's dich bringen."

Die Hollerwaben horchte auf. „Des tät mer schon passen," sagte sie.

„Jn die Urkund kommst 'nein als Stifterin und auf die Glocken wird dein Namen eingegossen mit dem Bild von deiner Patronin, und wir nennen s' die Walburgisglock'n, auf daß es jedem im Gedächtnis bleibt, wer sie ang'schafft hat."

Die Alte sah sinnend vor sich hin und nickte mit dem Kopf: „Das wär' mer auch recht so."

„Und wenn's das erstemal g'läut' wird, halt' i a Red' und sag's öffentlich vor der ganzen G'meind', daß du die Stifterin bist, Waben," fuhr der Ortsvorstand fort.

Die Alte sah ihn prüfend an und antwortete: „Des darfst nacher schon tun, Bürgermeister, denn die kost't g'wiß ein'n Haufen Geld."

„Sel is wahr," erwiderte der Bürgermeister, „aber ein schönes Amt lassen wir dir halten, und zwar im Kloster d'runten, dann hab'n die auch 'was davon."

„Die kriegen nix," sagte die Waben, „denn 's bleibt nix übrig, wenn ihr mi so ausraubt mit eurer Glocken."



Der Bürgermeister versicherte: „Du tust es ja freiwillig, Waben, sonst würd'st ja keine Stifterin und hätt'st auch kein Verdienst dabei."

„Wie viel braucht's denn?" unterbrach ihn die Waben.

Wieder sah der Ortsvorstand überlegend vor sich hin. „Ich mein', 1500 Mark g'langen schon," sagte er dann.

„Herrschaft! so viel!" rief die Kranke. „Ös von der Gemeind', ös seid's die reinste Räuberbande, sel' weiß a jed's! Jetzt möcht'st einem kranken Weib no sein bißl Geld abnehmen! So viel kann i net g'raten."

Der Bürgermeister kannte die Waben. „Du brauchst nur von einem jeden Teil a wen'g was wegtun, na hast es glei beinander und dir geht nix davon ab, weil du doch 'nüber mußt, aber dein Denkmal in der G'meind', das bleibt dir für immer."

Die Höllerwaben saß schweigend da. Endlich sagte sie: „Du kannst es dann dem Notar fürbringen, wie mir's ausg'red't haben, und wir warten, was der nacher sagt, der kann die Sach' g'recht machen und die Glock'n in's Testament schreiben, aber daß fein mei Nam' d'rauf kommt und meine Patronin und daß ös mi feierlich eingrabt!"

Das würdige Gemeindeoberhaupt gab sein Wort, daß alles pünktlich ausgeführt würde.

„Waben," sagte er dann, „ich rat dir was Richtig's und mein's dir gut, wenn i dir jetzt einen Vorschlag mach: mehr Verdienst hätt'st dabei, wenn du das Geld für die Glock'n glei bei Lebzeiten der Gemeind' schenken tätst. 'nüber mußt du doch und mit fortpacken kannst nix. Was du als eine Tote gibst, hat den Wert net, weil du's dann doch nimmer verbrauchen könnt'st. Schenk die 1500 Mark glei her, dann nimmst du's gute Werk mit in die Ewigkeit und bist glei auf viel einen besseren Platz im Himmel vorg'merkt."

„Gelt! bei Lebzeiten möcht's mi schon ausziehen, ös Spitzbuben-g'sellschaft! Aber so lang i no leb', hab i mei' Verstand, daß i die Sach' z'sammhalt!" wetterte die Alte los.

Der Ortsvorstand aber fuhr unbeirrt fort: „Du tät'st auch die Erbschaftssteuer ersparen, du hätt'st dann mehr auszuteilen und das Urkundaufsetzen geht unter einem hin, wenn der Notar doch schon kommt, so machst g'rad nur einen Profit, wenn er das Testament und die Schenkungsurkund' mit einmal Herfahren aufsetzt. Denn 's Rauskommen von so einen Herrn is was Teures!"

„Wenn i aber 's Geld enk no net geben mag!" antwortete die Waben in schroffem Ton.

„Das kannst tun, wie du willst, doch wenn die Gemeinde die hohe Erbschaftssteuer zu zahlen hat, wird halt die Glock'n weniger schön und wir können 's Bild und den Namen net drauf gießen lassen und du kriegst nur ein einspännig's Amt."

„A solches mag i net! i möcht schon ein's, wo drei mittun."

„Ja, nacher mußt' das Geld glei der Gemeinde schenken, dann können wir's alles g'recht machen und du bist dann auch die Stifterin,



sonst, wenn du es ins Testament setzen tust, bist nur die Erblasserin und das heißt net viel!"

Wieder saß die Waben sinnend da, endlich sagte sie: „Na, meinetwegen, schenk' i's glei her! Ös seid's die reinsten Italiener und du drechselst 's mit dem Notar doch so z'samm, daß i's hergeben muß, also mach' vorwärts, daß all's aufs Papier kimmt und ös mir's vorbringen könnt, wie ihr's hinschreibt, so lang i no da bin."

„Wirst schon sehen, was für einen hohen Platz im Himmel dir deine Stiftung verschafft!" versprach der Bürgermeister, „und die Freud' und die Hoffart, wenn du zum erstenmal deine Glock'n 'naufläuten hörst da droben!"

„Das g'hört si auch dafür," erwiderte die Alte, „daß du's aber den Meßbuben fein sauber aufbiet'st, daß sie mei Glock'n fleißig läuten! Denn wenn's a G'schlamp dermit machen, pack' i die Lausbuben, wenn's einmal in die Ewigkeit 'nüber kommen, bei die Ohren und steck's naus, dann können's draußen läuten!"

Der Notar kam mit dem Frühzug und nun ging der geschäftliche Teil der Angelegenheit ganz glatt ab. Der Beamte, ein kleiner, ältlicher Herr, ging gleich auf die Absichten des Bürgermeisters ein, lobte den Edelmut der alten Frau, die er als Wohltäterin der Gemeinde pries, redete sie nur als Frau Stifterin an und der Kranken kam der Stolz und nach und nach auch die Freude ob ihrer Schenkung.

Eine einzige Schwierigkeit hätte sich fast noch erhoben, als der Notar von der Testatorin die genaue Angabe ihres Familiennamens verlangte, ob sie sich Holler oder Holder schriebe.

„Auf das geht's bei uns net so g'nau z'samm, das weiß i selber net recht; is mir auch glei, was ös schreibt's . . 's könnt Holler sein, aber auch Holder oder Holker, i frag' nix danach."

Der Bürgermeister konnte glücklicherweise bessere Auskunft geben, mußte er ja, da er auch das Amt eines Gemeindeschreibers versah, den Namen Walburga Holler jährlich in die Steuerliste eintragen.

Beim nächsten Mittagläuten wußten es alle Dorfbewohner, daß die Hollerwaben der Gemeinde das Geld zu einer Glocke geschenkt hatte, und nach acht Tagen ging der Gemeindediener schon mit einer Liste herum, um freiwillige Gaben zum Ankauf der zwei Glocken zu sammeln, welche das neue Geläute vervollständigen sollten.

Er kam auch am Hollerhäuschen vorbei. Die Kranke war ganz gegen ihre eigene Berechnung wieder von ihrem vermeintlichen Totenbett aufgestanden und hatte sich schon vollständig erholt. Nun, da sie sah, daß sie doch noch im Diesseits bleiben mußte, reute sie ihr verschenktes Geld. Es stimmte sie nicht rosiger, als der Steinbalderl, die Dienstmütze auf dem Kopf, den blauen Dekturbogen, welcher die Liste barg, unter dem Arm, sie jetzt anredete.

„Zu dir brauch' i heut' nit zu kommen, denn du hast dein Teil schon dediziert und noblich auch no, das is g'wiß. Oder hätt'st vielleicht no a paar Markln übri? I nehmet sie glei mit, da gehet's unter einem hin."



„Ja, ös wärt's g'scheit, ös Taschendieb'!" fuhr die Waben auf; „erst schneidet's den sterbenden Leut'n den Beutl auf und reißt ihnen bei hellichten Tag 's Geld 'raus, ös Gemeindevorständ! — Gemeindedieb' seid's! Aber von mir kriegt's nix mehr, und meine Steuern könnt's, so lang i leb', mit dem Glock'ngeld bezahlen, weil ös mi eh' ganz ausg'raubt habt."

Heute hatte der Steinbalderl einmal nicht den richtigen Ton bei der Frau Stifterin angeschlagen, jedenfalls merkte er, daß die Schenkungsfreuden bei ihr vollständig verraucht waren und daß es ihr Verdruß bereitete, an ihre Gabe erinnert zu werden.

„Nacher mußt uns halt wieder einmal ein bissel was vermachen, wenn du 's nächste Testament auffetzt," sagte er im Weitergehen.

Es war gut, daß er die kernige Antwort der Alten nicht mehr hörte, denn dieser Nachruf klang nicht gerade wie eine Freundschaftserklärung.

Noch weitern Verdruß hatte die gestiftete Glocke hervorgerufen, und zwar sowohl bei älteren Leuten, als auch bei jungen, — und bei letzteren konnte man es bitteres Herzleid nennen.

An einem Sonntagnachmittag waren die Sterbevorbereitungen der Hollerwaben am Wirtshaustisch verhandelt worden und der Bürgermeister rühmte sich seines klugen Vorgehens, durch welches er der alten Frau im günstigen Augenblick die reiche Spende aus dem wohlgehüteten Schatz abgelockt hatte, und spielte sich als Wohltäter der Gemeinde auf.

„Das hast net ung'schickt g'macht, Bürgermeister," sagten die andern Bauern beifällig und nickten ihm zu, „so ein alter Geizkragen soll nur auch einmal ein bißl 'rausrücken mit seine Markln! Die hat so nix dervon, wenn sie es immer sauber eing'sperrt hält. Aber du bist ein guter Schmied, der weiß, wann 's Eisen heiß is!"

„Ja, sel' kenn i schon, da is mir keiner über," erwiderte selbstgefällig das Oberhaupt der Gemeinde, und die anderen Anwesenden unterhielten und freuten sich noch weiter darüber, wie der Bürgermeister die alte Waben „dran'kriegt" hatte. Nur einer der Tischgenossen schaute ernst auf den Deckel seines Glases, stützte beide Arme auf den Tisch und hielt die Pfeife in der Hand.

„Nein, das hast net recht g'macht, Bürgermeister," unterbrach er jetzt sein Schweigen, „die Angst von einer, die meint, 's geht zum Sterb'n, soll man net ausnütz'n. I möcht' die Sach' net auf mei'm G'wissen hab'n, die G'schicht nimmt sich fast aus wie eine Erpressung."

„Schwätz' net so dalket daher!" fuhr der Bürgermeister auf. „Sie hat das Geld freiwillig 'geben und zu einem guten Zweck war's auch no. I hab' ihr den Vorschlag g'macht und ihr war's recht. Gezwungen hat's kein Mensch; da kann man net von Erpressung reden."

„Du hast's ihr halt in einer Weis' fürg'stellt, daß nach'geben hat," sprach der Erlenbauer weiter, „du hätt'st ihr den ganzen Betrag net abnehmen soll'n, so lang sie g'lebt hat, weil man ja doch net hat wissen können, ob's wieder wird, und jetzt is ihr Geld



dahin. Wär's ins Testament g'setzt worden, hätt's immer noch g'langt, und übrigens hat sie arme Verwandte, die die Markln notwendiger brauch'n, als der Kirchturm die neuen Glock'n. Die alten läuten noch gut g'nug."

Der Zunder war entzündet, es bildeten sich zwei Parteien, einige gaben dem Gemeindeoberhaupt, andere dem Erlenbauer recht, das Kriegsfeuer dauerte eine Zeitlang fort und als die zwei, die den Kampf begonnen, sich vom Biertisch erhoben, waren sie erklärte Feinde. Der Bürgermeister, der sich in seiner Ehre verletzt fühlte und der merkte, daß der Glorienschein seiner Heldentat etwas verdunkelt worden war, ging in übelster Laune seinem Hofe zu. Es verdroß ihn die Äußerung des Erlenbauern doppelt, weil es kein Geheimnis im Dorf mehr war, daß dessen einziger Sohn um die Hand der Bürgermeisterstochter werben wollte. Jeder wußte, daß der Erlenbauer einer der vermögendsten Grundbesitzer in der Gemeinde war, Haus und Hof in Ordnung hielt, und daß sein Sepp ein tüchtiger, braver Bursche war. Die Bürgermeisterburgei hätte Erlenbäuerin werden können und jeder beglückwünschte das frische, fleißige Mädchen dazu. Aber nun war's damit aus. Der Ortsvorstand trat, zu Hause angelangt, in drohender Gewitterstimmung in die Stube, warf den Hut auf den runden Erkertisch und sah zum Fenster hinaus, — die Burgei stand am Gartenzaun. Sie hielt einige blühende Nelken in der Hand, auf der andern Seite der Umfriedung lehnte der Sepp und beide jungen Leutchen plauderten mitsammen und sahen recht vergnügt und glücklich aus. Der Bürgermeister schlug mit der Faust gegen die Fensterscheiben, so daß die Burgei erschreckt herübersah, dann mit freundlichem Gruß und Kopfnicken das Gespräch schnell abbrach und ins Haus eilte. In schlimmster Laune empfing sie der Vater; sie wollte sich beim Eintreten über ihr Verweilen entschuldigen, aber da kam sie schlecht an.

„Ein für allemal sag' i dir's," rief der Ortsvorstand ihr entgegen, „kein Wort red'st mehr mit dem Burschen, und wenn i di noch einmal mit ihm antreff', dann lernst dein' Vater kennen! I will von der Bande nix mehr wissen!" Sprachlos vor Schrecken und Erstaunen stand das junge Mädchen vor dem Familienoberhaupt und konnte sich den Witterungsumschlag nicht erklären; ihr Vater hatte ja die Werbung des Sepp bisher begünstigt und sich immer beifällig über den Erlenbauernsohn geäußert. Den Händen der Mutter, welche gerade mit der Schüssel voll dampfender Knödelsuppe unter der Tür stand, entfiel fast das Erzeugnis ihrer Kochkunst, so betroffen war sie über die Rede ihres Mannes, aber sie faßte sich schnell und rief:

„Ja was hat's denn mit dem Erlenbauern geb'n, Pauli?"

„Was 's geben hat? I hab's g'sagt. A Bandi is, und mehr brauch' i net zu sagen und i will kein weiters G'scheer um die Sach'!"

Damit setzte er sich auf die Erkerbank und schwieg. Nachdem die Familie sich vollzählig versammelt hatte, sprach die Mutter das Tischgebet, und jedes vermied nach dem Verdruß zu fragen, den der Hausvater erlebt hatte.



Die arme Burgei ging in den kommenden Tagen sehr gedrückt herum und sah aus wie eine geknickte Blüte, über die ein Hagelwetter hingegangen ist. Sie kannte ihren Vater und wußte, daß er zwar mit großer Liebe an seinen Kindern hing, jedoch einen harten Kopf besaß, und wenn er einmal eine vorgefaßte Meinung gegen jemand hatte, so ließ er nie mehr davon ab und konnte durch niemand, auch nicht durch die ihm Zunächststehenden, umgestimmt werden. Etwas war zwischen ihm und Sepps Vater vorgefallen, das ahnte sie bestimmt.

Auf jeden Fall mußte sie gehorchen und ein Zusammenkommen mit dem jungen Erlenbauer vermeiden. Am bittersten schmerzte es sie, daß sie dem Sepp nicht sagen konnte, was der Grund ihres Ausweichens war, und daß nicht sie die Schuld an ihrem veränderten Benehmen trug.

„Mutter, sag' du's ihm," flehte sie endlich, „wenn doch alles vorbei sein soll! Er tragt's leichter, wenn er weiß, daß i nichts dafür kann und daß i nichts auf ihn hab'!"

„Du kennst dein' Vatern," erwiderte die Bürgermeisterin, „i darf auch kein Wort mehr mit dem Sepp' reden, sonst wär's ganz aus bei ihm!" — — —

Die stets so frische, muntere Burgei wurde stiller und ernster. Der Kummer, daß sie sich nicht mit dem Erlenbauernsohn aussprechen und ihm nicht sagen konnte, daß ihre zurückhaltende Art und Weise kein Parteiergreifen ihrerseits wäre, sondern daß das Gebot des Vaters sie dazu zwang, drückte sie immer schwerer. Wenn der Sepp in die Nähe ihres Hauses kam, so trat sie zurück. Sie wich ihm von weitem aus, wenn sie ihn unterwegs kommen sah, und der Bursche merkte nach und nach ihre Absicht und trachtete ihr das Meiden zu erleichtern.

An einem Sonntag war Burgei allein zurückgeblieben, um „das Haus zu hüten", während die Eltern und die Geschwister in das Pfarrdorf auf den Markt, der dort jährlich zweimal stattfand, gegangen waren. Da kam der Sepp wieder einmal am Anwesen des Bürgermeisters vorüber. Er hatte den Ortsvorstand mit all seinen Angehörigen unter der Volksmenge, welche an den bunten Marktständen auf und ab wogte, gesehen, und da die Burgei sich nicht unter ihnen befand, war er schleunigst umgekehrt in der Hoffnung, sie allein zu Hause zu treffen und ein paar aufklärende Worte mit ihr reden zu können. Er wurde nicht enttäuscht. Burgei stand im saubergekehrten Hof beim Brunnen und ließ gerade Wasser in einen Blecheimer laufen. Sie merkte das Nahen des Burschen nicht, bis er neben ihr stand. Als sie ihn sah, leuchteten ihre Augen auf.

„Gott sei Dank, Sepp, daß wir wieder einmal mit'nander reden können, und grüß di Gott!" sagte sie und wandte sich ihm freudig zu.

„Gelt, wir sind doch noch dieselb'n und im Herzen drin ist's beim alten? I hab' mir's ja glei denkt, daß du's noch gut meinst!" erwiderte der Sohn des Erlenbauern. Und nun klagte ihm die Burgei ihr Leid über das Verbot des Vaters und die traurigen Folgen des Streites wegen der Walburgisglocke. Der Bursche sah ernst drein.



„Mein Vater kann seine Reden net z'rucknehmen," erwiderte er dann, „denn er hat recht g'habt und die Wahrheit g'sagt und dein Vater lenkt nie mehr ein, denn der hat einen harten Kopf und was er einmal g'sagt hat, das bleibt g'sagt. Wir zwei dürfen ihm, so wie die Sach' jetzt steht, nimmer miteinander unter die Augen kommen, aber Burgei, schau, verzweifeln tun wir net. Es hat sich schon oft einmal ein Blatt auf die gute Seite z'ruckg'wandt und man hat net g'wußt wie. Warum sollen wir denn net auch drauf hoffen, daß die verdrechselte G'schicht noch recht ausgeht?"

„I wüßt net wie," erwiderte die Burgei und senkte den Kopf, „i hab' keine Hoffnung mehr dabei."

„Hast denn gar kein Vertraun auf deine heilige Patronin? Ich mein, sie könnt's doch nicht zulassen, daß derhalben ein Taufkind von ihr unglücklich wird, weil man eine Glock'n ihr zu Ehren stiftet; denn der ganze Streit hat sich ja doch nur um die Glock'nstiftung g'handelt."

„Die Glock'n is net ihr zu Ehren g'stiftet worden," sagte die Burgei mutlos, „der Vater hat damit nix zu Ehren der heiligen Walburgis tun wollen und die Hollerwaben auch net. Das weißt selbn am besten. Der Vater hat schon lang ein neu's G'läut' für die Kirch' z'sammbringen woll'n, weil's ihn als Bürgermeister immer scheniert hat, daß wir in Obersölln 's schlechteste in der Gegend haben, und die Hollerwaben hat sich selbn ein Denkmal damit stiften woll'n; aber an die Ehr von meiner heiligen Patronin hat kein's dabei denkt. Die war ganz ausg'schlossen!"

„'Sel' is wahr," antwortete der Sepp und sah nachdenklich vor sich hin, dann aber schaute er wieder ermunternd auf die Burgei:

„Und sie kann doch helfen, die heilige Walburgis! wennst nur ein Vertrauen zu ihr hast und sie alle Tag' drum bitt'st, und weil's doch alles so schief 'gangen is wegen ihrer Glock'n, werd i ihr's schon alle Tag fürzieh'n, daß sie's wieder gut machen muß, sie is doch die Patronin von der Glock'n, also soll s' auch drauf schaun, daß die net, bevor's noch in der Gemeinde is, schon soviel Unheil stiftet. Das aber sag i dir, Burgei: wenn i einmal den Hof übernehm', kommt keine and're 'nein als du! I wart' auf di und wenn's zwanzig Jahr' lang sein soll!"

Trübselig lächelte die Burgei: „In zwanzig Jahren, da bin i alt und sperr word'n, Sepp, da magst mi nimmer!"

„Meinst, i seh dann selbn noch akrat a so aus wie heut'?" fragte lachend der Bursche, „magst du mi dann noch, dann hab' i di g'wiß auch noch so gern wie jetzt, Burgei; also, nur Kuraschi! Wir kommen schon noch z'samm'," und er hielt fest des Mädchens Hand in der seinen. „Und laß mir den Kopf net hängen," sagte er dann gutmütig ermunternd, während er selbst etwas Feuchtes in seinen Augen fühlte, „sonst wirst mir vor der Zeit alt, und wir müssen hübsch z'sammg'richt bleiben, damit wir doch noch a saubres Paar geben, wenn wir mit'nander vorm Altar stehen! — — Und gelt, du bleibst mir gut, wenn's auch lang dauert, bis wir z'sammkommen?"



„J bleib dir immer treu, Sepp, und wenn auch a paar Dutzend andere kämen, i möcht' nur di und sonst keinen!"

„Wenn's dein Vater so haben will, so reden wir jetzt nimmer mit'nander, wir wissen's ja, wie wir's alle beid' meinen. Wir brauchen uns net erst zu sprechen," sagte der Sepp; er hielt ihre Hand noch fest und sah sie ernst und ermutigend an. Dann nickte er ihr freundlich zu und wandte sich zum Gehen. — — —

Es war der Tag der Glockenweihe. Ein großer, feierlicher Tag für das kleine Gebirgsdorf. Die Schuljugend war den Wagen, welche die Glocken von der Bahn bringen sollten, entgegengegangen. Ein Teil der kleinen Mädchen trug weiße Kleider und blaue Schärpen, alle hatten Kränzchen auf dem Kopf, gleich den herangewachsenen Mädchen, die sich ihnen im Sonntagskleid mit faltigen, lichten Seidenschürzen anschlossen. Bei der Brücke des Wildbachs nahmen sie Aufstellung. Dort war schon eine große Zahl der Bewohner des Dorfes und der umliegenden Höfe versammelt, um die neuen Kirchenglocken in feierlichem Zug miteinzubegleiten. Selbst die Hollerwaben hatte heute ihren Groll über ihre Stiftung in den Hintergrund schieben wollen und die Neugierde wäre fast auch wirklich Siegerin geblieben, denn die alte Frau hätte es schwer verwinden können, ein so wichtiges Ereignis, wie der Einzug der neuen Kirchenglocken es war, nicht gesehen zu haben. Sie hätte sich doch auch gern im Stillen davon überzeugt, ob ihr Name wirklich auf der gestifteten Glocke stand. Sie legte ihren Sonntagsstaat an, der allerdings wenig Ähnlichkeit mit einem Feierkleid hatte, sondern schon in nicht festzustellenden Farben schimmerte, und trat mit einem erwartungsvollen Gesicht unter die Haustür. Unglücklicherweise mußte grade der Hafnertonerl vorbeikommen, der stehen blieb und sie anrief:

„Na, Waben, heut' bist aber schon ganz fein 'raus, heut' g'fallst mir! Freili, als Stifterin wirst heut' auch eine b'sundere Ehrung bekommen! Du bist ja doch beim Einzug die Hauptperson und wannst kommst, wollen's dir an Tusch blasen und der Bürgermeister hat eine Red' auf di eing'studiert, wenn's die Glock'n aufzieh'n."

Stifterin — Bürgermeister — Glocken, — da waren die drei Schlagwörter beisammen, welche über den sich etwas aufgehellten Horizont der Waben schwere Gewitterstimmung brachten. Sie warf dem Hafnertonerl einen wütenden Blick zu, rief ärgerlich: „J laß mi' von enk net stimmen, ös Räuberbande!" und stampfte in ihr Zimmer zurück, warf den Inntalerhut ingrimmig aufs Bett, setzte sich an's Fenster und hielt sich beide Ohren mit den Fäusten zu.

„Net hören will i den Spektakel, wenn's vorbeikommen mit ihrem ganzen G'scheer!" brummte sie, „und sehen mag i's net, das ganze Gemeindeg'sindel, das den Leuten 's Geld abschwindelt, nein, nix hören mag i davon, nix sehen von der ganzen Fastnachtswirtschaft, wo sie die sauer ersparten Markln von die armen Leut' mit ihre Roß' umeinanderfahr'n!" und dabei schielte sie unausgesetzt durch den zurückgelehnten Fensterflügel.

Die ersten Böllerschüsse krachten und nun kamen auch schon die Festwagen langsam über die Brücke gefahren; auf ihnen standen die von Blumengewinden umgebenen Glocken. Der Almrausch hatte seine letzten roten Blütenbüschel noch zu den verschwenderisch gebundenen Kränzen hergeben müssen. Das Gefährt des Bürgermeisters brachte als erstes die größte Glocke, vor dem dritten waren die prächtigen Braunen des Erlenbauern gespannt. Kummet und Zaumzeug waren reich mit Alpenrosen und weißblauen Schleifen verziert, die Pferde trugen sogar hohe Federbüsche auf dem Kopf und sahen am festlichsten aus. Auch der Wagen war reicher geschmückt als die beiden andern; an den vier Ecken steckten dicke, tiefblaue Enzianbüschel in den Alpenrosengewinden und die Glocke selbst war ein wahres Schaustück, so kunstfertig war sie umwunden und verziert. Neben den Pferden ging der Sohn des Erlenbauern und führte das Gespann. Der große, schöngewachsene Bursche sah schmuck und stattlich aus in seinem sonntäglichen Gebirgsanzug, Alpenrosen und weißblaue Schleifen zierten ihm Hut und Knopfloch. „Er schaut fast aus wie ein Hochzeiter," dachte die Burgei, die in ihrer blaßblauen Seidenschürze und dem Myrtenkranz im welligen, lichtblonden Haar sich nicht minder festtäglich ausnahm. Der Sepp sah zu ihr hinüber, als er mit seinem Wagen vorbeikam. Es war ein froher, strahlender Blick, der sie traf, als wollte er ihr sagen: „Nur Mut! nur Vertrauen!" Die Burgei dachte nach, wer ihm wohl Rosse und Gefährt so schön geziert hatte, und beneidete die Mädchen, die ihm den Blumenschmuck hatten liefern dürfen, — sie ahnte nicht, daß der Sepp selbst einen ganzen langen Tag auf hohem Berggrat herumgestiegen war, wo die Alpenrosen im tiefsten, leuchtendsten Rot standen, und daß er ein paar Rucksäcke mit ihren würzigen Blüten sowie mit den großen dunkeln Enzianen gefüllt hatte. Ja, er selbst hatte den Schmuck an Pferd und Wagen geordnet und angebracht und den selbstgepflückten Edelweißstrauß mit eigenen Händen an dem Glockenbügel befestigt.

Die Schulkinder gingen, den Zug eröffnend, voraus, dann kam der Geistliche mit den Meßbuben, der Bürgermeister und die Gemeindevorstände kamen unmittelbar vor dem Wagen, denen sich die Jungfrauen in ihrem Festschmuck anschlossen, voraus die Töchter des Ortsvorstandes. Die Burgei ging dicht hinter dem Gefährt, das der Sepp lenkte, und hielt immer den Blick auf die Walburgisglocke und auf den Edelweißstrauß geheftet, der auf ihr prangte. Von diesem wußte sie ja sicher, wer ihn von hohem Felsen heruntergeholt hatte.

Nach und nach reihten sich die übrigen Anwesenden an. Wolkenlos und leuchtend strahlte der weite blaue Himmel, die Berge, die das sommerliche Tal umgrenzten, standen in sonnigem Licht und unter den Klängen der Blechmusik, von Böllerschüssen begrüßt, zog die Walburgisglocke, die schon so viel Verdruß und Leid gebracht, in das kleine Gebirgsdorf ein. — — —

Monate vergingen. Der Erlenbauer war einem heftigen Fieberanfall erlegen. Sein Sohn war jetzt Hofbesitzer. Die Leute dachten



alle: „Nun wird der Bürgermeister doch eine Einsicht haben und die jungen Leutln kommen endlich z'samm!“ Aber sie irrten sich.

„Laßt 's mi aus mit der Bandi, — der Sepp g'hört auch dazu! I will nix mehr von der G'schicht wissen!“ Mit diesem Ausspruch des Ortsvorstandes war wieder jede Hoffnung vollständig vernichtet und der Kummer, den die Glockenstiftung bei der armen Burgei hervorgerufen, blieb der gleiche. Auch der Verdruß der alten Hollerwaben hatte sich nicht gemildert, er wuchs im Gegenteil und wuchs bei jedem Zinsquartal, an dem sie die Kuponscheine missen mußte, welche sie der Gemeinde abgetreten hatte. Sie machte denn auch ihrem Unwillen nach allen Seiten hin gehörig Luft und wenn sie vom Bürgermeister und den andern Vorständen sprach, gab sie den würdigen Häuptern der Gemeinde keine zarten Kosenamen. Fast niemand konnte an ihr vorübergehen, ohne das Lied von der gestifteten Glocke zu vernehmen und die Charakteristik der „Gauner, die den alten, hilflosen Weibern ihre letzten Pfennige stehlen,“ vorgehalten zu bekommen. Endlich wurde es auch den Geduldigsten zu arg, aber bei der Hollerwaben konnte niemand etwas erreichen. „Die hat ihre fünf Sinne net bei'nander oder einen z'viel,“ hieß es, und man mußte sie weiter toben lassen, weil man in diesem Fall keine Abhilfe wußte. Für den Bürgermeister wurde die Angelegenheit am peinlichsten, denn die alte Frau erzählte immer wieder haarklein, wie die ganze Schenkung veranlaßt worden war, was der Ortsvorstand ihr für Versprechungen gemacht und in welcher Weise er sie zur Herausgabe ihres Geldes überredet hatte. Sogar in die Nachbarsdörfer trug die Hollerwaben bei ihren gelegentlichen Gängen und Besuchen ihre Klagen, und nach und nach entwickelte sich eine solche Mißstimmung gegen den Bürgermeister, daß manche, die früher seinem klugen Handel beigestimmt hatten, ihm nun sagten: „Bürgermeister, das hätten wir von dir net denkt. Wir hab'n 's halt auch net so g'wußt, wie sich die G'schicht zutragen hat, und jetzt hab'n wir allesamt 's G'scheer mit der Alten!“

Es ereignete sich nicht selten, daß der geplagte Mann in der übelsten Stimmung nach Hause kam und unmutig ausrief: „Jetzt hab' i 's bald satt, jetzt leg' i bald den Bürgermeister nieder und mag denen nimmer zum Narren dienen, wenn s' mir gar noch alle Vorwürf' machen wegen der verwünschten Glock'n!“

Zum Überfluß trat noch ein Ereignis ein, welches manchem Bewohner der Gegend sogar eine gewisse Furcht vor der Hollerwaben einflößte: Der Gemeindediener war ihr begegnet und hatte sie unvorsichtigerweise mit dem Ansuchen begrüßt: „Waben, wir brauchten jetzt zu deiner Glock'n auch an nobligen Strick, — könnt'st net bald wieder zum Sterben kommen und uns eh vor noch eine recht fürnehme Stiftung machen, damit wir uns ein neues Läutseil kaufen kunnten?“

„Dir wünsch' i a Seil um dein' Hals!“ hatte die Angeredete in hellem Zorn gerufen, „oder wenigstens a Doktorsrechnung, daß du's merkst, was es heißt, wenn man seine ersparten Batzen 'raus-



geben muß! I hab' die mein' auch no zahl'n müssen, trotzdem 's mi so auszog'n habt's mit euren Spitzbubeng'schäft!"

Noch am selben Abend war der Gemeindediener bei eintretender Dunkelheit in seiner Tenne über ein zusammengedrehtes Heuseil gefallen und hatte sich so schwer verletzt, daß er bewußtlos ins Haus getragen wurde.

„Seht ihr's jetzt, daß mir recht g'habt haben!" sagte der Hafnertonerl, als der Sonntagnachmittag wieder einige Bauern des Dorfes am Wirtshaustisch vereinigte, „die Hollerwaben hat's doch dem Bürgermeister ang'wunschen, daß sein Roß den Fuß brochen hat, wie er 's nach'm Glockeneinzug in 'n Stall z'ruckbracht hat, daß er den teuern Gaul hat umbringen lassen müssen. Da hat's der Anderl auch g'hört g'habt, daß sie g'rebellt hat, der Bürgermeister soll nur a rechts Unglück haben, wenn er seine Pferd' vor die Glock'n spannt!"

„Hätten's ihr nur a Ruh g'lassen mit der Stiftung! Mir können noch a rechts Malör kriegen durch die z'widre Hex. An all dem is ja nur die Glock'n schuld; die hat schon a schönen Unfrieden in die Gegend rein'tragen!"

Ja, die Walburgisglocke hatte bis jetzt viel Verdruß und Ärger in die ganze Gemeinde gebracht! — —

Es war wieder einmal Gemeindesitzung. Alle Grundbesitzer, die das Bürgerrecht besaßen, waren an dem langen Tisch im Wirtshauszimmer versammelt und berieten vor ihren Biergläsern, die Pfeife in der Hand, über den Bau einer neuen Schule. Die Meinungen waren geteilt, die Stimmungen erregt und die Verhandlung laut, so daß niemand die energischen Schritte merkte, die sich dem Beratungszimmer näherten. Plötzlich wurde mit Gepolter die Tür aufgerissen und die Hollerwaben stand vor der Versammlung. Ihr graubraunes Gewand war schief zugeknöpft, die Schürze seitlich verschoben, der runde Hut saß wie gewöhnlich gegen das linke Ohr geneigt auf dem Kopf. So stand sie als Rachegöttin vor der vereinigten Bürgerschaft.

„Jetzt treff i enk doch alle beisamm' und ös könnt's mir nimmer aus," sagte sie in triumphierendem Tone, „und jetzt kann i enk's fürhalten, wie i's mag, und kann mein Antrag in der Gemeindeversammlung selber fürbringen, weil's bei enk sonst doch keine Gerechtigkeit gibt, und ös könnt's nacher glei den B'schluß fassen und mi 'rauszahln: mei Geld will i wieder z'ruck!"

„Das hast a mal her'geben und z'rucknehmen kannst es nimmer," erwiderte der Kassier, „du hast's fest g'macht mit'n Notar und da kann die Gemeind' nix dran ändern."

„No, das wär' mir recht!" rief die Waben entrüstet, „i hab's halten müssen und enk meine Obligationen in die Tasch'n stecken können, und von dem, was der Bürgermeister mir dafür versprochen hat, habt's nix g'halten."

„Was hat er dir denn zug'sagt?" fragte der Wirt.

„Was er mir zug'sagt hat? daß ös mir ein levitiert's Amt halten und die Feuerwehr ausrucken laßt und auf an hohen Platz



im Himmel 'nauf hat er mi g'wiesen, — nix is wahr worden, alles is a Lug' g'wesen. I bin no da und jetzt will i mei Geld!"

„Hättst uns halt den G'fall'n tan und wärst abg'schoben, mir hätten die schon eingraben lassen und g'wiß gern auch no!" erwiderte jetzt der Hafnertonerl grob.

„Gelt, sterb'n möcht's a jed's lassen," schrie gereizt die Hollerwaben, „wenn's enk nur z'erst euere leeren Gemeindesäck g'füllt habt's mit sein' Geld! Aber i bin no am Leben und bin Hausbesitzerin und hab a Stimm hier. Mein' Antrag hab' i enk g'sagt und jetzt kann i grad' wie ös auch a mal an B'schluß fassen, und i sag: die G'meind' muß mir die 1500 Mark sauber z'ruckzahlen."

„Werft's es naus, die alte Ratschen," riefen einige Bergbauern dazwischen. Da stand der Erlenbauer auf, der trotz seiner Jugend als Hofbesitzer unter den Beratern saß.

„Laßt's es nur herinnen," sagte er, „i hab' jetzt ein Wort mit ihr zu reden. Hollerwaben, i mag dei' Lamentiererei nimmer anhören; i zahl' dir deine 1500 Mark z'ruck. Im Winter hab' i ein schön's paar Klafter Holz g'schlagen, auch im Stall hab' i Glück g'habt und mein Troid und mein Heu hab i' gut heimbracht. I kann's leicht machen und i versprech dir's, du kriegst dein Geld!"

Die Waben richtete sich auf, preßte den linken Mundwinkel zusammen und zog ihn nach abwärts, dann sah sie prüfend auf den jungen Mann und sagte: „Das is nur g'recht, aber tust du's fein g'wiß a?"

Ganz g'wiß, und wenn du nimmer umeinanderschreist wegen der Sach', zahl' i dir deinen Zins vom vorigen Jahr nach."

„Nacher bin i stad, wenn i mei Geld hab'," erwiderte die Waben, „und dir glaub' i auch, wannst was sagst, denn dein Vater hat sich mit dem Bürgermeister verfeind't wegen der G'schicht, und das war brav. Und daß d' mir jetzt mein Zins a z'ruckgeben willst, das is ganz in der Ordnung, denn den habt's auch no dazu b'halten zu den 1500 Mark und i hab's ganze Jahr kein' Pfennig davon g'seh'n. — Wenn i mei' Sach' wieder bei'nander hab', sag i nix mehr!"

„Gut," sagte der Erlenbauer, „wennst zu schweigen versprichst, hast morgen dei Geld, darauf darfst di verlassen. 's war schon so viel Unfrieden wegen der Glock'n, daß jetzt einmal ein End' hergehen soll: ich übernehm' die ganze Stiftung!"

Ein beistimmendes Gemurmel ging durch die Reihen der Versammelten: „Das hast amal gut g'macht, Sepp!" — „Der g'rat seinem Vater nach!" — „Du paßt mir!" — Die Gläser hoben sich und die Bauern tranken dem jungen Burschen zu.

Da stand der Bürgermeister auf und reichte dem Erlenbauern die Hand hinüber. „Sepp, du bist ein braver Bursch," sagte er, „und ch dank' dir im Namen der Gemeinde, daß du die Stiftung übernimmst, 's is nur schad', daß man deinen Patron net auf die Glocken bringen und sie auf den net umtaufen kann, — aber da kann man nix mehr ändern!"

„I möcht' nix d'ran g'ändert," erwiderte der Sepp lächelnd, „i hab' die Glock'n zu Ehren der heiligen Walburgis g'stift't, ihr seid alle meine Zeugen davon, und ihr Bild g'hört d'rauf. I denk, weil die Stiftung diesmal wirklich in der g'rechten Meinung g'macht is, so wird die Walburgisglocke hinfür der Gemeinde Segen bringen!"

An diesem Abend kam der Bürgermeister in bester Stimmung von der Gemeindeversammlung heim, was sonst höchst selten der Fall war. Er setzte sich sogar noch zu seiner Frau und der Burgei an den Erkertisch. Nach einer Weile des Schweigens sagte er plötzlich: „Der Erlenbauernsepp is wirkli a braver Bursch und sei Frau wird's amal gut bei ihm hab'n."

Mehr erfuhren seine erstaunten Angehörigen nicht an diesem Abend. Doch als er aufstand, um in's Bett zu gehen, schaute er noch zu seiner Tochter hinüber und sagte: „Du darfst dem Sepp wieder Red' und Antwort stehen, Burgei, wennst ihn siehst, weilst dein Vatern sei Gebot so brav g'halten hast."

Die Burgei brachte in dieser Nacht vor Freude kein Auge zu. Und am nächsten Morgen wich sie dem Sepp nicht mehr aus, als er vorbeikam. Er grüßte sie wieder freundlich und trat sogar zu ihr hin, so daß sie ihm von der Umstimmung ihres Vaters erzählen konnte.

„Glaubst jetzt an die Hilf' deiner Patronin?" fragte der Bursche fröhlich lachend. Sie nickte vergnügt.

„Meinst, i darf am nächsten Sonntag bei dei'm Vater vorsprechen und um eine Hochzeiterin anhalten?" fragte der Sepp weiter.

Wieder nickte die Burgei in glücklichster Stimmung und sagte: „I mein' schon, diesmal hat er nix mehr dagegen!"

Und sie hatte recht. Der Bürgermeister gab dem jungen Paar seine Zustimmung und seinen Segen.

Es war kaum ein Vierteljahr vergangen, da begleitete das Glockengeläute einen schmucken Hochzeitszug, und als der junge Erlenbauer mit seiner Braut vor dem Altare stand, ließ die Walburgisglocke noch lang ihre tiefe Stimme erschallen; es war, als wollte sie mit ihren Klängen den Segen begleiten, den der Geistliche über das junge Paar sprach. — Die Hollerwaben stand unter den Zuschauern, als das Brautpaar die Kirche verließ.

„Gelt," sagte sie, „wenn's bei mir net zum Sterben kommen wär', hättet's das G'läut' nie z'sammbracht, und heut' sollen s' nur brav läuten für'n Seppen, denn der war der einzige, der a G'rechtigkeit g'habt hat unter der ganzen Spitzbubeng'sellschaft, und dem vergönn i's auch, daß die Glock'n ihm jetzt ganz alleinig zug'hört."

Als der Erlenbauer die Bürgermeisterburgei in sein Heim führte, da prangte über der Haustür des Erlenhofes das Bild der heiligen Walburgis, von einem Kranze frischer Alpenrosen umgeben. Der Sepp hatte die Glockenpatronin auf die neugetünchte Wand malen lassen, damit die Heilige auch ferner die Helferin und Schützerin des jungen Hausstandes bleibe.





Umschau.

Aus Zeitschriften. — Stephan Beissel S. J. bespricht in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (LXXIX, 4): „Die neuesten Untersuchungen über das ‚heilige Haus‘ zu Loreto“, anknüpfend an das 1906 zu Paris erschienene Buch des Kanonikus Chevalier, der gleich vielen anderen katholischen Gelehrten die Echtheit des Hauses bestritt. Beissel bedauert, daß manche Verteidiger des Heiligtums von Loreto „in einer so persönlich zugespitzten Art“ gegen Chevalier streiten, daß die Form ernster, wissenschaftlicher Untersuchung nicht gewahrt bleibt. Viel unnützer Streit wäre zu vermeiden, wenn die Forscher sich genau an die Fragen hielten: 1. Ist das Haus der Gottesmutter bis 1291 in Palästina geblieben? Konnte es von dort übertragen werden? 2. Besitzt man gute Zeugnisse für eine wunderbare Übertragung dieses Hauses aus Nazareth nach Loreto? — Nach eingehender Untersuchung alter und neuerer Beschreibungen der Kirche in Nazareth und der in ihr befindlichen Grotte der Verkündigung gibt der Verfasser auf die erste Frage folgende Antwort: „Die geschichtlichen Aufzeichnungen tun dar, daß in Nazareth der Raum, in dem Maria vom Heiligen Geiste empfing, bis heute so erhalten ist, wie viele Pilger ihn vor 1291 sahen und beschrieben. Die Höhle ist geblieben, nicht übertragen worden. Das Vorhandensein eines vor der Höhle befindlichen viereckigen Hauses, das als Ort der Verkündigung gegolten habe, kann vom 5. bis 13. Jahrhundert aus keinem Berichte der Pilger erwiesen werden. Keiner meldet vor der Mitte des 15. Jahrhunderts etwas von der Übertragung dieses Hauses aus gemauerten Steinen und mit viereckigem Grundriß!“ — Was die zweite Frage betrifft, so erinnert Beissel daran, daß der erste Bericht über eine wunderbare Übertragung erst 1465 oder 1472 geschrieben wurde; ferner, daß eine genaue Abmessung der zu Nazareth aufgedeckten Fundamente sowie eine wissenschaftlich genügende Untersuchung der betreffenden Steine zu Nazareth und Loreto sowie des sie verbindenden Kalkes noch immer fehlen. Auch einige weitere wichtige Fragen harren noch der Lösung: „Ist die von der Legende berichtete Reise nach Nazareth von 16 bei Loreto wohnenden Männern wirklich im Mittelalter (1296?) ausgeführt worden? Hat sie vielleicht zur Erbauung einer Marienkapelle Veranlassung geboten? Ist diese Kapelle erbaut worden unter Benützung jener vor der Höhle zu Nazareth gefundenen größeren oder kleineren Fundamente, vielleicht sogar nach dem Vorbilde einer auf jenen Fundamenten ruhenden Kammer oder Kapelle? Wenn die Maße und Steine zu Nazareth mit denen zu Loreto genau übereinstimmen, wird man wieder vor die noch dunklen Fragen gestellt: Aus welcher Zeit



stammen die Fundamente? Wozu dienten die auf ihnen ruhenden Kammern, die kleinere, welche gerade vor der Höhle liegt, deren Mittellinie mit der Mittellinie der Höhle übereinstimmt, die größere, deren Mittellinie seitwärts liegt?" — Beissel schließt seine interessanten Ausführungen, denen ein übersichtlicher Plan der Kirche von Nazareth mit der heiligen Grotte beigegeben ist, mit den Worten: „Die Loretoforschung ist jedenfalls noch nicht abgeschlossen; denn es bleibt noch vieles ohne Erklärung. Möchten alle bei der Verteidigung eben so sehr als bei der Gegnerschaft nie vergessen, daß es sich nicht um eine Glaubenswahrheit handelt, daß weitaus die meisten Päpste Loreto empfohlen und begünstigt haben, weil es ein so angesehener Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau war, die dort vielen durch Wunder half und dort so eifrige Verehrer fand. Auch wenn jenes wiederholte Wunder der Übertragung nicht stattgefunden hat, bleibt die Stätte ehrwürdig."

Im nächsten Heft derselben Zeitschrift findet sich ein lesenswerter Aufsatz von Alois Stockmann S. J. über: „Roman und Ästhetik". Der Roman ist in erster Linie Erzählung, in welcher der Mensch in seinem Denken, Empfinden, Reden und Handeln Gegenstand der Darstellung ist und von der man echtes, ursprüngliches, unverfälschtes Leben verlangt. Der Roman heischt Handlung, Fortschritt, Wachstum; doch warnt Stockmann davor, allen Nachdruck auf eine geschlossene, zielsichere Handlung zu legen und alle Beschreibungen, Episoden usw. auszuschalten, wie das im Drama zu geschehen hat. Bei solcher Behandlung wäre der Roman nicht imstande, seine Hauptaufgabe, die Wiedergabe eines Menschen- und Zeitbildes, zu erfüllen. Aber: „Wenn der Romancier äußere Ereignisse erzählt, so geschehe es nicht in der Weise eines bezahlten Fremdenführers in einem historischen Museum. Wenn er die Schönheiten einer Gebirgslandschaft, das Treiben einer Großstadt, die Merkwürdigkeiten eines imposanten Baues beschreibt, so lese er dem Zuhörer nicht den Baedeker vor. Wenn er in vergangene Tage zurückführt, so tue er es nicht (oder nur als berechnete Abwechslung) in der Rolle des verstaubten Chronisten." Eine gewisse Einheit der Handlung ist schon dadurch gegeben, daß der Roman eine Seele haben muß, das heißt „eine große, fruchtbare, einheitliche Idee, die alle Teile des Werkes durchdringt, belebt, dichterisch verklärt, künstlerisch meistert und zu einem organischen Ganzen verbindet". — Interessant ist, was Stockmann über die vielgeschmähte Tendenz schreibt: „Die endlosen Klagen über dieses böse Zauberwesen im Garten der Kunst entbehren durchaus nicht jeglichen Fundamentes. Aber sie wenden sich an die falsche Adresse, wenn sie darunter aus durchsichtigen Gründen immer wieder und ausschließlich jede Regung der kirchlich einwandfreien katholischen Weltanschauung verstehen. Die Sorge ums liebe tägliche Brot, um Anerkennung von seiten irgend einer mächtigen Clique, um Verbreitung und Förderung parteipolitischer Anschauungen, um Befriedigung mannigfacher, teils bewußter, teils halbbewußter egoistischer Interessen verleitet den Dichter und Künstler zehnmal häufiger zur Verfolgung unkünstlerischer Ziele, zu mangelhaften Darbietungen, als dies eine aufrichtige, in Fleisch und Blut übergegangene religiöse Überzeugung vermöchte. Die Überzeugung ist etwas tief Innerliches, das zum Charakter, der Eigenart, dem Wesen des Mannes gehört; sie kann zwar Talente nicht schaffen, aber sie wird das vorhandene, an sich betrachtet, mächtig fördern. Die Rücksichten auf das materielle Fortkommen,

auf den Buchhändlererfolg, auf das Urteil der erbärmlichsten ‚öffentlichen Meinung‘ sind dagegen recht eigentlich die Schmarotzerpflanzen am Lebensbaum der Kunst; sie können nicht nur keine Begabung erzeugen, sie werden die schon vorhandene hemmen, lähmen, verderben.“ — Da der Roman sich mit viel weniger geistiger Mühe lesen läßt als Epos, Lyrik und Drama und zudem das stoffliche oder ein neugieriges Modeinteresse reizt, findet er eine Anzahl von Lesern, deren Geschmack durch die Verflachung der Kunst des Schriftstellers geschädigt wird. Dazu kommen nur zu oft schwere Schäden für das sittliche Gebiet, wogegen die literarische Ausbeute, welche die Romanlektüre ernsteren Leserkreisen gewährt, nicht allzu groß ist. Sie hängt jedoch hauptsächlich vom Leser selbst ab, von seiner Bildung und Reife und von der Art und Weise, wie er liest. Und so kommt Stockmann zu dem Schluß: „Darum gehört zur Romanlektüre eine gefestigte Weltanschauung, intellektuelle Schulung und Reife, Stärke des Charakters. All diese Eigenschaften gibt der moderne Roman nicht, er setzt sie voraus. Nur ein derartig ausgerüsteter Leser ist imstande, die künstlerischen Werte ohne Überschwänglichkeit, aber ehrlich anzuerkennen und richtig einzuschätzen, die bloß scheinbaren abzulehnen, falsche Ideen, Strömungen und Tendenzen, die im bezaubernden Gewande des Romans den unselbständigen Geist mühelos berücken, als solche zu durchschauen und unter all dem gleißenden Talmi die bescheidenen, aber echten Goldkörner herauszuholen.“

Sich streng an die Ordinariatsakten haltend, berichtet J. R. in den „Historisch-politischen Blättern“ (146. Band, 9. Heft) allerlei Details über „Die Emigranten in Regensburg“, besonders die vertriebenen oder geflohenen Priester, die vor den Greueln der französischen Revolution in Bayern Schutz suchten. Priester, die den von Pius VI. verworfenen „bürgerlichen Eid“ verweigerten, wurden oft mit militärischer Gewalt über die Grenze getrieben und mußten froh sein, mit dem nackten Leben davonzukommen. Weil nun die fränkischen Lande ihnen nur den Durchzug ins Pfalzbayrische gestatteten, während der Eingang in die kaiserlichen Erblande streng untersagt war, kamen sie nach Stadt und Diözese Regensburg in besonders großer Zahl. Ende 1792 trafen drei vertriebene Nonnen ein und wurden im Kloster Atzelburg zu Straubing aufgenommen; einige Wochen darauf langte ein Priester aus Toulouse an und in der ersten Hälfte des Jahres 1793 hatten sich bereits mit Erlaubnis des Ordinariates französische Priester in Amberg, Dingolfing, Donaustauf und einigen anderen Orten niedergelassen. In München wurde eine kurfürstliche Kommission eingesetzt, welche die Papiere der Emigranten zu prüfen und über ihren Aufenthalt in bayrischen Landen zu entscheiden hatte. — Am stärksten wurde der Zudrang der Emigranten nach Regensburg im Spätsommer und Herbst 1794. Es wurde schwer, sie unterzubringen, und ihre Angelegenheiten machten der Ordinariatskanzlei so viel Arbeit, daß eine neue Arbeitskraft angestellt und eine andere Geschäftseinteilung geschaffen werden mußte. Es befanden sich damals ungefähr 250 französische Geistliche in der Diözese, darunter hohe kirchliche Würdenträger. Die meisten von ihnen hatten schreckliche Tage verlebt, bevor sie die Zuflucht gefunden. Fünf Priester zum Beispiel, die zuerst in Holland gewesen waren, mußten von dort „im kalten Winter durch akatholische Gegenden flüchten, kamen nach Böhmen, wurden dort sofort ausgewiesen in die Oberpfalz; kaum hatten sie da eine Nacht geruht, wurden sie von Soldaten gezwungen

ins Bayreuthische zu fliehen; als sie von da ins Bayerische nach Konnersreut herüberkamen, bloß um die heilige Messe zu hören, hatten sie es nur dem energischen Dazwischentreten des dortigen Pfarrers zu verdanken, daß sie nicht wegen angeblicher Übertretung der kurfürstlichen Verordnung sofort wieder durch die Dragoner über die Grenze geschafft wurden". Die Klöster waren bald überfüllt, Angehörige vieler bürgerlicher Berufe übten nach Kräften Gastfreundschaft, das bischöfliche Seminar zu St. Paul gab einen Schlafsaal her, um die Flüchtlinge zu beherbergen, und auch die nächste Umgebung der Stadt Regensburg half bei der Unterbringung der Emigranten, hatten doch allein im Stadtamhof deren 63 Aufnahme gefunden. Allmählich ging das Ordinariat daran, französische Geistliche auch bei den Pfarrern auf dem Lande unterzubringen, besonders da in jenen Jahren Priestermangel herrschte. Anfänglich war die landesherrliche Regierung damit einverstanden, im Dezember 1794 aber verlangte der Kürfürst die Einstellung dieses Verfahrens, und am Silvesterabend desselben Jahres traf die Verfügung beim Ordinariate ein, daß den französischen Priestern „mit Ausnahme der gar alten und bresthaften der Aufenthalt nur bis künftiges Frühjahr und bessere Witterung" zu gestatten sei. Es fand aber trotzdem keine Vertreibung statt und alles blieb stillschweigend beim alten. Hier und da waren die fremden Priester zwar Schikanen ausgesetzt, im allgemeinen aber konnten sie ihre Tage in Frieden verbringen und mit Erlaubnis des Ordinariats, das ihre Papiere prüfte, auch täglich die heilige Messe lesen und die Beichten ihrer Mitbrüder oder sonstiger flüchtiger Landsleute hören. Wollten sie in der Seelsorge der Deutschen mitarbeiten, so mußten sie sich einem genauen Examen in der deutschen Sprache unterziehen. Das Volk, das bisher unter dem Priestermangel gelitten hatte und überdies wußte, daß die Emigranten aller Mittel entblößt waren, hatte sie gern und half ihnen nach Kräften. Einzelne der französischen Geistlichen fanden Stellen als Schloßkapläne oder als Erzieher, andere wieder suchten durch literarische Arbeiten ihr Fortkommen. — Nachdem am 1. Februar 1797 abermals ein kurfürstliches Verbot gegen die weitere Anstellung von Franzosen in der Seelsorge ergangen war und sich die Verhältnisse in Frankreich anscheinend gebessert hatten, reisten im Sommer jenes Jahres 20 Geistliche in ihre Heimat ab; jedoch mehrere von ihnen mußten wiederum flüchten. Ende 1798 verlor die kurfürstliche Regierung die Geduld: sie erließ mehrmals nacheinander Befehle „an alle Emigranten geistlichen und weltlichen Standes, die hiesigen Lande bei Vermeidung ansonst anzuwenden benötigter Zwangsmaßregeln zu räumen". Doch das Ordinariat verwendete sich für die Priester und sie durften wieder bleiben; ebenso ging es im April 1799. Erst 1801 oder 1802 „wurde allen französischen Priestern die Vollmacht erteilt, in die Heimat zurückzukehren, von der alle Gebrauch gemacht, wenige ausgenommen, die in Deutschland eine angemessene und beständige Sustentation haben". — Mit der gleichen Gastfreundschaft, die sie den Franzosen erwies, hat die Regensburger Diözese 80 Jahre später die in den Stürmen des preußischen Kulturkampfes vertriebenen norddeutschen Priester aufgenommen, die dort in Sicherheit die Wiederkehr ruhiger Zeiten abwarten konnten.

Die Hefte 11 und 12 derselben Zeitschrift bringen eingehende Ausführungen eines ungenannten Verfassers über „Rüstungen der Katholiken Österreichs und Gegenrüstungen". Aus den Äußerungen des katholischen



Lebens in Österreich während des Sommers 1910 und den Gegenäußerungen ergebe sich deutlich ein fortschreitendes Erwachen des katholischen Lebens, aber auch die Zunahme der erbitterten Feindschaft gegen alles Katholische. Der Verfasser referiert sodann über den zum erstenmal auf österreichischem Boden tagenden Marianischen Weltkongreß zu Salzburg (18. bis 21. Juli), über den VII. allgemeinen österreichischen Katholikentag zu Innsbruck (9. bis 12. September), den II. allgemeinen österreichischen Tertiarentag ebendort (8. bis 10. September), bespricht die Gegenversammlungen der „Freisinnigen" von Salzburg und Innsbruck und schildert die Wiener Protestversammlung gegen die Schmährede des Bürgermeisters von Rom (6. November), wobei auch auf das politische Leben der Herbsttage Streiflichter fallen. Zum Schlusse heißt es: „Dem Blindesten muß es offenbar werden, daß auch in Österreich der Zusammenschluß aller katholikenfeindlichen, antiklerikalen Elemente täglich mehr vor sich geht. Kraftvolle Arbeit im Vertrauen auf die gute Sache seitens der geeinten Katholiken ist daher eine unbedingte Pflicht. Unser Rückblick auf die Ereignisse in der zweiten Hälfte dieses Jahres hat gezeigt, daß sich eine Erstarkung der katholischen Überzeugung mit der Überwindung nationaler Gegensätze und damit eine Einigung der Katholiken anbahnt. Möge sie zum Heile Österreichs ohne Abschwächung der katholischen Grundsätze schnell und kräftig weiter gedeihen! Die Zeit drängt und die Feinde sind nicht müßig."

In der „Theologisch-praktischen Monats-Schrift" (1911, Januar: „Von unserer Tagespresse") lenkt ein Anonymus die Aufmerksamkeit auf zwei wunde Punkte in unserem Zeitungswesen: die Zeitungsromane und die Gerichtsberichte. Die Zeitungsromane werden vom Volk, besonders vom weiblichen und jugendlichen Teil desselben, eifrig gelesen; auch der Bauer und der Arbeiter kennt die Belletristik nur aus seinem Kalender und aus der Zeitung. Hier läge also der Weg offen, gute Belletristik ins Volk zu bringen. „Sollte es denn den katholischen Blättern nicht möglich sein, um das gleiche Geld literarisch Besseres zu bieten? Was liegt daran, wenn nicht immer Originalromane, sondern öfter auch beliebte, bewährte Meister der letzten Jahrzehnte zum Abdrucke kommen? Es fehlt nicht an kürzeren guten Erzählungen, und es wäre nicht zu bedauern, wenn durch ihre gesunde Kost der im Zeitungsromane vielfach herrschende Geschmack an sogenannten ‚spannenden' Geschichten mit ihrer ausschweifenden Phantasie, übertriebenen Leidenschaftlichkeit und unmöglichen Abenteuerlichkeit korrigiert würde." Bei der Auswahl der Zeitungsbelletristik müsse man bedenken, daß manches, was in einer selbständigen Schrift ohne Schaden erscheinen darf, aus der Zeitung ausgeschieden werden muß, weil sie auch Kindern und Lesern mit unreifem Geschmack und noch ungefestigter Weltanschauung vor Augen kommt. „Ein betrübliches Zeugnis ist es, wie wenig Verständnis öfter in den Redaktionen für diesen Punkt herrscht, und noch mehr, wie man dort Romane aufnimmt, die man gar nicht oder nicht ganz geprüft hat." Als den zweiten wunden Punkt unseres Zeitungswesens bezeichnet der Verfasser die verfehlte Art, wie die Tagespresse über Verbrechen und Gerichtsverhandlungen berichtet. Statt ernst und, wenn schon nicht verurteilend, so doch objektiv mitzuteilen, was mitgeteilt werden muß, schlagen auch manche katholische Blätter einen fast frivolen Ton an, wenn sie auf sittenpolizeiliche Vergehen zu reden kommen. Diese Art von „Bonhomie" ist verwerflich und unpädagogisch dem Volke gegen-



über; sie schwächt das sittliche Empfinden und stiftet besonders im weiblichen und jugendlichen Teil des Volkes viel Schaden an.

„Über Glocken, namentlich deutsche, im Mittelalter" bringt Emil Michael S. J. in der „Zeitschrift für katholische Theologie" (1911, I. Quartalheft) eine ausführliche Abhandlung. Wenn der Gebrauch von Klingeln oder Schellen auch schon im heidnischen Altertum bekannt war, so steht es doch fest, daß die eigentliche Glocke ein Erzeugnis christlichen Kunstschaffens ist. Ihr Erfinder soll der Sage nach Bischof Paulinus von Nola um das Jahr 400 gewesen sein. Das älteste bekannte Zeugnis für eine am Seil gezogene Glocke stammt aber erst aus der Feder Gregors von Tours († 594). Der Umstand, daß die Glockengießer den heiligen Forkernus, den Sohn eines irischen Fürsten, als Schutzpatron verehren, scheint darauf hinzuweisen, daß die ersten Glocken aus Irland stammen; jedenfalls wird berichtet, daß schon während des 5. Jahrhunderts in iroschottischen Klöstern das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes mit Glöckchen oder Schellen gegeben wurde. Im 9. Jahrhundert soll es schon eiserne, also geschmiedete, und bronzene, also gegossene Glocken gegeben haben; von den ersteren haben sich nur sehr wenige erhalten. Die Herstellung der Glocken war anfangs Sache der Mönche, aber schon im 8. und 9. Jahrhundert finden sich umherziehende Glockengießer aus dem Laienstande. Die älteste bekannte Glocke mit Datum soll die zu Drohndorf im Herzogtum Anhalt sein, doch ist die Lesung 1098 oder 1099 nicht sicher. Vom 13. Jahrhundert an sind inschriftliche Zeitbestimmungen schon sehr häufig. Dieses Jahrhundert war aber auch dasjenige, in welchem schwerere und größere Glocken hergestellt wurden: ihr Gewicht erreichte 100, ja sogar 200 bis 300 Zentner. Ungefähr gleichzeitig mit der Vergrößerung erscheinen bei vielen Glocken Inschriften und ornamentaler Schmuck, und zwar zuerst vertieft, später in Relief. „Man erreichte dies durch zwei verschiedene Methoden. Das erste beim Glockenguß war stets die Herstellung des Kerns, welcher der Höhlung entspricht. Auf diesen wurde das Modell oder Hemd aus Lehm gelegt und dieses mit Talg oder Wachs überzogen. Dann folgte gleichfalls aus Lehm der Mantel. Durch Wärme wurde dieser trocken; die Wachs- oder Talgschicht schmolz und der Mantel ließ sich abheben. Die für die Glocke beabsichtigten Inschriften wurden nun entweder auf der Innenseite des Mantels oder auf der Außenseite des Hemdes vorgebildet. Im ersten Falle war die Inschrift verkehrt, also in Spiegelschrift, einzuritzen. Nach Entfernung des Hemdes wurde der Mantel über den Kern gestellt und der zwischen beiden frei bleibende Raum mit der Gußmasse ausgefüllt. Auf diese Weise ergab sich die Schrift in erhabener Ausführung." Später kamen die Glockengießer darauf, für die Inschriften und Ornamente geschnittene Formen herzustellen, die in den weichen Lehm gepreßt wurden und somit den gleichen Dienst versahen wie die späteren Buchdruckertypen. Bald kam man auch darauf, die Buchstaben nicht mehr verkehrt auf der Innenseite des Mantels anzubringen, sondern in normaler Gestalt auf der Außenseite des Hemdes, wobei man die einzelnen Zeichen und Schnörkel aus Wachsfäden bildete. Wurde nun der Mantel dem Hemde aufgestülpt, so entstand in ihm ein Negativ der Wachsformen und beim Guß ein Positiv, das dem vorgebildeten Schema genau entsprach. Auf diese Weise kam nicht selten eine überaus kunstvolle Arbeit zustande. — Sehr mannigfaltig ist der Inhalt der Glockeninschriften.

Oft wird die tönende Glocke als lebendes Wesen eingeführt, das ein Gebet spricht; so fleht zum Beispiel eine Glocke des Domes zu Minden: „Gütige Jungfrau, bete für das Volk, so oft ich klinge.“ Zuweilen ist zwischen zwei Glocken eines Turmes eine Beziehung hergestellt, indem die Inschriften eine Art Zwiegespräch bedeuten. Am häufigsten aber findet sich auf den Glocken das Gebet um Frieden. Auf der Glocke „Hosanna“ im Münster zu Freiburg i. Br. steht zu lesen: „Im Jahre des Herrn 1258 am 18. Juli ist die Glocke gegossen worden. O, König der Herrlichkeit, komm mit dem Frieden! Schallt mein frommes Geläut, so hilf deinem Volke, Maria!“ Diese Glocke gilt allgemein als die älteste datierte mit dem Friedensgebet, eine weit ältere besitzt jedoch St. Martin am Ybbsfelde in der Diözese St. Pölten: die mit einer dicken Patinahülle überzogene Glocke trägt die Jahreszahl 1200. Eine andere Glocke der St. Pöltener Diözese, in der Kirche zu Altpölla, zeigt außer der Bitte an Maria die Worte: AGLA † TETRAGRAMMATON † MESSIAS, — kurze Anrufungen Gottes, wie sie sich auch sonst noch auf mittelalterlichen Glocken finden. — Neben den Inschriften erscheint auf den Glocken auch schon im 13. Jahrhundert figürlicher Schmuck, der sich allmählich zu ganzen Bilderreihen erweitert. Mit der Herstellung dieses Schmuckes verhält es sich ähnlich wie mit den Buchstaben: es wurden dem Glockenmantel oder dem Hemde fertige Schablonen eingedrückt. Diese Schablonen erbten sich in den Familien der Glockengießer fort, daraus erklärt es sich, daß zum Beispiel im 14. Jahrhundert der Bildschmuck der Glocken einen Stil zeigt, der auf eine viel frühere Zeit zurückweist. — Bis ins 18. Jahrhundert hinein liebte man es, auf den Glocken Abdrücke von Münzen und Siegeln anzubringen, wodurch bei fehlender sonstiger Datierung die chronologische Bestimmung ermöglicht wird. — Die Hauptsache bei jeder Glocke war und ist natürlich der schöne Klang, dessen Erzielung meist Sache der Erfahrung war und von den einzelnen Meistern als Geheimnis gehütet wurde. „Zwar mag der schöne Ton alter Glocken teilweise gerade durch ihr Alter bedingt sein, insofern durch die fortgesetzte Erschütterung des Läutens die akkomodationsfähigen Atome im Laufe der Jahrhunderte die für die Harmonie geeignetste Lagerung angenommen haben. Aber auch der längste Zeitraum würde so befriedigende Resultate keineswegs hervorbringen, wenn sich der Glockenguß nicht immer rationeller gestaltet und wenn sich nicht auch auf diesem Gebiet die Zielbewußtheit mittelalterlichen Schaffens bewährt hätte.“ — Die Sitte der Glockenweihe scheint durch Papst Johann XIII. eingeführt zu sein: 968 weihte er die große Glocke der Laterankirche im Beisein mehrerer Kardinäle und gab ihr den Namen Johannes. — Zum Schluß kommt P. Michael auf die Rolle zu sprechen, welche die Glocken in Sage und Poesie spielen. Häufig wird erzählt, Glocken seien verschwunden und von Tieren — besonders oft von Schweinen — wieder aufgefunden worden. Andere Sagen verherrlichen die „Heimatliebe“ der Glocken, die sich angeblich durch keine Gewalt der Menschen aus dem Ort, für den sie bestimmt sind, fortschaffen lassen. Manche Glocken sollen bei der und jener Gelegenheit keinen Klang gegeben, wieder andere auf geheimnisvolle Weise zu läuten begonnen haben. Kurz, man schrieb den Glocken eine Art Mitempfinden mit den Schicksalen der Menschen oder auch ein prophetisches Ahnen kommender Ereignisse zu. „Man übertrug die der Glocke zugewiesene Bestimmung und die Eindrücke, die ihr Ton bei den verschiedenen Anlässen im



Gemüt des Menschen hervorrief, auf ein erdichtetes Wissen und Wollen des bewußtlos klingenden Erzes."

Über „Darlehenskassen und soziales Wirken in den Missionen" berichtet ein Artikel in den „Katholischen Missionen" (1911, Januarheft). In der Erkenntnis, daß das arme, verelendete indische Volk auch aus dem Zustand wirtschaftlichen Elends erhoben werden muß, wenn der Same der christlichen Lehre aufgehen soll, haben die Missionäre mit der Gründung von Raiffeisenschen ländlichen Darlehenskassen begonnen. „Wir haben", so erzählt P. Boone S. J., „jetzt in unserem Bezirk 10 Kreise. Jeder derselben muß wenigstens 15 Mitglieder zählen und von diesen jedes 3 Rupien (1 Rupie = 16 Annas zu je 12 Pies = Mk. 1·33) und 8 Annas in die Bank einlegen. Um diese kleine Summe zu bezahlen, wird ihnen eine Frist von drei Jahren bewilligt. Späterhin zahlen sie regelmäßig ihre monatlichen Beiträge. Sind die 3 Rupien und 8 Annas einmal bezahlt, so kann jedes Mitglied mit Zustimmung des Verwaltungsrates von der Bank ein Darlehen erhalten. Diese Zustimmung ist nötig, weil die Mitglieder des Rates selber für die ausgezahlten Darlehen haften. Die Regierung begünstigt die Errichtung solcher Volksbanken sehr und leiht, wo nötig, ihre Hilfe durch Vorstreckung der nötigen Summen. Die Versammlungen finden monatlich in der zentralen Missionsstation statt. Wie Sie sehen, verlangen wir von unseren Christen nur sehr geringe Beiträge, um das Kapital der Volksbank zu bilden. Hätten aber alle unsere Leute mitgetan oder hätten wenigstens alle Mitglieder die 3 Rupien und 8 Annas vollständig aufbringen können, so hätte man jetzt eine ziemliche Summe beisammen. Aber die Mehrzahl hat bloß 1 Rupie und 8 Annas eingelegt. Indem wir so den ersten Versuch gemacht, die Raiffeisenschen Volkskassen und andere soziale Werke in der Mission einzuführen, haben wir die Schwierigkeiten sehr wohl vorausgesehen. Diese Schwierigkeiten gründen zunächst in der unsern Indiern angebornen Schlaffheit und Sorglosigkeit und in dem Mißtrauen, das sie solchen von Europäern ausgehenden Geldoperationen gegenüber hegen, obschon sie die volle Zuverlässigkeit und Selbstlosigkeit der Missionäre kennen und hochschätzen. Die Sache ist eben ganz neu hier, und ich habe einige unserer Christen sich äußern hören, sie könnten es nicht verstehen, wie ihre 3 Rupien und 8 Annas und ihre kleinen Monatsbeiträge die Bank in stand setzten, Darlehen zu geben. Unsere Eingebornen haben eben noch niemals daran gedacht, ihre gemeinsamen Bestrebungen und Mittel zu irgend einer finanziellen Unternehmung zu vereinigen. Wir hatten denn auch selbst letztes Jahr wenig Hoffnung, unsere ländlichen Banken so bald schon in Tätigkeit zu sehen; es gelang dies auch nur dank der uns von Belgien zugekommenen Hilfe. Die erste Verteilung der Leihsummen durch die Bank hat die Bedenken zerstreut und dürfte die besten Wirkungen haben. Ich hoffe, daß jetzt auch noch die zurückgebliebenen Landkreise beitreten werden. Für manche bildet die große Armut ein wirkliches Hindernis. Es ist ihnen unmöglich, gleich 3 Rupien und 8 Annas aufzubringen. Wie froh wäre ich, wenn ich den Armen diese kleinen Vorschüsse machen könnte. Ein in diesem Sinne gespendetes Almosen wäre sicherlich gut angebracht. Auf wie vielen unserer Christen lastet eine Schuld, die von Monat zu Monat durch die unbezahlt gebliebenen Wucherzinsen sich mehrt und deren Geschichte stets damit endet, daß die Armen ihr Land an den Gläubiger verlieren, der sich auf Kosten Ruinierter bereichert."



Eine neue Form der Fürsorgeerziehung schildert Gerichtsassessor E. Kluge im „Land" (XIX, Nr. 7: „Die Fürsorgeerziehungskolonie Sieversdorf"). In dem märkischen Pfarrdorf Sieversdorf, das zirka 1200 Einwohner zählt, und in mehreren umliegenden Dörfern sind seit einigen Jahren etwa 120 Fürsorgezöglinge, Knaben und Mädchen, vom Kindesalter bis zum 21. Jahre, untergebracht. Sie leben in den Familien der Dorfbewohner, teils einzeln, teils mehrere zusammen, und müssen ganz wie Familienmitglieder behandelt werden. Eine Absonderung von den Dorfkindern wird dadurch vermieden, daß sie gemeinsam mit diesen die Dorfschule besuchen und dort nur mit dem Namen der Pflegeeltern genannt werden, so daß die anderen Kinder über ihre Herkunft meist nichts wissen. Schwachbegabte kommen nicht in die Kolonie, sondern in eine Sonderschule in Potsdam. Bis zur Konfirmation — also wohl bis zum 14. oder 15. Lebensjahre — sind die Fürsorgezöglinge Kostkinder der Pflegeeltern, denen die Provinz ein mäßiges Kostgeld zahlt; dann aber treten sie als landwirtschaftliche Arbeitskräfte oder als Lehrlinge in den Dienst der Pflegeeltern und erhalten Lohn, von dem sie die Hälfte zurücklegen, die andere Hälfte verausgaben dürfen. Fortbildungsschulen und praktische Kurse sorgen für die weitere Ausbildung der Zöglinge, die im großen und ganzen viel Freiheit genießen, jedoch abends pünktlich zu Hause sein müssen. Auch für Anregungen und Unterhaltungen ist gesorgt: „Ein Gesangverein, ein Trommlerkorps sind vorhanden, auf einem Spielplatz bei Sieversdorf werden Leibesübungen und Spiele aller Art betrieben, ja es fehlt selbst nicht an Theateraufführungen durch die Zöglinge selbst und an Bällen, an denen sie mit den Pflegeeltern und deren Familien teilnehmen. Endlich ermöglicht ihnen ein bescheidenes Taschengeld, sich allerhand kleine Genüsse zu verschaffen." Nach amerikanischem Muster ist den Zöglingen auch eine Art Selbstverwaltung gegeben, es ist jedoch erst abzuwarten, ob sie sich als für deutsche Verhältnisse geeignet bewährt. — Leiter der Kolonie ist der Pastor Rohr in Sieversdorf, dessen unermüdlichem Eifer das Entstehen und die Ausbildung dieser Erziehungsart zu verdanken ist. Ihm ist von der Provinzverwaltung das Amt des „Fürsorgers" für sämtliche Zöglinge mit den Befugnissen eines Anstaltsdirektors übertragen, er hat die Pflegeeltern zu wählen, mit ihnen Verträge abzuschließen und in schwierigen Fällen selbst einzugreifen. Die Pflegeväter versammeln sich von Zeit zu Zeit bei ihm, um über jeden einzelnen Zögling Bericht zu erstatten oder sich Ratschläge zu holen. Dadurch wird eine einheitliche und fachgemäße Erziehung gesichert. — Durch die Fürsorgekolonie wird der Leutenot, unter welcher die kleineren Grundbesitzer in der Nähe Berlins so sehr leiden, wenigstens teilweise abgeholfen. Daher fällt es nicht schwer, Pflegestellen für die Zöglinge zu finden. Oft entwickelt sich aber auch zwischen Pflegeeltern und -kindern ein geradezu herzliches Verhältnis; einzelne Bauernfamilien beabsichtigen, die Pfleglinge zu adoptieren, andere sorgen für eine Ausstattung der Mädchen, noch andere behalten, um die Erziehung zu vollenden, schwer zu behandelnde Zöglinge bei sich, obwohl sie bessere und leistungsfähigere bekommen könnten. „Wie hoch ist das alles bei so einfachen Leuten anzuschlagen! Aber diese Tätigkeit veredelt sie auch selbst; diese Männer besitzen so viel sittlichen Ernst und Urteil und eine so einfache Vornehmheit, wie man sie nur ganz ausnahmsweise antrifft." — Die Erfolge der Erziehung sind natürlich sehr verschieden. Interessant ist aber, daß eine große Anzahl der



Zöglinge, die zumeist nach erreichter Volljährigkeit die Kolonie verlassen, später wieder dahin zurückkehren. Pastor Rohr plant daher, ein Landstück in der Nähe von Sieversdorf zu parzellieren und mit kleinen Wohnhäusern und Obstplantagen zu besetzen; die Landparzellen sollen an besonders bewährte Zöglinge, die in der Kolonie heiraten, auf 20 Jahre unentgeltlich vergeben werden, um dann unter denselben Bedingungen auf einen anderen Zögling überzugehen. In diesen 20 Jahren können die Familien, die im übrigen auf Arbeit gehen sollen, durch Obstzucht so viel ersparen, daß sie sich dann eine eigene kleine Landstelle kaufen können.

„Die Wahrheit über den ‚Menschenschacher' der hessischen Landgrafen" glaubt Pastor Pfaff im „Türmer" (XII, Heft 11) zu sagen, wenn er behauptet, die hessischen Landgrafen hätten nichts anderes getan, als was andere deutsche Fürsten im 17. und 18. Jahrhundert ebenfalls taten, das heißt, sogenannte Subsidienverträge mit kriegführenden Staaten abgeschlossen, und zwar unter Mitwirkung, ja vielfach auf Betreiben der Landstände, also vollständig im Rahmen der hessischen Landesverfassung. „Die Landeskinder verhielten sich keineswegs ablehnend gegen solche Kriegsdienste, sie drängten sich dazu. Es gibt keine Adelsfamilie in Hessen, deren Söhne sich nicht auf den Schlachtfeldern Amerikas Lorbeeren erwarben neben vielen Offizieren aus bürgerlichem Stande. Sie durften nicht von ihrem Truppenteil getrennt werden, blieben unter dem Kommando ihrer Generäle, die der Landgraf ernannte. Der Landgraf blieb ihr Kriegsherr; sie kehrten, wenn der Feldzug beendet, beziehungsweise der Vertrag abgelaufen war, als hessische Truppen in die Heimat zurück. Die Soldaten wurden nicht gepreßt, gewaltsame Werbungen wurden aufs strengste verboten, die Offiziere, die sich einer solchen schuldig machten, mit Kassation bestraft. Die betreffende Verordnung mußte von den Kanzeln verlesen werden." So habe sich Landgraf Friedrich II. eigentlich vorteilhaft ausgezeichnet von anderen Potentaten, die Subsidienverträge abschlossen; daß er trotzdem zur Zielscheibe gehässiger Ausfälle gemacht wird, liege daran, daß in seinem Lande die Subsidienüberschüsse nicht vertan wurden, sondern einen wohlverwalteten Fonds bildeten, den sogenannten Hessischen Staatsschatz, der 1866 mit dem ganzen Lande von Preußen annektiert und später dem Regierungsbezirk Kassel als Dotation zugewiesen wurde. Dadurch sei eben das Land immer wieder an jene Subsidienverträge erinnert worden, während sie in anderen Staaten, wo das Geld verschwendet wurde, bald in Vergessenheit gerieten. Ferner habe der Haß der Yankees, die in der selbständigen Kriegsmacht der hessischen Truppen neben der englischen Armee die Gefährdung ihres Erfolges sahen, viel dazu beigetragen, den Landgrafen in ein schlechtes Licht zu setzen. Vollendet aber habe das Verleumdungswerk der Dichter Johann Gottfried Seume, dessen Behauptungen von anderen ungeprüft nachgeschrieben und aufgebauscht worden seien. Seume, der als junger Student abenteuerlustig in die Welt zog, habe sich freiwillig nach Amerika anwerben lassen, später aber allerhand Unwahrheiten über diese Anwerbung sowie über seine Dienstzeit verbreitet. — Diese Ausführungen Pastor Pfaffs erfahren eine Widerlegung durch Otto Popp („Türmer", XII, Heft 12), der Seume gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit in Schutz nimmt. Der Dichter habe nur offen ausgesprochen, was andere nicht laut zu sagen wagten. Die Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit seines

Charakters seien von seinen Zeitgenossen anerkannt und geschätzt worden; er selbst sagt in der Vorrede zu seinem „Spaziergang nach Syrakus", daß er Tatsachen berichte und daß Wahrheit und Gerechtigkeit ihm heilig sind, und auch die Zensur hat seine Schilderung der damaligen Zustände nicht beanstandet. „Geschichtliche Vorgänge, die sich mit den Anschauungen des 20. Jahrhunderts nicht mehr decken, wenngleich sie zu ihrer Zeit als unabwendbar hingenommen wurden, sollte man doch mehr zu erklären als zu rechtfertigen suchen. — Wenn auch ihre Spuren hier sichtbarer als dort zurückgeblieben sind und deshalb der Wunsch sich regen mag, ihre Schatten zu verlöschen oder mehr auszugleichen, so sollten dahinzielende Bestrebungen doch nicht durch Verunglimpfung derer geschehen, die schon früh auf Übelstände mannhaft hingewiesen und sich so um Gegenwart und Zukunft gleichermaßen verdient gemacht haben. Zu diesen gehört Seume."

Merkwürdige Details über die „Schützende Ähnlichkeit im Tierreich" bespricht Franz Doflein in den „Süddeutschen Monatsheften" (VII, Heft 12). Bekannt ist ja, daß viele Vögel und Insekten in Farbe und Zeichnung dem Boden, der Baumrinde, dem Moose, den Felsen, auf denen sie hausen, auffallend ähnlich sind; weniger bekannt dürfte in Laienkreisen sein, daß manche Tiere sich ihrer Umgebung ähnlich machen können. Doflein erzählt von einer in der Nordsee vorkommenden kleinen Garneele (Hippolyta varians L.), welche an Algen angeklammert lebt und ihre Farbe je nach der Farbe der Alge verändert. Wenn man in ein Seewasseraquarium eine Kollektion von Algen und Tangen verschiedener Farbe bringt und eine Sammlung dieser Garneelen hineinwirft, so entsteht zuerst ein farbiges Gewimmel. „Das dauert aber nur kurze Zeit, dann sind alle Garneelen verschwunden. Suchen wir aufmerksam nach, so finden wir sie alle wieder, alle sitzen sie auf den Algen angeklammert, und zwar jedes Tier auf einer Alge, der es möglichst ähnlich sieht; die roten Tiere haben sich auf roten Florideen, die grünen auf grünen Algen, die braunen auf Tangen niedergelassen. Ja es geht die Sortierung, welche die Tiere mit sich selber vorgenommen haben, so weit, daß getüpfelte oder gestreifte Individuen auf solchen Algen Platz genommen haben, deren Verzweigungscharakter oder eigene Streifung am besten durch die Art ihrer Zeichnung nachgeahmt wird. Das Tier wählt also die Umgebung, der es ähnlich ist. Experimente mit geblendeten Tieren beweisen, daß diese Wahl tatsächlich mit Hilfe des Gesichtssinnes erfolgt." Setzt man die bunten Garneelen jedoch in ein Aquarium, in welchem sich nur eine einzige, einfarbige Algenart befindet, so geschieht nach einiger Zeit etwas Seltsames: die Tiere verändern ihre Farbe und nehmen die Farbe der Algen an. Daß ihnen das möglich ist, verdanken sie den Chromatophoren, drüsenähnlichen, mit Farbstoff beladenen Organen, die sich unter dem Einfluß des Nervensystems ausdehnen und zusammenziehen, das heißt den Farbstoff ausbreiten und wieder zurückströmen lassen können. — Interessante Beobachtungen hat man ferner an gewissen Seekrabben gemacht, deren Rücken mit Stacheln und Dornen bedeckt ist. Mit diesen Stacheln spießen sie allerhand Pflanzen und Tierteile aus ihrer Umgebung auf, in deren Schutz sie dann geradezu unsichtbar umherspazieren. „Sie halten sich stets auf einem solchen Stück Meeresboden auf, das ähnlich bewachsen ist wie sie selbst. Und werden sie gezwungen, zwischen



anderen Tierstöcken zu leben, so pflücken sie von diesen Teile und Ästchen mit ihren Scheren ab und pflanzen sie auf ihren Rücken, so daß sie ihrer neuen Umgebung ähnlich werden." Es ist klar, daß dieses Anpassen an die Umgebung aus Sicherheitsgründen geschieht. „Die geschilderten Kustazeen werden vor allem durch Fische, Kraken und Tintenfische verfolgt. Das sind — besonders letztere — Tiere, welche sehr gut sehen. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß diesen Feinden gegenüber die Ähnlichkeit mit der Umgebung einen wirkungsvollen Schutz darstellt," so wie ja auch das Sichtotstellen mancher Tiere beim Nahen einer Gefahr keinen andern Zweck hat als den, sich so unbemerkbar wie möglich zu machen.

K. Woltereck erzählt im „Globus" (XCVIII, Nr. 24) über Indianererziehung auf der staatlichen Indianerschule Carlisle" und bringt dazu Photographien junger Indianer und Indianerinnen, denen man die Abstammung von den „Rothäuten", welche heulend und skalpierend unsere Jugendliteratur bevölkern, wohl schwerlich anmerken wird. Sowohl die Knaben als die Mädchen haben sympathische, kluge Gesichtszüge und sehen ungemein vergnügt aus. — Die Indianerschule zu Carlisle im Staate Pennsylvania wurde 1879 von Kapitän Pratt gegründet und durch 25 Jahre von ihm selbst geleitet. Jetzt ist sie verstaatlicht und an ihrer Spitze steht ein Regierungsbeamter, der die Anstalt jedoch im Sinne des Gründers weiterführt. Pratt ging von der Überzeugung aus, daß die jüngere indianische Generation die Weißen als ihre Freunde kennen lernen müsse; deshalb müsse den Kindern eine bessere Erziehung zuteil werden, zugleich aber müssen sie das Familienleben der weißen Amerikaner kennen lernen. Daher schickt die Schule auch heute noch einen Teil der Zöglinge zeitweise als Pflegekinder in amerikanische Familien, wo sie sich ihren Unterhalt durch kleine Dienstleistungen erwerben können. In den Ferien bleiben zirka 100 Kinder in der Anstalt, arbeiten auf der Farm, in der Wäscherei usw. und bekommen dafür ein bestimmtes Taschengeld, durch welches sie lernen, mit dem Gelde umzugehen. Die übrigen Zöglinge — die Anstalt zählt deren über 1000 — werden in Familien verteilt und erhalten ebenfalls für ihre Hilfsarbeiten Lohn, von dem die Hälfte an die Anstalt geschickt und von dieser bis zum Austritt des betreffenden Zöglings verwaltet wird. Es melden sich stets so viele Familien zur Aufnahme der Kinder, daß eine Dame eigens angestellt werden mußte, um die Wahl zwischen all den Anerbietungen zu treffen. Fühlen sich die kleinen Indianer in den Familien nicht wohl, so dürfen sie in die Anstalt zurückkehren. Oft aber müssen sie aus Gesundheitsrücksichten ganz in die Heimat zurückgeschickt werden, da das veränderte Leben nicht von allen ertragen wird, „und da soll es jetzt häufig schwer sein, die Eltern zu überzeugen, daß das Schulleben tödlich sein könne. Denn bei vielen Stämmen wünscht jetzt die ältere Generation geradezu die Ausbildung des weißen Mannes für die indianische Jugend, während diese selbst oft erst durch große Liebe und Diplomatie dafür gewonnen werden kann". Die Anstalt von Carlisle besteht aus zirka 40 Gebäuden für Wohn- und Lehrzwecke. In der Schule herrscht, wie in fast allen öffentlichen Schulen Amerikas, das Koedukationssystem. Außer dem wissenschaftlichen Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Englisch, Anschauungsunterricht und Heimatkunde beschränkt, erhalten die Zöglinge Unterweisung in den verschiedensten Handwerken sowie in der praktischen Landwirtschaft, die Mädchen

auch in der Führung des Haushaltes, Kinderpflege usw. „Aber es gibt auch literarische Gebiete für die jungen Rothäute. Zeitungen werden verfaßt und eigenhändig gedruckt; in Klubs werden Vorträge gehalten; es wird Theater gespielt und man gibt Konzerte; und vor allem werden auch die einzelnen Stämmen seit Jahrhunderten in eigenen künstlerischen Handfertigkeiten, Weben, Korbflechten, Tonmalerei, Silberschmiedekunst usw., weiter ausgebildet." Natürlich ist der Sport aus dem Programm der Anstalt nicht ausgeschlossen und gerade er bildet das Gebiet, auf dem sich die angeborenen Fähigkeiten der jungen Indianer am auffallendsten verraten und auf dem die sonst so wohlgesitteten Zöglinge sich als echte Abkömmlinge der „Wilden" zeigen.

Seit Januar dieses Jahres gibt die Katholische Reichs-Frauenorganisation Österreichs eine eigene Zeitschrift heraus, die „Österreichische Frauenwelt",*) die als erste österreichische katholische Frauenzeitschrift auf sozialem Gebiet freudig zu begrüßen ist und sich gewiß bald in einem großen Leserinnenkreis einbürgern wird; fehlte es in Österreich doch bisher trotz verschiedener, in ihrer Art ausgezeichneter Frauenblätter an einer Zeitschrift, die als Organ der seit dem vorigjährigen Frauentage so verheißungsvoll sich entwickelnden katholischen Frauenbewegung gelten konnte. Zudem lassen Redaktion und Mitarbeiterliste viel Gutes erwarten: die erstere wird von Frau Hanny Brentano-Wien und Msgr. Prof. Dr. Waitz-Brixen besorgt, auf der letzteren finden sich Namen der besten katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs nd Deutschlands. Die bisher erschienenen Hefte 1—3 werden denn auch allen Erwartungen gerecht. „Das goldene Alphabet der Frauen", jenes Lob der Frau im letzten Kapitel des Buches der Sprichwörter, zur Richtschnur nehmend, beleuchtet Msgr. Waitz (Heft 1) die Aufgaben einer Zeitschrift, welche „die Stellung, die Würde, die Aufgaben, das ganze Berufsleben der Frauenwelt den Zeitverhältnissen entsprechend" schildern soll. Wer dieses Geleitwort liest, der versteht, daß die katholische Frauenbewegung nichts gemein hat mit den Auswüchsen und Übertreibungen der „Frauenrechtlerinnen", daß sie nichts anstrebt, was gegen Religion und gute Sitte verstößt, daß sie nichts anderes will, als den Feinden katholischer Weltanschauung auf religiösem, sittlichem und wirtschaftlichem Gebiete Trotz bieten und den im Erwerbsleben stehenden Frauen ihr oft schweres Dasein erleichtern, daß ihr aber als höchstes Ziel vorschwebt, die Frau der Familie zu erhalten, das Gefühl der Mütterlichkeit in der Frau zu stärken und zur Betätigung zu bringen. So spricht denn auch M. A. Stadler in dem Artikel „Mütterlichkeit — eine soziale Frauenpflicht" (Heft 1) mit Wärme und Überzeugungskraft über „eine im innersten Wesen des Frauencharakters wurzelnde Eigenschaft, die gewissermaßen mit der weiblichen Natur verwachsen ist und die man mit dem Worte ‚Mütterlichkeit' bezeichnet". Hofrat Prälat Schindler steuert „Aphorismen über die Familie" bei, in denen er in knapper, treffender Form die hohe Bedeutung der christlichen Familie hervorhebt, und Dr. Hornich („Was wir brauchen")

*) „Österreichische Frauenwelt", Monatschrift für die gebildete Frau. Herausgegeben von der Katholischen Reichs-Frauenorganisation Österreichs. Redigiert von Hanny Brentano. Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia. (Abonnementspreis K 5.— pro Jahr; für österreichische Lehrerinnen K 4.—.)



warnt die Frauen vor unvernünftigem Hindrängen zu den männlichen Berufen. Aus dem Inhalt des zweiten Heftes seien die vortrefflichen Artikel der Gräfin Lola Marschall über „Zwecke und Ziele der katholischen Arbeiterinnen-Organisation" und die sachkundige Kritik der neuen „Dienstbotenordnung für Wien" von Hanny Brentano hervorgehoben, aus dem dritten die geistvollen Ausführungen Prof. Ernst Seydls über „Friedrich Nietzsches Machtphilosophie" und die interessante Plauderei H. Piffls über „Die bosnische Frau". Jedes Heft bringt außerdem eine reiche Rundschau über die Frauenbewegung des In- und Auslandes, Mitteilungen über das Wirken der Katholischen Reichs-Frauenorganisation und Besprechungen von Büchern von und für Frauen. — Der jungen Zeitschrift kann von Herzen ein segensreiches Gedeihen gewünscht werden.

* * *

Preisausschreibung. — Der hohe niederösterreichische Landtag hat in seiner Sitzung vom 23. Oktober 1903 beschlossen, zur Wiedererweckung einer heimischen, wirklich künstlerisch bedeutenden dramatischen Produktion einen jährlich zu verleihenden Preis von 2000 Kronen zu stiften. Dieser Preis kann nur solchen Schriftstellern deutscher Nationalität, welche in Niederösterreich durch längere Zeit ansässig und durch arische Abkunft und gründliche Kenntnis des Landes und Volkes befähigt sind, unverfälschte heimische Volkskunst zu schaffen, verliehen werden.

Zur Preisbewerbung werden nur Stücke zugelassen, die in den letzten drei Jahren entstanden sind, welchen Umstand die Bewerber ehrenwörtlich zu bekräftigen haben. Solche Werke, welche eine historische auf österreichischem und besonders niederösterreichischem Boden spielende Begebenheit zur Grundlage haben, werden bevorzugt. Ausgeschlossen von der Zuerkennung des Preises sind Operetten, Ausstattungsstücke und Werke lasziver Tendenz.

Die zur Preisbewerbung angemeldeten literarischen Werke der oben angeführten Richtung werden in bezug auf ihren literarischen, ethischen und nationalen Wert der Beurteilung durch ein vom Landesausschusse zu bestimmendes Preisrichterkollegium unterzogen. Auf Grund des Urteiles des Preisgerichtes erkennt der Landesausschuß nach Prüfung des Zutreffens der sonstigen Vorbedingungen den Preis zu.

Bewerber um den Autorenpreis für das Jahr 1911 haben das Werk oder die Werke, mit denen sie in die Preisbewerbung eintreten wollen, unter Angabe ihres vollen Namens, Standes und Wohnortes bis längstens 30. Juni 1911 an den Landesausschuß des Erzherzogtumes Österreich unter der Enns, Wien, 1. Bezirk, Herrengasse 13, womöglich in drei Exemplaren einzureichen. Anonyme und pseudonyme Werke werden nicht berücksichtigt. Für eventuellen Verlust von eingesendeten Manuskripten wird keine Haftung übernommen.

Wien, im Februar 1911. Der Landesausschuß des Erzherzogtumes Österreich unter der Enns.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.





Die Ästhetik Pius' X. im Brief an den „Gralbund".

Erläutert von **Richard v. Kralik.**

Papst Pius X. hat am 16. Februar 1911 ein Schreiben an den Gralbund erlassen, dessen Bedeutung weit über den gelegentlichen Anlaß hinausreicht. Das Breve entwickelt in knapper Form die Grundsätze der wahren Ästhetik und ihre Anwendung auf die Praxis. Ihm gebührt in der Geschichte der Philosophie eine wichtige Stellung. Das will ich durch eine eingehende Kommentierung dieses Schreibens zu zeigen versuchen. Der lateinische Text und der Versuch einer deutschen Übersetzung ist im Maiheft des „Gral" und in anderen Zeitschriften abgedruckt worden. Wir verzichten auf eine Wiedergabe im Zusammenhang und verweisen dafür auf jene leicht zugängliche Zeitschrift. Wir wollen sogleich in sieben Kapiteln die sieben Sätze, aus denen das Schreiben besteht, erläuternd durchnehmen, und zwar deutsch mit Beifügung der entscheidenden lateinischen Worte.

1. Die Überschrift und die Einleitung lautet: „Den geliebten Söhnen Franz Eichert und den übrigen Genossen aus der literarischen Gesellschaft ‚Gralbund' Papst Pius X. Geliebte Söhne, Gruß und Apostolischen Segen. Als ihr Uns neulich alle bis dahin erschienenen Bände eurer Zeitschrift ‚Der Gral' mit einem erläuternden Begleitschreiben überreichen ließet, habt ihr Uns gewiß einen ausgezeichneten Beweis kindlicher Liebe und Treue gegeben (praeclarum vos quidem dedistis pietatis fideique documentum), über welchen wir außerordentlich (mirifice) erfreut waren."

Dem, was hier der Papst selber über den Anlaß des Schreibens mitteilt, ist noch folgendes hinzuzufügen: die in dem Begleitschreiben unterzeichneten Mitglieder des Gralbundes hatten darin gebeten, der Papst möge ihre Anschauungen, ihren Standpunkt prüfen und darüber entscheiden, ob hier nach der einen oder nach der andern Seite Irrtümer vorlägen; der autoritativen Entscheidung wollten sie sich unbedingt und gerne fügen. Darauf hauptsächlich mag sich die Anerkennung der Gesinnung durch den ersten Satz beziehen.

2. „Ihr sollt jedoch wissen, daß ihr dadurch nicht blos eurer ergebenen Gesinnung gegen diesen Apostolischen Stuhl, sondern auch Unserer Erwartung entsprochen habt; denn schon lange war es Unser Wunsch, daß sich Uns irgend eine Gelegenheit bieten möge, um zu erklären, wie sehr Uns euer Unternehmen gefalle und wie lieb Wir euch wegen eurer Verdienste haben."

Man stellt sich gewöhnlich vor, daß der Vatikan nur von solchen Dingen Notiz nehme, die ihm förmlich zugetragen werden. Wie man sieht, ist das nicht ganz richtig. Er verfolgt alles aus eigener Reg=



samkeit; er wartet dazu nicht erst Eingaben ab. Ich habe stets und auch aus allen andern Äußerungen des Papstes entnommen, daß er der bestinformierte Wächter der Zeit ist. Auch in diesem Fall ist der „Gralbund" mit seiner Ansicht, daß die Entwicklung des Gralprogramms und des „Gralbundes" als eine literarische Erscheinung des deutschen Kulturlebens den Papst vielleicht interessieren dürfte, langsamer und bedächtiger gewesen als der Papst. Er, der Heilige Vater, hat, wie er zu Beginn des folgenden Absatzes ausdrücklich und mit stärkster Betonung erklärt, das Unternehmen des „Gralbunds" von Anfang an in seiner Wichtigkeit noch bewußter gewertet als wir anderen alle. Er, der scharfsichtige Kenner aller Bewegungeu und Krankheiten, aller Tendenzen und Fieber der Zeit, hat die Bedeutung dieser katholischen Literaturbewegung für das Ganze der Kultur und Religion, der Kirche und der Gesellschaft voll erkannt und in allen seinen Phasen der Entwicklung, der Erörterung, der Verteidigung, des Kampfes bewacht. So fährt er nämlich noch fort:

3. „Denn seit dem Augenblick, da ihr jenen Bund (den „Gralbund") geschlossen habt, haben Wir nicht aufgehört, den Verlauf eurer Angelegenheiten mit besonderem Interesse zu verfolgen (Equidem ex quo istam societatem coivistis, rerum vestrarum cursum singulari voluntate non cessavimus prosequi); und Wir haben es bereitwillig anerkannt, daß es unter den Unsrigen Männer gibt, reich an Geist und in der Kunst hochgebildet (ingenio abundantes et arte politissimos), die nicht in solcher Weise die Literatur und vor allem die Poesie pflegen, daß sie aus übermäßiger Nachgiebigkeit gegen die Zeitströmung (temporibus plus aequo morigerantes) sich zu wenig auf ihr Eigenstes zu besinnen scheinen (parum meminisse sui viderentur), sondern die sich wie im Leben so auch im Schreiben offen und unverhohlen als Katholiken erweisen (sed qui sese catholicos, uti vivendo, ita scribendo palam aparteque ostenderent)."

Der Papst erklärt also, nicht nur den Gang der ganzen Gralbewegung wohl zu kennen, sondern auch die einzelnen Mitglieder. Wenn er also ausdrücklich anerkennnt, daß die katholische Poesie der Gegenwart an Gehalt und Form (ingenio et arte) durchaus nicht inferior sei, so spielt er damit wohl an den bekannten Protest an, der im Jahre 1909 von Mitgliedern und Gesinnungsgenossen des Gralbundes gegen die Überkritik einiger Kritiker erhoben wurde; und er charakterisiert das Vorgehen jener Kritiker als eine ungerechte Rücksicht auf die modische Zeitmeinung, als ein Vergessen seiner selbst. Das Wort des Papstes trifft also jene Kritiker, die alle entschieden katholische Dichtung verfolgt haben, jene, die den Satz aufgestellt haben: die Literatur habe nichts mit der Konfession zu tun, sie sei eine lediglich nationale Sache, jene, die von einem katholischen Ghetto gesprochen haben, wenn ein Katholik es wagte, nicht nur katholisch zu leben, sondern auch zu schreiben, jene, die erklärt haben, daß sich die Gebote der Religion nur auf das Verhalten der Menschen innerhalb der Kirchenmauern oder in bezug auf die Gnadenmittel beziehen, nicht aber auf das ganze Leben, Tun und Wirken, also auch auf das Dichten und Schreiben, jene Kritiker, die behauptet haben, die Kirche habe keinen Kulturauftrag erhalten. Auf diesen Gedanken leitet mit logischer Folge der nächste Satz über.

4. „Denn ihr leugnet mit Recht, daß die Religion mit den Musen (mit der höheren Kultur) in keiner Wechselbeziehung stehe (religioni nullum cum Musis esse commercium), jene Religion, welche doch diese gesamte Kultur hervorgebracht hat (quae humanitatem hanc omnem pepererit), jene Religion, welche den gesamten Menschen erfassen soll und das gesamte menschliche Leben beherrschen muß (quaeque, cum totum complectatur hominem, in omni hominis vita dominari debeat); ihr leugnet (die Meinung eurer Gegner), daß durch den Anhauch der Religion (religionis afflatu), welche doch das vollkommene, von keinen Schranken eingeengte Ideal der Schönheit darbietet (quae perfectam nullisque finibus circumscriptam speciem pulcritudinis exhibeat), der Geist der Dichter gelähmt werde, da er doch vielmehr durch die Religion emporwächst und befeuert wird."

Dieser Absatz ist, wie gesagt, besonders deshalb wichtig, weil er den vollen Begriff der Kultur in diese Darlegung einführt. Man weiß, daß das Gralprogramm von diesem Begriff ausgeht. Ich selbst habe ihn oft im „Gral" und sonst behandelt, zuletzt in einem Exkurs meiner Denkschrift: „Ein Jahr katholischer Literaturbewegung" (1910, Seite 71 ff.). Es gereicht mir zu hohem Trost, daß sich die Formel des päpstlichen Schreibens durchaus mit meinen Ausführungen deckt. In unübertrefflicher Klarheit und Präzision bestätigt der Papst diese grundlegende Anschauung des Gralprogramms. Er gebraucht für den Begriff „Kultur" den klassischen Ausdruck „humanitas", der, wie ich am angegebenen Orte gezeigt habe, der klassischen Latinität ebenso vertraut ist wie die Sache. Des Papstes Kulturphilosophie, unsere Kulturphilosophie bestätigend, besagt also vor allem, daß die Religion unsere ganze historische Kultur und Zivilisation, unsere „Humanität" hervorgebracht hat, alles das, was den Menschen und die menschliche Gesellschaft vom Tier unterscheidet. Es gibt keine Kultur ohne Religion und es gibt keine Religion ohne Kultur. Die Religion ist das kulturschaffende Prinzip. Die Kultur ist die Auswirkung der Religion. Die Religion erfaßt und umfaßt den ganzen Menschen, alle menschlichen Kulturzweige. Es ist ihre Aufgabe und ihr Wesen, das gesamte menschliche Leben zu beherrschen, in und außerhalb der Kirche, das übernatürliche und das natürliche Leben, alle Zweige des intellektuellen und des moralischen Lebens, alles Denken und Tun, alle Theorie und alle Praxis. Die Religion schließt das Weltliche, das Profane, das Natürliche nicht aus; sie hat aber eine Beziehung zu all dem und all das hat eine Beziehung zur Religion. Denn das Leben ist nicht ein Doppeltes, es ist eine Einheit. Man kann wohl religiöse und nichtreligiöse Dinge unterscheiden, man kann aber nicht den wirklichen Menschen in einen religiösen und einen nichtreligiösen entzweischneiden. Aus diesem allgemeinen Verhältnis der Religion zu allem Menschheitlichen ergibt sich als logische Folge das Verhältnis der Religion zum Musischen, zur Kunst, zur Literatur, zur Poesie. Der Papst bezeichnet dies Verhältnis als „commercium", als Austausch, als Wechselbeziehung, als Bund, als Verwandtschaft. Die Religion gibt der Kunst den belebenden Anhauch, die Inspiration, die Kraft, die Fruchtbarkeit, die Fülle, das Feuer, das Licht und die Wärme. Die Kunst gibt der Religion die Schönheit, den Glanz, die Ehre, das Ansehen, die Pracht,

die Zier. Aber noch mehr! Das Verhältnis ist nicht ein mechanischer Austausch, ein Handel, ein äußerliches Geben, um zu nehmen; es ist viel inniger, viel kernhafter, viel zentraler. Die Religion ist schon an sich das vollkommene und umfassende Ideal der Schönheit, dessen „species", dessen Erkenntnis- und Anschauungsform, dessen Bild, dessen Erscheinung, dessen Verwirklichung, dessen Wesenheit, dessen eigentlichste Art. Eine Definition von abgründischer Tiefe! Sie besagt, daß es viele Arten der Schönheit gibt, aber nur eine vollkommene, eine unbedingte, eine gänzlich adäquate Art der Schönheit: nämlich die Religion. Die vollkommenste Schönheit und die vollkommenste Religion müssen in einander übergehen, müssen eins werden. Die vollkommenste Religion, die christlich-katholische, muß im vollkommensten Glanze der Schönheit strahlen, sie muß die absolute Schönheit in Gott und in allem Göttlichen zeigen. Und die vollkommenste Schönheit, die allen Makel, alle Unzulänglichkeit von sich tut, muß in die wahre Religion übergehen. Das sind Sätze von höchstem Überschwang, von grandioser Kühnheit. Sie führen uns unmittelbar vor die Pforten des höchsten Mysteriums, vor den Thron der göttlichen Dreieinigkeit. Und der Papst führt uns mit sicherer Hand auch bis dahin und lüftet den Vorhang des Allerheiligsten im folgenden Satz, der sich stufenweise noch über den vorhergehenden erhebt.

5. „Wie aber das Schöne in Gott eins und dasselbe ist mit dem Wahren und dem Guten (pulcrum in Deo una et eadem res est ac verum et bonum), gerade so besteht ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die künstlerische Anmut sich dem Abglanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden und ihm so zu dienen habe (in christiana poesi artis venustas veritatis honestatisque splendori coniungatur atque adeo serviat); und daß also aus diesen literarischen Arbeiten nicht so sehr eine spielerische Ergötzung des Geistes, sondern eine kernhafte Frucht für den Nutzen des Volkes erstrebt werde (itaque ex hisce studiis non ludicra tantum oblectatio quaeratur animi, sed solidus quidam fructus popularis utilitatis)."

Der überreiche Inhalt dieses 5. Satzes faßt die drei wichtigsten Grundlehren der Ästhetik in meisterhafter Prägnanz zusammen:

A. Das Verhältnis der Ästhetik zu den anderen philosophischen Disziplinen. Der Papst verkündet hier als selbstverständlich die alte platonische Dreiheit der Ideen, die Dreiheit des Wahren, des Guten, des Schönen. Sie stehen einander an Würde, an Ursprung, an Adel, an Bedeutung, an Heiligkeit vollkommen gleich. Sie sind, wie sich der Papst mit kräftigster Betonung ausdrückt, in Gott eine und dieselbe Sache, sie sind im Wesen, in der Sache, an sich völlig gleich. Sie unterscheiden sich nicht real, nicht sachlich, sondern durch ihre verschiedenen Beziehungen zur Realität. Eine und dieselbe Sache kann wahr, kann gut, kann schön sein und soll es auch. Sie ist wahr in bezug auf den Intellekt, gut in Beziehung auf den Willen, schön in Beziehung auf das Gemüt. Für den Menschen, für die menschliche Seele sind das Verschiedenheiten, für Gott und in Gott, vor dem göttlichen Geist ist es „eines und dasselbe Ding". Daraus ergibt sich, daß die Ästhetik als philosophische Wissenschaft der Metaphysik und

der Ethik völlig ebenbürtig und gleichwertig zur Seite steht. Die Philosophie teilt sich sachgemäß ein in die drei parallelen Disziplinen, in die Lehre vom Wahren, vom Guten, vom Schönen. Jene, die mein System der Philosophie kennen, die „Weltweisheit", mit ihren drei Abteilungen der „Weltwissenschaft" (Metaphysik), der „Weltgerechtigkeit" (Ethik), der „Weltschönheit" (Ästhetik) werden ermessen können, welche Freude mir diese Übereinstimmung bereitet hat. Aus diesen Grundlagen aller Philosophie ergeben sich also die wichtigsten Folgen für die Ästhetik. Es ergibt sich daraus, daß eine Sache, ein Werk, um so schöner sein muß, je wahrer und je ethischer es ist. Das kann auf den tieferen Stufen des nur vergnüglich Schönen zweifelhaft sein. Das bloß Reizende, Lockende, Hübsche, Zierliche, Feine, Glänzende wird nur eine losere Beziehung zum Wahren und Guten, zum Sittlichen haben. Auf diesen tiefsten Stufen des ästhetischen Scheines wird es sogar möglich sein, daß sich das sinnlich Reizende mit Unechtem, Unsittlichem paart. Es wird da möglich sein, daß man das ästhetisch Minderwertige überschätzt, ebenso wie man da oft das Unsittliche als Sittliches, das Falsche und Irrige als Wahrheit erklärt. Aber je höher sich der Menschengeist auf der Stufe des Realen dem Allerrealsten, Gott, zuwendet, um so näher berühren sich dort in der Unendlichkeit die hier unten noch divergierenden Linien der Schönheit, Güte und Wahrheit, bis sie im Mittelpunkt der Gottheit und des trinitarischen Lebens zusammenfallen. Darum erklärt das Gralprogramm, das sich nur mit der höheren Kunst abgibt, die Harmonie des Schönen mit dem Guten und Wahren, und der Papst bestätigt es.

B. Die zweite Grundlehre des 5. Satzes bezieht sich auf das Wesen des Schönen in sich selber. Der Papst unterscheidet, die Anschauung des Gralbundes ausdrücklich bestätigend (item recte contenditis), in der Lehre vom Schönen ein inneres und ein äußeres Moment, die beiden Momente des Gehaltes und der Form. Jenes, den Gehalt des Schönen, definiert er als den Abglanz der Wahrheit und der Sittlichkeit (veritatis honestatisque splendor). Der Papst eignet sich damit die von uns vielgebrauchte platonische Definition des Schönen an, die auch in die Scholastik übergegangen ist: pulcrum est splendor veri (ac honesti, wie wir vervollständigend hinzufügen müssen). Das heißt: der Gehalt des Schönen ist die Wahrheit und die Sittlichkeit. Ebendasselbe Wesen, das sich dem Intellekt als wahr, dem Willen als gut erweist, zeigt sich dem ästhetischen Gemüt als Schönheit. Die Anschauung, die Ausstrahlung des wahren und guten Wesens der Dinge ist nichts anderes als deren Schönheit. Das Wahre und Gute kann nicht anders denn als Schönheit erscheinen, sich zeigen, sich verkündigen. Man lasse einfach das Wahre und Gute erstrahlen, glänzen, sich gestalten, und man hat die Poesie. Dieser wahre und gute Gehalt des Schönen muß ganz notwendig auch die schöne Form aus sich heraus erzeugen, das, was der Papst die „artis venustas" nennt. An sich ist Form und Gehalt dasselbe, es sind reziproke Begriffe, sie sind Äußeres und Inneres einer und derselben Sache. Aber gerade

so wie sich dem menschlichen Geiste die Ideen des Wahren, des Guten, des Schönen differenzieren, ebenso differenzieren sich seinen empirischen Kräften Gehalt und Form. Der Künstler muß nacheinander nicht nur den Intellekt, den Willen, die Phantasie, sondern auch den Fleiß, die Technik, den Arm üben. Gewiß, er kann das eine oder das andere vernachlässigen, aber nur zum Schaden des Ganzen, des Schönen. Die Technik, das Formelle, die Kunstfertigkeit, die Feile, die Poliertheit, die Reinlichkeit der Mache muß sich, wie der Papst und wie der Gralbund verlangt, dem wahren und guten Gehalte gatten, sie muß ihm dienen, sie muß ihn vollenden, sie muß ihn darstellen. Denn ohne diese Technik könnte ja der Gehalt gar nicht glänzen. Die durch die Technik erzielte äußere Zierde soll ja eben nichts anderes sein als der erscheinende Gehalt. Aber an sich ist die Technik noch nicht das „Schöne", darum vermeidet der Papst diesen Ausdruck und spricht nur von der „artis venustas". Der Grundsatz der formalen Ästheten und Virtuosen, „l'art pour l'art", ist damit abgewiesen. Das erklärt noch bestimmter der folgerichtige Abschluß dieses Satzes.

C. Als dritte Abteilung des 5. Satzes erläutert nämlich der Papst die Lehre vom Zweck und Ziel des Schönen und der Kunst. Bei der hier vorgetragenen hohen Auffassung vom Schönen ist es selbstverständlich, daß die bloße Unterhaltungskunst, die Belletristik, als Zeitkürzung kaum in das Gebiet der Ästhetik, in das Gebiet der Kunst, in den Bereich der Musen eingerechnet werden kann. Wenn das Schöne wirklich der Abglanz, die Ausstrahlung des Wahren und Guten ist, wenn es in Gott ein und dieselbe Sache mit der Wahrheit und der Güte ist, dann hat der Künstler ein ebenso hohes und wichtiges Amt wie der Philosoph, wie der Ethiker, dann ist der Zweck des Kunstwerks der Nutzen des ganzen Volkes, dann hat die Kunst eine soziale Aufgabe. Die Kunst hat das Wahre und das Sittliche wohl nicht zu lehren und zu predigen, aber sie hat es in ihrem vollen Glanze darzustellen, erstrahlen zu lassen, anschaulich und bildlich zu gestalten. So hat Jesus Christus als unser höchstes Vorbild das Wahre und Gute nicht nur in Lehre und Predigt verkündet, sondern auch in der kunstvollen und glänzenden Form des Schönen, im Zyklus der Parabeln dargestellt. Sein Werk war, wie ich in meinem „Leben Jesu" zu zeigen gesucht habe, ein theoretisches, ein praktisches und ein ästhetisches. Das ist die Kunst, wie sie der Gralbund denkt, wie sie der Papst bestätigt hat. Das ist eine Kunst, die des Interesses aller Männer der Wissenschaft und der Praxis, der Politik würdig ist. Das ist der Grund, warum sogar der Papst ihr ein so hohes Interesse entgegenbringt. Eine Kunst, die nicht unter diesen hohen Begriff fällt, ist entweder eine Nichtigkeit oder eine Schädlichkeit, sie ist entweder zweideutig oder sie ist schlecht, sie ist unwahr, unsittlich, unschön und unkünstlerisch. Gewiß, es gibt ein harmloses Spiel mit schönen Formen; aber selbst dieses läuft Gefahr, sich in unwürdige Tändelei und Weichlichkeit zu verlieren, wenn es nicht irgend eine bedeutendere Beziehung zum Wahren und Guten hat.

6. „**Deswegen verdient ihr Lob dafür, daß ihr das ruhmvolle, von den Vorfahren überlieferte Erbe nicht nur mit Sorgfalt hütet, sondern auch erfindsam vermehrt (sollerter amplificetis); denn kein billiger Richter der Dinge wird leugnen, daß katholische Männer auf diesem Gebiet, wie überhaupt in allen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen so sehr hervorgeleuchtet haben, daß sie mit den hervorragendsten Geistern der Vergangenheit ruhig verglichen werden können.**"

Der Papst bezieht sich hier auf die doppelte Tätigkeit des Gralbundes; dieser will mit vollem Bewußtsein neben der „Philosophia perennis" auch eine „Poesis perennis" bewahren, erhalten, pflegen, darstellen und weiterentwickeln. Die klassische Kunstweise der Antike und des Mittelalters soll sich aber gerade dadurch lebendig erweisen, daß sie von der Gegenwart als schöpferischer Keim zu neuen Entwicklungen benutzt wird. Wir wenden uns damit im Einverständnis mit dem Papst gegen zwei Irrtümer unserer Zeit, die jede gedeihliche Kunstübung gefährden. Der eine Irrtum vermeint, daß eine moderne Kunst voraussetzungslos aus dem Nichts schöpfen müsse, ohne Tradition, ohne Anknüpfung an die Vergangenheit. Der andere, entgegengesetzte Irrtum glaubt, die poetische Schöpferkraft sei mit jenen alten Jahrhunderten dumpfen Glaubens und unaufgeklärter Phantasie für immer verschwunden vor der Kritik modernen Verstandeswesens. Diese Irrtümer werden durch die Geschichte und durch die wahre Ästhetik widerlegt. Der Hochmut der angeblich Modernen und die Überkritik werden zurückgewiesen.

7. „Ihr daher, geliebte Söhne, fahret unbeirrt fort, wie ihr es tut, die Ehre der christlichen Kultur in der Literatur zu wahren (Vos itaque, dilecti filii, pergite constantes, ut facitis, christianae humanitatis in litteris tueri decus); und empfanget als Unterpfand der göttlichen Hilfe und als Beweis unserer väterlichen Zuneigung den apostolischen Segen, den Wir euch liebevollst erteilen. Gegeben zu Rom beim hl. Petrus, am 16. Februar 1911, im 8. Jahr unseres Pontifikates. Papst Pius X."

Mit diesen Schlußworten wird der Literatur, der Poesie, ausdrücklich und förmlich ein hoher Kulturauftrag zugeteilt. Der Papst bestätigt nochmals den Begriff einer christlichen Kultur. Er versteht darunter die ganze Menschlichkeit, die Humanität, das ganze Leben, nicht nur das innerkirchliche. Dies ganze Leben in allen seinen Äußerungen soll von der christlichen Weltanschauung durchleuchtet und beherrscht sein. Aber der Papst versteht unter der christlichen Weltanschauung gewiß nur die rein katholische, nicht etwa, wie manche unserer Gegner, eine Weltanschauung, die nur das als christlich anerkennt, was allen christlichen Konfessionen gemeinsam ist. Christlich im Munde des Papstes, im Munde jedes echten Katholiken, kann nur christkatholisch bedeuten.

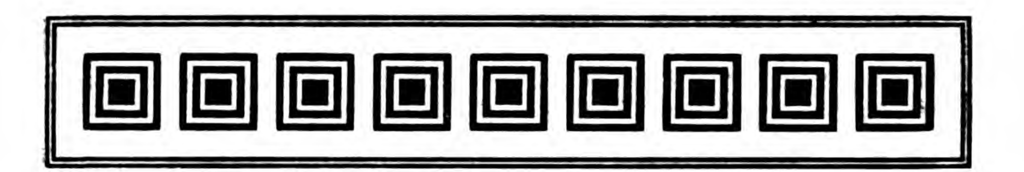
Mit diesen Betrachtungen ist die große Bedeutung des päpstlichen Schreibens an den Gralbund noch lange nicht ausgeschöpft. Das Schreiben könnte ganz nur im Zusammenhang aller Äußerungen des Papstes gewürdigt werden. Der geniale, auf das Ganze der modernen Kultur gewandte Blick ist ebenso zu bewundern wie die Kenntnis der einzelnen Tatsachen. Die Zusammenfassung des ganzen ästhetischen

Literaturprogramms in diese wenigen Sätze ist ein Beweis von beispielloser Meisterschaft. Keinem von uns andern konnte es gelingen, dies Programm so strahlend, so umfassend, so abschließend und bündig darzustellen. Mir erscheint es wie ein Wunder, dies alles hier so vollkommen wiedergespiegelt und vervollkommnet zu sehen. Hier haben wir den sicheren Ausgangspunkt aller christlichen Ästhetik. Aber hier haben wir auch ein höchst bedeutsames Beispiel, wie der Papst, der die Philosophie des hl. Thomas ebenso entschieden einschärfte wie sein Vorgänger, philosophiert. Manche werden sich vielleicht wundern, daß er so manche platonische Anschauung bestätigt. Nur der wird sich nicht darüber wundern, der Willmanns Geschichte des Idealismus kennt mit dem Nachweis, daß das Wesen der Scholastik nicht so sehr und nicht allein im Aristotelismus liegt als vielmehr in der Lehre von den ewigen Ideen und Begriffen. Leo XIII. und Pius X. haben deshalb den Thomismus und die ganze „Philosophia perennis" empfohlen, weil diese als Ideen- und Begriffslehre die einzige Widerlegung der alten und der modernen Sophistik ist, in der sich alles aus allem entwickelt, in der das Wahre, das Gute, das Sittliche, das Gerechte, das Schöne nicht feststeht, sondern in das Unwahre, Böse, Häßliche übergeht. Der von Pius X. enthüllte Modernismus ist eben diese neue Sophistik, dieser Relativismus, dessen konsequentester Vertreter Nietzsche war. Ich glaube, manche philosophische Lehrbücher übersehen das ein wenig. Man wird mehr von Willmanns Standpunkt und von den Anschauungen ausgehen müssen, die Pius X. im Schreiben an den Gralbund so gewaltig vertreten und anerkannt hat. Nur so wird man Begeisterung für die „Philosophia perennis" bei den Jüngern erwecken und dem Modernismus, der Sophistik, den Entwicklungslehren wirksam wehren können.

Der Papst hat den katholischen Literaturstreit entscheidend abgeschlossen, jenen Literaturstreit, den der Gralbund im „Gral" seit fünf Jahren gegen manche Gegner führen mußte und dessen Geschichte ich in zwei Denkschriften geschrieben habe („Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte". 1909. — „Ein Jahr katholischer Literaturbewegung". 1910). Das Schreiben Pius' X. an den Gralbund überhebt mich wohl der Notwendigkeit, eine geplante dritte Denkschrift herauszugeben. Der Papst, der, wie er selber erklärt, den ganzen Verlauf der Entwicklung mit besonderem Interesse verfolgt hat, entscheidet alles, indem er deutlich auf jede Phase, auf jeden Streitpunkt eingeht.

Vielleicht ist dieser Zeitpunkt autoritativer Entscheidung günstig zu einem Friedensschluß im Interesse des vom Papst uns allen gegebenen literarischen Kulturauftrags. Ich möchte versuchen, hier für diesen Friedensvertrag eine Formel aufzustellen. Der Streit scheint mir nämlich vor allem deshalb so großen Umfang angenommen zu haben, weil man mit den klaren Grundsätzen katholischer Kultur die Opportunitäten der Politik vermengt hat. Nun sagt freilich der Papst im Brief an den Gralbund (4. Satz), die Religion solle den ganzen

Menschen umfassen und das ganze menschliche Leben beherrschen — also auch das politische. Der Papst verlangt also, im Einklang mit der Logik, daß der katholische Politiker auch von der katholischen Weltanschauung geleitet werde, daß er sie bekenne und sich ihrer nicht schäme. Aber die Politik ist das Gebiet der Opportunitäten, der Kompromisse, der Konkordate. Bei aller Strenge der Grundsätze kann weder der Papst, noch der papsttreueste Politiker die Grundsätze der katholischen Weltanschauung überall und immer durchsetzen. Darum haben die katholischen Politiker sowohl in Deutschland wie in Österreich durchaus Recht, wenn sie erklären, in den Vertretungskörpern nur Politik, die Politik des gesetzlich Möglichen treiben zu können, nicht aber religiöse Konfession. Ganz anders aber steht es im Gebiet der Literatur. Das Ideal der katholischen Kultur kann und soll der katholische Literat in seinen Werken ohne Kompromiß vollständig wahren und erfüllen. Der Politiker aber kann auch mit bestem Willen, mit heldenhaftester Bekenntnistreue dies Ideal katholischer Kultur, den katholischen Idealstaat, durch seine politische Tätigkeit nicht durchsetzen, so wie die Dinge nun stehen. Er muß unterhandeln, er muß, wie Fontane sich ausdrückt, „marschandieren". Wir politischen Laien kennen zudem nicht die etwaigen Verabredungen, die im Interesse der Aktionen unter den Führern bestehen. Darum wollen wir auch den Politikern in ihrer politischen Arbeit keine Schwierigkeiten bereiten. Wenn aber wir katholische Literaten auf dem freien Gebiet der Literatur ohne Kompromisse das Kulturprogramm des Papstes und das des Gralbundes restlos auszuwirken suchen, so mögen die Politiker aller Art dies nicht als einen Eingriff in ihre Kreise ansehen oder als einen Vorwurf gegen sie oder als eine ungehörige Zumutuug, es uns gleich zu machen. Sie mögen im Gegenteil anerkennen, daß wir in notwendigen Stücken ihre Arbeit ergänzen und erleichtern. Denn wir katholische Literaten dienen wesentlich, wie Pius X. anerkennt, der Erhaltung und dem Fortwirken jener großen, begeisternden christlichen Kultur, aus deren Geltungsgebiet heraus die katholischen Politiker gewählt und getragen werden. Wir Literaten würdigen und verstehen den Standpunkt der Politiker. Es ist kein Zweifel, daß auch die Politiker unseren Standpunkt würdigen werden. Richtig verstanden, bilden beide eine Harmonie, sie müssen sich gegenseitig heben und zusammen „solide Früchte allgemeinen Nutzens" bringen, wie es im Brief an den Gralbund heißt.



Die Entstehung von Wolframs Titurel.

Von Dr. **Karl Domanig.**

Zwischen dem zweiten und dritten Buche des Parzival ist eine Stelle von sechzig Versen eingeschoben, die mit dem Parzival nichts zu tun hat, sondern lediglich eine Aussprache des Dichters in einer persönlichen Angelegenheit enthält. Lachmann stellt denn auch diesen ganzen Exkurs außerhalb der Dichtung.

Wolfram, im Begriffe, von der hohen Frauentugend Herzeloydens zu sprechen, versichert, daß er das Lob der Frauen immer neidlos und gerne höre; nur Einer habe er seinen Dienst aufgesagt. Und immer aufs neue faßt ihn der Zorn, nachdem er ihren Wankelmut erfahren: Ich bin Wolfram von Eschenbach und versteh mich ein wenig auf Sangeskunst; nur **das** Weib kann ich nicht anders als hassen, sie hat mir eine solche Unbill (missetât) zugefügt — ich weiß nicht, was ich ihr antun könnte.

Deshalb zürnen mir leider die anderen Frauen; ja warum? So leid mir das tut, es ist allerdings die Frauenschaft (wîpheit), die es berührt, daß ich mich ‚versprochen' und mir selbst damit geschadet habe; das soll künftig nicht mehr geschehen. Aber nun möge man nicht allzu hitzig gegen mich vorgehen, ich kann den Kampf schon aufnehmen; denn wohl weiß ich zu unterscheiden zwischen Schein und Wirklichkeit: für **keusche** Frauen will ich eintreten, von Herzen leid ist mir, was sie betrübt. Der würde ja auch schlecht für seine eigene Ehre sorgen, wer, was er von einer erfahren, alle Frauen entgelten ließe. Nein, die meinen Handel untersuchen und beide Teile hören mag, der will ich es sagen: Ritterschaft ist meine Sache; wenn mich eine meines Sanges halber liebt, die ist dumm genug. Mit Schild und Speer muß ich mir Minne verdienen können, darnach wird eine gute Frau sich zu mir stellen. Mit Ritterschaft um Minne zu werben, das allein ist eines Ritters würdig.

Und jetzt (wenn mir die Frauen das nicht als Schmeichelei auslegen) will ich also in meiner Geschichte fortfahren. Man muß sie freilich nehmen wie sie ist. Ich bin kein Studierter wie andere, die sich darauf was zugute tun; meine Aventiure geht nicht so nach der Schnur. Du lieber Gott, ich ein Buchgelehrter! Da müßte ich mich wahrhaftig schämen — just nur das allernötigste weiß ich.



Nach diesen Worten[1]) darf zunächst als feststehend angenommen werden:

A. Wolfram hat sich mit einer Dame, seiner einstigen Geliebten, gründlich zertragen;

B. er wirft derselben Wankelmut vor und daß sie an ihm eine missetât begangen habe, wogegen er selbst bekennt, gegen die wîpheit durch ein ‚sich versprechen‘ gefehlt zu haben;

C. dieses Zerwürfnis muß irgendwie mit der Abfassung des Parzival zusammenhängen, sonst würde der Dichter nicht vor den Zuhörern des Parzival in solcher Weise davon sprechen. —

Aus den Dichtungen Wolframs, insbesondere aus seinen Liedern, ergeben sich nun folgende nähere Aufschlüsse:

Ad A.

Vor allem ist festzuhalten, daß Wolfram, soviel wir irgend wissen, nur zu zwei Frauen in näheren Beziehungen stand: die eine ist jene verhaßte Geliebte, von der er eben P. 114·5 fg. redet, die andere seine Gattin, die er während der Entstehung des vierten Buches Parzival

---

[1]) Meine Inhaltsangabe sucht nur den Sinn der etwas schwierigen Stelle wiederzugeben. Im Original lautet dieselbe:

114·5. swer nu wîben sprichet baz,
deiswâr daz lâz ich âne haz:
ich vriesche gerne ir freude breit.
wan einer bin ich unbereit
dienstlîcher triuwe:
mîn zorn ist immer niuwe
gein ir, sît ich se an wanke sach.
ich bin Wolfram von Eschenbach,
unt kan ein teil mit sange,
unt bin ein habendiu zange
mînen zorn gein einem wîbe:
diu hât mîme lîbe
erboten solhe missetât,
ine hân si hazzens keinen rât.
dar umb hân ich der andern haz.
owê war umbe tuont si daz?
alein sî mir ir hazzen leit,
ez ist iedoch ir wîpheit,
sît ich mich versprochen hân
und an mir selben missetân;
daz lîhte nimmer mêr geschiht.
doch sulen si sich vergâhen niht
mit hurte an mîn hâmît:
si vindent werlîchen strît,
ine hân des niht vergezzen,
ine künne wol gemezzen
115. beide ir baerde unt ir site.
swelhem wîbe volget kiusche mite,
der lobes kemphe will ich sîn:
mir ist von herzen leit ir pîn.
sîn lop hinket ame spat,
swer allen frouwen sprichet mat
durch sîn eines frouwen.
swelhiu mîn reht wil schouwen,
beidiu sehen und hoeren,
dien sol ich niht betoeren.
schildes ambet ist mîn art:
swâ mîn ellen sî gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc.
ob ich guotes wîbes minne ger,
mag ich mit schilde und ouch mit sper
verdienen niht ir minne solt,
al dar nâch sî sie mir holt,
vil hohes topels er doch spilt,
der an ritterschaft nâch minnen zilt.
hetens wîp niht für ein smeichen,
ich solt iu fürbaz reichen
an diesem maere unkundiu wort,
ich spraeche iu d'âventiure vort.
swer des von mir geruoche,
dern zels ze keinem buoche.
ine kan decheinen buochstap.
dâ nement genuoge ir urhap:
disiu âventiure
vert âne der buoche stiure.
116. ê man si hete für ein buoch,
ich waere ê nacket âne tuoch,
sô ich in dem bade saeze,
ob ichs questen niht vergaeze.

heimgeführt hat.[1]) Alle hiehergehörigen persönlichen Äußerungen des Dichters, die nicht seine Gattin betreffen können, dürfen wir unbedenklich auf seine erste Geliebte beziehen.

So das Lied L. 7·11—40: Urspring bluomen, in welchem er mit seinem Sang um ihre Liebe wirbt; ferner das Lied L. 9·3 fg.: Guot wîp, ich bite dich minne (inwieweit dasselbe echt ist), das sein stürmisches Drängen zeigt; dann die Tagelieder, in welchen die Trennung der Liebenden bei Tagesanbruch geschildert ist, nämlich:

L. 3·1—4·7: Den morgenblic bî wahters sange,

L. 4·8—5·15: Sîne klawen durh die wolken,

L. 7·41—9·2: Ez ist nu tac, — und endlich das Wächterlied L. 6·10—7·10: Von der zinnen will ich gên.[2])

Nach diesen Liedern zu schließen, ist das Verhältnis des Dichters zu seiner Geliebten sicher kein platonisches gewesen. Das hat auch schon Kück ausgesprochen: „Der Dichter muß bereits die Gunst seiner Dame genossen haben: nur so rechtfertigt sich seine Anklage über ihre Untreue, nur so läßt sich sein leidenschaftlicher Haß erklären.“[3])

Damit stimmt überein, daß er ihr vorwirft, ir baerde unt ir site seien verschieden gewesen und daran die Beteuerung fügt:

swelhem wîbe volget kiusche[4]) mite,
der lobes kemphe wil ich sîn. (P. 115·1 fg.)

Noch P. 201·21 fg. kommt er auf gewisse, nach außen züchtige, im Grunde anders geartete Frauen zu sprechen, die

. . ir zuht sus parrierent: . . .
vor gesten sint se an kiuschen siten:
ir herzen wille hât versniten
swaz mac an den gebaerden sîn.
ir friunt si heinlîchen pîn
füegent mit ir zarte.

Diese Worte können umso eher als ein Seitenhieb auf die verhaßte Geliebte aufgefaßt werden, als es im Zusammenhange damit P. 202·8 fg. von einer guten Frau heißt:

diu hât mîme lîbe
erboten trôst,

was sich wie eine Antithese ausnimmt gegenüber jener Anklage der Geliebten (114·16):

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1882, S. 67 fg.: Wolfram von Eschenbach und seine Gattin.

[2]) In der Verteilung der Lieder an zwei Liebesverhältnisse hat mir auch Ed. Kück (Beiträge z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit., XXII, S. 94 fg.) beigestimmt; auch in der Reihenfolge der Lieder treffen wir uns im allgemeinen. Vgl. unten S. 286, Anmerkung 1.

[3]) Beiträge 22, S. 98.

[4]) Über kiusche auch in der Bedeutung von Keuschheit vgl. K. Kinzel in Z. f. d. Phil. XVIII, 447 fg.



diu hât mîme lîbe
erboten solhe missetât.[1])

Ad B.

Der Dame, von der Wolfram (P. 114·11) sagt, daß er sie an wanke sach, sind zweifelsohne auch die Eingangsverse des III. Buches (P. 116·5 – 15) vermeint:

Ez machet trûric mir den lîp,
daz alsô mangiu heizet wîp.
ir stimme sint gelîche hel:
genuoge sint gein valsche snel,
etslîche valsches laere:
sus teilent sich diu maere.
daz die gelîche sint genamt
des hât mîn herze sich geschamt.
wîpheit, dîn ordenlîcher site,
dem vert und fuor ie triwe mite.

Daß die Schlußverse im Lied L. 5·16—33:

diu nu den schuldehaften lîp
gegen mir treit, daz lâze ich sîn:
ich wil nu pflegen der zühte mîn

auf jene Ungetreue zielen, haben schon von der Hagen und Haupt und noch in neuerer Zeit Ed. Kück festgestellt.[2])

Was nun aber die missetât betrifft, die Wolfram von der Geliebten erfuhr, so wird man wohl annehmen dürfen, daß sie, nachdem sie ihm alles gewährt hatte, schließlich sich von ihm abgewendet

---

[1]) Auch die wenig angebrachte Lehre, die Gurnemanz dem jungen Parzival erteilt (P. 172·15 fg.), nimmt sich aus wie eine eigene Erinnerung des Dichters an seine jugendliche Verirrung:

. . gein werder minne valscher list
hât gein prîse kurze vrist.
dâ wird der slîchaere klage
daz dürre holz ime hage:
daz pristet unde krachet:
der wahtaere erwachet . . .

[2]) Aber noch viel später finden wir Stellen im Parzival, welche der Erinnerung an die Verhaßte entsprungen sind. So 253·15:

Sigûne gerte ergetzens niht,
als wîp die man bî wanke siht,
manege, der ich wil gedagn.

Dann 311·23 fg. Sicher auch 337·1 fg.:

Nu weiz ich, swelch sinnec wîp,
ob sie hât getriwen lîp,
diu diz maere geschriben siht,
daz si mir mit wârheit giht,
ich kunde wîben sprechen baz
denne als ich sanc gein einer maz.



habe, um sich einem anderen zuzugesellen.[1]) Vielleicht hat sie dann auch noch bei der ersten Wiederbegegnung dem Dichter irgend einen Affront angetan. Die Worte im Lied 5·31: diu nu den schuldehaften lîp gegen mir treit, scheinen ja zu bestätigen, was Stosch ausgesprochen hat,[2]) daß „die Geliebte ebenso wie er an dem Hofe des Landgrafen sich aufhielt". —

Aber auf welche Weise hat sich Wolfram den, wie er selbst gesteht, berechtigten Haß der Frauen zugezogen? Er habe ‚sich versprochen' und damit an sich selbe missetân; also wohl als Dichter gegen die höfische Sitte verstoßen.

Wodurch?

Wohl nicht, wie Bartsch meint, dadurch, daß er (P. 114·5 ffg.) „die ungetreue Dame etwas scharf mitgenommen hatte"; denn gerade an dieser Stelle, wo er sie freilich am schärfsten angreift, sie des Wankelmutes und einer missetât beschuldigt, gerade da gesteht er in einem Atem sein Vergehen — ein früheres Vergehen — ein und verspricht sich zu bessern.

Eher könnten die Verse 116·5 ffg., in denen Haupt die Ursache jenes Hasses erblickt, in Betracht kommen; denn hier läßt sich der Dichter allerdings zu einer abfälligen Bemerkung über die Frauen im allgemeinen verleiten. Aber diese Verse sind später entstanden als seine Klage über den Haß der Frauen, was gerade Haupt zugegeben hat.

Man hat daran gedacht, daß Wolfram gewisse Scheltlieder gegen die einstige Geliebte verfaßt habe, die uns verloren gegangen seien. Dagegen wäre aber wohl zu erinnern, daß eigentliche Scheltlieder mit der vornehmen Natur Wolframs nicht gut zu vereinbaren sind und daß es sich überhaupt nicht empfiehlt, zu der Hypothese verloren gegangener Lieder zu greifen, nachdem Wolfram selbst darauf hinzuweisen scheint, daß er die Dame im Parzival so übel mitgenommen habe: P. 337·3: diu diz maere geschriben siht, wird mir wohl zugestehen: ich kunde wîben sprechen baz denne als ich sanc gein einer maz.

Mir scheint folgende Erklärung die nächstliegende zu sein: Wolfram war der erste deutsche Minnesänger, der das Tage- und Wächterlied pflegte. Die in diesen Dichtungen geschilderte, höchst verfängliche Situation hat man gewiß (wie es sich besonders bei Wolfram von Eschenbach verstand) für etwas Erlebtes gehalten. Da nun nach dem Abbruch seiner Liebschaft die Person der Geliebten, vermutlich aus Schuld des Dichters, nicht unbekannt blieb (was die ganze Art, wie er von ihr redet, erkennen läßt), so wurde natürlich die Dame

---

[1]) Nach den anzüglichen Versen 311·23 fg.:

ich meine wîp die wenkent
und ir vriuntschaft überdenkent

dürfte dabei auch die Armut Wolframs in Betracht gekommen sein.

[2]) Stosch, Ztschft. f. d. A. XXVII, S. 324.

in jene Situation miteinbezogen und jetzt — war der Skandal fertig, der Verstoß gegen höfische Sitte offenkundig.[1])

Freilich sagt Wolfram: darum, weil er die Geliebte haßte, habe er sich der andern Haß zugezogen. Aber bei derartigen Selbstanklagen läuft wohl meist eine kleine Verschleierung mit. Unwahr ist die Behauptung Wolframs deshalb doch nicht, wenn wir nur annehmen, daß er in seinem Zorne das Geheimnis preisgegeben hat.

Ich meine also, die Tagelieder dürften es gewesen sein, welche unter den obwaltenden Umständen dem Dichter so übel vermerkt wurden: ihretwegen hat er sich den Haß der Frauenschaft zugezogen. Sein Versprechen, sich zu bessern, verstehe ich in dieser Annahme dahin: ich werde mich hüten, mich je noch in eine solche Liebschaft einzulassen oder, wie es im Lied L. 5·33 heißt: ich wil nu pflegen der zühte mîn.

Ad C.

Wir kommen zum Kernpunkt unserer Frage, zur Rückwirkung jenes Liebesverhältnisses auf Wolframs Dichtungen. Daß eine solche Rückwirkung besteht, halte ich für sicher: die Art und Weise, wie Wolfram vor den Zuhörern des Parzival von seinem Liebeshandel redet, sagt es deutlich:

(Ich) kan ein teil mit sange
unt bin ein habendiu zange
mînen zorn gein eime wîbe.

Die Sache hängt also irgendwie mit seiner Dichtung zusammen. Sie hat ja auch, erzählt er ebenda, ihn nicht als Ritter, sondern als Sänger geliebt: sie liebte ihn umbe sanc; und dann entschuldigt er sich, daß seine âventiure nicht nach der buoche stiure fährt.

Wolfgang Golther[2]) bemerkt einmal, daß Wolfram „seine ganze Persönlichkeit in den Stoff einverwoben habe"; in seiner Persönlichkeit liege „der Schlüssel zu allem Unebenen und Dunkeln, das seine Schriften an sich tragen".

Auch die Erklärung dieser dunklen Stelle ergibt sich meines Erachtens aus seinen persönlichen Erlebnissen.

Der Vorwurf, den Wolfram gegen die Geliebte erhebt: daß sie ihn liebte umbe sanc, ist, obwohl aus seiner jetzigen Stimmung sehr erklärlich, nicht so ganz begründet; denn er selbst hat sich, wie dem

[1]) Der Winsbeke, ein Zeitgenosse Wolframs, ermahnt seinen Sohn:

Sûn du solt sinneclîche tragen
Verholn dîn minnevingerlîn,
Dîn tougen niht den tumben sagen:
Daz zwain ist reht, ze wît ist drîn.

Bei Alwin Schultz, Höfisches Leben, I, 473.

[2]) Gesch. d. d. Literatur, S. 220, dann S. 215.



Liede L. 7·11—40 zu entnehmen ist, als Sänger in ihren Dienst gestellt. Hören wir seine Worte:

Mîn sanc wil genâde suochen
an dich, güetlich wîp: nu hilf, sît helfe ist worden nôt.
dîn lôn dienstes sol geruochen,
daz ich iemer biute und biute unz an mînen tôt.
lâz mich von dir nemen den trôst
daz ich ûz mînen langen klagen werde erlôst.
Guot wîp, mac mîn dienst ervinden,
ob dîn helfelîch gebot mich fröiden welle wern,
Daz mîn trûren müeze swinden
und ein liebez ende an dir bejagen mîn langez gern?
dîn güetlich gelâz mich twanc
daz ich dir beide singe al kurz od wiltu lanc.

Dieses Lied nähert sich in seinem Versmaße am ehesten dem Versmaße des Titurel; auch die Stimmung und gewisse Wendungen darin erinnern an den Titurel [1]): sollte vielleicht eine Anspielung auf den Titurel beabsichtigt sein? [2]) Und hat der Dichter, indem er darauf hinwies, daß er der Geliebten singe, beide . . al kurz od wiltu lanc, damit sagen wollen: er habe ihr zu Gefallen sowohl im kurzen Versmaße des Parzival als im langen des Titurel gesungen? Vom „langen Ton Wolframs", von „langen und kurzen Tönen" war ja noch bei den Meistersingern viel die Rede (vgl. Adam Puschman.) Oder soll sich kurz und lanc nicht auf die Form, sondern auf den Umfang beziehen?

Man wird, wie immer dieses kurz od wiltu lanc aufgefaßt wird, zu einem und demselben Schlusse gelangen. Die übrigen Lieder Wolframs sind meines Dafürhaltens (wie ich zeigen werde) später entstanden; nur auf die ersten zwei Bücher Parzival und auf den Titurel hat sich Lied L. 9·3 fg. beziehen können: also müssen wir jene Worte verstehen entweder: Wolfram habe der Geliebten zu Gefallen die kurze Episode Titurel zu dichten unternommen, ebenso wie er das große Heldengedicht Parzival ihr zuliebe singe, oder (was mir weit wahrscheinlicher ist): er habe ihr im kurzen Versmaße des Parzival wie im langen des Titurel gesungen. Immer ist es der Titurel, auf den dieses kurz od wiltu lanc hinweist.

Die Annahme, zu der wir hiernach völlig gezwungen werden: daß die Geliebte, ir güetlich gelaz es war, dem wir den Titurel verdanken, hat mehr für sich, als auf den ersten Anblick scheinen möchte.

---

[1]) Vgl. Titurel I, 60:

Swâ genâde wonet, dâ sol man sie suochen.
frouwe, ich ger genâden: der solt du durh dîne genâde geruochen.
werdiu gesellekeit stêt wol den kinden.
swâ reht genâde nie niht gewan ze tuonne, wer mac sie dâ vinden?

[2]) Wenn das Lied Guot wîp ich bite dich minne (L. 9·3 fg.), wie ich annehmen möchte, unmittelbar vor den Tageliedern und etwa während der Abfassung des II. Titurelliedes entstanden ist, dann wird wohl auch die Stelle (L. 9·9 fg.): snel für mich, wilder danne ein tier mac mir dîn helfe entwenken als eine Anspielung auf den entflohenen Bracken Gardevias zu betrachten sein.

Vor allem ist der Titurel selbst so beschaffen, daß sich uns aus einer Annahme dieser Art das ganze Wesen: die Vorzüge wie die Mängel und vor allem der fragmentarische Charakter dieser Dichtung hinreichend erklärt.

Ich halte, wie ich weiter unten ausführen werde, den Titurel für eine Arbeit, die noch in die Jugend Wolframs fällt. Das hat aus anderen Gründen auch schon Franz Pfeiffer erkannt[1]). Es ist „der Nachtigallenlaut der zartesten Jugendliebe", den wir, sagt Eichendorff, aus dieser Dichtung vernehmen. Wolfram hat hier nach einem Worte Friedrich Vogts[2]) „die Glut und Überschwenglichkeit jugendlicher Minne zum lebendigsten Ausdruck gebracht", und zwar, wie ich hinzufüge, einer Minne, die durchaus gefühlt und erlebt war.

Aber sehen wir uns diese beiden Lieder, die wir unter dem Namen von Wolframs Titurel begreifen, nun ein wenig näher an.

Das I. Lied wird eingeleitet (Str. 1—12) mit einer langen Rede des Königs Titurel, die uns sowohl mit der Art seines Geschlechtes, des Geschlechtes der Gralkönige und ihren Aufgaben, als auch mit der ganzen Genealogie der Gralfamilie bekannt macht. Dann erzählt uns der Dichter (Str. 13—24) von der Abstammung und Geburt Sigunes und (Str. 25—28) von ihrer Erziehung (29—36[3]). Hierauf wendet er sich Schianatulander zu, der dirre âventiure ein hêrre genannt wird (Str. 39—43), erzählt von der aufkeimenden Liebe der Kinder (44—73), dann von ihrer Trennung (74—83) und wie, nach ihrem Wiederfinden, Schianatulander seine Liebe erklärt (84—108) und Sigune ihm erwidert (109—137).

Das II., bei weitem kürzere Lied versetzt uns ganz unvermittelt in einen Wald — Bartsch glaubt in die Waldeinsamkeit von Soltane.[4]) Es wird berichtet, wie Schianatulander den Bracken Gardevias einfängt (138) und was es mit diesem Bracken und dem Brackenseile für eine Bewandtnis hat (—154); ferner wie der Bracke entläuft (—163) und wie Sigune begehrt, daß er eingefangen werde (—170), wogegen sie genâde und al daz immer maget sol verenden gein [ir] werdem clâren friunde zu leisten verspricht. Schianatulander macht sich sogleich auf die Suche. Anevanc vil kumbers, wie wart der geletzet! Damit bricht die Dichtung ab. Der Anfang dieses zweiten Liedes ist unvermittelt, der Schluß verweist auf eine Fortsetzung, die Wolfram schuldig blieb.

Der erste Teil steht nun inhaltlich zum zweiten in einem offenbaren Mißverhältnisse. Jener, eingeleitet durch die ernste Rede König Titurels, bereitet uns vor auf die Schilderung einer hochsinnigen Minne, wie sie einem Abkömmlinge des Grals, Sigune, ziemt: Jâ muoz al mîn geslähte immer wâre minn mit triwen erben (4·4).

---

[1]) Freie Forschung, S. 87 fg.

[2]) In Pauls Grundriß der germ. Phil., Deutsche Lit.-Gesch. S. 197 fg.

[3]) Mit Ausschluß der Str. 33 und 34. Vgl. Haupt in Ztschft. f. d. A. IV, 396.

[4]) Ausgabe, III. S. 252.

„So ist die Liebe dem Hause der Gralkönige angestammt, ein Vermächtnis seines ersten Begründers, und wir ahnen, ein Beispiel dieser Familientradition wird in dem Folgenden erzählt werden. Das Thema ist gegeben.“[1])

Dagegen verliert sich der II. Teil eigentlich in eine Spielerei. Das Brackenseil mit der Liebesgeschichte, die darauf zu lesen war, reizt die Neugierde Sigunes, sie will und muß es haben: sol ich die niht zende ûz lesen, mir ist unmaer mîn lant ze Katelangen (T. 165, 2); für das Brackenseil ihre Gunst und ihr Alles! Schon Franz Pfeiffer[2]) hat sich darüber gewundert, daß der Dichter des Parzival und des Willehalm „sich an die Bearbeitung eines Stoffes gab, dessen Angelpunkt ein Jagdhund und ein Halsband ist, dessen tragische Konflikte ... aus der kindischen Laune eines Mädchens, aus den törichten Wünschen der Geliebten entspringen, dergleichen wir aus den britischen Romanen zur Genüge kennen“. Ich bringe diesen Umstand mit der Entstehung des Titurel aus dem Liebeserlebnisse Wolframs in Beziehung, und zwar folgendermaßen:

Wolfram trat an die Bearbeitung der Geschichte von Sigune und Schianatulander, die ihn augenscheinlich besonders interessierte,[3]) und bringt im ersten Teile seine persönlichen, ihn damals beherrschenden Gefühle zum Ausdruck. Gewiß hatte er sich der Dame, der zu Gefallen dies geschah, nicht anders als in der edelsten Absicht genähert: das müssen wir annehmen nach seinen strengen ethischen Ansichten über die Ehe, auch wohl nach der Stelle im Titurel 18·2 fg.[4]) Wolframs eigene Gefühle, seine eigenen hochfliegenden Ansichten über die Minne waren es, die er im ersten Teil der Geschichte Sigunes zum Ausdruck brachte.

Als rechter Idealist hatte er sein Liebesverhältnis und so seinen Titurel begonnen; dann aber, vielleicht unmittelbar nach Vollendung des I. Teiles, hat sich sein Verhältnis zu der heiß umworbenen Dame geändert. Es ging, und das schwerlich durch seine Schuld, allmählig in Tändelei, zuletzt in grobe Sinnlichkeit über: die Lieder Urspring bluomen (L. 7·11 fg.) und Guot wîp, ich bite dich minne (9·3 fg.), dann die Tagelieder verraten diesen Umschwung.

Und währenddem entstand nun, wohl auf ausdrücklichen Wunsch der kapriziösen Dame, das II. Titurellied, das der Dichter halb widerstrebend in Angriff nahm und das er unvollendet ließ: er wurde des

---

[1]) Stosch, Ztschft. f. d. A. XXV, 193.

[2]) Freie Forschung, S. 87. — Mit der Folgerung, die Pfeiffer daraus zieht, bin ich freilich nicht durchwegs einverstanden.

[3]) Öfter könne man das im Parzival bemerken, sagt Julius Lichtenstein (Beiträge 22, 82), daß eine Geschichte erst so nach und nach im Kopfe des Dichters entstanden ist; zum Beispiel bei Gahmuret und Amphlise. „Ganz ebenso verhält es sich mit der Liebesgeschichte Sigunens und Schianatulanders, die schließlich den Dichter so sehr interessierte, daß er ihr ein besonderes Epos widmete.“

[4]) Schoysiâne ... gebar mit tôde eine tohter ... daz mich got erlâze in mînem hûz eins solhen ingesindes!



Stoffes, der seiner unwürdig war, vollends überdrüssig[1]) und wollte zuletzt wie von der Geliebten, so auch von der ihr zu Gefallen verfaßten Dichtung nichts mehr wissen.

Man wird sagen: ich dichte da einen Roman. Gut. Aber dergleichen erlebt die Welt jeden Tag, daß ein junger Idealist durch Frauenlaune und Frauenkünste erst verflacht wird, dann in Sinnentaumel versinkt und endlich von Überdruß und Ekel erfaßt wird. Ich bin so kühn, meinen Roman noch weiter zu spinnen:

Als Wolfram nach dieser Unterbrechung des Parzival durch den Titurel sich endlich wieder seinem großen Epos zuwandte, waren vielleicht Monate verstrichen. Er hatte sich, worauf das Lied Ez ist nu tac (L. 7·41—9·3) hinzuweisen scheint, von der Geliebten trennen, vielleicht seinem Lehensherrn Gefolgschaft leisten müssen; als er wieder an den Hof (von Thüringen?) zurückkehrte, erfuhr er, während sie vielleicht am Arme eines anderen hing, ihre missetât. Da wallt der Zorn in ihm auf und übermannt ihn. Sein Benehmen gegen die Treulose, ein unüberlegtes Wort, im Zorne gesprochen, läßt sie als diejenige erkennen, der seine Tagelieder gewidmet waren. Nun denke man sich das Getuschel, das Gespött, die Entrüstung bei Hofe! Aller Frauen Haß entlädt sich über den Dichter der Tagelieder. Ungerne, wohl nur auf das Drängen von Freunden, entschließt sich Wolfram zur Fortsetzung des Parzival. Und bei seinem ersten Wiederauftreten als Sänger gibt er nun seine Selbstanklage und seine Rechtfertigung in jenen 60 Versen, die dem dritten Buche vorgesetzt sind.

Daß über meinen „Roman" die Mehrzahl unserer zünftigen Germanisten sich entsetzen werde, ist vorauszusehen. Man pflegt, wie Julius Lichtenstein einmal bemerkt, in diesen Kreisen „das logische Moment allzusehr zu betonen; der psychologische Gesichtspunkt wird darüber nicht genügend beachtet". Ich habe mich aber zu lange mit Wolfram von Eschenbach beschäftigt, als daß nicht die ganze Persönlichkeit des Dichters in mir lebendig geworden wäre; deshalb geschah es, daß sich bei Behandlung meiner Frage gerade das psychologische Moment vordrängte. Und das glaube ich nun von meiner Annahme behaupten zu dürfen, was von anderen hieher bezüglichen Hypothesen vielleicht am wenigsten behauptet werden kann: *sie paßt auch zur Persönlichkeit unseres Dichters.* —

Aber es gibt andere, positive Argumente, welche meine Auffassung bestätigen, und indem ich dieselben jetzt vorführe, hoffe ich selbst auf die Zustimmung von Germanisten zählen zu dürfen.

---

[1]) Allerdings vielleicht auch des Versmaßes, das, wie Friedrich Vogt richtig bemerkt hat, so gut es „dem Pathos der feierlichen Rede und dem glühenden Gefühlserguß gewisser Partien anstand", sich für die unbedeutenderen, erzählenden wenig eignete.



I.

Wir wissen nicht, welche Quellen Wolfram für die beiden ersten Bücher seines Parzival benützt hat. Einige meinen, er habe die ganze Gahmuretgeschichte selbst erfunden; andere, er habe sie nach mündlicher Überlieferung ausgestaltet; wieder andere, es hätten ihm französische Quellen, besonders etwa der vielumstrittene Kyot, vorgelegen. Vom dritten Buche an folgt er bis V. 649·4 (wo Chrestien schließt) mit einer Ausnahme, auf die ich noch zu sprechen komme, ganz genau dem Chrestien von Troies. Eine französische Quelle (Hagen meint: Kyot) mag er auch für seine Titurellieder, wenigstens stellenweise, benützt haben.

Dagegen wissen wir, in welches Verhältnis sich der deutsche Dichter im allgemeinen zu seinen Gewährsmännern stellte: er vertiefte die Stoffe und machte sie allesamt einem einheitlichen Gedanken dienstbar; die Einheitlichkeit des Ganzen ist sein ausschließliches Verdienst. Besonders gegenüber Chrestien zeigt Wolfram immer „die Tendenz zu motivieren und Zusammenhänge herzustellen — das Streben nach Einheitlichkeit und besserer Verbindung". (Jul. Lichtenstein, l. c.).

Nun handeln die beiden ersten Bücher seines Parzival von dem Vater des Helden. Erst am Schlusse des zweiten Buches wird uns die Geburt des posthumen Sohnes erzählt. Sodann beginnt, mit dem dritten Buche, die Geschichte Parzivals: die Schilderung seiner Erziehung durch eine überaus tugendhafte Mutter, seine erste Berührung mit der Ritterschaft, sein Weggang von der Heimat, sein Eintritt in die Welt.

Und hier nun, vor dem dritten Buche, mußte, und zwar hier, wenn irgendwo, die Genealogie des Hauses der Gralkönige: mußte die Abstammung Parzivals von seiner Mutter erörtert werden. Denn „was den Helden von vornherein vor allen anderen dazu befähigt, Hüter des Grals zu werden, und was ihm in den schwierigsten Lebenslagen Halt verleiht, ist der von Vater und Mutter her ererbte Adel der Gesinnung, die angeborene werdekeit, damit rechtfertigt sich dann die ausführliche Vorgeschichte."[1])

Aber nicht bloß das: Parzival ist sogar nur als Abkomme der Gralkönige vom Orakel zum Hüter des Grales vorbestimmt gewesen; nur als solcher hat er, nachdem er seine Berufung zuerst verscherzt hatte, durch Sigunes und Trevrezents Zutun, später den an ihn gestellten Forderungen entsprechen können[2]) und hat so tatsächlich als Herzeloyden kint (827·6) den Gral erworben.

---

[1]) Jul. Lichtenstein, l. c., S. 68.

„Das Beste, was Parzival persönlich besitzt, ist doch seine angeborene edle Natur: die triwe hat er von seiner Mutter ererbt — du bist geborn von triuwen (140·1) —, vom Vater den unablässig strebenden Mannesmut (bes. 317·11—318·4)". Ehrismann in Ztschft. f. d. A. 49, 422.

[2]) Vgl. darüber meine Abhandlung in der „Kultur", 1906: „Der Gral des Parzival" (S. 39, Anm.)

In der Vorgeschichte aber ist bloß vom Vater die Rede, die Mutter lernen wir da nur als die Gattin Gahmurets kennen. Erst P. 476·12 erfahren wir und erfährt es Parzival selbst, daß seine Mutter die Schwester Trevrezents und des Gralkönigs ist. Ja, auch von der Mission der Gralkönige, von ihrem Stammvater Titurel und der ganzen Art des Gralgeschlechtes mußten wir hier zu Beginn der eigentlichen Geschichte unterrichtet werden.

An dieser Stelle war auch von Sigune zu sprechen; vor allem von ihren Beziehungen zur Gralfamilie, insbesondere zu Herzeloyde, aber ebenso von Schianatulander und dessen im Dienst Sigunes erfolgtem Tode. Schon um ihren späteren Aufenthalt im Gralgebiete und ihre tägliche Ernährung durch den Gral zu verstehen, dann aber um ihr providentielles Eingreifen in die Geschicke des Helden zu erklären, ist es notwendig, sich immer wieder vor Augen zu halten, daß Sigune ein Mitglied der Gralfamilie war und daß sie in Herzeloyde ihre Erzieherin und mütterliche Freundin besessen hat, nach deren Tode sie an Parzival das Erziehungswerk der Mutter gewissermaßen fortsetzt. Im Parzival wird sie nur flüchtig zweimal als Nichte Herzeloydens und einmal als Nichte Trevrezents bezeichnet.

Sie selbst ist dargestellt als das Idealbild weiblicher Treue: da müßten wir doch hören, daß ihr Geliebter solcher Hingebung würdig war und warum diese Liebe in ihrem Herzen so tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Was uns im Parzival über Schianatulander gesagt wird, reicht nicht einmal hin, um ihr erstes Erscheinen an der Linde mit dem toten Geliebten zu verstehen.

Mir ist nicht zweifelhaft, daß Wolfram über all das sofort nach dem Abschlusse des zweiten Buches zu sprechen beabsichtigte. Er hat ja auch davon gesprochen, und zwar, wie wir sehen werden, an eben dieser Stelle, nur aber in einer ganz anderen Form: in seinen Titurelliedern, die sich sowohl durch ihr völlig verschiedenes Versmaß als insbesondere durch die Konzentrierung des Interesses auf die Liebesgeschichte der beiden jungen Leute vom Parzival auf das entschiedenste abheben.

Um dieses sonderbare Vorgehen des Dichters, das uns wie eine Entgleisung erscheint, zu verstehen, ist doch sicher eine besondere Veranlassung anzunehmen. Und ich sehe diese Veranlassung in dem Liebeshandel, über den sich Wolfram hier, zwischen dem zweiten und dritten Buche Parzival, ausläßt; denn, so erzählt er uns selbst, sie liebte ihn „umbe sanc“; „dîn güetlich gelaz mich twanc, daz ich dir beide singe al kurz od wiltu lanc“, und dann, bevor er seine Erzählung des Parzival wieder aufnimmt, entschuldigt er sich vor seinen Zuhörern, daß sie nicht so nach der Regel zugeschnitten sei:

disiu âventiure
vert âne der buoche stiure —

eine Stelle, worüber noch zu handeln sein wird.



II.

Ist nun aber in der Tat der Titurel inhaltlich als integrierender Teil des Parzival anzusehen? Ich habe diese Frage im ersten Hefte meiner Parzival-Studien [1]) erörtert und bejaht. Ich vertrete diese Ansicht noch heute. Der Titurel schien und scheint mir, bildlich ausgedrückt, wie „eine zugebaute Kapelle im Dom".

Ob aber der Titurel, entgegen den noch heute nicht aufgegebenen und sich widerstreitenden Meinungen, daß er vor dem Parzival oder daß er nach demselben gedichtet wurde, vielmehr gerade zwischen dem II. und III. Buche seine Entstehung gefunden hat? Auch darüber und hauptsächlich darüber habe ich in jenem Büchlein gehandelt.

Das ist nun freilich eine Erstlingsarbeit und ich will heute nicht mehr für alles einstehen, was dort (und wie es) gesagt ist; aber an der Hauptsache halte ich fest und kann nur bedauern, daß ich mich damals durch das Zureden meines väterlichen Freundes Ignaz V. Zingerle bewegen ließ, das als bloße „Vermutung" hinzustellen, was damals meine Überzeugung war und es heute noch ist, nämlich:

a) daß der Titurel nicht vor den beiden ersten Büchern des Parzival entstanden sein könne, und

b) daß er alsbald nach dem II. Buche des Parzival entstanden sein müsse.

Meine Gründe hiefür sind in aller Kürze die folgenden:

a) Der Titurel kann nicht vor den beiden ersten Büchern des Parzival entstanden sein, weil er die Kenntnis dieser beiden Bücher voraussetzt.

Titurel 37a fg. heißt es: Wie ... Gahmuret schiet von Belacânen, und wie werdeclîchen er erwarp die swester Schoysiânen und wie er sich enbrach der Franzoisinne, des wil ich hie geswîgen — das heißt: von all dem habe ich bereits im I. Buche Parzival erzählt.[2])

Als weitere Rückverweise sind u. a. zu betrachten:

Titurel	35 d	auf	Parzival	II. Buch,
	39 a	„	„	94·25,
	40 ab	„	„	13·16 fg.,
	55	„	„	I. Buch,
	73	„	„	101·25 fg.,
	74 d	„	„	106·7 fg.

Auch Anphlîse, die im II. Buch des Parzival genannte Franzoisinne, hat im Titurel zu viel, im Parzival zu wenig Beachtung gefunden, so daß wir immer wieder in der einen Dichtung die Ergänzung der anderen finden.

---

[1]) Paderborn, 1878, I. S. 58 fg.

[2]) Auch Lachmann hat die Stelle so verstanden. Pfeiffer freilich, der den Titurel durchaus als Jugendwerk Wolframs, und zwar als sein allererstes erweisen wollte, mußte die Stelle anders interpretieren.

b) Der Titurel muß alsbald nach dem II. Buche Parzival entstanden sein.

Schon der Umstand, daß Wolfram in seinem Titurel immer wieder gerade auf die ersten zwei Bücher Parzival und nur auf diese verweist, spricht dafür, daß die Abfassung des Titurel sehr bald nach Vollendung dieser zwei Bücher stattgefunden habe.

Und Sigune, Buch III, 140·3 fg., erkennt den jungen Parzival, sobald er ihr sagt, man habe ihn daheim bon fiz, cher fiz, bea fiz geheißen: das setzt voraus, was wir nur aus dem Titurel wissen, daß Sigune im Hause seiner Mutter Bescheid wußte, da sie von Herzeloyde auferzogen war.

An eben dieser Stelle, Buch III, 141·16 fg., erzählt Sigune vom Tode Schianatulanders: Ein bracken seil gap im den pîn. Wer versteht das ohne Kenntnis des Titurel? San Marte hat zu dieser Stelle ausdrücklich bemerkt: „Die Kenntnis des Titurel setzt Wolfram hier voraus."

Von besonderer Bedeutung ist die Bemerkung des Dichters in Titurel 78d: wie stark die Liebe Sigunens war, des wart sît Parzivâl an Sigûn zer linden wol innen: das hat später (wie ihr noch hören werdet) Parzival bei seiner ersten Begegnung mit Sigune an der Linde erfahren. Diese Begegnung ist im III. Buche, 140 fg. geschildert. Wolfram hat also bei Abfassung des Titurel den Inhalt des III. Buches vor Augen gehabt.

Umgekehrt muß er sich bei Bearbeitung des III. Buches des Parzival sehr lebhaft an seinen Titurel erinnert haben. Denn wie erklären wir uns sonst seine einzige und so auffallende Abweichung von Chrestien von Troies, der Sigune erst viel später auftreten läßt und die Begegnung an der Linde und den Namen des toten Geliebten überhaupt nicht kennt? Dieses Vorgehen Wolframs gegenüber seiner Quelle ist mir nicht denkbar, wenn von Sigune und Schianatulanders nicht schon früher, und zwar in dem eben erst vollendeten Titurel, die Rede war.[1])

Wenn hiernach mit Sicherheit zu schließen ist, daß der Titurel zwischen dem II. und III. Buche Parzival entstanden ist, so erlaubt also auch die Zeit seiner Entstehung ihn in Beziehung zu bringen mit jener Liebesgeschichte des Dichters. Denn eben zwischen dem II. und III. Buche Parzival hat Wolfram sich darüber ausgesprochen und dabei bemerkt, daß die Dame ihn liebte umbe sanc: unter den Dichtungen, zu denen die Geliebte, ir güetlich gelaz, ihn veranlaßt hat, muß vor allen der Titurel gewesen sein!

---

[1]) Wie Bartsch seine Annahme, daß der Titurel nach dem Parzival entstanden sei, begründet hat (vgl. Germania, 34, 488), ist doch ganz ungenügend. Der Baruch habe erst im Titurel die nähere Bezeichnung Ahkarîne und Ehkunat die von Berbester erhalten, was Wolfram nur aus der Quelle seines Willehalm wissen konnte. Ja, woher weiß denn Bartsch, daß Wolfram die Schlacht von Allischanz erst nach Vollendung des Parzival kennen lernte? Konnte ihm diese nicht schon nach dem II. Buche vermittelt worden sein und war es überhaupt nötig, daß er immer die vollen Namen nannte?

III.

Nur in dieser Annahme, daß, was uns der Titurel erzählt, eigentlich in den Parzival gehörte, und zwar in das III. Buch, läßt sich die Stelle 115·25—116·4 richtig verstehen.

Wolfram sagt da: Wenn ich jetzt in meiner Erzählung fortfahre, so möge man an dieselbe (wie Bartsch übersetzt) „nicht Ansprüche machen, die man an ein geschriebenes Buch macht“:

(man) zels ze keinem buoche.
ine kan decheinen buochstap.
dâ nement genuoge ir urhap:
disiu âventiure
vert âne der buoche stiure.
ê man sie hete für ein buoch,
ich waere ê nacket âne tuoch,
sô ich in dem bade saeze,
ob ichs questen niht vergaeze.

Man hat den Vers ine kan decheinen buochstap wörtlich genommen und daraus immer und immer wieder den Schluß gezogen: Wolfram habe hier einbekannt, daß er des Lesens und Schreibens unkundig war.

Gegen dieses wörtliche Verstehen ist aber vor allem zu erinnern, daß gar kein Grund ersichtlich ist, warum sich Wolfram gerade hier als Analphabeten bekennen sollte. Wenn er das zu Anfang seiner Dichtung gesagt hätte, wie etwas ähnliches im Willehalm geschah, das ließe sich begreifen, aber jetzt, nachdem wir schon bald vierthalbtausend Verse von ihm gehört haben!

Und wohin kommen wir mit der Annahme von Wolframs Analphabetismus! Zu welcher unglaublichen Anschauung von seiner Art zu dichten! Sogar Richard Heinzel, der sich doch zur wörtlichen Auffassung des V. 115·27 bekannte, hat das Geständnis abgelegt[1]): „daß es allerdings schwer zu verstehen ist, wie er, der arme Ritter, durch viele Jahre einen des Französischen kundigen Schreiber beschäftigen konnte, der ihn erst mit dem Inhalt der Quelle Stück für Stück bekannt machte, und dann seine deutschen Verse aufzeichnete“. Das Wunderbarste dabei ist, daß wir in Wolframs Parzival nicht etwa ein Stückwerk vor uns haben, wie es bei solcher Arbeitsweise doch notwendig herausgekommen wäre, sondern das durchdachteste, einheitlichste Epos des Mittelalters. Und welche ungeheure Leistungen müßte man unter solchen Umständen dem Geistesvermögen Wolframs zumuten, daneben aber welchen Mangel — an Hausverstand! Denn das kann sich wohl nur ein deutscher Professor vorstellen, daß Wolfram bei einer so unbequemen, ihm auf Schritt und Tritt hinderlichen Arbeitsweise, zu der ihn seine Unkenntnis der Schrift gezwungen hatte, nicht endlich die Geduld verlor und nicht zum nächstbesten Burgpfaffen ging, um sich im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen. Das

[1]) Sitzungsber. d. phil.-histor. Kl. d. Kaiserl. Akad. d. W. 130, S. 1.



war doch wahrhaftig das Nächstliegende. Und man sollte meinen, was ein normales sechsjähriges Kind in drei Monaten bewältigt, das hätte auch wohl unser Wolfram zustande gebracht.[1])

Aber für Erwägungen solcher Art sind unsere gelehrten Herren nicht durchaus zugänglich. Vielleicht kann ich auf mehr Erfolg rechnen, wenn ich mich auf Ausführungen von Fachmännern beziehe, die zu dieser Frage nach mir das Wort ergriffen haben.

Julius Lichtenstein hat darauf hingewiesen 1. daß Wolfram eine ganze Reihe von deutschen Dichtern und deren Werken, teils direkt und meist polemisch, teils in Anspielungen oder Vergleichen zitierte; 2. daß er „allerlei Füllwerk anzubringen suchte und dabei eine Menge der verschiedensten Kenntnisse an den Tag legte, die ihm freilich größtenteils auf mündlichem Wege vermittelt sein konnten; es läßt sich aber erweisen, daß er direkte Entlehnungen aus ganz bestimmten literarischen Werken gemacht hat ... Eine solche gelehrte Quelle ist, wie Martin Q. F. 42, S. 5 nachgewiesen hat, Solinus' Polyhistor". 3. Ein mehr als zufälliges Zusammentreffen ist es ferner, daß eine Reihe „solcher Spezialkenntnisse Wolframs sich auf Otto von Freising zurückführen lassen". 4. „Noch interessanter ist es, daß wir für eine gelehrte Einschiebung Wolframs nicht bloß die lateinischen Quellen, sondern, wie es scheint, sogar die Textrezension des Werkes nachweisen können, aus dem sie stammten; es ist die Liste der 58 Edelsteine W. 791". 5. „Dies sind die sicher nachgewiesenen literarischen Quellen; daß Wolfram aber noch andere benützt hat, besonders für die arabischen Planetennamen P. 782 (vgl. Bartsch S. 132) und die Schlangennamen P. 481·8 (wo er sich auf die arzet buoche beruft), ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen".

„Es erhebt sich nun die Frage: wie ist Wolfram zu diesen Dingen gekommen? Zwei Möglichkeiten sind offen: entweder hatte er gelehrte Freunde ... oder er hatte Aufzeichnungen darüber, Kollektaneen u. dgl. zur Hand. Im letzteren Falle muß man natürlich die alte Ansicht, daß Wolfram nicht schreiben und lesen konnte, fahren lassen; aber auch im ersten Falle ist sie kaum aufrecht zu erhalten ... Die Art, wie er dieses ungeheure Material zu einem kunstvollen Gewebe verarbeitet, indem er beständig vor- und zurückgriff, läßt ebenfalls die Annahme, er habe dies alles ohne Unterstützung durch das Auge fertig gebracht, als nicht recht glaublich erscheinen. Darum wird nichts anderes übrig bleiben, als in seiner Äußerung P. 115·27 ine kan decheinen buochstap eine polemische Übertreibung zu sehen, was auch

[1]) Mir ist dieser Glaube an Wolframs Analphabetismus immer vorgekommen als (wie H. Holland sich ausdrückte) „ein wissenschaftlicher Aberglaube", ein „Märchen"; das wörtliche Verstehen des P. 115·27 schien mir von vorneherein ausgeschlossen. Aber wie hat sich der selige Professor Stosch darüber ereifert: ich hätte, behauptet er, diese Worte Wolframs, daß er weder lesen noch schreiben könne, für erlogen gehalten; ob ich denn „wohl noch niemals Wolframs Stil beobachtet habe" u. s. f.

durch den folgenden Vers wahrscheinlich gemacht wird, der ja deutlich auf Hartmann zielt".[1])

Ein weiteres Argument hat Ludwig Grimm in seiner Leipziger Dissertation von 1887 erbracht: Es dürfte doch seltsam berühren, „daß ein Dichter, der selbst nicht lesen oder schreiben kann, nicht nur die Damen, sondern auch die Ritter eine ziemlich rege Korrespondenz führen läßt und daß er Bilder und Vergleiche von der Tätigkeit des Schreibens und Lesens hereinnimmt". Diese Tatsache hat Grimm vielfach belegt und schließt daraus: daß man zugestehen müsse, „daß Lesen und Schreiben dem Ideenkreise Wolframs durchaus geläufige Begriffe waren". (A. a. O., S. 14 fg.)[2])

Auch Franz Saran hat sich in diesem Sinne entschieden: die Äußerungen Wolframs P. 115·27 und Wh. 2·9, daß ihm die buoch fremd seien, bedeuten ihm: „er habe die gelehrte (lateinische, schulmäßige) Bildung nicht genossen. Es bedeutet nicht, er habe überhaupt keine Bildung und könne weder lesen noch schreiben".[3])

So sind wir also endlich auch nach der Meinung neuerer Gelehrten darauf angewiesen, in Wolframs Äußerung P. 115·27 ine kan deheinen buochstap in der Tat eine „polemische Übertreibung" zu sehen.[4]) —

Wie ist nun aber jene „Übertreibung" zu verstehen?

Ich erinnere mich aus meiner frühen und frühesten Jugend, wie wir Schulknaben uns nicht selten das Geständnis ablegten, für die heutige Schulstunde nicht vorbereitet zu sein. Das sagten wir dann meist mit den Worten: „Hast du etwas gelernt? Ich keinen Buchstaben!" Und gar, wenn einer sich rühmte, seine Lektion gut gelernt zu haben, war gewiß von einer anderen Seite zu hören: „Und ich kann keinen Buchstaben!"

Die Redensart hat vor 700 Jahren keinen anderen Sinn gehabt; denn offenbar hat Wolfram von Eschenbach nur sagen wollen: Ich habe keine Studien gemacht wie andere (bes. Hartmann), die sich darauf etwas einbilden,[5]) die Dinge schön buchgerecht: nach der buoche stiure vorzutragen.

---

[1]) Beiträge, 22.

[2]) Wolfram selbst denkt sich seinen Parzival geschrieben in den Händen der Damen: diu diz maere geschriben siht (P. 337·3).

[3]) Beiträge, 24, 32.

[4]) Ganz ebenso, meint Lichtenstein (a. a. O., S. 77), wie in der Stelle W. 237·5. „Auch hier hat man sich durch eine polemische Äußerung Wolframs irreführen lassen: ein ungefüeger Tschampâneys kunde vil baz franzeys dann ich, swiech franzeys spreche. Das geht doch nur auf das Wie, auf die Qualität seines Französisch .... Ich halte es sogar für eine offene Frage, ob nicht Wolfram noch andere französische Gedichte gekannt hat, außer den beiden, die er bearbeitet hat, ob er nicht vielleicht gar selber einmal in Frankreich war oder wenigstens mit französischen Rittern sich unterhalten hat. (Vgl. San Marte, über Wh. 117 fg. und A. Schultz, Höf. Leben I², 157)". — Die Stelle könnte übrigens ganz wohl so verstanden werden: Das französiche Sprechen wird mir sauer; mit Lesen komme ich besser zurecht.

[5]) Wenn Hartmann seinen Iwein beginnt: Ein ritter sô gelêret waz, daz er an den buochen las, so hat das allerdings den Spott Wolframs geradezu



Ich bin eben ein Ritter (man weiß, wie viel sich Wolfram darauf zu gute tut!) und kann für mein Metier als Sänger nur eben das Nötigste. Wenn man mich (wie er sich mit echt Wolframschem Humor ausdrückt) für einen Studierten (wie Hartmann) hielte, da müßt' ich mich ja wahrhaftig schämen, als ob man mich nackt sähe — heißt das, wenn ich im Bade säße und nur noch eben den Laubbüschel hätte. Ich verstehe: Lesen und Schreiben kann ich ja freilich, aber sonst fehlt mir alle Gelehrtheit, — mein Gott, das ist bei einem Ritter so wenig eine Schande als Nacktsein im Bad!

Damit stimmt überein, was Wolfram an jener anderen Stelle, Wh. 2·19, von sich sagt:

Swaz an den buochen stêt geschrîben,
des bin ich künstelôs belîben.
nicht anders ich gelêret bin,
wân hân ich kunst, die gît mir sin.

Das heißt auch nicht: ich kann nicht lesen. Im Gegenteile, es heißt: Die Bücher, die ich gelesen, haben mich nicht zum Dichter gemacht. Was in den Büchern steht, des bin ich künstelôs belîben, davon hab' ich für meine Dichtung nichts gewonnen. Kein Gelehrter bin ich, die Muse ist's, von der ich's habe.[1]) Vgl. damit die vorhergehenden Verse an Gott (Wh. 2·16):

der rehten schrift dôn unde wort . . .
dîn geist hat gesterket,
mîn sin dich kreftec merket. —

In diesem Sinne genommen, ergibt sich nun ohneweiters, was Wolfram in der Stelle P. 115·25 fg. sagen wollte: Ihr kennt meinen Titurel, der freilich auch zu meiner Geschichte gehört, aber so ganz aus der Art geschlagen ist — Ihr müßt mich eben nehmen wie ich bin, ein Buchgelehrter bin ich freilich nicht.

*

Fassen wir nunmehr, möglichst unvoreingenommen, alle in Betracht fallenden Momente noch einmal zusammen.

Nachdem die beiden ersten Bücher Parzival vom Vater des Helden handeln: wie Gahmuret Belakane und später Herzeloyde gewann, aus welcher Ehe dann Parzival geboren wurde, war es notwendig, auch von seiner Mutter und ihrer Sippe ausführlich zu sprechen; denn sowohl die Art der Mutter als des Vaters sind auf den Helden übergegangen und nicht die Abstammung vom Vater, sondern vielmehr die

herausgefordert. — Saran hat aber wohl nicht unrecht, daß man in Wolframs Worten nicht gerade eine Verspottung Hartmanns sehen müsse. Er habe nur sagen wollen: Man solle ihn, Wolfram, nicht mit demselben Maße messen, den man an den berühmten wîsen Hartmann anlegt. Beiträge, 24, 32.

[1]) Die von Lachmann S. XLIII mitgeteilte lateinische Übersetzung ist allerdings auch nichts weniger als sinngetreu.



von der Mutter hat ihm die Anwartschaft auf den Gral eingebracht. Ebenso benötigen wir nähere Aufschlüsse über Sigune, ihr persönliches Schicksal und ihre Beziehungen zum Grale, da uns sonst ihre Erscheinung und namentlich ihre Einflußnahme auf die Geschichte Parzivals unverständlich bleibt.

Der Ort, diese uns unentbehrlichen Auskünfte zu erteilen, war kein anderer, konnte kein anderer sein, als unmittelbar nach dem II. Buche; denn dann wird uns sogleich die Erziehung Parzivals durch die Mutter, der Beginn seiner Heldenlaufbahn und seine erste Begegnung mit Sigune vorgeführt.

Nun vermissen wir diese Auskünfte im Parzival, finden sie dagegen zur vollen Genüge im Titurel, einer aus zwei Liedern bestehenden fragmentarischen Dichtung, deren Abfassungszeit mit Sicherheit gerade nach dem II. Buche des Parzival zu setzen ist.

Formell unterscheidet sich aber der Titurel ganz wesentlich vom Parzival. Der Held der Erzählung ist hier Schianatulander, die ganze Geschichte dreht sich um seine Liebe zu Sigune (I) und den Verlust eines Brackenseiles (II). Stimmung und Versmaß sind dabei so verschieden, das wir sagen müssen: wenngleich der Titurel inhaltlich einen integrierenden Teil des Parzival bildet, so ist er doch formell eine eigene Dichtung, — eine Art Zubau zum Parzival.

Was kann nun den Dichter bewogen haben, Dinge, die in sein großes Epos gehörten, in einer anderen Dichtung so völlig anders zu behandeln, sich eine derartige „Entgleisung" zu gestatten?

Einen Anhaltspunkt zur Lösung dieses Rätsels gibt uns Wolfram, indem er, und zwar gerade um die Zeit, in der sein Titurel entstanden sein muß, von dem Abbruch eines Liebesverhältnisses spricht und dabei erwähnt, daß seine Dame den Sänger in ihm über den Ritter gestellt habe, daß sie ihn liebte umbe sanc. Sein Singen im Dienst der Geliebten stand aber, weil und wie er vor den Zuhörern des Parzival davon spricht, ohne Zweifel im Zusammenhange mit dem Parzival. Noch näher führt uns eine Bemerkung Wolframs in einem damals entstandenen, ihr gewidmeten Liede: daß er auf ihr Geheiß sowohl kurz als lanc gesungen habe. Das kann meines Erachtens nicht anders verstanden werden denn als Hinweis auf den Parzival und den Titurel.

Überdies sind wir nach Äußerungen des Dichters imstande, uns den Verlauf seiner Liebschaft zu vergegenwärtigen: in idealsten Gesinnungen eingegangen, ist das Verhältnis in Sinnlichkeit ausgeartet und hat endlich einen jähen Abbruch gefunden. Damit stimmt nun auch, daß im I. Titurelliede die ideale Liebe der beiden Kinder in so feuriger Weise besungen wird, während der — nach dem unvermittelten Anfang könnte man meinen: ihm durch die Laune der Geliebten förmlich aufgedrungene — II. Teil eben nur die Geschichte einer Mädchenlaune zu behandeln unternimmt und dann plötzlich abbricht und unvollendet bleibt. Als der Dichter mit der seiner unwürdigen Geliebten gebrochen hatte und seinem Zorne gegen sie offen Ausdruck verleiht — in jener



Stelle 114·5 bis 116·4 — war ihm die Ernüchterung gekommen: er entschuldigt sich vor seinen Zuhörern, daß er so âne der buoche stiure vorgegangen sei: sie, die verhaßte Geliebte, ist daran schuld gewesen; denn auf ihre Anregung, nach ihrer Laune ist er vom Thema abgewichen und hat den Titurel eingeschoben.

*

Von Interesse ist es, die nächsten Erscheinungen im Gefühlsleben des Dichters zu verfolgen.

Den lauten Tadel, den die Frauenschaft gegen ihn erhoben hatte, hat sich Wolfram anscheinend stark zu Herzen genommen. Noch 137·29 berührt er die Sache:

waer mir aller wîbe haz bereit,
mich müet doch froun Jeschuten leit.[1])

Das war aber wohl versöhnlich gemeint; denn die Hoffnungslosigkeit, die sich in 130·14 ausspricht (ich waen mich iemen küssens wene an ein sus wol gelobten munt), scheint nicht lange vorgehalten zu haben; er redet 160·21 fg., wie

. . . man nach wîbes minne
mit ellenhaftem sinne
solt erzeigen mannes triuwe

und entwickelt 172·7—173·6 weitläufig seine Ansichten über die Ehe. Hier kommt auch die oben angezogene Stelle vor, in der er die heimlichen Liebschaften verwirft, bei denen man bangen müsse, daß der wahtaere erwachet. Und damit möchte ich nun in Verbindung bringen das Wächterlied L. 5·34—6·9: Der helden minne ir klage, wo der Dichter die eheliche Minne vor der heimlichen preist und so seine, vielleicht doch auch an sich als anstößig empfundenen früheren Tagelieder gewissermaßen widerruft. Es war ihm, wie ich meine, darum zu tun, sich zu rehabilitieren.

Denn schon hat er sein Auge zu einer Dame erhoben, die er nun allen Ernstes zu ehelichen wünscht. Er wagt es erst nur von ferne, seine Absicht anzudeuten: P. 188·23:

maneger kan noch rede sparn
der mêr (als Parzival) gein frouwen ist gevarn.

Aber in dem Liede L. 5·16—33: Ein wîp mac wol erlouben mir spricht er sich offen aus[2]): Er erklärt seine Liebe und gibt der Hoff-

[1]) W. Braune (Beiträge 24, 191): „Auch wenn er (Wolfram) durch die von den Frauen ihm bisher zuteil gewordene Behandlung Grund hätte, nun auch seinerseits ein prinzipieller Weiberfeind zu sein, so würde ihn trotzdem Jeschutens Unglück rühren."

[2]) Auch E. Kück ist dieser Ansicht: das III. Lied (L. 5·16 fg.) zeige, „daß der getäuschte Dichter alsbald in neuer Liebe entbrannt ist und an das tragische Ende des früheren Minnedienstes nach kurzer Zeit den hoffnungsfreudigen Anfang einer zweiten Minne geknüpft hat."



nung Ausdruck, die Geliebte heimführen zu dürfen, indem er die Redlichkeit seiner Absichten beteuert und sich noch einmal lossagt von jener ersten Geliebten:

diu nu den schuldehaftcn lîp
gegen mir treit, daz lâze ich sîn:
ich wil nu pflegen der zühte mîn.[1])

Möglich, daß er damals noch von seinem bemakelten Rufe einen Mißerfolg seiner Werbung fürchtete.

Die Befürchtung war jedenfalls unbegründet.

Bereits P. 216·28 fg. spricht er stolz und wie in einem Anfluge von Eifersucht von seinem Trautgemahl:

ich braehte ungerne nu mîn wîp
in alsô grôz gemenge:
ich vorht unkunt gedrenge.

Aber so etwas wie Flitterwochenstimmung scheint sich schon in der Schilderung P. 192·1 fg. zu verraten. —

Über Wolframs Häuslichkeit und seine Grundsätze über die Ehe habe ich an anderer Stelle gehandelt.[2]) Hier darf noch auf die eben dort vertretene Ansicht verwiesen werden, daß Wolfram den Parzival seiner Gattin gewidmet habe. Denn gerade weil er den Titurel für seine erste Geliebte gesungen hatte, mochte es ihm billig und wie eine Art Sühne erscheinen, die glücklich vollendete Parzivaldichtung seiner ehelichen Gattin zuzueignen.

---

[1]) Meiner Ansicht nach wäre die Reihenfolge der Lieder nun folgende:

I. Urspring bluomen (L. VI, 7·11 fg.),
II. Guot wîp, ich bitte dich minne (L. VIII, 9·3 fg.),
III. Den morgenblic bî wahters sange (L. I, 3·1 fg.),
IV. Sîne klâwen durh die wolken (L. II, 4·8 fg.),
V. Ez ist nu tac (L. VII, 7·41),
VI. Von der zinnen wil ich gên (L. V, 6·10 fg.).

Diese Lieder sind der ersten Geliebten gewidmet und sämtlich während oder kurz nach dem II. Titurelliede entstanden.

VII. Der helden minne ir klage (L. IV, 5.34 fg.),
VIII. Ein wîp mac wol erlouben mir (L. III, 5·16 fg).

Jedenfalls das letzte Lied ist der zweiten Geliebten, seiner nachmaligen Gattin, gewidmet und wohl noch während der Entstehung des III. Buches Parzival gedichtet. — E. Kück verhält sich nicht durchaus zustimmend zu dieser meiner Ansicht; vergleiche seinen gehaltvollen Aufsatz: Zu Wolframs Liedern, in Beiträge 22, 94 fg. Nach ihm ist die Reihenfolge L. I, II, V, VII, IV, III, VI, VIII. — Daß Kück meine sonst nicht widersprochene Ansicht, Wolframs Äußerung 216·28 fg. zeuge dafür, daß er damals bereits vermählt war, als „sehr problematisch" bezeichnet, kann durch die von meinem ehrenwerten Gegner angeführten Stellen (287·11, 292·1, 334·10, 554·4) am wenigsten erhärtet werden. Diese Stellen lassen sich anders viel besser verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Wolfram als verheirateter Mann viel vom Hause abwesend war.

[2]) Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1882.





Der Romanismus als modernes Kulturelement.[1])

Von P. Constantin Hohenlohe, O. S. B.

II.

Bevor wir unsere Erörterungen wieder aufnehmen, wollen wir unsere Leser kurz an die These erinnern, die wir eingangs aufgestellt und die wir zu beweisen unternommen haben.

Wir gehen von der unleugbaren Tatsache aus, daß in dem heutigen politischen und Wirtschaftsleben Schäden empfunden werden, die mit der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in Zusammenhang stehen.

Unsere Beweisführung geht nun dahin, daß dieser Mißbrauch des römischen Rechtes nicht der römisch-katholischen Kirche und ihrem kulturellen Einflusse zuzuschreiben sei; daß vielmehr die Kirche schon frühzeitig vor diesem Mißbrauche des römischen Rechtes gewarnt hat; und daß endlich diese übertriebene und die Entwicklung der nationalen Verhältnisse gewissermaßen hemmende Anwendung römischer Rechtssätze vielmehr jener Abfallsbewegung vom Christentume zuzuschreiben sei, deren Anfänge bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen. Dabei müssen wir immer wiederholen, daß wir in dem engen Rahmen, der unseren Darstellungen gezogen ist, nur eine flüchtige Übersicht in den äußersten Umrissen zu geben vermögen, da eine erschöpfende Behandlung umfangreiche Werke erfordern würde.

Wir haben unsere Darstellung mit einer Kritik des römischen Rechtes begonnen. Nachdem wir also einen Romanismus im guten und im schlechten Sinne unterschieden haben, wollen wir nun über das Verhältnis der Kirche und des kanonischen Rechtes zum römischen Rechte sprechen. Dann erst wollen wir zu der sogenannten Rezeption des römischen Rechtes in den modernen Kodifikationen übergehen, um aus dem früher Dargestellten zu der Überzeugung zu gelangen, daß die Kirche tatsächlich mit jenem Romanismus nichts zu tun hat, wie er heute in unserem modernen Kulturleben schädlich empfunden wird.

Wie verhält sich die Kirche und das kanonische Recht zum römischen Rechte?

---

[1]) Vgl. „Die Kultur" XII, Heft 2, S. 129—143.



Einigermaßen haben wir diese interessanten Wechselbeziehungen schon in dem bisher Gesagten berührt. Wir haben nämlich zum Maßstabe unserer Kritik des römischen Rechtes das Verhalten der Kirche demselben gegenüber genommen.

Schon damals haben wir erklärt, daß das Verhältnis der Kirche zum römischen Rechte dasselbe sei wie zu den übrigen Schätzen antiker Kultur. Die Kirche hat dem römischen Rechte dieselbe liebevolle Pflege entgegengebracht wie den griechischen Philosophen, im eigentlichen Sinne die großen wissenschaftlichen Traditionen bewahrend und dieselben, durch die theologischen Wahrheiten geläutert, fortspinnend.

Wir müssen, bevor wir auf die Frage der Wechselbeziehungen zwischen Kirche und römischem Rechte näher eingehen, etwas über das Verhältnis der Kirche zum Rechte im allgemeinen sagen.

Halten wir dann diese Grundwahrheiten fest, so werden wir von dem ersten Auftreten kirchlicher Bearbeitungen römischen Rechtes bis zur Bulle „Super specula“ Honorius' III. vom Jahre 1214 und der Bulle Leos XIII. „Aeterni Patris“ dieselbe Tendenz erkennen, die mit der theologischen Stellung der Kirche und des Papsttums dem Rechtsleben christlicher Völker gegenüber auf das engste zusammenhängt.

Wir wollen hier beifügen, daß diese erwähnten frühchristlichen Bearbeitungen römischen Rechtes der heutigen Wissenschaft viel Kopfzerbrechen machen und daß die erwähnte Bulle Honorius' III. über das Studium des römischen Rechtes vielen gleichfalls als ein Rätsel erscheint. Wir hoffen, an der Hand unserer prinzipiellen Erörterungen eine einfache Lösung dieser Frage geben zu können. Es handelt sich seit den ersten christlichen Jahrhunderten bis zur Bulle „Aeterni Patris“, in welcher Leo XIII., der große Philosoph auf päpstlichem Stuhle, von den Mitteln spricht „ad evertenda ea iuris nova principia, quae pacato rerum ordini et publicae saluti periculosa esse dignoscuntur“, stets um dieselben unverrückbaren Prinzipien.

Inwiefern kann sich das Papsttum mit den Rechtsverhältnissen der christlichen Staaten beschäftigen, da diese Rechtsverhältnisse doch dem ausschließlichen Machtgebiete des Staates anzugehören scheinen?

Es ist eine boshafte Erfindung der Kirchenfeinde, daß die Päpste jemals daran dachten, von Rom aus tatsächlich eine weltliche Herrschaft über alle christlichen Staaten anzutreten.

Aber wir glauben, daß die Päpste daran dachten, alle Verhältnisse mit den theologischen Wahrheiten zu durchdringen, und daß ihnen zu diesem Zwecke eine Christianisierung des Rechtes vor allem am Herzen liegen mußte.

Es gibt nichts, was so sehr bis in die kleinsten täglichen Verhältnisse eindringt wie das Recht. Nirgends wie im Rechtsleben zeigt sich eine solche Wechselbeziehung zwischen den idealsten Prinzipien und den kleinlichen Tageserscheinungen. Das Rechtsleben scheint wirklich geeignet, dem Erhabenen gleichsam Eingang in das Alltagsleben zu verschaffen.

Wenn wir ferner bedenken, daß die Erziehung der Völker vielfach auch von ihren Rechtsbüchern ausgeht, so wird es uns nicht wunder-

nehmen, daß die, welche berufen waren, die Völker eines übernatürlichen Lebens teilhaftig zu machen, dem Rechtsleben nicht gleichgültig gegenüberstehen konnten.

Wir müssen hiebei aber unterscheiden, inwiefern der Kirche ihrer theologischen Stellung gemäß ein positiver Einfluß auf die Rechtsverhältnisse christlicher Völker zusteht und inwiefern dieser Einfluß ein mittelbarer ist, insoferne er sich nur auf fromme Wünsche beschränken kann, die mittelst Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die maßgebenden Faktoren zur Wahrheit werden können.

Wir müssen vor allem daran erinnern, daß Religion und religiöse Überzeugung zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu den rechtserzeugenden Faktoren gehört haben und daß dieser Umstand bei den meisten Völkern gleichfalls einen offiziellen, das heißt staatsrechtlich geregelten Ausdruck gefunden hat. Ein Recht ohne jedweden religiösen Einfluß bei seiner Bildung ist eben so schwer denkbar wie ein Volk oder ein Volksleben ohne jedwede religiöse Überzeugung.

So ist es nicht zu verwundern, daß auch die christliche Kirche, aus den Katakomben hervorgetreten und als autonome Heilsanstalt auch staatsrechtlich anerkannt, mit dem Rechte und den Rechtsverhältnissen der christlich gewordenen Völker in Beziehung trat.

Zunächst mußte ihr das Recht dazu dienen, die eigenen Verhältnisse autonom auszubauen, eigene Rechtsinstitute zu schaffen. Wir stehen zunächst jener Schar von Auserwählten gegenüber, die familienlos, ausgeschieden aus der Reihe des Volkes, von einem Vermögen zehren, das gleichsam auch aus den irdischen Gütern ausgeschieden, höheren, überirdischen Zwecken dient. Wir stehen dem römisch katholischen Klerus gegenüber wie der Schar der Religiosen.

Für dieses Gottesreich auf Erden war zunächst eine eigene rechtliche Organisation notwendig. Diözesen, Pfarreien, Klöster waren zu errichten und für die Wechselbeziehungen dieser Individuen und Körperschaften war nicht nur eine öffentliche, sondern auch eine privatrechtliche Organisation zu schaffen.

Aber diese Kirche war nicht Selbstzweck, sondern eine Heilsanstalt, von Gott bestimmt, die Völker mit übernatürlichem Leben zu durchdringen und dem Himmel zuzuführen.

Als Hüterin aber geoffenbarter Wahrheit konnten die Vertreter der Kirche den Völkern auf die Frage: „Was ist Wahrheit?", „Was ist gut?", „Was ist gerecht?", nicht mit einem skeptischen Achselzucken, sondern mit positiven Aufschlüssen antworten.

Gerecht und gut kann das nicht sein, was mit geoffenbarten Wahrheiten im Widerspruche steht.

Die Kirche ist die Hüterin göttlichen Rechtes, das ist die Stellung der Kirche und des Papsttums dem Rechte und dem Rechtsleben der Völker gegenüber. Wo göttliches Recht verletzt wird, da steht es auch der Kirche zu, einzuschreiten. Das Recht ist nicht etwas Zufälliges, das sich bei den Völkern nach Klima und tausend zufälligen Einflüssen bildet, wie Sitten und Gebräuche. Das Recht hat eine ewige, unverrück-



bare Widerlage, die, wird sie verletzt, die Ausscheidung eines Volkes aus der Reihe der christlichen Staaten zur Folge haben muß. So wäre es, wenn beispielsweise die Grundsätze der Antropophagen gesetzliche Anerkennung finden oder schwächliche Kinder vertilgt würden oder die Vielweiberei staatlich eingeführt würde u. a.

Hier wurzelt, scholastisch ausgedrückt, die sogenannte indirekte Gewalt der Kirche in zeitlichen Dingen bei ausdrücklicher Anerkennung der unantastbaren Souveränität der staatlichen Macht.

Es ist eine indirekte Einwirkung der Kirche auf den souveränen Staat, weil diese Einwirkung per accidens ist, wie die Scholastiker sagen, wenn es sich nämlich um den Komplex der sogenannten gemischten Fragen handelt, wenn es sich um Verletzung göttlichen Rechtes handelt, dessen Definition theologische Kenntnisse voraussetzt, welche dem Laien nicht zu Gebote stehen.

In konsequenter Durchbildung dieser Prinzipien hatten sich auch frühzeitig für diese sogenannten gemischten Angelegenheiten eigene geistliche Gerichte gebildet, vor denen die Staatsbürger in Eheangelegenheiten, Patronatsachen, Zehentangelegenheiten 2c. erschienen. Es ist das ein Gebrauch, der, schon im byzantinischen Reiche auftauchend, bis an die Schwelle unserer modernsten Entwicklung fortdauert. Ein neuer Anlaß also für die Kirche und ihre Diener, mit Recht und Rechtswissenschaft sich zu befassen.

Über die eigene autonome Rechtsbildung und diese gemischten Angelegenheiten hinaus tritt das Verhältnis der Kirche dem Rechte gegenüber in das Gebiet der frommen Wünsche über. Daß sie aber auch auf diesem Gebiete als rechtserzeugender Faktor eine Rolle gespielt hat, gehört zu den geschichtlichen Tatsachen.

Haben wir in äußersten Umrissen das Verhältnis der Kirche dem Rechte und Rechtsleben gegenüber festgehalten, so wird es uns nicht schwer fallen, die Beziehungen der Kirche speziell dem römischen Rechte gegenüber zu begreifen. Das römische Recht war das geltende Weltrecht, das die Kirche vorfand und mit dem es zunächst praktisch zu rechnen hatte. Das römische Recht war andrerseits vielleicht das vollendetste, was die vorchristliche Zeit hervorgebracht hatte. Das römische Recht enthielt, wie wir schon angedeutet haben, in seiner idealen Fortbildung auf Grund der ratio naturalis wahrhaft Großes. Die heidnischen Römer hatten wohl ein Naturgesetz, einen idealen Untergrund erkannt, auf dem die Rechtswelt aufgebaut werden mußte. Die heidnischen Römer hatten aber nicht den Zusammenhang jenes Naturgesetzes mit Gott, den ewigen Gesetzen und den theologischen Wahrheiten erfaßt.

Die Kirche, die, wie gesagt, der Rechtswissenschaft zunächst bedurfte, um ihr eigenes Haus auszubauen, hat naturgemäß auf das römische Recht gegriffen. Sie hat das Unsterbliche in ihm festgehalten. Da die Römer aber das Naturgesetz entwickelten, ohne sich seines theologischen Zusammenhanges mit dem göttlichen Rechte klar zu sein, so mußte die Kirche das römische Recht öfters umbilden und modifi-

zieren. So wird beispielsweise der juristische Begriff des guten Glaubens im Lichte der christlichen Pflichten ein anderer sein, als was man vom bonus vir des römischen Rechtes erwarten konnte. So wird fernerhin beispielsweise in der christlichen Anpassung Gott die letzte Quelle des Rechtes, während die Römer als solche nur den Willen des Fürsten erkannten. So ist das Verhältnis der Kirche dem römischen Rechte gegenüber ein Ausscheiden und Verbessern, während das Irrtümliche und Unbrauchbare in diesem Rechte rücksichtslos der Vergessenheit preisgegeben wird. Die Heiligen und Päpste, welche die Kirche aufrichteten, waren rüstige Arbeiter, die Bausteine nahmen, wo sie dieselben fanden, die rücksichtslos niederrissen und aufbauten und die keine antiquarischen Liebhabereien trieben.

Wir haben ein urkundliches Zeugnis für das Zusammentreffen der Kirche mit dem römischen Rechte aus dem Beginne des fünften Jahrhunderts, nämlich die unter dem Namen „Collatio legum Mosaicarum et Romanarum" oder auch „Lex Dei" bekannte Handschrift, deren Abfassung von der heutigen Wissenschaft vor das Erscheinen des Codex Theodosianus, also vor das Jahr 438 verlegt wird.

Es war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als der bekannte französische Forscher und Gelehrte Pithou in Frankreich das Manuskript dieser merkwürdigen juridischen Kompilation entdeckte. Das Manuskript enthält eine vergleichende Zusammenstellung des Dekalogs wie mosaischen Zivilrechtes mit verschiedenen Bestimmungen des römischen Rechtes. Heute haben wir drei Manuskripte der sogenannten „Lex Dei". Das von Pithou entdeckte ist nach Berlin gewandert, ein weiteres Manuskript birgt die Wiener Hofbibliothek, ein drittes findet sich in Vercelli. Savigny hat nachgewiesen, daß Hincmar von Rheims sich auf die Lex Dei bezieht, um in dem berühmten Ehescheidungsprozesse Lothars von Lothringen die Verurteilung seiner Gemahlin Teutberga herbeizuführen, die sich der kompliziertesten Fleischesvergehen schuldig gemacht hatte. Unter den Veröffentlichungen unserer Handschrift gilt die durch den berühmten Romanisten Blume aus dem Jahre 1833 als die beste.

Über Autor, Zweck und Ort der Entstehung dieser Handschrift besteht heute die größte Verwirrung in der Gelehrtenwelt.

Wenn wir das festhalten, was wir über das Verhältnis der Kirche zum Rechte, zum römischen Rechte im besonderen, gesagt haben, scheint uns wenigstens, was den Zweck dieser Handschrift betrifft, ein Rätsel fernerhin nicht vorzuliegen.

Wir haben auch schon von jenen Darstellungen gesprochen, welche in der Ikonographie unter dem Namen „Scenen Dominus dabit legem" bekannt sind, auf denen Christus statt des Prätors erscheint. Wir wissen, daß der heilige Hieronymus im 77. Briefe sagt: „aliae sunt leges Caesaris, aliae Christi, aliud Papinianus".

Wir wissen, daß die Kirche des Rechtes nicht nur zum Ausbaue des eigenen Hauses bedurfte, sondern auch für die geistlichen Gerichte,



die sich, vom Staate anerkannt, in den sogenannten gemischten Angelegenheiten gebildet hatten.

Wir wissen, daß die Kirche zu diesen Zwecken sich die römisch-rechtlichen Anordnungen zurechtlegte.

Wir wissen, daß die Kirche dazu vor allem an jene klassischen Rechtsinstitute des ius gentium anknüpfte, sie nur insoferne verbessernd, als das Naturrecht, das dieses ius gentium darstellen sollte, mit der Offenbarung, welche die Römer bei der Findung ihres Naturrechtes nicht leitete, ausgeglichen werden mußte.

Kann uns dann noch ein Zweifel über den Zweck der sogenannten „Lex Dei" übrigbleiben, zumal wir diese Kompilation gerade in einem geistlichen Ehegerichte von Hincmar von Rheims angewendet sehen?

Wir glauben also die von der Wissenschaft in dieser Sache vorgebrachten Hypothesen richtigstellen zu können.

So meint Dirksen (Hinterlassene Schriften), die Christen beanspruchten, im allgemeinen nicht nach den landesüblichen Gesetzen, sondern nach mosaischem Rechte gerichtet zu werden.

Rudorff (Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, 1868) glaubt, gestützt auf einen Ausspruch des armenischen Metropoliten Ebedjesus aus dem 13. Jahrhunderte, annehmen zu können, die Collatio sei eine vom heiligen Ambrosius auf Befehl Valentinians III. angefertigte Rechtssammlung. Huschke meint, die Collatio sei von einem Theologen entworfen, um den Hochmut der Juristen zu geißeln. Auch Karlowa in seiner berühmten römischen Rechtsgeschichte weist dieser Rechtssammlung keinen unmittelbar praktischen juridischen Zweck zu, glaubt vielmehr, es sei eine apologetische Schrift. Die Christen wollten dartun, es sei kein Grund vorhanden, ihnen politisches Mißtrauen entgegenzubringen, da göttliche Satzungen und römisches Recht nicht im Widerspruche seien. Unter ebenso mehr oder weniger abenteuerlichen Annahmen wird auch von einigen der hl. Hieronymus als Urheber der Collatio angegeben.

Wir wissen, wie die Stellung der Kirche von Anfang an dem Rechte, speziell dem römischen Rechte gegenüber sein mußte, und sehen in der Collatio naturgemäß eines der ältesten Dokumente jener von der Kirche am römischen Rechte vorgenommenen Kritik und Verbesserung. Zweck dieser juridischen Arbeiten war der Ausbau der eigenen Rechtsinstitute, wie die Schaffung von Rechtsnormen für jene geistlichen Gerichte in den sogenannten gemischten Angelegenheiten, welche die Staatsgewalt schon früh anerkannt hatte.

Nachdem wir also klare Vorstellungen über das Verhältnis der Kirche zum Rechte und zum Rechtsleben der christlichen Völker besitzen, brauchen wir aus der sogenannten „Lex Dei" nicht zu schließen, die ersten Christen hätten beansprucht, nach dem Dekaloge oder dem mosaischen Erbrechte gerichtet zu werden. Auch kann es uns nicht einfallen, daß ein heiliger Ambrosius oder Hieronymus in Gesetzeskommissionen mit Ausarbeitung byzantinischer Gesetzesentwürfe beschäftigt gewesen seien, was alles die von uns angeführten Gelehrten zu ver-



muten scheinen. Auch eine geistliche Konspiration für Umwälzung aller Staatsverhältnisse hat nie bestanden, wie diese Gelehrten teilweise glauben. Wir meinen erschöpfend dargelegt zu haben, wie beschaffen das Verhältnis der Kirche zum Rechte war und noch heute ist.

In diesem Sinne hat die Kirche nie aufgehört, sich speziell mit dem römischen Rechte zu beschäftigen, und je mehr kanonisches Recht, Bußdisziplin, wie alle kirchlichen Verhältnisse ausgebaut wurden, desto intensiver mußte die Beschäftigung mit dem römischen Rechte werden.

Es wird heute von der Wissenschaft jene Sage verworfen, daß Lothar II. bei Erstürmung von Amalfi eine Handschrift der Pandekten erbeutete, dieselbe den Pisanern für ihre Kriegshilfe schenkte und daß an die Entdeckung dieser Handschrift in Amalfi sich die Bologneser Schule, die Tätigkeit der Glossatoren und die Wiedererstehung des römischen Rechtes knüpfen.

Nach Justinian war das römische Recht allerdings für den Okzident gleichsam in Vergessenheit geraten und lebte bloß in einigen Auszügen in dem gotischen und burgundischen Rechte. Wo das Studium des römischen Rechtes niemals unterbrochen wurde, das war in der Kirche.

Wir haben in der Einleitung unseres ersten Artikels versprochen, urkundliche Beweise über die kritische Tätigkeit der Kirche gegenüber dem römischen Rechte zu erbringen. Wir zählen zu diesen kritischen Arbeiten die angeführte „Lex Dei“, vor allem aber die von Maaßen zuerst veröffentlichte, zuletzt von Conrat 1904 neu herausgegebene „Lex Romana canonice compta“.

Es ist vor allem diese Handschrift, die einen Einblick gewährt in die Art, wie die Kirche das Wertvolle aus dem römischen Rechte zur Ausbildung eigener Rechtsinstitute herauslöste. Denn sowohl Maaßen als auch Schulte sehen glücklicher als die Kommentatoren der „Lex Dei“ in unserem Manuskripte mit Recht eine Verarbeitung römischen Rechtes zu rein kirchlichen Zwecken. Beobachten wir aber die aus dem römischen Rechte behandelten Titel „de iure et iustitia“, „de usucapionibus“, „de heredibus instituendis“, „de gradibus cognationis“, „de pactis“, „ex quibus causis infamia irrogatur“, „de his, quae vis metusve causa gesta sunt“ rc. rc., so wird es für einen Kanonisten nicht schwer sein, die Bausteine zu finden, mit denen gewisse Rechtsinstitute der Kirche ausgebaut wurden, so die Lehre von den Ehehindernissen, die Erfordernisse der Ordination, während beispielsweise die Titel „de lege Aquilia“, „de obligationibus, quae ex delicto nascuntur“ zweifellos für die Bußdisziplin und den moraltheologischen Ausbau der Schadenersatzlehre bis auf unsere Tage von Bedeutung sind. Dazu lieferte das römische Recht die Grundlagen, und zwar das ius gentium, wie wir schon in unserem ersten Artikel erwähnten. Dabei wurde das römische Recht und seine Widerlage, die ratio naturalis, dem göttlichen Gesetze gemäß vielfach umgemodelt. In diesem Sinne haben diese klassischen römischen Rechtsinstitute vielfache Modifikationen im kanonischen Rechte erlitten. Es

sind dies Fragen, die mit den Beziehungen von Kirche und Staat unmittelbar nichts zu tun haben, die jenem Bereiche angehören, wo, wie wir gesagt haben, bloß fromme Wünsche von seiten der Kirche der staatlichen Gesetzgebung gegenüber bestehen können und wo dennoch auf diese mittelbare Weise eine Befruchtung der staatlichen Privatrechtstheorien stattgefunden hat.

Es steht heute in der Wissenschaft fest, daß das kanonische Recht in diesen seinen Bearbeitungen des römischen Rechtes auf den Ausbau der Lehren vom Besitze, von der Verjährung, dem guten Glauben, den Verträgen, den Testamenten, vor allem aber dem Prozeß- und Strafrechte in der gesamten Rechtswissenschaft Einflüsse ausgeübt hat, die in unseren heutigen Kodifikationen noch bleibende Spuren zurückgelassen haben, — wobei wir festhalten, daß diese kanonischen Umarbeitungen zunächst ausschließlich für kirchliche Zwecke bestimmt waren. Anders verhält es sich schon mit dem bekannten kanonischen Zinsverbote, da diese Zinsangelegenheiten nach mittelalterlicher Anschauung zu den sogenannten res mixtae und zu den geistlichen Gerichten in weltlichen Angelegenheiten gehörten. Zu diesem Übergreifen kanonischer Gesetzgebung in das weltliche Gebiet wegen Verletzung göttlichen Rechtes ist ferner das kanonische Verbot des Kinderverkaufes, der Feuer- und Wasserprobe im alten germanischen Prozesse zu rechnen, so daß diese sogenannte indirekte Gewalt über zeitliche Dinge vielfach für die Kirche zum Anlasse wurde, erziehlich auf die Barbarei der Völker einzuwirken.

Die Christianisierung konnte nicht bei einzelnen Bekehrungen stehen bleiben. Allen Einzelerscheinungen menschlichen Elendes steht die Kirche Jesu, der sich an die Armen und Bedrückten wendete, machtlos gegenüber, wenn sie nicht trachtet, diese Übel an der gemeinsamen Wurzel zu fassen, und einen Einfluß auch auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse gewinnt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß den Christenfeinden nichts so sehr am Herzen liegen kann, als die Kirche grundsätzlich aus dem öffentlichen Leben auszuschalten.

Und eine weltbeherrschende Stellung im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens hatte sich die Kirche im Mittelalter erkämpft. Die Kirche hatte neue öffentlich-rechtliche Begriffe geschaffen, die mit dem öffentlichen Rechte des Römerreiches im geraden Gegensatze standen, die Kirche hat aber auch, wie schon erwähnt, entscheidenden Einfluß auf die Umgestaltung des Privatrechtes genommen.

Diesen kirchlichen Strebungen hat der Sieg des römischen Rechtes über das kanonische und die Rezeption des römischen Rechtes zur Zeit der Reformation und Renaissance ein Ende gemacht. Das allein muß schon hinlänglich beweisen, daß die Kirche mit dem Romanismus als modernem Kulturelemente wenig zu tun hat.

Wenn wir behaupten, daß die Kirche im Mittelalter entscheidenden Einfluß auf die Umgestaltung des öffentlichen und Zivilrechtes im allgemeinen genommen hat, so dürfen wir uns nicht vorstellen, als wäre dies kraft einer Machtvollkommenheit oder unter Anwendung von Zwangsmitteln geschehen.



Wir können hier keine eingehende Polemik mit Otto Gierke beginnen, der in dem dritten Bande seines „Deutschen Genossenschaftsrechtes" manche tendenziöse Übertreibungen der politischen Machtstellung der katholischen Kirche im Mittelalter vorbringt.

Wir müssen immer festhalten, daß die Kirche, eventuell mit Strafmitteln, nur dort eingreift, wo es sich um Verletzung göttlichen Rechtes handelt. So hat sie sich ihre Freiheit erkämpft, die im göttlichen Rechte wurzelt, so hat sie beispielsweise die Sklaverei oder den Kinderverkauf in den christlichen Staaten unterdrückt.

Daß die Staaten in ihren öffentlich-rechtlichen Einrichtungen wie in der Umgestaltung von Privatrechtsinstituten den kanonischen Einrichtungen folgten, das gehört in das Gebiet, auf welchem die Kirche dem Staate gegenüber nur fromme Wünsche haben konnte, und vollzog sich außerhalb des Rahmens der staatsrechtlichen Wechselbeziehungen zwischen Kirche und Staat.

So berichtet uns Reich („Die Entwicklung der kanonischen Verjährungslehre", Berlin 1880, S. 76), daß Innozenz IV. in seinem Kommentare zum Kapitel „Quoniam omne" vom IV. Lateranensischen Konzile, welches für die Entwicklung der kanonischen Verjährungslehre entscheidend war, seine Befriedigung darüber ausspricht, daß die weltlichen Gesetzgebungen die Verbesserung der römischen Verjährungslehre durch die Kirche angenommen haben und dies die Zahl jener Fälle mehre, wo es der päpstlichen Gesetzgebung gelungen sei, Einfluß auf die Entwicklung des Privatrechtes zu nehmen.

Wir wissen, daß Innozenz III., Innozenz IV. und die Konzilien des 13. Jahrhunderts den Höhepunkt der Macht und des Einflusses der päpstlichen Gewalt bezeichnen.

Die Päpste des 13. Jahrhunderts haben aber den christlichen Völkern weder die Verjährungslehre noch auch ihre publizistischen Anschauungen aufgezwungen, es war dies die Rezeption des kanonischen Rechtes, welche der des römischen Rechtes vorausging, und nur erstere war im Sinne der Kirche.

Das 13. Jahrhundert war das Jahrhundert, in dem auch der heilige Thomas lebte, und vom heiligen Thomas von Aquin besitzen wir ein wertvolles Buch „de regimine principum", in welchem die mittelalterlichen Doktrinen über Staat, Staatsgewalt und Verhältnis von Kirche und Staat zum idealsten Ausdrucke kommen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sich diese glänzende Schrift vielfach auch auf dem Gebiete frommer Wünsche bewegt, gleichsam der Ausdruck eines letzten anzustrebenden Zieles darstellt und keineswegs die Kodifikation jemals wirklich bestandener staatsrechtlicher Verhältnisse ist. Wir können nur soviel daraus entnehmen, daß dieses anzustrebende letzte ideale Ziel zu einer Rezeption des römischen Rechtes, wie sie sich in den späteren Jahrhunderten vollzog, in diametralem Gegensatze befindet, was die von uns zu beweisende These nur stützen kann.

Der Weg von der Machtstellung der freien Kirche im Mittelalter bis zu ihrer Herabdrückung zu einer vom Staate überwachten

Korporation im Staate, das ist der Umschwung, den die Rezeption des römischen Rechtes, wie er sich zur Zeit des Humanismus vollzog, bezeichnet. Daß die Kirche eine solche Rezeption nicht bewirkte, ist wohl einleuchtend.

Gegenüber der Verflachung des Rechtes und des Rechtsbegriffes hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Reaktion erhoben, die eine ideale Erneuerung des Rechtslebens fordert.

Dieser Richtung, welche sich an den Namen Taparellis knüpft, gehören die interessanten Veröffentlichungen von Rivalta: „Il Rinnovamento della Giurisprudenza filosofica secondo la Scolastica" (Bologna 1888) und Burri, „Le teorie politiche di St. Tommaso e il moderno diritto pubblico" an. Sie geben uns ein klares Bild von den mittelalterlichen publizistischen Theorien der Kirche. Die Kirche hatte in das öffentliche Recht vor allem zwei neue Momente hineingetragen: den spiritualistischen Zweckbegriff und die damit zusammenhängende, gleichsam von außen in die Kirche hineingetragene Organisation. Diese beiden Begriffe hat die Staatstheorie im Mittelalter rezipiert, und darauf ruhte die Monarchie von Gottes Gnaden und der Pflichtenkreis des Fürsten, dessen Gesetze dahin streben sollen, daß die Kräfte der Einzelnen zur Entfaltung kommen, daß sie die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse finden und so ihre geistige und körperliche Vollendung erreichen können. Der Staat ist Mittel für die Zwecke der Einzelnen. Der Staat ist eine ethische organische Gesellschaft, die eine Reihe von niederen Organismen, als unterstes Glied die Familie, in sich schließt. Eine gute Gesetzgebung bezweckt das tugendhafte Zusammenleben der Menschen in diesen natürlichen sozialen Verbänden. Dabei besteht aber keine Verwechslung der Moral mit dem Rechte. Denn die Moral ist ein viel weiterer Begriff. Das Recht ruht zwar auf der Moral, begreift aber nur die nähere Erklärung von jenen Moralbegriffen, die sich auf das Zusammenleben der Bürger ergeben. Die Bürgerpflichten berühren nicht das weite innere Gebiet des Tugendstrebens, für welches der Friede und der Wohlstand, die der Staat vermittelt, nur die Grundbedingungen sind. Für den Christen ist das Leben kein Rätsel und kein Geheimnis und es handelt sich ihm nur darum, keine unüberwindlichen Hindernisse in dem Genusse und der Vollendung seines Glückes zu finden. Im christlichen Staate strebt alles nach Frieden, im modernen Staate nach Erneuerung altrömischer Publizistik, nach Entfaltung der egoistischen Kräfte. Es ist klar, daß die mittelalterliche, vom Christentume getragene Ordnung mit den Grundsätzen des römischen öffentlichen Rechtes gebrochen hatte und eine Wiederbelebung desselben nicht wünschen konnte. Das kanonische Recht fand in dieser Hinsicht weit mehr sein Auskommen mit dem Germanismus, seinen Partikularrechten und freien Verbänden, seinen moralischen Elementen. Und wie das öffentliche Recht war auch das römische Privatrecht durch das kanonische Recht im Mittelalter in steter Umbildung begriffen.

Wir wollen in dieser Richtung nur auf eine wertvolle Veröffentlichung verweisen: Ruffinis „La buona fede in materia di Prescrizione,



Storia della Teoria canonistica" (Turin 1892). Ruffini bespricht die Umbildung der Verjährungslehre durch das kanonische Recht. Wir erinnern uns, schon in der „lex Romana canonice compta" der römischen Verjährungslehre begegnet zu sein. Tatsächlich war diese Lehre für die Ausbildung des kanonischen Rechtes von Wichtigkeit. Denken wir nur an die Beziehungen zwischen einzelnen kanonischen Körperschaften, an die Beziehungen des Kirchengutes den Laien gegenüber. Zunächst begegnen wir der rein römischen Lehre selbst noch im Decretum Gratiani. Praescriptio ist demnach nichts anderes als eine exceptio, das heißt eine prozessuale Ausrede. Es behauptet beispielsweise jemand, der Acker, den ich pflüge und als den meinigen behandle, sei eigentlich sein juristisches Eigentum. Ich wende ein und weiß zu beweisen, daß ich durch so und so lange Zeit ohne Widerrede ihn als den meinigen behandelt habe. Die Eigentumsklage ist verjährt, es handelt sich um die sogenannte Anspruchsverjährung. Im Liber VI, mit dem das Corpus iuris canonici schließt, ist die praescriptio verschwunden und es besteht nur mehr die usucapio als Eigentumserwerbsart, und zwar mit der ferneren Einschränkung, daß ich durch fortgesetzte Übung der Eigentumsrechte zwar fremdes Gut erwerben kann, aber nur dann, wenn ich ununterbrochen die ganze gesetzmäßige Zeit hindurch im guten Glauben handle und noch außerdem einen wenigstens scheinbaren Titel aufweisen kann. Ich habe beispielsweise die Sache allerdings von einem Diebe, aber im guten Glauben gekauft. Bis zu dieser endgültigen Umbildung der römischen Theorie liegt eine Reihe päpstlicher Dekrete, zumal das berühmte Dekret „Quoniam omne" vom IV. Lateranensischen Konzil (1215) vor, das sich an den Namen Innozenz' III. knüpft.

Was ist die ratio legis für diese päpstlichen Dekrete? Es ist von Schriftstellern, wie Reich und Bruns, darauf hingewiesen worden, daß diese Umbildung des römischen Rechtes Spuren germanischen Einflusses zeige, was unsere Behauptung nur rechtfertigt, daß kirchlicher Geist dem Germanismus oft näher stehe als dem Romanismus. Man hat ferner auf die Wichtigkeit dieser Umbildung für das Kirchengut hingewiesen, das Beeinträchtigungen durch die Anspruchsverjährung ob seiner eigentümlichen Natur mehr ausgesetzt sei als Privatgut. Wir geben das alles zu, glauben aber Ruffini beistimmen zu müssen, wenn er S. 141 l. c. sagt: „Ivi era in gioco la sola questione di coscienza". Wir können diesem Schriftsteller zwar nicht beistimmen, wenn er S. 142 l. c. hinzufügt, das Lateranensische Konzil habe gleichzeitig feierlich dartun wollen, wie es der Kirche zustehe, Zivilrecht umzumodeln. Es handelt sich um Ausbildung eines kanonischen Rechtsinstitutes. Dabei ist die Kirche weder an römisches noch anderes Recht gebunden. Daß diese kanonischen Bestimmungen später auch in den christlichen Staaten Eingang fanden, gehört zu den Tatsachen, die, wie Ruffini selber weiter zugibt, der Kirche zur Freude und Ehre gereichen, worauf sie aber keinen direkten Einfluß nehmen konnte. So zitiert tatsächlich unser Verfasser die von uns schon an anderer Stelle erwähnte Randglosse Innozenz' IV. zum Dekrete „Quoniam omne", worin dieser

Papst seiner Befriedigung Ausdruck gibt, daß es im vorliegenden Falle der Kirche neuerdings gelungen sei, entscheidenden Einfluß auf die Rechtswissenschaft zu üben.

Man muß das Volksleben kennen, das ganze Elend und die Hülflosigkeit, in die Arme und Schwache geraten können, um die soziale Bedeutung dieser gesetzlichen Maßregel zu erfassen. Römisches Recht ist Individualismus, christliche Gesetzgebung ist sozial. Wer mit den Schwächen des Nebenmenschen frivoles Spiel treibt, wie sehr kann sich der die Anspruchsverjährung zunutze machen! Und doch ist es im Grunde gesetzlich gewährleistete Lumperei. Ein unredlicher Pächter, ein schlauer Nachbar eines geistesarmen Anrainers pflügt diesem wissentlich eine Parzelle um die andere weg. Erscheint er im Beichtstuhle, wird ihm der Beichtvater auf Grund des IV. Lateranensischen Konzils noch heute die Restitution vorschreiben müssen, während das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch zum reinen römischen Rechte zurückgekehrt ist. Man wird einwenden, das Hineinziehen innerer Imponderabilien in das Rechtsleben sei eine Entartung, die Kirche habe immer Recht und Moral verwechselt. Auf ersteres ist zu antworten, daß ein Beweis über mala fides wohl denkbar ist, daß auch ein Eid zugeschoben werden könne, — zu letzterem ist zu bemerken, daß der Kirche nichts ferner stand, als Staat und Kirche in ihren Befugnissen zu verwechseln, da sie sich dadurch doch selber das Grab gegraben hätte. Moral ist, wie schon erwähnt, bedeutend weiter als die moralischen Begriffe, die dem Rechte zugrunde liegen. Es handelt sich nur um den Untergrund moralischer Begriffe im Verhalten dem Nächsten gegenüber und in dieser Beziehung mußte das von den Römern gefundene Naturrecht in bezug zur Offenbarung richtiggestellt werden.

Wir könnten Bände schreiben, wollten wir alle Modifikationen des Zivilrechtes durch kanonisches Recht behandeln, wollten wir überall die theologischen Gründe aufdecken und unsere Erörterungen mit Durchforschungen aller jener mittelalterlichen kanonistischen Schriftsteller erhärten, denen Männer wie Maaßen und Schulte ihre Aufmerksamkeit geschenkt.

Um die soziale Arbeit der Kirche auf Privatrechtsgebiet zu illustrieren, sei beispielsweise noch darauf hingewiesen, daß im heutigen italienischen Codice civile die volle, rein römische Vertragsfreiheit herrscht, deren schädliche Wirkungen wir noch besprechen werden. Das einzige soziale Temperament in dieser modernen italienischen Vertragslehre ist der Artikel 1677. Er bestimmt, daß jene Hirten, welche den Viehauftrieb für eine Reihe von Grundbesitzern übernehmen, nicht gesetzlich verpflichtet erscheinen, falls sie aus Leichtsinn oder Unwissenheit auch die Gefahr für den Zufall übernehmen, also beispielsweise für das durch Blitzschlag getötete Vieh. Diese Bestimmung aber ist Rezeption kanonischen Rechtes, denn sie reproduziert die Bulle „Detestabilis“ Sixtus' V. vom Jahre 1586 (Bullarium II, S. 599).

Von größtem Einflusse war die Kirche für Ausbildung des Prozeßrechtes. Die Kirche hat hierin im weiten Maße römisches Recht rezipiert



und erscheint diesbezüglich wahrhaft als Trägerin des Romanismus, beispielsweise in Deutschland. Aber auch hierin war sie Kulturträgerin, denn der germanische Prozeß mit seinen Gottesurteilen und Zweikämpfen war tatsächlich barbarisch. Aber auch den römischen Prozeß hat die Kirche umgemodelt, und zwar wiederum durch das Beste, was sie in Prozeßdingen im Germanismus vorfand.

Jedem Romanisten ist die formale Strenge römischen Klagerechtes bekannt. Teilweise lag ein juristischer Vorzug darin, denn es gehört zu den wichtigsten prozessualen Problemen, einen Ausweg für scharfe Formulierung und Individualisierung des Prozeßgegenstandes zu finden. Den Juristen ist bekannt, daß die sogenannte legis actio und die formula dafür einen klassischen Ausweg gefunden hatten. Selbst als im Kognitionsprozesse ein schriftliches Klaglibell eingeführt war, mußte sich dasselbe in strengen juristischen Formen bewegen. Doch welche Härte liegt darin für die große Masse des Volkes, die damit teilweise rechtlos wird! Und so hat Papst Alexander III. unter Benützung germanischer Grundsätze festgestellt: . . . „Providentis attentius, ne ita subtiliter, sicut a multus fieri solet, cuiusmodi actio intendetur, inquiratis, sed simpliciter et pure factum ipsum et rei veritatem secundum formam canonum et sanctorum patrum instituta investigare curetis.“ (cap. 6 X 2, 1).

Dazu sagt Dernburg (Pandekten, I. Band, Berlin 1902, S. 354) wörtlich: „Hierin lag eine tiefgreifende und dauernde Veränderung. Der Kläger stellt keine typisch normierte Klage mehr an, über deren Bestehen oder Nichtbestehen der Richter urteilt. Die Frage, welche dem Richter gestellt wird und über die er entscheidet, ist die des konkreten Klagerechtes, das heißt, ob der Klageantrag aus den in der Klage vorgebrachten Tatsachen rechtlich begründet ist. Der gemeine Prozeß hat dies praktisch und theoretisch ausgebildet.“

Wurde im römischen Kognitionsprozesse dem Richter das Klagelibell überreicht, so hatte er zunächst eine Vorentscheidung darüber zu fällen, ob er die Klage annehme oder aber a limine abweise. Grund, letzteres zu tun, konnte etwa die Anspruchsverjährung sein oder weil ein Klageanspruch gegen die Erben des Schuldners nicht vorliege 2c. Letzteres war z. B. der Fall bei den Obligationen ex delicto. Ich habe beispielsweise meinen Freund auf der Jagd fahrlässig getötet. Mir gegenüber stehen die Witwe und unversorgte Kinder mit Schadenersatzansprüchen. Bevor sie dieselben bei Gericht anhängig machen können, bin ich selber gestorben, und meine Erben, mit Glücksgütern zwar reich gesegnet, weisen Witwe und Kinder des Getöteten vor die Türe. Das römische Recht kennt keinen Ersatzanspruch für sie an. Dagegen verordnet Alexander III . . . „heredes eius moneas et compellas, ut his quibus ille per incendium vel alio modo damna contra iustitiam irrogaverat, iuxta facultates suas condigne satisfaciant, ut sic a peccato valeat liberari“ (cap. 5 X 5, 17).

Dieser kanonischen Bestimmung, die zunächst natürlich für die Bußdisziplin und die rein kanonischen Rechtsinstitute maßgebend war,



liegt die übernatürliche Auffassung zugrunde, daß durch derartige Ersatzleistungen von seiten der Erben der Seele des Abgeschiedenen im Fegefeuer Erleichterung werden könnte. Auch diese Bestimmung Alexanders III. ist in das Zivilrecht übergegangen. Welchen Schlag das Lateranensische Konzil gegen die Anspruchsverjährung geführt, haben wir schon erwähnt.

Stellen wir uns also einen Kläger vor, der mit einem Anspruche vor dem Richter erscheint. Schon das allein, daß er diesen Anspruch juristisch nicht zu formulieren wußte, konnte ihn im römischen Rechte sachfällig machen. Auch kann er fernerhin vielleicht a limine abgewiesen werden wegen Anspruchsverjährung oder weil er etwa in einer Deliktsobligation den Erben des Delinquenten gegenübersteht. Aller dieser ernsten Sorgen hat ihn die päpstliche Gesetzgebung enthoben.

Bedarf es noch weiterer Beweise, daß das kanonische Recht im Sinne sozialer Reform auf das römische Recht eingewirkt habe? Sollen wir über das Zinsverbot der Kirche, über die Ausbildung des modernen formlosen Kontraktes unter Einfluß des kanonischen Rechtes, über den Einfluß der Kirche auf das Erbrecht &c. sprechen?

Mit Recht hat der italienische Advokat und einstige italienische Minister Gianturco („L' Individualismo e il Socialismo nel diritto contrattuale", Neapel 1891) die schönen Worte gesprochen: „La questione sociale e quasi tutta nel Codice civile". Es wären das also dankenswerte Aufgaben, die soziale Reform des kanonischen Rechtes darzulegen und zu zeigen, wie viele soziale Schäden heute nicht bestünden, wenn die Kirche ihren umbildenden Einfluß im Zivilrechte bewahrt hätte und wenn nicht an Stelle der Rezeption des kanonischen Rechtes die Rezeption römischen Rechtes getreten wäre.

Es sind das alles aber ungemein subtile Fragen, die viel Gründlichkeit der Darlegung erfordern, und wir müßten, wie gesagt, dann nicht eine Abhandlung, sondern Bücher darüber schreiben. Es genüge also das bisher Entwickelte, um zu beweisen, daß im 13. Jahrhunderte dem römischen Rechte ein mächtiger Rivale erwachsen war: das Corpus iuris canonici, das, um mit anderen Schriftstellern zu sprechen, gleichsam als eine verbesserte Auflage der Justinianischen Gesetzbücher gelten konnte.

Es ist nun Zeit, von der Bulle „Super specula" Honorius' III. vom Jahre 1219 zu sprechen, welche ein Glied in unserer Beweiskette bildet. Diese berühmte Bulle enthält ein Verbot, römisches Recht zu studieren. Es steht fest, daß an der Pariser Universität laut dieses päpstlichen Dekretes von 1219 nicht nur den Klerikern, sondern auch den Laien das Studium des römischen Rechtes verboten war und daß dieses Verbot jahrhundertelang beobachtet wurde. Wir wollen zum Beweise dieser unserer Behauptung das anführen, was Marcel Fournier in der „Nouvelle Revue historique de droit français et étranger" (1890) in seinem Artikel „L' église et le droit Romain au XIII. siècle" darüber sagt: „D'autres ont admis, que la prohibition était absolue et visait les laïques comme les clercs. Cette opinion est la vraie. C'est celle qui l'emporte dans la pratique. C'était celle de l'Université de



Paris et du Parlement." Und an anderer Stelle: „L'Université de Paris respectait en effet la prohibition. En 1433, l'an de la fondation de l'Université de Caen, celle de Paris offrit d'enseigner le droit Romain, mais l'offre fut rejetée. En 1572 les canonistes de Paris furent poursuivis devant le Parlement parcequ'ils graduaient en droit civil et ils furent condamnés" 2c.

Damit fallen schon alle Hypothesen, welche in dem kanonischen Verbote bloß äußerliche Gründe sehen, um den Klerus vom theologischen Studium nicht abzuhalten und vor Verweltlichung zu bewahren. Zu den Auslegern unserer Bulle in diesem Sinne gehört niemand geringerer als auch Denifle („Universitäten im Mittelalter"). Es wird diese Ansicht vor allem von Tardif verfochten (N. R. h. cl. d. f. e. é. 1880). Tardif glaubt den Streit über die Bulle durch Publizierung eines Manuskriptes vom Jahre 1312 lösen zu können, in welchem Philipp der Schöne erklärt, einer seiner Vorgänger (Philipp August) habe den Papst um Veröffentlichung der bekannten Bulle angegangen, um die Sorbonne als Mittelpunkt theologischen Studiums zu erhalten. Marcel Fournier legt in seiner Erwiderung dar, es handle sich um eine diplomatische Phrase. Philipp der Schöne konnte einen Eingriff in die Königsrechte bezüglich der Universität nicht zugeben und suchte so seinen Rückzug vor der Macht der Tatsachen zu bemänteln.

Wir wissen, daß Schulangelegenheiten zu den gemischten Angelegenheiten gehören und daß im Mittelalter die päpstliche Gesetzgebung und der päpstliche Einfluß darin ein großer sein mußte, da das Laienstudium im 13. Jahrhunderte erst begann und gebildete Laien nur ausnahmsweise zu treffen waren.

Und so glauben wir uns der Ansicht Marcel Fourniers anschließen zu können. Die Bulle „Super specula" soll uns sogar ein Hauptbeweis sein für unsere These, daß die katholische Kirche mit der Rezeption des römischen Rechtes im 16. Jahrhunderte und mit der Unterbrechung nationaler Rechtsbildung nichts zu tun hat.

Wir haben eine so hohe Auffassung von den großen Päpsten des 13. Jahrhunderts, die tiefe Denker und glänzende Juristen waren, daß es uns mehr als wahrscheinlich erscheint, daß sie in ihrer Hirtensorge für die Christenheit das vorausgesehen haben, was man heute als sogenanntes römisches Joch empfindet, als sie den beginnenden Siegeslauf des römischen Rechtes im 13. Jahrhundert beobachteten. Mit dem Siege des römischen Rechtes waren auch die päpstlichen Bestrebungen für Christianisierung des Rechtes abgeschnitten. Die sogenannte theoretische Rezeption des römischen Rechtes begann im Mittelalter, als die Hohenstaufen sich des Kaiserrechtes bedienten, um die Päpste im Investiturstreite zu bekämpfen. Die praktische trat in Vollendung gleichzeitig mit der Reformationsbewegung und mit dem Hinausdrängen der Kirche aus den öffentlichen Verhältnissen. Braucht es noch viel weiterer Beweise für das, was wir beweisen wollen?

Marcel Fournier hat l. c. trefflich die Rivalität zwischen kanonischem und römischem Rechte geschildert. Im 13. Jahrhundert



war die Idee des Universalismus stärker als sonst. Durch ganz Europa ging ein internationaler Zug, der durch die gemeinsamen Unternehmungen der Kreuzzüge nur gefördert wurde. Ich erinnere beispielsweise an die sogenannten Goldgulden, die in ganz Europa zu selbem Gewichte mit Johannes dem Täufer einerseits und der Lilie anderseits geschlagen wurden, während ein kleines Wappenschild am Ende der Umschrift das Königreich oder die Stadt bezeichnet, wo sie geschlagen wurden. Es ist das eine kleinliche Äußerlichkeit und doch charakteristisch. Es handelte sich nur darum, ob es ein Cäsarenweltreich mit dem nivellierenden römischen Rechte zur Grundlage werden sollte oder eine respublica christiana, eine Föderation der selbständigen autonomen Nationen, vielfach, souverän und frei, und doch eins in ihren höchsten geistigen Idealen, deren Ausdruck der Papst und das kanonische Recht sein sollten.

Das römische Recht hat triumphiert. Wir bedauern es, denn wäre es anders gekommen, gäbe es vielleicht keinen Glaubensabfall und keine französische Revolution, und die Segnungen der Erlösung, des Friedens und des Seelenglückes wären vielleicht ausgedehnter als heutzutage. Es ist aber zu viel Ironie, wollte man dem Papsttume heute die Verantwortung für die schädlichen Folgen dieses Sieges des römischen Rechtes zuschreiben.

Welches Verständnis die Kirche schon im Mittelalter für die organische Entwicklung nationalen Rechtslebens besaß, dem sie nur christliche Elemente mittels des kanonischen Rechtes zuführen wollte, beweisen die Worte der in Rede stehenden Bulle selber:

„ . . . quia tamen in Francia et nonnullis provinciis laici Romanorum Imperatorum legibus non utantur . . . firmiter interdicimus et districtius inhibemus, ne Parisiis vel in civitatibus seu aliis locis vicinis quisquam docere vel audire ius civile praesumat." Das Studium römischen Rechtes ist überflüssig, da ja das Land seine eigenen heimischen Gebräuche besitzt.

Wir glauben zwar nicht erschöpfend, aber genügsam die Wechselbeziehungen kanonischen und römischen Rechtes beleuchtet zu haben.

Und nun endlich zur Rezeption des römischen Rechtes selber. Sagen wir es gleich, uns bleibt sie in der Form, wie sie geschehen, eine jener Geschmacklosigkeiten des Humanismus, welcher der Barockzeit und Perückenzeit vorausging.

Wir leiden noch an manchen Verirrungen unserer Voreltern, und so liegt uns auch noch der Romanismus, der Cäsarentraum der Renaissancezeit in den Gliedern. Monléon („L'Eglise et le droit Romain", Paris 1887) und der Dominikaner P. Danzas („St. Raymond de Pennafort et son époque", Paris 1885), der schon öfters erwähnte Anonymus in den Historisch-politischen Blättern (79. Band) sind mit Recht gegen diesen Romanismus zu Felde gezogen.

Es gibt in diesem Sinne einen schädlichen Romanismus im öffentlichen und im Privatrechte.



Im öffentlichen Rechte bezeichnet dieser Romanismus vor allem das Hinausdrängen aller spiritualistischen Begriffe und damit im Zusammenhang die gleichsam a priori aus dem göttlichen Rechte gegebene Staatsorganisation. Der mittelalterlichen theologischen Doktrin war der Mensch von Gotteswegen nicht bloß ein soziales, sondern auch ein politisches Wesen, und so ergab sich auf natürlichem Wege die monarchische Verfassung als der natürlichste Ausdruck der von Gott gewollten Autorität.

Der rationalistische Romanismus, der die Verbindung mit der metaphysischen Welt abgeschnitten hatte, kam auf demselben Wege wie einst das alte Rom von der Volkssouveränität zum absoluten Cäsarismus.

Im Privatrechte bezeichnet der Romanismus die rücksichtslose Entfaltung der egoistischen individuellen Kräfte, die rücksichtslose Vertragsfreiheit, während die staatliche Tätigkeit jener Forstökonomie gleicht, welche die Entfaltung des Lebenskräftigen und Starken auf Kosten des Schwachen und Elenden begünstigt. Ist doch das Starke auch das Fruchttragende für den allmächtigen Fiskus. Militarismus und Genußsucht, rücksichtsloser, vorwärtsstrebender Egoismus, das sind die höheren Prinzipien, welche modernes Rechtsleben in das Alltagsleben hineinträgt.

Mit Recht hat Professor Stutz („Die Eigenkirche," Berlin 1895) gesagt. „Mit keiner der bisherigen Weltordnungen hat sich . . . die Kirche solidarisch erklärt; keine von ihnen hat sich als für den Weiterbestand der Kirche unumgänglich notwendig erwiesen" . . .

Wir wollen also nicht die Rückkehr zu allen mittelalterlichen Anschauungen als das einzige Heil bezeichnen. Wir wollen auch nicht alle großen Verdienste der modernen Regierungen um den Volkswohlstand leugnen.

Im Grunde liegt aber trotz alledem ein Weh auf unseren Zeiten, wie es stärker kaum jemals sich fühlbar machte. Und dieser Weltschmerz, er wurzelt in dem Mangel des Spiritualismus. Der Romanismus hat für das kanonische Recht keinen Platz mehr. Der Staat ist die einzige, ausschließliche Rechtsquelle. Jede Korporation erhält von ihm Leben und kann ebenso willkürlich unterdrückt werden. Der Staat hat seine soziale Gliederung verloren und mit Macht trachtet der rücksichtslose Individualismus, auch sein unterstes Glied, die Familie, zu zerstören.

Freiherr von Vogelsang sagt („Die sozialpolitische Bedeutung der hypothekarischen Grundbelastung", S. 10): „Erst der Einbruch des römischen Rechtes in unser nationales Leben zerstörte die befriedigende Position, in welche die christliche Entwicklung den Bauernstand Mitteleuropas gebracht hatte."

Dernburg („Pandekten", Berlin 1903, II, S. 49) sagt, nachdem er das Prinzip der absoluten römischen Vertragsfreiheit auseinandergesetzt und erwähnt hat, daß man in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland in dieser Beziehung noch über das römische Recht hinausging: „Hiedurch wurde zwar die merkantile Entwicklung in Deutschland gefördert, aber da die Ausbeutung der schwächeren Gesellschaftsklassen, insbesondere auch der kleinen Bauern freigegeben war, wuchsen



die sozialen Mißstände und der Gegensatz zwischen den Bevölkerungsklassen."

Gianturco („L'Individualismo e il Socialismo nel diritto contrattuale", Neapel 1891) sagt: „Che l'operaio stretto da una coalizione di padroni, o dalle più stringenti necessità della vita, o da una sopra abbondanza nell' offerta della mano d'opera, sia obbligato a subire i patti leonini dettatigli dall' imprenditore, e affatto indifferente! Che il colono subisca un contratto agrario, che lo privi di ogni frutto di quelle terre fecondate col suo sudore è del tutto irrelevante; egli consenti ed e questa la sua condanna! Che il popolino sia travagliato dall' usura più immodica e scandalosa, non è materia questa, nella quale il legislatore possa nulla: pacta serventur et pereat mundus." Das soll zur Charakterisierung der Rezeption des römischen Rechtes genügen.

Georg von Below hat „Die Ursachen der Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland" behandelt. („Histor. Bibliothek", Band 19. München und Berlin 1905). Es gilt als das Beste, was darüber geschrieben wurde. Doch muß man sich gestehen, daß einem nach Lesung dieses berühmten Buches die Rezeption ein Rätsel bleibt. Wir wollen an diesem Buche zwei Dinge ausstellen: zuerst daß der Verfasser fast ausschließlich deutsche Autoren zitiert. Wir glauben, zumal da es sich um die Rezeption eines fremden Rechtes handelt, daß man die Ursachen auch im Auslande und bei fremden Autoren studieren müsse; das Weitere, was wir Below vorwerfen wollen, ist die Ausschließung der metaphysischen und religiösen Fragen in seinen Erörterungen. Vielleicht hat er dadurch nur seine Unparteilichkeit bescheinigen wollen.

Wir glauben aber, er hat die Ursachen der Rezeption nicht klar erkannt. Denn wir glauben, daß die Rezeption vor allem das Hinausdrängen der Kirche und ihres spiritualistischen Einflusses aus dem Rechtsleben bedeutet.

Das ist Romanismus als modernes Kulturelement.





Der Staatsbankrott vom Jahre 1811.

Von **Wilhelm König.**

Am 15. März des Jahres 1811 fand die kaum aus dem Schlafe erwachte Bevölkerung der Monarchie an allen Straßenecken und Plätzen das Patent Kaiser Franz' angeschlagen, womit der nominelle Wert des Bankozettels, des Geldzeichens, dessen man sich nahezu ausschließlich bediente, auf ein Fünftel reduziert wurde. Wenn man bedenkt, welche Änderungen in der gesellschaftlichen Struktur der relativ unbedeutende Börsenkrach des Jahres 1873 mit sich brachte, wie sehr uns die Schrecken des Dreiundsiebzigerjahres noch heut in den Gliedern liegen, wird es nahezu unbegreiflich, daß der Staatsbankrott von 1811, das bedeutsamste Ereignis der österreichischen Finanzgeschichte, mit dem Aussterben der Kinder derer, die ihn miterlebt, der Vergessenheit anheimfiel. Dazu trug wohl auch die ungerechtfertigte Überhebung und die Lieblosigkeit bei, mit der die liberale Schule dem Vormärz stets gegenüberstand. Die Zahl derer, die den Staatsbankrott zum Gegenstande historischer oder staatsfinanzieller Studien gewählt haben, ist eng begrenzt. Mit dem Hinweise auf v. Hauer, Tebeldi, Adolf Wagner, Anton Springer und Adolf Beer sind, abgesehen von wenigen Artikeln in Enzyklopädien, alle nennenswerten Arbeiten erschöpft. Um so dankenswerter erscheint es, daß Dr. Stiaßny in überaus mühsamer und emsiger Aktenarbeit, auf die Quellen zurückgehend, den Staatsbankrott zum Gegenstande eines Werkes gemacht hat, in dem er nebst manchem originellen Gesichtspunkte viel wertvolles neues Material zutage förderte.[1])

Wollen wir von der Verfallsperiode der österreichischen Wirtschaft in valutarischer und staatsfinanzieller Hinsicht lernen, so wird es nicht zu vermeiden sein, ein wenig Historie und auch ein wenig Theorie zu treiben. Wir müssen die Ursachen des finanziellen Ruins ebenso kennen lernen wie die Mittel, mit denen man diesem zu begegnen suchte, und müssen aus der Fülle äußerlichen Geschehens immer wieder den Wesenskern herausschälen. Zu diesem Zweck ist es nötig, bis zu den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges zurückzugehen, bis zum Tage der Gründung der Wiener Stadtbank, am 15. Juni 1703. Sie sollte (so hieß es im Gründungspatent) „den Bedrängnissen steuern, welche durch die Erhaltung zweier Armeen im Auslande,

---

[1]) Dr. Paul Stiaßny, Der Staatsbankrott von 1811. (Im Erscheinen.)



durch das Herausziehen des baren Geldes entstanden waren," und bei der Abtragung der Staatsschulden mitwirken. Die Wirksamkeit des Greshamischen Gesetzes, daß schlechtes Geld das gute verdrängt, ward also schon 1703 deutlich empfunden; ebenso die Notwendigkeit einer entsprechenden Staatsschuldentilgung. Die Wiener Stadtbank war allerdings wenig geeignet, dem Übel abzuhelfen. Ihr Barfonds, der jährlich von Staatswegen mit 4 Millionen Gulden dotiert werden sollte, gehörte dem Staate, stand in dessen Verwaltung, und die ihr tatsächlich zugewiesenen Mittel wurden bald wieder für Militärzwecke verwendet. Unter solchen Umständen konnte sie sich keines besonderen Vertrauens erfreuen. Auch daß ihre Verwaltung im Jahre 1706 der Stadt Wien übertragen wurde, konnte nur wenig daran ändern, um so mehr, als diese Selbständigkeit nur von kurzer Dauer war; 1769 wurde sie vollends der Hofkammer unterstellt. Ebenso erfolglos erwies sich die 1714 gegründete Universal-Bankalität, die 1745 einfach zur Gefällsdirektion wurde.

Auch die Kriegsnot der Regierungsjahre Maria Theresias konnte, trotz aller Sparsamkeit in der Verwaltung, nicht ohne Einfluß auf die Finanzen bleiben. Besonders die Kosten des dritten preußischen Krieges lasteten, ungeachtet der französischen Subsidien, schwer auf Österreich. Die freiwilligen Darlehen wurden bald unter der Sondergarantie der böhmisch-österreichischen oder niederländischen Stände, bald unter der der ungarischen Komitate aufgenommen. Daneben gaben noch das Kupferamt, das den Bergbau verwaltete, und das Stadtbanko Obligationen aus. Die Abschlüsse sämtlicher Anleihen wurden entweder durch private Bankhäuser vermittelt oder die Darlehen wurden von diesen geleistet. Der Zinsfuß schwankte zwischen 4 und 6 Prozent, der Emissionskurs dürfte in der Regel al pari gewesen sein. Die Verfügung, daß Waisen-, Stiftungs- und Kirchengelder in öffentlichen Fonds angelegt werden müssen, war durchaus nicht auf die Pupillarsicherheit der betreffenden Kapitalien abgerichtet, sondern trug, mit größerer Offenheit als heute, den Charakter einer Zwangsanleihe, wie ja auch vom Privatvermögen ein erheblicher Teil in öffentlichen Schuldverschreibungen angelegt werden mußte. Um auch die kleinen Kapitalien heranzuziehen, wurden am 30. Juni 1761 7 Millionen Gulden, am 8. Mai 1762 weitere 3 Millionen Gulden mit 6 Prozent verzinslicher Obligationen in Appoints zu 25 und 100 Gulden ausgegeben, die von den öffentlichen Kassen zum Tageskurs plus den fälligen Zinsen in Zahlungsstatt genommen werden mußten. Mit der Ausgabe dieser Zahlungsobligationen, die in der modernen Terminologie als Schatz- oder Kassenscheine zu bezeichnen wären und die bald ähnlich dem Papiergelde im Publikum umliefen, wurde ein Zwitter von Obligation und Geld geschaffen. Eine wesentliche Ursache der Papiergeldnot Österreichs liegt in diesem, 1761 das erstemal in die Erscheinung tretenden theoretischen Mangel, daß zwischen dem Gelde mit seinen ganz besonderen wirtschaftlichen Funktionen und der Staatsschuld nicht entsprechend scharf unter-

schieden wurde. Dieser theoretische Fehler stand der Sanierung der Finanzen vielleicht nicht minder hindernd entgegen als die Kriegsnot selbst, welche auch gegen bessere Einsicht immer wieder die Papierscheere in Bewegung setzte. Mit dem Frieden zu Hubertusburg, der 1763 dem Siebenjährigen Kriege ein Ende setzte, schritt man übrigens zur Kündigung dieser Zahlungsobligationen, deren letzte 1766 eingezogen ward.

Inzwischen wurde am 15. Juni 1762 das erste unverzinsliche Papiergeld Österreichs, der Bankozettel, ausgegeben, seiner rechtlichen Natur nach als Schuld des „Wiener Stadtbanko". Die Zettel, zu 5, 10, 25, 50 und 100 Gulden, mußten von den öffentlichen Kassen bei allen Zahlungen bis zur Hälfte wie bares Geld genommen werden. Um ihre Zirkulation zu erzwingen, wurde sogar bestimmt, daß von den Gefällen ein Drittel in Bankozetteln entrichtet werden müsse, ein Vorgang, der sich bald in sein Gegenteil kehren sollte. Zwangskurs im Privatverkehr besaßen die Bankozetteln nicht, vielmehr konnten sie über Wunsch jederzeit in 5prozentige Bankobligationen umgetauscht werden. Der Umfang der Emission betrug 12 Millionen Gulden. Die wichtigste Frage haben alle Autoren, die sich bisher mit dem valutarischen Probleme des Bankozettels befaßt haben, übersehen, mit Ausnahme Adolf Wagners, der sie leider auch nur flüchtig streift. Wie wurden die Bankozettel in Verkehr gesetzt? Während die englische Banknote, ähnlich der modernen, schon frühzeitig durch die Diskontierung von Wechseln in Verkehr gebracht wurde, wodurch ihr mit dem Verfalle des Wechsels ein natürliches Rückströmen gesichert war, wurde der Bankozettel vom Staate einfach zur Zahluug empfangener Leistungen und Waren verwendet und solcherart ins Volk gebracht. Ein Rückströmen erfolgte nur, wenn sich das Volk an den Staatskassen seiner Steuerpflicht entledigte. So war der Bankozettel eigentlich ein Steuergeld, und ganz richtig kann sich Stiaßny (der diesen grundlegenden Unterschied gleichfalls übersieht) auf den Steuercharakter der Bankozettelemissionen berufen und die spätere Devalvierung als das Zugeständnis einer längst vorgenommenen indirekten Besteuerung mit ungerechter Grundlage motivieren. Hätten die Steuern die Staatsauslagen gedeckt und wären die Steuergelder ausschließlich in Bankozetteln geleistet worden, so wären diese alljährlich im Ausmaße der Emissionen wieder in die Staatskassen zurückgekehrt. Die Art ihrer Ausgabe nimmt aber den Bankozetteln den Geldcharakter. Dieser beruht im Wesen in der Vermittlung zeitlich getrennter Leistungen. Das echte Geld — dessen stofflicher Wert ganz nebensächlich ist — ist lediglich ein Mittler. Darum ist es im modernen Staate ganz gut möglich, daß ein geordnetes Geldwesen neben einem Defizitbudget besteht, daß die Note ihre Vollwertigkeit gegenüber dem Metallgelde auch in Zeiten einer Überschuldung des Staates behauptet. Wenn die Überschuldung trotzdem auf die sogenannte Kaufkraft des Geldes wirkt, so ist das eine Erscheinung, deren Ursache nicht auf Seite des Geldes liegt, sondern

auf Seite der mit der Überschuldung verbundenen Produktionsstörungen und der Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkte.

Die Bankozettel erregten vorerst, namentlich in Tirol und Ungarn, Bedenken; doch bald war man mit ihnen so sehr vertraut, bald waren sie so sehr gesucht, daß sie mit einem Agio von 2½ Prozent bezahlt wurden. Dennoch schritt die überaus sparsame Finanzverwaltung, der Graf Haugwitz vorstand, erst 1771 zu einer weiteren Emission, wobei sie einerseits die Einlösbarkeit gegen 5prozentige Bankobligationen beseitigte, anderseits sich verpflichtete, die Bankozettel bei Steuerzahlungen bis zum vollen Betrage in Zahlung zu nehmen. Obwohl infolge des Siebenjährigen Krieges die Staatsschuld von 118 auf 271 Millionen Gulden angewachsen war, wurde damals durch die Anlage des Staatsschuldbuches im Jahre 1765 in die verworrenen Verhältnisse Ordnung gebracht. 1766 konnte den Staatsgläubigern Rückzahlung des Kapitales oder Herabsetzung des Zinsfußes auf 4 Prozent freigestellt werden — die erste freiwillige Konversion in Österreich. Gleichzeitig wurde der 4prozentige Zinsfuß als der gesetzliche erklärt. Der Staatskredit hob sich nun in den Friedensjahren unter der Regierung Maria Theresias so sehr, daß die Staatsschuld, die bei ihrem Tode die noch immer sehr bescheidene Summe von 376 Millionen Gulden erreichte, bloß mit 1 bis 2½ Prozent verzinst werden mußte und die gesamte Verzinsung nicht ganz 5 Millionen Gulden jährlich in Anspruch nahm. Der Bankozettelumlauf aber war beim Regierungsantritte Josef II. auf 6·8 Millionen Gulden herabgesunken.

Unter Josef II. begann der Rückschlag. Die Vermehrung der Behörden durch das Zentralisationssystem, die Verbeamtung, steigerte die Kosten der Zivilverwaltung von 18 auf 28 Millionen, während die Kosten des Heeres rasch von 33 auf 66 Millionen Gulden jährlich anwuchsen. Eine — ähnlich wie später in Ungarn — unter Zuhilfenahme auswärtiger Kräfte künstlich ins Leben gerufene dilettantische Industrie, die ihr Entstehen merkantilistischen Theorien dankte und durch ein Prohibitivsystem geschützt wurde, erforderte ansehnliche Subventionen, Vorschüsse und Spenden. 1782 setzte die Defizitwirtschaft ein, der erst mehr als ein Jahrhundert später die in dieser Hinsicht gewiß verdienstliche Rücksichtslosigkeit Dunajewskis ein Ende machte. 1784 bis 1786 betrug das Defizit bloß zirka 4 Millionen Gulden jährlich, 1787 bis 1790 bereits 20 Millionen Gulden, obwohl die Staatseinkünfte bis auf 112 Millionen gesteigert werden konnten, wobei Josef II. in der Wahl der Mittel zur Geldbeschaffung nicht sonderlich rigoros war (Aufhebung von 309 Männerklöstern und 104 Frauenklöstern, deren Gebäude für öffentliche Zwecke benützt wurden, während Liegenschaften und Mobiliar ebenso wie zahllose Staatsgüter an den Meistbietenden versteigert wurden; Aufhebung der Fideikommisse). Der umständlichen Aufnahme von Darlehen, deren Dienst damals schon 15 Millionen erforderte, zog er die Emission von Bankozetteln vor. Am 1. Juni 1785 ordnete er die Einziehung der alten Bankozetteln



und eine Neuemission von zirka 20 Millionen Gulden an und schuf zu diesem Behufe in allen Hauptorten, so auch in Mailand, Einlösungskassen. Um den Bankozetteln die Annahme zu sichern, verfügte er, daß die Hälfte aller Gefälle in Bankozetteln entrichtet werden müsse. In der Zeit des türkischen Krieges 1788 plante er eine Vermehrung auf 75 Millionen und eine innere Anleihe von 50 Millionen, mußte jedoch von diesem Projekt angesichts seiner gänzlichen Aussichtslosigkeit Abstand nehmen und mit der Ausgabe von $10^3/_4$ Millionen Bankozetteln sich begnügen. Bei seinem Tode betrug der Umlauf 28 Millionen. Die zwei Regierungsjahre Leopold II. brachten keine Neuemission, der Stand der Bankozettelschuld verringerte sich vielmehr auf 26·7 Millionen Gulden.

Im Jahre 1792 kam Kaiser Franz zur Regierung. Er war in eine große Zeit geraten, der er mit allen seinen unleugbaren, den Wienern besonders sympathischen Gaben und mit seinem sich leider oft in Kleinigkeiten verlierenden Fleiße nicht gerecht werden konnte. Mancher wahrhaft Große wäre vielleicht unter der Last seiner Sorgen niedergebrochen; ihn schützte eine merkwürdige Mischung von Pflichtgefühl und Humor. Die Franzosenkriege, die nahezu ununterbrochen bis 1815 währten, gefährdeten immer wieder Thron und Staat und erforderten unausweichliche Opfer, die unter allen Umständen gebracht werden mußten. Am finanziellen Niedergange Österreichs trifft ihn darum keine Schuld; sein Sinnen und Trachten war durch Jahrzehnte auf finanzielle Reformen gerichtet, aber die Verhältnisse waren stärker als er und seine Ratgeber. Die Monarchie ging damals eben durch eine jener furchtbaren Krisen, bei denen es sich um Leben und Tod des Organismus handelt und denen vorzubeugen, für die wahrhaft gerüstet zu sein, immer die vornehmste Aufgabe der Regierungen bleiben muß.

Am unmittelbarsten zeigten sich die Folgen der Franzosenkriege im Anwachsen des Militäretats, der 1793 noch 69 Millionen betrug und 1796 mit rund 110 Millionen Gulden den Gipfel erreichte. Nimmt man die Erfordernisse der inneren Verwaltung, des Hofetats und der Diplomatie, der öffentlichen Anstalten und den Zinsendienst der Anleihen, der schon 1798 25 Millionen Gulden betrug, hinzu, so wird das chronische Defizit der Regierungszeit Franz I., das gleichfalls 1796 mit nahezu 90 Millionen Gulden kulminierte, nicht wundernehmen. Erreichten doch unter seiner Herrschaft die regulären Einnahmen trotz des enormen Steuerdruckes 1801 ihr Maximum mit 82 Millionen Gulden. Jede Einnahmensteigerung ward beträchtlich erschwert durch die obstinate Haltung der ungarischen Stände, die sich hinter ihre Verfassung verschanzten und sich jeden freiwilligen Beitrag erst abringen ließen. Charakteristisch ist, daß damals die österreichischen Minister die binnenländische Zollgrenze, die Ungarn von den übrigen Erblanden trennte und deren Aufhebung die Magnaten stürmisch forderten, als das einzige Mittel festhielten, durch das Ungarn überhaupt zu einer Beitragsleistung zum Staatshaushalte herangezogen werden konnte. Auch Galizien leistete so gut wie nichts.

Die verzweifelten Mittel, die der Kaiser an die Bedeckung des Defizits wandte, seien flüchtig skizziert. Die englischen Subsidien (10 Pfd. St. pro Mann zu Fuß, 15 für Mann zu Pferd) erwiesen sich als unzulänglich. England brachte aber, an Österreichs Bestand in hohem Maße interessiert, weitere Opfer, indem es Anleihen am Londoner Markte garantierte. Dadurch konnten im Jahre 1794 durch das Bankhaus Loose & Co. 10 Millionen Gulden zu 5% glatt emittiert werden, 1795 durch Boyd, Benfield & Co. gar 40 Millionen Gulden gleichfalls zu 5% und noch 1797 1·6 Millionen Pfd. St. zu 6·8%. Weitaus ungünstiger ging es mit Anleihen in Deutschland. 1793 wurde durch Dillmer in Regensburg, 1794 durch Schaaffhausen in Köln je eine halbe Million Gulden zu 4½% placiert, aber schon 1795 ergab eine bei Frege & Co., Leipzig, aufgelegte Anleihe von 2 Millionen Gulden trotz Herabsetzung des Emissionskurses auf 96 nur eine Subskription von kaum 400.000 Gulden. 1796 mußte die Zinsenzahlung und Tilgung der auswärtigen Schuld eingestellt werden; erst am 12. August 1802 konnte man zur Unifizierung der auswärtigen Schuld in Partialobligationen, mit Verlosung binnen 20 Jahren ab 1806, schreiten; doch auch dieser neuen Verpflichtung konnte nicht voll nachgekommen werden.

Noch erfolgloser waren die freiwilligen inneren Anleihen, die ohne Kontrolle vollzogen wurden. Um das ungemünzte Gold und Silber, namentlich die Kirchengeräte, heranzuziehen, das tote Vermögen lebendig zu machen, wurden am 1. April 1792 4½%ige Kupferamtsobligationen zum Kurse von 96, 1795 ein zehnjähriges Darlehen aufgelegt. Begeben wurden diese Anleihen an die heimischen Bankhäuser Fries & Co., Arnstein & Eskeles, Geymüller & Co. und Steiner & Co., die nicht geringen Nutzen zogen. Interessant ist das zähe Festhalten an niederen Zinssätzen zur Vermeidung einer Minderung des Ansehens.

Die Unsicherheit der Verhältnisse, die bald den einen reich, den anderen arm machten, lösten in der Bevölkerung einen wüsten Spieltrieb aus, der immer als ein Verfallssymptom bezeichnet werden kann. Diesen Spieltrieb benützend, griff der Staat immer wieder zu Losanleihen, deren Treffer jedoch bald nicht mehr in bar, sondern, wenn überhaupt, wieder in verzinslichen Staatsobligationen bezahlt wurden. Von diesen Emissionen seien genannt:

1795 ein von den niederösterreichischen Ständen garantiertes 4%iges Lottoanleihen mit einer Spielzeit von 12 Jahren;

1797 die Stadtbanko-Lotterie im Umfange von 10 Millionen Gulden und ein Gold- und Silberlotto, gleichfalls 10 Millionen Gulden;

1802 die Klassenlotterie zur Einziehung der Scheidemünze;

1805 eine unverzinsliche Losanleihe zu 20 Millionen Gulden, zur Hälfte Silber, zur Hälfte Bankozetteln;

1809 eine 4%ige Silberlosanleihe von 10 Millionen Gulden.



Hand in Hand gingen die Arrosierungen (Zuschußforderungen) älterer Anleihen. So 1798 die Arrosierung der Stadtbanko-Obligationen um 30%, gegen Aufstempelung des Kapitales und Erhöhung der Zinsen von 4 auf 5%, 1800 die Arrosierung der Kupferamts-Obligationen um 20 bis 50%, mit Erhöhung des Zinsfußes entsprechend dem Ausmaße der Aufzahlung.

Nun zu den Zwangsdarlehen. 1794 wurde Grundbesitzern, Baueigentümern und Juden 30 bis 60% der Jahressteuer, überdies eine allgemeine Einkommensteuer von 4 bis 8% auferlegt, gegen die verzinsliche, in 25 Jahren rückzahlbare Versicherungsscheine ausgegeben wurden. 1795 und 1799 wurden die Jahreskontributionen der Gutsbesitzer gegen Ausgabe 5%iger Partialobligationen verdoppelt, Naturallieferungen häufig mit 4%igen Obligationen beglichen.

Obwohl gemünztes Geld, auch schlechtesten Gehaltes, zum Handelsobjekt wurde und über die Grenzen strömte, ward auch der Münzverschlechterung nicht vergessen. Entgegen der Konvention von 1753, die den 20-Gulden-Fuß fixierte, wurden ab 1. April 1795 die „Sitscherln", silberne 6- und 12-Kreuzerstücke, und zwar 48 Gulden aus der feinen Kölnermark, geprägt. 1799 wurde das kupferne Dreikreuzerstück geschaffen, 164 Gulden aus dem Wiener Zentner, bald jedoch wurden 213, dann 320 und schließlich gar 426 Gulden Kupferkreuzer aus dem Zentner geprägt. 1805 kam der Münzzettel des Wiener Magistrates auf 12 und 24 Kreuzer in Papier. 1807 die kupferne Bankozettel-Teilmünze zu 30 und 15 Kreuzer, 1600 Gulden aus dem Zentner.

Und nun zum Bankozettel, dem wahren und eigentlichen Geheimmittel der Finanzkunst, zu dem gegriffen wurde, wenn jede andere Hilfe versagte. Der Umlauf wurde Jahr für Jahr erhöht. Die erste Ausgabe, bei der die Summe der neu in Umlauf gesetzten Zettel nicht mehr genannt wurde, erfolgte 1796. Das Volk murrte, wollte die Bankozettel nicht mehr zum vollen Nennwerte nehmen; es bildete sich ein Disagio gegenüber der Konventionsmünze, die immer mehr aus dem Verkehre verschwand. Verordnungen wie die steiermärkische von 1797, die besagte: „Da die Bankozetteln in allen öffentlichen Kassen nach ihrem Werte angenommen werden, so hat sich auch im Privatverkehr niemand zu weigern, solche statt barer Münze, auf welchen ganz gleichen Wert der Staat sie gesetzt hat, anzunehmen", blieben wirkungslos. Am 15. Juli 1800 wurde verfügt, daß die Bankozettel nicht nur bei den öffentlichen Kassen, sondern auch bei privaten Zahlungen vollgiltig und unweigerlich umzulaufen hätten. Auch ward hinzugefügt, daß der Staat nicht verpflichtet sei, sie gegen klingende Münze einzulösen. Der Zwangskurs konnte sie vor dem Disagio nicht bewahren. Die exportfördernde Wirkung des Disagios aber wurde durch hohe Ausfuhrzölle und durch ein Verbot der Getreideausfuhr paralysiert. Um hinwieder die Zahlungsbilanz nicht völlig zu untergraben, wurden auf alle Kolonialprodukte horrende Zölle und auch Verbote gelegt.



1793	waren	27·5	Millionen	Gulden	im	Umlauf
1796	„	46·8	„	„	„	„
1798	„	91·8	„	„	„	„
1800	„	141	„	„	„	„
1801	„	200	„	„	„	„
1803	„	337	„	„	„	„
1807	„	449	„	„	„	„
1809	„	518	„	„	„	„
1810	„	729	„	„	„	„
1811	„	1060	„	„	„	„

Von 1762 bis 1795 hatte sich die umlaufende Summe bloß verdreifacht, von 1796 bis 1811 stieg sie auf das 90fache. In den Jahren bis 1796 zeigte sich kein nennenswertes Disagio, 1796 selbst betrug es $^1/_2$ bis $1^1/_4$%, 1798 1 bis 3%; 1800 steigt es von 13 auf 18%, 1801 auf 28, 1802 auf 33, 1806 auf 84%. 1807 beträgt der Kurs von 100 Gulden Konventionsmünze in Bankozetteln schon 203, 1808 242, 1809 405, 1810 961 und vorübergehend sogar 1200.

Rechnet man den jeweiligen Umlauf der Bankozetteln zu vorerwähnten Kursen auf Konventionsmünze um, so ergibt sich von 1802 bis 1811 ein nahezu stationärer Betrag von durchschnittlich 240 Millionen Gulden — eine Ziffer, in der die Quantitätstheoretiker die dem Lande angemessene Zirkulationssumme sehen wollten, die in zahllosen Sanierungsplänen und Vorschlägen immer wiederkehrt und auch im Finanzpatente von 1811 eine wichtige Rolle spielt.

Was stellt der Bankozettelkurs eigentlich vor? Er ist identisch mit dem Auslandskurse des valutarischen Geldes, der Bankozettel, also identisch mit dem Kurse der Augsburger Gulden, er bezeichnet aber in keiner Weise die Schwankungen der Kaufkraft des Bankozettels. Das Wertverhältnis des Papieres zur Münze ist kein richtiger Maßstab für die Kaufkraft des Papiergeldes gegen Ware. Ganz richtig bemerkt Adolf Wagner: „Die ganze Devalvation mit allen ihren Konsequenzen dreht sich um die Frage der Preisgestaltung unter dem Einflusse des Agios", eine Frage, die eine ganz stattliche Literatur aufweist. Es ist ja klar, daß jede potentiell exportfähige Ware sich auch in ihrem Inlandspreis unter Berücksichtigung der Transportkosten nach dem Auslandskurse richtet; der Großhändler wird immer auf Basis des Weltmarktpreises kalkulieren. Aber das Agio kann nicht in der Preisbildung aller Produkte zum Ausdruck kommen; nicht-exportfähige Waren und Detailpreise zeigen eine merkwürdige Stetigkeit. Der Bäcker, der wohl 1811 wie heute Zweikreuzersemmeln, die Kaisersemmel, fabrizierte, und hiezu das potentiell exportfähige Mehl verwendet, kann sich bei Regulierung der Größe des Gebäcks unmöglich an die Schwankungen des Tageskurses halten. Soviel verleumdet er auch ist, er wird die Semmel, die er aus guten Gründen niemals größer macht, nur etappenweise kleiner machen und mit diesen Etappen gegen die tatsächliche Entwicklung zurückbleiben. In

der Zeit des Staatsbankrottes stand der Bankozettel, wie erwähnt, rund 960, vorübergehend sogar auf 1200; eine Indexnumber der Detailpreise hätte aber angeblich nur einen Kaufkraftkurs von 600 bis 700 ergeben. Als man nun mit dem Finanzpatente von 1811 den Bankozettel gegen Einlösungsschein (Wiener Währung) einzog, die der Konventionsmünze gleichwertig sein sollte, hätte man, unter Berücksichtigung des Kurses von ungefähr 1000, den Bankozettel nur zu $^1/_{10}$, nicht zu $^1/_5$ des Nominales einlösen dürfen. Wenn Graf Wallis im Finanzpatente — das ausschließlich der Regelung der binnenstaatlichen Rechtsverhältnisse galt — hievon abging und den Bankozettel zu $^1/_5$ seines Nennbetrages einlöste, verzichtete er damit, für Jahre oder für immer, bewußt auf die gleichwohl ausgesprochene Gleichwertigkeit der Wiener Währung mit der Konventionsmünze, somit auch auf Barzahlungen. Ob er, wie Stiaßny ihm überaus geistreich unterlegt, damit die in festem Solde Stehenden schonen wollte, da für sie der Bankozettel trotz seines Kurses nur um $^1/_6$ entwertet war, mag offen bleiben; höchst wahrscheinlich lag aber der Wahl des Kurses 500 kein theoretisches Erkennen, sondern nur ein richtiges Empfinden des noch heute so wenig berücksichtigten Binnenkurses des Geldes zugrunde.

Kehren wir nun zur Jahrhundertwende zurück. Das Phänomen des ständig sinkenden Kurses der Bankozettel und der Teuerung beschäftigte alle Köpfe. Mit den Gesetzen vom 4. November und 16. Dezember 1801 wurde eine Wohlfeilheitskommission eingesetzt, die mit ihren Preistaxen keine größeren Erfolge zeitigte als alle ähnlichen Versuche seit Diokletians Zeiten. 1802 trat an Stelle des Finanzministers Graf Saurau Graf Zichy an die Spitze der Hofkammer. Der Kaiser verlangte von der Kredit- und Finanzkommission die Vorlage eines Planes zur Verminderung der Bankozettel. Schon vorher hatte sich die Staatskanzlei mit der Frage befaßt. Stadion sowie Kobenzl waren schon 1802 für die Radikalkur, die Devalvierung, doch fanden sie in Erzherzog Karl einen mächtigen Gegner, dem sich auch die Kredit- und Finanzkommission anschloß. Ihre Gegenvorschläge waren allerdings mehr als dürftig und hatten lediglich das Ergebnis, daß die Steuerschraube neuerdings angezogen wurde. 1803 ordnete Kaiser Franz die Ausarbeitung eines Vorschlages zur Errichtung eines „ständigen allgemeinen Staatsschuldentilgungsfonds“ an. Die Kommission schlug die Bildung eines Amortisationsfonds nach Muster der englischen Sinking Funds vor, dem unter anderem die Einnahmen des Post- und Stempelgefälls zu überweisen wären. Eine Entscheidung langte weder 1803 noch 1804 herab, dagegen wurde verfügt, daß die Zölle für Kaffee, Kakao und Zucker in Hinkunft in klingender Münze (Gold oder Silber) zu entrichten seien, ein Vorgang, der dem ursprünglich zur Propagierung der Bankozettel eingeschlagenen streng widersprach und — sich bis heute erhalten hat. Auch erschien 1803 das bekannte Wucherpatent, dessen Paragraph 6 alle aus dem Disagio entstehenden Nebenschuldig-

keiten aufhob und jede Kontrahierung auf Metallgeld annullierte. Im Februar 1805 langte endlich eine kaiserliche Entschließung herab, welche die prinzipielle Aufhebung der geheimen Einlösungskasse und die Errichtung einer „öffentlichen Schuldentilgungskasse" beschloß und die Kommission neuerlich beauftragte, für deren Dotierung einen Fonds zu ermitteln. Inzwischen war der dritte Koalitionskrieg gegen Frankreich ausgebrochen und die Schlacht bei Austerlitz versetzte Österreich in neue Bedrängnis; im Frieden zu Preßburg verlor es Venezien, Tirol, Vorarlberg, den Breisgau mit Konstanz und gewann lediglich Salzburg. Aus den verlorenen Gebieten strömten die Bankozettel in die Erblande.

Im Jahre 1806 erstanden der Devalvierung in Erzherzog Rainer und Staatsrat Stahl sowie in den Grafen Chotek und Zinsendorf neuerdings beredte Vertreter. Kaiser Franz aber wollte vor allem theoretische Klarheit über das Problem gewinnen. Zahllos sind die Handschreiben, mit denen er zu dieser Frage Äußerungen einholt. Der Gegenvorschlag der Kreditkommission zielte in der Hauptsache auf eine Vermögenssteuer, die aber bloß die deutsch-slavischen Länder heranzog; die Frage, wie man in Ungarn diese Steuer durchsetzen konnte, bildete den Gegenstand monatelanger Erörterungen und Sorgen. Die lebhafte Tätigkeit der Ministerien und Kommissionen fiel auf, Gerüchte von einer bevorstehenden Devalvation des Bankozettels tauchten immer wieder auf und wurden zu Börsenmanövern ausgeschrotet. Ein Erlaß vom 22. Juli dementierte in feierlicher Form diese Gerüchte. Endlich, am 20. August, erschien das neue Finanzsystem. Beschlossen war, die Auflage einer 3½igen Tilgungsanleihe von 75 Millionen Gulden und die Bildung eines Tilgungsfonds. Gleichzeitig ward neuerdings feierlich erklärt, daß keine Maßnahme mehr ergriffen werden sollte, welche die Grundfesten des öffentlichen Kredits und die Glücksumstände vieler Tausenden mit einem Male erschüttern könnte. Weder die Zwangsanleihe noch der Tilgungsfonds sollten verwirklicht werden. Voraussetzung des neuen Systems war der Friede, im Herbste 1806 aber ward die Aufstellung einer Neutralitätsarmee in Böhmen beschlossen. Das Patent vom 29. Oktober ordnete an, alle verfügbaren Mittel zu Kriegszwecken heranzuziehen. Im November dekretierte Napoleon die Kontinentalsperre. Das Jahr 1807 verstrich, ohne daß irgend etwas zur Verbesserung des Geldwesens geschehen wäre. 1808 brach die bekannte Handelskrise herein.

In der österreichischen Schule der Nationalökonomie herrschte zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Merkantilismus. Johann Joachim Becher, Hornecks prächtige Schrift, waren noch unvergessen. An der Wiener Universität, an der durch Jahrzehnte Justis Merkantilismus tradiert worden, lehrte Freiherr v. Sonnenfels den von den Franzosen beeinflußten Reformmerkantilismus. Fichtes Lehre vom geschlossenen Handelsstaat spukte in den Köpfen. Eine prinzipiell ganz richtige Auffassung von der Bedeutung der Handels-



und Zahlungsbilanz verlockte im Vereine mit fiskalischen Rücksichten zu fortgesetzten Erhöhungen der Zölle. Das in der Tat unaufhaltsame Abfließen der guten Münzen ins Ausland sollte um jeden Preis verhindert werden. Unter den binnenländischen und äußeren Zollgrenzen litt aber trotz aller protektionistischen Maßnahmen der Export nicht minder als der Import. Der von Sonnenfels in die Nationalökonomie gebrachte, seither leider vergessene Begriff von der Bilanz des Vorteils, der Arbeitsbilanz, der Völker fand keine Berücksichtigung. So kam die Kontinentalsperre Napoleons den Tendenzen der österreichischen Finanzpolitik eigentlich entgegen. Ihre Folgen waren furchtbar. Triest lag verödet, die Preise der Kolonialwaren stiegen ins Ungemessene, Kaffee war unerschwinglich, die Kriegslieferungen bereicherten die Agrarier, Vermögen, die förmlich über Nacht gewonnen wurden, peitschten den Spieltrieb, dem die allgemeine Unsicherheit und die Glaubhaftigkeit jedes Gerüchtes zu Hilfe kamen.

Die Spekulation bemächtigte sich der Baumwolle und trieb den Kurs pro Zentner mazedonischen Produkts in einer Woche von 80 auf 500 Gulden; der Korner brach dann zusammen und die Verschlechterung des Wechselkredites, zahlreiche Fallimente waren die Folge. Das Elend der Massen kontrastierte furchtbar zum Reichtum weniger Agrarier, Kornwucherer und Pferdehändler. Der Uradel des Landes ward vielfach aus seinem Besitz gedrängt.

In solcher Situation berief Kaiser Franz am 26. August 1808 den Grafen O'Donell an die Spitze der Finanzen. O'Donell fand eine Reihe von Vorschlägen vor, von denen die meisten auf eine direkte oder indirekte Devalvierung des Bankozettels hinauslief. An eine Radikalkur war jedoch nicht zu denken; gegen diese verwahrte sich der Minister des Äußern, Graf Stadion, der die Erhebung von 1809 vorbereitete; auch bei Franz fanden nur jene Vorschläge Gnade, die „ohne gewaltige Mittel" eine mähliche Sanierung der Lage herbeiführen sollten. So mußte sich denn O'Donell unter dem Hochdrucke Stadions zum Patente vom 14. September 1808 verstehen, das wohl als ein Erbstück nach Graf Zichy bezeichnet werden darf. Es führte neuerdings die Einlösbarkeit der Bankozettel gegen 5%ige Staatsobligationen ein, die auf Staatsgütern hypothekarisch sichergestellt sein sollten. Da das Vertrauen zu den neuen Obligationen nicht größer war als zu den Bankozetteln, blieb auch dieser Versuch, das Disagio zu beseitigen, ein Schlag ins Wasser.

Am 4. November 1808 erstattete Graf O'Donell einen alleruntertänigsten Vortrag, der, bis heute unbekannt, gleichwohl größte Beachtung verdient und von dem hier Bruchstücke zitiert seien:

„Unter den zahlreichen Gegenständen, welche der Obsorge des Hofkammerpräsidenten anvertraut sind, mußten diejenigen, welche die Geldzirkulation und die Wechselkurse betreffen, in dem dermaligen Umständen als die wichtigsten und heikelsten angesehen werden. Ich hielt mich daher verpflichtet, diesen Gegenständen seit dem Augenblicke, wo Ew. Majestät mir die Oberleitung der Finanzen aufzutragen



geruht haben, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich durchging zu diesem Ende alles, was bisher darüber geschrieben wurde, und erwog reiflich alle Gründe, die angeführt worden sind, um die Wechseloperationen, dann die Verkäufe von Gold und Silber zu rechtfertigen, welche von Seite des Ärarii seit dem Jahre 1806 geschehen, um das Sinken der Kurse möglichst zu verhindern und dadurch auch den Anwert der Bankozettel zu erhalten, sowie dann auch um die Notwendigkeit dieselben fortzusetzen darzustellen. Zu diesem Ende habe ich die beiliegenden zwei Ausweise verfassen lassen.

„Der erste sub lit. a stellt den Stand der Wechsel-, Geld- und Obligationskurse seit dem Jahre 1796 bis Ende des vorigen Monates September, nebst jenen der mit Ende eines jeden Jahres in Umlauf befindlich gewesenen Summen von Bankozetteln dar. Ich ließ diesen Ausweis verfassen, um daraus die Übersicht zu erhalten, ob und in wie weit das Sinken der Wechsel und Geldkurse durch die nach und nach gemachten beträchtlichen Emissionen von Bankozetteln ausschließlich oder hauptsächlich herbeigeführt worden wären. Aus diesem Ausweise und aus den demselben beigefügten umständlichen Aufklärungen geruhen nun Ew. Majestät zu entnehmen, daß das Sinken der Kurse gar nicht, wie es von vielen behauptet wird, den gleichen Schritt mit den allmählichen Vermehrungen der Bankozetteln gehalten hat, daß in manchen Perioden, wo namhafte Bankozettelemissionen gemacht wurden, die Kurse gar nicht oder nur um wenige Perzente sanken und daß dagegen in anderen Jahren, wo die Masse der Bankozettel gar nicht vermehrt wurde, die Kurse dem ungeachtet beträchtlich wichen, so daß das Sinken unserer Kurse nicht bloß der Vermehrung des Papiergeldes, sondern vorzüglich a) den langjährigen Kriegen, welche einen enormen Aufwand von gutem Gelde nach sich zogen, b) den vielen Operationen, welche in den Jahren 1797 bis 1802 gemacht wurden, um schwere Münze und Silbermateriale aus dem Auslande zur Bedeckung der Armeeauslagen zu ziehen, und c) dem sehr großem Passivstand unserer Zahlungsbilanz gegen das Ausland, welche aus dem zum Teil gehemmten Ausfuhrhandel, besonders aber aus den äußerst hohen Preisen, entspringt, um welche man nun alle Kolonial- und andere fremde Waren kaufen muß."

Nach dem Vorschlage, „alle nur immer möglichen Mittel anzuordnen, um die Erzeugung der inländischen Produkte und Waren zu vermehren" und dadurch den Ausfuhrhandel beträchtlich auszudehnen, fährt O'Donell fort: „Nun kann das tiefere Sinken der Kurse dermalen unmöglich anders als durch die Fortsetzung der Wechsel- und Geldverkäufe verhindert werden, und ich finde mich daher, einverständlich mit der Kreditkommission, notgedrungen, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll anzuzeigen, daß ich diese Verkäufe seit meiner Ernennung als Hofkammerpräsident wie vorhin insoweit habe vornehmen lassen, als es unumgänglich nötig war, um das Sinken der Kurse zu verhindern, und daß ich weiter auf die ähnliche Weise fortfahren werde." Mit dem Hinweise darauf, daß die Finanzen



unmöglich den dermaligen äußerst gespannten Zustand in die Länge aushalten können und daß, wenn die Militärauslagen nicht vermindert werden können, diese Lage unabsehbare Unglücksfälle herbeiführen dürfte, schließt O'Donell dieses denkwürdige Dokument. Dem Ausweise lit. b entnehmen wir, daß zur exodromischen Devisenpolitik seit dem Jahre 1806 rund 5 Millionen Gulden aufgewendet wurden, und zwar ungefähr die Hälfte englische Subsidiengelder, dann eigene Mittel der Staatsschuldenkasse in Gold, Silber und Dukaten, Salzgelder und abgesetzte Lotterielose.

Die Art der Durchführung der Operationen ist sehr interessant und entspricht ganz der modernen Technik. Da heißt es:

„Dem Hause Steiner & Co. zur Veräußerung an der Börse 400.000 Gulden K.-M., zur Deckung seiner Operationen auf Augsburg 600.000 Mark banko Hamburger Währung."

„Den hiesigen Häusern Arnstein & Eskeles, dann Geymüller die Befugnis erteilt, auf Schuback & Söhne in Hamburg zu trassieren."

„Die Verschleißdirektion an der Börse abgesetzt: Mark banko Hamburger Währung, Gulden Augsburger Währung" 2c.

„An Private gegeben" usw.

Charakteristisch ist die Entschließung des Kaisers: „Auch in Ansehung der Operationen erkläre Ich Ihnen hiemit, daß es Mein fester Wille ist, daß der Wert des Papiergeldes nach Möglichkeit und durch zweckmäßige, den Staat nicht zugrunde richtende Mittel aufrecht erhalten werde. Nur ist mit gedachten Operationen nach Möglichkeit hauszuhalten und insbesondere bei sich ergebenden Verschlimmerungen der Kurse wohl zu erwägen, ob diese nicht etwa bloß vorübergehend sind und man sohin das baldige Eintreten einer Besserung von der Zeit selbst erwarten darf, was besonders bei Besorgnissen, die sich im Publikum ohne hinlänglichen Grund verbreiten, öfters zu geschehen pflegt."

Dieses Dokument enthält nicht nur die theoretischen Grundzüge einer Devisenpolitik, die aufs Haar der durch die Ischler Konferenz inaugurierten entspricht, es zeigt auch, daß sie schon 90 Jahre früher mit gleichen Mitteln geübt wurde. Nicht mit gleichem Erfolge. Die Ursachen liegen auf der Hand. Die Mittel wären unzureichend gewesen, auch wenn das Passivum der Zahlungsbilanz geringer gewesen wäre. Bei ständigem großem Passivstand der Bilanz wäre auch heute ein Disagio der Note unvermeidlich. Das seiner Zeit vorauseilende Verständnis für das Problem des Geldwesens, das O'Donell — dem kein Erfolg beschieden sein sollte — in diesem alleruntertänigsten Vortrage dokumentiert, ist um so mehr anzuerkennen, als diese Schrift mehr als ein Jahr älter ist als die berühmte Denkschrift Friedrichs v. Gentz.

Die Schlacht bei Wagram, der Frieden von Schönbrunn führten die Finanzen Oesterreichs mit Riesenschritten dem Ruine zu. Am 19. Dezember 1809 erschien das berüchtigte Silberpatent, eine Verzweiflungstat. Die Untertanen wurden verpflichtet, alle aus Silber



verfertigten Geräte und Kleidungsbestandteile, mit Ausnahme der Löffel, Uhren und Petschaften gegen Interimsscheine abzuführen. Der Erfolg dieses Appells war ein sehr geringer. Die Opferwilligkeit der Untertanen war erschöpft. Der nach dem Wiener Frieden vollends ans Ruder gelangten Partei der halben Maßnahmen gelang es nach langem Sträuben des Kaiser Franz, das unglückliche Patent vom 26. Februar 1810 durchzusetzen, mit welchem O'Donells Finanzsystem publiziert wurde. Sein Grundgedanke bestand im freiwilligen Umtausch der weiter in Geltung bleibenden Bankozettel gegen Einlösungsscheine im Verhältnisse von 1 zu 3 und die Schaffung eines Tilgungsfonds durch eine 10prozentige Stammvermögenssteuer und durch den Verkauf und die Hypothezierung der geistlichen Güter. Von dem Verkaufe der geistlichen Güter versprach sich O'Donell ungeheuere Summen, die dann den neuen Einlösungsscheinen besonderen Anreiz verliehen hätten. Die Stammsteuer verteilte er auf 15 Jahre. Interessant ist nur der Paragraph 5 dieses Patentes, in dem es über die Einziehung der geistlichen Vermögen heißt: „Wir bestimmen uns zu diesem Schritte nach dem allgemein als rechtskräftig anerkannten und von uns und unseren glorreichen Vorfahren in mehreren einzelnen Fällen befolgten Grundsatze, daß das geistliche Vermögen den Vorkehrungen des Staates unterliege, mit dem Vorbehalte jedoch der gegenseitigen heiligen Verpflichtung des Staates, für die Ausgaben eines feierlichen Kultus und eines der Würde der Religionsdiener angemessenen Unterhaltes zu sorgen." O'Donell sollte den gänzlichen Mißerfolg seines Patentes nicht erleben. Im Mai des Jahres 1810 erlag er einem Schlaganfall.

Mit dem Grafen **Wallis** kam eine starke Hand ans Ruder. Der Oberstburggraf von Böhmen erfreute sich wegen seiner an Barbarei grenzenden Strenge keiner sonderlichen Beliebtheit. Graf Wallis hat aber bewiesen, daß er auch gegen sich selbst unerbittlich streng zu sein verstand. Seine Pflichttreue, der bis zur Selbstaufopferung gehende Fleiß, mit dem er sich in das ihm fremde Fach der Finanzen einarbeitete, sichern ihm nicht nur einen Ehrenplatz in der Geschichte des österreichischen Beamtentums, sondern auch in der österreichischen Finanzgeschichte. Wohl am besten charakterisierte er sich selbst in seiner prächtigen Antrittsrede. „Den, wie ich hoffe, bewährten Ruf mitbringend, daß ich wahres Verdienst ehre, daß ich solches überall ohne Rücksicht aufsuche, braven Beamten alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, dagegen aber im Dienste strenge und gegen Dienstesverletzungen unerbittlich bin, daß mir jede Rücksicht, wo es sich um das Wohl des Höchsten handelt, fremd ist und ich in dieser Hinsicht nichts scheue . . . ." Ferner: „In keiner Zeitepoche war fester Mut, unerschütterliche Kraft, gänzliche Hingabe und ausdauernde Beharrlichkeit notwendiger als gerade jetzt." Ein Mann der Praxis, warnt er davor, „Ansichten lieb zu gewinnen, die auf unser Zeitalter und unsere Monarchie nicht passen." Was immer man über Graf Wallis sagen mag, er war der rechte Mann am rechten Platz. Die nunmehr an den Tag gekommenen

Dokumente beweisen, daß er allein der Schöpfer des Finanzpatentes ist, das er mit eiserner Energie nach oben wie nach unten durchzusetzen verstand.

Obwohl O'Donells Finanzsystem mit der Amtsübernahme durch Wallis so gut wie gefallen war, erschienen doch noch am 8. September 1810 die beiden Stammsteuergesetze, die der Verstorbene vorgesehen hatte. Mit eiserner Faust führt Wallis Ersparungen selbst in der Armee durch. Am 4. Oktober 1810 berichtet er dem Kaiser mit größtem Freimut wörtlich, „daß die Lage der Finanzen schrecklich ist, daß sie immer schwieriger und verworrener wird, daß die Verlegenheit von Tag zu Tag steigt und daß der Sturz der Finanzen mit Riesenschritten sich zu nahen scheint". Ziemlich kategorisch fordert er die Rückkehr des Kaisers von Graz. Dieser und einer am 20. Oktober vom Kaiser abgeforderten Äußerung, in der er sich gegen Intriguen stellt, ist zu entnehmen, daß er sich von den Polizeimaßregeln des Freiherrn von Hager gegen Luxus, Egoismus und Wucher der Börsenspekulanten nichts versprach. Schon mit dem Handschreiben vom 7. Oktober 1810 an den Feldmarschall Grafen Bellegarde, den Kanzler Graf von Ugarte und den Grafen Dietrichstein räumt Kaiser Franz seinem Hofkammerpräsidenten nahezu unbegrenzte Vollmachten ein. In der kaiserlichen Resolution vom 10. November heißt es: „Was Ihre Person anbelangt, so wird Ihrem Diensteifer und Kenntnissen auch Anhänglichkeit, Gerechtigkeit geleistet, und sind die bösen und schlechten Menschen mit Ihnen nicht zufrieden, so gereicht es Ihnen, Graf Wallis, gewiß zur größten Ehre." In einem Vortrag vom 28. Oktober 1810 verwirft Wallis noch einmal O'Donells auf 15 Jahre berechnetes Finanzsystem, verweist dem Kaiser den fortgesetzten Systemwechsel, der das Publikum beunruhigt, und rät, lieber jede Äußerung zu vermeiden. Er schildert neuerdings die verzweifelte Finanzlage. Von der französischen Kontribution sind noch 17 Millionen Francs rückständig. Zwei Monatsraten kann er noch aufbringen, die dritte nicht mehr. Im Einverständnis mit Metternich fordert er den Kaiser auf, persönlich bei Napoleon zu intervenieren. Auch berichtet er über einige Börsenoperationen, die er notgedrungen durch Steiner & Co. vornehmen lassen mußte. Am 10. November referiert er über eine Intervention der Großhändler Graf Fries und Graetz, die bei dem großen Bedürfnis an kurzsichtigen Augsburger Wechsel von der leeren Staatskasse sofort 500.000 Gulden in schwerer Münze haben wollen. Er schließt den ihm vom Kaiser eingesendeten Bericht des Polizeiministers über den Börsenkurs mit einer geringschätzigen Bemerkung wieder bei. Am 2. Dezember fordert der bürgerliche Handelsstand, daß dem Hause Steiner & Co. 900.000 Gulden Augsburger Wechsel zur Verfügung gestellt werden, oder die Aufhebung des Wechselrechtes, respektive ein sechs- bis zwölfmonatliches Moratorium für den Handelsstand. Das Geld kann Graf Wallis nicht schaffen, auch verwirft er das Moratorium für die Großhändler, tritt dagegen für ein allgemeines einjähriges Moratorium ein, das auch mit dem Patente vom 11. De-



zember 1810 bewilligt wird. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Moratoriums sind: In Fällen, wo Zahlung in klingender Münze gefordert wird, hat das Gericht auf Konventionsgeld zu erkennen. Exekutionen sind einzustellen, wenn der Schuldner den sechsfachen Betrag der im Konventionsgeld geforderten Summe bei Gericht in Bankozetteln hinterlegt. Schon im November plaidierte Wallis nachdrücklich für die Devalvierung, ohne beim Kaiser Widerspruch zu finden. Am 6. Dezember weist er auf die größere Ungerechtigkeit hin, die im gegenwärtigen System liegt, mit welchem man darauf beharrt, gesetzlich zu bestimmen, daß die Zurückzahlung der Darlehen in Bankozetteln nach ihrem vollen Nennwerte angenommen werden müsse, wodurch gerade alle redlichen Gläubiger, welche ihr Kapital zu längeren Jahren unaufgekündigt erliegen ließen, um ihr Vermögen kommen und zugrunde gehen. Unausgesetzt belästigt ihn Kaiser Franz, der mit Wallis im Fleiße wetteifert, mit gezeichneten wie mit anonymen Denkschriften, die Pläne zur Sanierung der Finanzen enthalten. Mit gründlicher Sachkenntnis und noch gründlicherem Erfassen der verzweifelten Lage wendet sich Wallis gegen jeden einzelnen der Vorschläge in langen Äußerungen. Am Weihnachtstag 1810 trägt er dem Kaiser seinen Finanzplan vor und es gelingt ihm, diesen endlich für den entscheidenden Schritt zu gewinnen. Am 1. Jänner weigert er sich, ein vom Kaiser verlangtes Gutachten abzugeben, da seines Erachtens die Sache bis zur Erscheinung des neuen Finanzpatentes zu beruhen hätte. Auch trägt er dem Kaiser strengste Geheimhaltung auf. Noch am 2. Jänner sucht Graf Zichy diesen wankend zu machen. Mit Baldacci gemeinsam widerlegt Graf Wallis den Vortrag und das System Zichys in einem Dokumente, das wieder stupende Gründlichkeit und Vertrautheit mit der Materie zeigt. Noch eine große Schwierigkeit war zu überwinden. Wie sollte das Patent in Ungarn durchgeführt werden? Eine verfassungsmäßige Durchführung hätte die Einberufung des widerspenstigen ungarischen Landtages erfordert, der nach dem Patente so unsägliche Schwierigkeiten bereitete. Unter solchen Umständen wäre an eine Geheimhaltung nicht zu denken gewesen. Mit Mühe überwindet Wallis die verfassungsmäßigen Bedenken des Herrschers. Nachdem er am 2. Februar das Budget vorgelegt und nochmals rücksichtslos die verzweifelte Lage kennzeichnet, ergehen am 12. Februar an den Erzherzog-Palatin, den Hofkriegspräsidenten Bellegarde und die höchsten Würdenträger Handschreiben des Kaisers, in welchen sie ins Vertrauen gezogen werden. Die Geheimhaltung des Planes gelang. Am 13. Februar wird der Polizeipräsident eingeweiht. In versiegelten Kuverts ging das vom 26. Februar 1811 gezeichnete Patent an die Behörden. Am 15. März um 5 Uhr früh wurden die Kuverts allerorten eröffnet. Zahlreiche Selbstmorde, Kummer und Not waren die Folge, aber Wallis hatte sein Ziel erreicht, der Staat war gerettet.

Die wichtigsten Bestimmungen des Finanzpatentes waren: Die Bankozettel werden mit dem letzten Jänner 1812 außer Kurs gesetzt. Bis dahin werden sie nach dem fünften Teil ihres Nennwertes



gegen Einlösungsscheine (Wiener Währung) umgewechselt. An Einlösungsscheinen wird nicht mehr in Umlauf gesetzt werden, als zur Einziehung der Bankozettel erforderlich ist, also nicht mehr als der fünfte Teil von 1060 Millionen, das sind 212 Millionen. Diese unabänderliche Ziffer entsprach der vorerwähnten Umlaufsumme der Quantitätstheoretiker. Wenn die Bankozettel nur auf ein Fünftel entwertet wurden, so war dies vermutlich auch der Erwägung zu danken, daß eine weitergehende Entblößung von Papiergeld zu Mißständen geführt hätte. Verpflichtungen, die vor dem Jahre 1799 eingegangen waren, mußten zum Nominalbetrag in Wiener Währung erfüllt werden. Alle später eingegangenen Verpflichtungen wurden nach dem Bankozettelkurs des Tages geregelt, an dem sie eingegangen wurden. Um diesen Kurs ermitteln zu können, war dem Patente eine Skala beigegeben, welche die Monatsdurchschnittskurse vom Jahre 1799 bis zum März 1811 enthielt. Im Oktober 1810 erreichte der Kurs 500. In der Skala blieb er von da ab stabil 500, obwohl er ja bis auf 1200 gestiegen war. Daraus, wie aus dem Umstand, daß Zessionen nach dem Kurse der ursprünglichen Schuldverschreibung zu behandeln waren, ergaben sich Härten, die dem Grafen Wallis, wie wir gesehen haben, unberechtigt zum Vorwurf gemacht wurden. Alle Steuern und Gefälle mußten in Hinkunft in Einlösungsscheinen entrichtet werden, wurden also mit einem Schlage auf das fünffache erhöht. Darunter litten namentlich die im festen Solde Stehenden, deren Gehalt nicht gesteigert werden konnte. Nur die Staatsbeamten bildeten eine Ausnahme, denn diese erhielten ihren Gehalt in Wiener Währung, da der Staat alle Zahlungen ausschließlich in Wiener Währung leisten mußte. Auch die Kupfermünzen wurden auf ein Fünftel ihres Nennwertes herabgesetzt. Das Kapital der Staatsschuld blieb unvermindert, die Interessen wurden auf die Hälfte herabgesetzt, jedoch in Wiener Währung bezahlt, also eigentlich auf das Zweieinhalbfache erhöht.

Die Folgen des Finanzpatentes, das eigentlich nur Geschehenes ratifizierte, waren unabsehbar. Am schwersten litten jene Kapitalisten, die ihr Geld in Bankozettel liegen hatten, und die Grundbesitzer. Da die alten Hypotheken bis zum Finanzpatent nur nach ihrem Nominalbetrage in Bankozetteln bezahlt werden mußten, war infolge der Kurssteigerung der Bankozettel die ein Gut einst vollbelastende Hypothek sukzessive bis zu einem Zwölftel ihres ursprünglichen Betrages erleichtert. Diejenigen, die auf ein weiteres Steigen der Bankozettelkurse rechneten, suchten belastete Güter zu erwerben, um so von der Starrheit des Gesetzes zu profitieren. Eine unglaubliche Spekulation in Gründen hatte Platz gegriffen. Nun waren durch das Finanzpatent auf einmal alle Hypotheken wieder in ihren ursprünglichen Wert eingesetzt und die Güterspekulanten waren über Nacht zu Bettlern geworden. Die Prozesse, die sich an das Patent knüpften, währten bis in die Neunzigerjahre.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß nach dem Staatsbankrott die Wiener Währung nur dem Gesetze nach, nicht

de facto der Konventionsmünze gleichgestellt war. Auch sie unterlag einem Disagio und der Kurs stieg noch 1811 bis 286, 1815 gar auf 435. Die Tilgung der Einlösungsscheine war durch die Freiheitskriege unmöglich gemacht. Wallis blieb trotz großer Verlockungen seinem Systeme treu. Ungeachtet der Kriegsnot wurde unter ihm nicht ein Papiergulden mehr ausgegeben, als im Patente vorgesehen war. Als beschlossen wurde, das System zu wechseln, legte Graf Wallis sein Amt nieder. Ugarte war es vorbehalten, durch die Ausgabe der Antizipationsscheine am 16. April 1813 neuerdings eine Bresche in die Finanzen Österreichs zu schlagen, die erst durch die 1816 geschaffene Nationalbank saniert werden konnte.

In welcher Richtung sind nun die Lehren des Staatsbankrotts zu suchen?

Der 15. März 1811 hat die Beziehungen des Geldes zur Wirtschaft wie mit einem Blitzlicht beleuchtet. Das Wirtschaftsgetriebe ward, wie noch nie zuvor, für eine Sekunde gehemmt, eine Erscheinung, die reiches Beobachtungsmaterial bot, das leider noch nicht völlig ausgewertet ist. Die Lehren, die ursprünglich in valutarischer Hinsicht daraus gezogen wurden, waren falsch. Metallismus und Quantitätstheorie sind überholt. Die Siebzigerjahre, in denen der Papiergulden den Silbergulden an Wert überstieg, haben die Anschauungen gewandelt und die administrative Einstellung der freien Silberprägung hat die Steinbachsche Valutareform vorbereitet. 1811, 1816, 1879 und 1892 kennzeichnen die großen Etappen der Valutageschichte Österreichs, denen wir ungeachtet der zahlreichen Fehler und Widerwärtigkeiten der Bankvorlage das Jahr 1911 wohl anreihen dürfen; nur weil die, wie wir heute gesehen haben, über ein Jahrhundert alte Devisenpolitik und mit ihr die Chartaltheorie ihre gesetzliche Anerkennung gefunden haben. Die nächste Etappe liegt noch in weiter Ferne, aber schon 1811 wurde sie gewiesen. Das Geld wird, frei von jeder willkürlichen Beschränkung, frei von der metallischen Bedeckung, in noch innigere Harmonie mit der Wirtschaft gebracht werden müssen.

Viel aktueller und ernster sind die staatsfinanziellen Lehren. In unserem glücklichen Zeitalter, in dem wir der Kriege nicht mehr bedürfen, um unsere Finanzen zu ruinieren, ist der Rückblick auf 1811 wahrlich am Platze. Die Übereinstimmung mancher Symptome sollte nachdenklich machen. Auch wir leiden unter kaum zu rechtfertigenden Zöllen. Die Lieferanten des Heeres bereichern sich 1911 wie 1811, ein beängstigender Spieltrieb hat alle Schichten der Bevölkerung ergriffen und reicht bis ins Staatsbeamtentum. Die bereits sehr weitgehende Teuerung der Lebensmittel macht sich von Tag zu Tag empfindlicher fühlbar. Trotzdem die Steuerschraube scharf angezogen ist, wächst die schon bedenklich angewachsene Staatsschuld in beängstigendem Tempo. Unausgesetzt spähen die Finanzminister nach neuen Steuerquellen. Der Staatskredit sinkt, Anlehen können trotz aller Fortschritte der Markttechnik nur zu immer drückenderen Bedingungen und in immer geringerem Umfange placiert werden.



Besteht zwischen den ewigen Emissionen von Renten und den Bankozettelemissionen ein prinzipieller Unterschied? Durch die Bezahlung der Heereslieferungen mit Bankozetteln geschah nichts anderes als ein Heranziehen von Arbeitskräften der Bevölkerung auf deren eigene Kosten. Diese kamen im gesunkenen Geldwert zum Ausdruck.

Was geschieht heute? Insoweit die fortgesetzten Anleihen nicht im Auslande abgesetzt werden, wodurch die Zahlungsbilanz der Zukunft schwer belastet wird, sind sie nur eine Ablenkung der Spargelder von produktiver Verwendung zu unproduktiver, eine Ablenkung wirtschaftlicher Arbeit zu unwirtschaftlicher. In letzter Zeit haben die Offermannschen Zahlen, welche die Verbeamtung der Monarchie demonstrieren, viel Beachtung gefunden. Stellen wir aber neben die Ziffern des Geistesproletariates, der Beamtenschaft, des Heeres, der Pfründner, Unmündigen und Untätigen den Prozentsatz der industriellen Arbeiter, die ausschließlich Kriegsmaterial fabrizieren! Nicht nur das Heer und die Beamten, nicht nur die Pfründner, auch die Arbeiter von Pilsen, Witkowitz, Donawitz und Steyr muß die produktivtätige Bevölkerung ernähren. Kann da die Teuerung wundernehmen, wo wir doch überdies unter Hochschutzzöllen seufzen?

Und wofür das alles? Für eine angebliche Kriegsbereitschaft. Ist unsere Kriegsrüstung wirklich komplett? Ist man sich darüber klar, was ein moderner Krieg kostet, von einem verlorenen Krieg nicht zu sprechen? Ist bei uns „für die Bestreitung großer, außerordentlicher, plötzlich notwendig werdender, rasch zu deckender Staatsausgaben" vorgesorgt? Nicht einmal eine entsprechende Schuldentilgung ist vorgesehen! Wäre der Griff auf den für solche Zwecke nicht einmal überaus großen Goldschatz der Bank etwas anderes als der Griff zur Papierscheere? Lassen wir den Goldschatz verschwinden, die Kaufkraft der Banknote wird nicht einmal tangiert. Geben wir ihn aber aus, so ist uns ein ansehnliches Sinken der Kaufkraft gewiß. Ich glaube darum meine Ausführungen nicht besser schließen zu können, als mit dem Satz, den Adolf Wagner 1863 mit Bezug auf den Staatsbankrott von 1811 vergeblich schrieb: „Richtig muß man wohl nach jenen Erfahrungen sagen, daß unsere ganze moderne Finanzwirtschaft in der Theorie wie in der Praxis noch eine wesentliche Lücke hat. Es fehlt an geeigneten Vorkehrungen, um in Notfällen rasch bedeutende Summen für den Staat mittels solcher Finanzmaßregeln flüssig zu machen, welche rechtlich und volkswirtschaftlich unantastbar sind; es fehlt sogar an Erörterungen hierüber in der Theorie und der Wissenschaft, welche sich mit der Frage noch kaum beschäftigt haben. Die Ursache hievon liegt wohl einmal in der langen Friedenszeit, da der Mangel solcher Vorkehrungen praktisch nicht gespürt wird, sodann aber in der gar nicht zu entschuldigenden Leichtfertigkeit und Bequemlichkeit unserer Staatsmänner, Finanzpolitiker und Parlamentarier, welche sich im Frieden lieber der Vorsorge für schlimme Zeiten entschlagen."



Andreas Posch.

Ein niederösterreichischer Naturdichter aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Dr. **Franz Schnürer.**

Eine der eigenartigsten Erscheinungen, die im Gefolge der josefinischen Epoche zur Geltung gelangten, ist das Auftreten von sogenannten „Naturdichtern" um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts.

Es ist bekannt, wie das phantasiebegabte österreichische Volk nach langer geistiger Stagnation, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu neuem poetischen Leben erwachte; und es ist bemerkenswert, daß die literarischen Erzeugnisse, die von Österreich ausgingen, — obwohl sie doch zumeist nur das Echo der Töne waren, die draußen im Reiche erklangen — doch eine gewisse Eigenart, ein stark ausgeprägtes landschaftliches Element aufwiesen, das für sie charakteristisch ist. Es ist keine eigentlich patriotische Dichtung im modernen Sinne, die hier erblühte — noch weniger ist es rein religiöse Begeisterung, auch war die Bewegung durchaus nicht volksmäßig im engeren Sinne, sie war vielmehr auf rein gelehrte Anregungen zurückzuführen: und dennoch ist es eine Verbindung von österreichisch-patriotischen, religiös-katholischen und volkstümlichen Elementen, welche dieser Dichtung das eigenartige Gepräge gibt.

Ich möchte nur das letzterwähnte Charakteristikon mit einigen Worten erläutern. Volkstümlich ist es immerhin, wenn Denis im Stile horazischer Oden den Wiener Prater besingt, wenn Ratschky zu Gegenständen dichterischer Verherrlichung „Die Entzündung des Pulverturms in Wien", „Die Einweihung einer neuerbauten Weinschenke" u. a. erwählt oder einen lokalen Volkshelden wie „Melchior Striegel" zum Helden eines epischen Gedichtes macht, von Blumauers populären Dichtungen und den schon „überpopulären" Erzeugnissen seiner Fortsetzer und Nachahmer ganz zu schweigen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß auf diese Art der Sinn für Reim und Rhythmus, der speziell dem österreichischen Stamme in hohem Grade eigen ist, die Empfänglichkeit für das Sinnlich-Schöne der Sprache in Schichten des Volkes geweckt wurde, die sonst, mit Ausnahme der Meistersängerzeit, die Beschäftigung mit den Musen nicht eben bevorzugten. Der Wiener Naturdichter Josef Schütz (er war Briefträger von Profession und durchwanderte noch mit der Klapper die Straßen, um Briefe einzusammeln) erzählt in seiner



Selbstbiographie, wie er zum Dichten angeregt wurde. Auf einer Landpartie lernte er in den Neunzigerjahren einen bürgerlichen Silberarbeiter, Herrn Jakob Knipfer, kennen, der sich, als die Gesellschaft eine Anhöhe erstiegen hatte, zurückzog und schrieb. Nach einer Stunde wies er Verse vor, welche er auf ein Frauenzimmer verfertigt hatte. Von der Bewunderung, die Schütz dieser Kunstfertigkeit zollte, war zu eigenen Versuchen nur ein Schritt, und als der sächsische Naturdichter Gottlieb Hiller im Jahre 1805 in Wien eine Art dichterische Akademie veranstaltete, und darauf seine Reime nebst seiner Biographie im Druck erscheinen ließ, da war das Eis gebrochen, und 1807 fanden auch die elenden Verse von Schütz Verleger und Abnehmer. Etwas früher schon war der Buchhandlungskommis Ludwig Bleibtreu — in der Buchhandlung Wappler und Beck (nachmals Beck allein) bedienstet, wo eine Zeitlang auch ein Stiefsohn Gottfried August Bürgers als Gehilfe tätig war, — mit Gedichten hervorgetreten, ohne sonderlichen Anklang zu finden. Was diesen Naturdichtern gemeinsam war, das ist eine bei aller Verschiedenheit ihrer poetischen Glaubensbekenntnisse gleichmäßig falsche Anschauung vom Wesen und der Aufgabe der Dichtkunst. Wenn ich ihren Grundirrtum mit einem Worte bezeichnen soll, so möchte ich sagen, er lag in der Unkenntnis der Tatsache, daß in der Kunst immer nur das Werk und nicht der Schöpfer in Betracht kommt. Diese Poeten aber, die ja insgesamt ganz brave Menschen waren, beanspruchten, daß man ihre Gedichte mit steter Rücksicht auf die geringe Schul- und Weltbildung der Verfasser genießen solle. Daß das Schöne immer und bedingungslos schön — das Schlechte oder Mittelmäßige aber ebenso bedingungslos schlecht oder mittelmäßig sei: zu dieser Erkenntnis ist keiner unter ihnen, auch der begabteste, Andreas Posch, nicht durchgedrungen. Mit einer gewissen aufdringlichen Bescheidenheit hebt dieser auf Titelblättern und in Unterschriften und wo es nur schicklicherweise angeht, hervor, daß er ein „ungelehrter und gemeiner Landmann“ sei und unterläßt es nie, seinem Namen das Epitheton „Naturdichter“ voranzustellen. Und als er seine Gedichte in dritter Auflage dem Publikum bieten konnte, bittet er ausdrücklich, die dem Buche beigegebene Selbstbiographie zu lesen, in welcher der Unterschied der Schicksale zwischen ihm und anderen Naturdichtern in den deutlichsten Zügen erscheine, woraus sich dann ergebe, daß jeder mehr Unterricht als er und mehr heitere Tage genossen habe. Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß man von einem Manne, der einen großen Teil seiner Jahre unter den einfachsten Landbewohnern verlebte und nur ein Jahr lang eine Dorfschule besuchen konnte, nicht das fordern könne, was der Schulunterricht von vielen Jahren und die Mithilfe von guten Erziehern und Privatlehrern inmitten eines gebildeten Publikums hervorzubringen vermöge; „auf was aber“, wie er bezeichnend genug hinzufügt, „nur Kritiker keine Rücksicht nehmen wollen“.

Die Bedeutung Posch' — das sei gleich von vornherein festgestellt — beruht nicht auf seinen dichterischen, lyrischen wie dramatischen



Erzeugnissen, das Auftreten dieses Mannes erscheint vor allem in kulturhistorischer Hinsicht einer näheren Betrachtung wert.

Wenn man von Neulengbach aus den Laabenbach (die große Tulln) hinaufwandert, hat man zur Rechten einen Höhenzug, der die Wässer der Tulln von denen der Perschling scheidet. Auf diesem ganzen breiten Rücken finden sich nur äußerst selten mehrere Häuser zu einem Dorfe vereinigt; zumeist liegen die einzelnen Wirtschaften weitherum zerstreut, jede inmitten ihrer wenig ergiebigen Grundstücke, und die Bewohner führen, vom großen menschlichen Verkehr abgeschnitten und nur auf sich angewiesen, ein stilles, einfaches Leben. Aber noch viel stiller und noch weniger beirrt von der Außenwelt mag sich das Leben dort abgespielt haben zur Zeit, als in einem dieser Bauernhöfe, dem Stockathof (wie er noch heute heißt,) am 28. November 1770 Andreas Posch als Sohn des Kleinhäuslers Georg Posch und der Anna, gebornen Littinger, zur Welt kam.[1]) Der Vater starb, als das Kind kaum 18 Monate alt war und die Mutter mußte mit dem Söhnlein das Haus verlassen, welches schon so baufällig war, daß es einzustürzen drohte, und bei Verwandten Unterkunft suchen. So waren es Not und Elend und die anderen Leiden der Armut, die das Kind schon bei seinem Erscheinen in der Welt erwarteten. Als dann von der Schwester der Witwe das Haus neu hergestellt wurde, zog diese wieder dahin, und nun verbrachte Andreas hier, inmitten der ländlich schönen Natur, die er sich mit allem Reiz der von seiner Mutter ihm erzählten Märchen phantastisch ausschmückte, seine Kinderjahre.

Die Mutter hatte selbst nie eine Lehrstube betreten und nur durch eigenen Fleiß es dahin gebracht, daß sie in einem gewohnten Gebetbuche — das einzige literarische Erzeugnis, das sich weit und breit fand, — zur Not lesen konnte. Da nun in dem nächstgelegenen Orte sich weder ein Priester noch eine Schule befand und das zweitnächste Dorf nicht nur sehr weit entfernt lag, sondern die Wege auch derart waren, daß man ein einzelnes Kind nicht dahin schicken konnte, so übernahm die Mutter, die das lebhafte Verlangen hatte, ihren Sohn besser für die Welt auszurüsten, selbst das Amt des Lehrers und brachte dem Kleinen bei, so viel sie selber wußte und verstand. Das war nun freilich wenig genug und bereits nach einem Jahre stand der Schüler seiner Lehrerin an Kenntnissen gleich und war die Wissenschaft der letzteren erschöpft.

Es ist ein ergreifendes Bild, zu sehen, wie diese armen Menschen aus der Dämmerung der Unwissenheit, die sie umgibt, hinausstreben in die hellere Welt der Erkenntnis. Ein rührendes Detail erzählt Posch in seiner Selbstbiographie, das in seiner schlichten Wahrhaftigkeit beredter spricht als laute Klagen. Wenn sich ab und zu ein reisender

[1]) Die biographischen Details gehen zumeist auf des Dichters Selbstbiographie zurück, aus der auch Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon des Kaisertums Österreich" (Band XXIII, S. 133 f.) schöpfte.



Handwerksbursche in die Gegend verirrte und um Almosen in der Hütte vorsprach, so wurde er gefragt, ob er lesen könne: war es der Fall, so galt das für ein besonderes Glück, — er wurde dann gebeten, ihnen einige rätselhafte Anfangsbuchstaben, bis zu deren Kenntnis die Mutter noch nicht vorgedrungen war, zu nennen oder schwer auszusprechende Worte vorzulesen und konnte sich so Dank und Almosen zugleich verdienen.

Um es mit dem Unterrichte weiter zu bringen, schickte die Witwe ihren Sohn zu ihrer Schwestertochter, die mit ihrem Manne in einem zu demselben Hofe gehörigen, eine Viertelstunde entfernten Häuschen wohnte, ziemlich gut lesen und für den Notfall auch schreiben konnte. Allein diese Schule hatte schon nach wenigen Wochen ein Ende, da die Mutter sich wieder verheiratete und sieben Meilen weit fortwanderte, weil ihr neuer Gatte in einem Dorfe am Jauerling ein Haus kaufte. Hier war die nächste Schule (Maria Laach am Jauerling) mit Priester und Lehrer versehen: da es aber an Kommunikationen fehlte, so mangelte es im Sommer an Schülern, im Winter aber wäre der Weg für mehrere Kinder vielleicht gangbar, für ein einzelnes aber oft gefährlich gewesen.

In der zweiten Ehe hatte Posch' Mutter wenig Glück; ihr Mann war meist krank und konnte die schwere Arbeit, welche notwendig war, um die schlechten und entlegenen Grundstücke zu bestellen, nicht wohl verrichten; dazu kam die schwere Last der herrschaftlichen Robott, — 100 Tage jährlich, — welche die besten Kräfte vorwegnahm. Er verkaufte daher sein kleines Anwesen wieder und suchte in der damals zu Arnsdorf (V. O. W. W.) bestandenen Salpeterfabrik unterzukommen. In diesem Orte waren Schule, Pfarrhof und Kirche nahe. Der dortige Katechet, Sigmund Römer (aus dem Servitenorden), nahm sich des aufgeweckten Knaben hilfreich an und versprach, als er mit dessen Umständen bekannt wurde, seinen Eifer zu unterstützen; er ließ den Stiefvater des Knaben zu sich kommen und gab ihm den Rat, seinen Sohn in die Schule zu schicken, mit der Zusage, daß er ihm alles verschaffen werde, was zum Unterrichte nötig sei.

Ein Jahr lang besuchte Andreas nun die Schule, bis sein Stiefvater starb und der Knabe mitten in seinen Fortschritten unterbrochen wurde; denn wenn die Mutter auch gern die größten Opfer gebracht hätte, um nur ihrem Sohne eine bessere Bildung geben zu können, so waren die Umstände doch stärker, und Andreas war um des lieben Brotes willen gezwungen, die Mutter in ihren häuslichen Arbeiten zu unterstützen. Der Katechet Römer erbot sich zwar, dem lernbegierigen Jungen manchesmal eine Stunde zu schenken, um ihm einen Ersatz für den Schulunterricht zu gewähren; aber diese Privatstunden hatten nur geringen Fortgang und hörten nach einigen Monaten ganz auf.

War dem Knaben so die Gelegenheit zur weiteren Ausbildung benommen, so suchte er auf andere Weise das Versäumte zu ersetzen; und mit dem Instinkte, der immer sich einstellt, wo wirklicher innerer



Drang vorhanden ist, gelang es ihm, in dem kleinen Orte eine Bibliothek von 500 Bänden aufzustöbern — wahrscheinlich gehörte sie einem Beamten der Salpeterfabrik —, die er an Sonn- und Festtagen benützen durfte. Was er nicht verstand, erklärte ihm ein Priester, Plazidus Mayr, dem Posch noch ein halbes Jahrhundert später — in der Skizze seiner Selbstbiographie — Worte des innigsten Dankes widmet. „Er erklärte mir", schreibt Posch, „oft den Sinn eines wichtigen Satzes, eines hohen Ausdruckes oder eines richtigen deutschen Wortes, das mir aber wegen der hier gewohnten schlechten Mundart so fremd wie eine entfernte Sprache war. Ihm verdanke ich die ersten Vorteile, die mir das Lesen eines schönen Buches verschaffte, die ersten Fähigkeiten, etwas Zusammenhängendes zu denken und manches geistige Vergnügen, das ich später durch seine mir früher gemachten Erklärungen genossen habe."

* * *

Indes wuchs der Junge heran und mußte darauf bedacht sein, etwas zu lernen, womit er sich dereinst seinen Unterhalt verschaffen könnte. Der damalige Pfarrer von Arnsdorf, Bartholomäus Ehrlicher, riet dazu, den Knaben wegen seines schwachen Augenlichts (da er alles, was er gut sehen wollte, nahe vor das Gesicht halten mußte) das Handwerk der Strumpfwirkerei, das damals sehr in Flor war, lernen zu lassen. Er suchte ihm selbst einen Lehrherrn und fand einen solchen zu Maria-Taferl im V. O. M. B., wo Posch durch vier Jahre dieses Handwerk lernte und während dieser Zeit von seinem Wohltäter mit allem Nötigen reichlich versorgt wurde.

Aber auch als Lehrling verwendete der wissensdurstige Bauernjunge alle Stunden, die ihm zu Vergnügungen freigegeben waren, nur zum Lesen; und da man endlich darüber unwillig wurde, daß er zu keiner Zeit eine andere Unterhaltung zu wählen wüßte, so suchte er sich im Sommer einen Platz im Garten oder in der Kirche, die dort den ganzen Tag hindurch offen stand, damit er nicht immer gesehen und gerufen werden konnte. Besonders vorteilhaft war ihm die Kirche, weil man glaubte, sein Aufenthalt daselbst geschehe aus Andacht, und sich ein Gewissen daraus machte, ihn ohne Notwendigkeit darin zu stören. Als aber einst ein Priester sein Andachtsbuch untersuchte, kam die eigenartige Grundlage dieser Frömmigkeit ans Licht; der einsichtsvolle Priester aber riet dem Lehrherrn selbst, er möge dem Knaben das Lesen gestatten, da dieser doch nicht mehr davon abzubringen sei und durch ein solches Verbot nur die Lust an der wirklichen Arbeit verlieren würde. Und so geschah es auch, womit die sonderbare Andacht in der Kirche aufhörte.

* * *

Als die Lehrjahre vorüber waren, zog der nunmehr zum Gesellen Herangereifte nach gutem alten Handwerksbrauch in die Fremde, um Welt und Menschen kennen zu lernen: die eigentliche hohe Schule des



alten Handwerkerstandes. — Anfangs machte der wandernde Strumpfwirker fleißig Aufzeichnungen über alles, was ihm auf seinen weiten Reisen auffiel, unter anderm notierte er sich auch genau alle festen Städte und die Art ihrer Befestigungen. Als er aber im Jahre 1792 in den Niederlanden bald unter Franzosen, bald unter Österreichern marschierte, geriet er einmal in Gefahr untersucht zu werden und entkam nur dadurch dem drohenden Verhängnis, daß es ihm gelang, das ähnliche Felleisen eines Kameraden zum zweitenmale als das seine hinzugeben und das eigene indes in Sicherheit zu bringen. Aber dadurch gewarnt, vernichtete er seine sämtlichen Aufzeichnungen und Tagebücher.

Wo er immer im Verlaufe seiner Wanderschaft in Arbeit stand, suchte er sich Bücher, die er anfangs gegen Geldeinsatz, dann ohne einen solchen erhielt, zu verschaffen, um nur seine Lesewut zu befriedigen. Fleißigem Briefschreiben verdankte er eine gewisse Flüssigkeit und Unmittelbarkeit des schriftlichen Ausdrucks, die uns aus seinen Werken oft überraschend entgegentritt. Er versuchte sich auch in Liedern, doch fehlte es ihm an einem Kenner, der ihm den Liebesdienst erwiesen hätte, ihn mit seinen Fehlern bekannt zu machen. Das Theater rühmt er als seine beste Lehrschule, wo aber, wie er sagt, kein Harlekin hätte erscheinen sollen, da er durch seine Lektüre zu sehr an das Ernsthafte gewohnt war. Freilich hielt er, wie sich noch zeigen wird, diese Geschmacksrichtung bei eigenen Produktionen nicht ein.

Während Posch so die Welt kennen zu lernen suchte, hatte seine Mutter ihren Wohnort Arnsdorf verlassen, in Schönbüchel bei Melk einen Grund gekauft und ein Häuschen darauf gebaut. Sobald sie in Erfahrung gebracht hatte, wo er sich befand, erhielt er immer dringendere Briefe, nach Hause zu kommen und mit der Mutter das bescheidene Heim zu teilen. So gab er denn endlich nach und verließ mit sehr geteilten Gefühlen seinen damaligen Aufenthaltsort Aspang, um seine Mutter wieder zu sehen. Denn so sehr er sich auf dieses Wiedersehen freute, so ungern verließ er Aspang, wo es ihm ungemein gefiel und wo er nach seiner Angabe von den vorzüglichsten Personen des Ortes mit vieler Achtung behandelt wurde. — Zu seiner Verwunderung traf er aber zu Schönbühel die neu erbaute Wohnung seiner Mutter viel besser an, als er sich dieselbe vorgestellt hatte, und es gefiel ihm anfangs ungemein. Bald aber zogen wieder Wolken an seinem Lebenshimmel auf, seine Mutter begann zu kränkeln und wollte nun ihren Sohn, an dem sie mit der innigsten Liebe hing und den sie so lange hatte entbehren müssen, nicht mehr von sich lassen, obgleich es ihm doch in dem kleinen Orte an allem fehlte, um sein Gewerbe zu betreiben. Überdies mußte er alle seine Zeit und Kraft daran setzen, das Anwesen in Ordnung zu halten, geriet aber nichtsdestoweniger, durch die andauernde Krankheit und den Tod seiner Mutter, in einen so dürftigen Zustand, daß er nicht hoffen konnte, sich jemals aus den Banden der drückenden Not wieder zu befreien. „Alles," schrieb er viele Jahre später, „was man Elend, Armut und Erniedrigung



nennen kann, schien sich wider mich vereinigt zu haben. Doch verlor ich die Lust zu lesen nicht; manche rührende Geschichte flößte mir Mut ein und schien mich zu überzeugen, daß mein Elend bald mein Ende herbeiführen und dadurch sich selbst vernichten werde."

In dieser schweren Zeit suchte und fand er Trost einzig und allein in seinen Büchern, wozu sich bald Versuche eigener Produktion gesellten. So verfertigte er 1797 ein Danklied für die den Aufgebotsmännern erteilten Denkmünzen und hatte die Freude, dieses Lied gedruckt und mit Beifall gelesen zu sehen.

Dieser ganz unerwartete Erfolg flößte ihm frischen Lebensmut ein: er gewann neue Lust zur Arbeit und nahm noch in demselben Jahre ein Weib. Was ihn zu diesem Schritte bewog, sagt er selbst mit offenherziger Natürlichkeit: „In der Länge wurde mir, Hausdienste zu verrichten und zu gleicher Zeit mein Gewerbe zu betreiben, unmöglich; daher folgte ich dem Rate meiner Freunde, mich zu verheiraten, und erreichte dadurch das gewünschte Ziel, ungehindert arbeiten zu können."

Posch hat dieser seiner Ansicht von dem Zwecke der Ehe auch in einem seiner Gedichte Ausdruck gegeben, wo er den Rat erteilt, den „bösen Amor" zu fliehen.

Auch ohne ihn bekommt ihr Weiber,
Sucht wahre Tugend und Verstand. —
Fühlt sie bei Häuslichkeit und Freuden
Auch Menschenglück und Menschenleiden,
Reicht ohne Zaudern ihr die Hand.

Mit seiner Gattin Anna, einer gebornen Schönbichler aus Loosdorf, führte Posch eine sehr glückliche Ehe; sie beschenkte ihn mit zwei Kindern, einem Mädchen Josefa (geboren im Dezember 1798) und einem Sohn Franz Sales (geboren im Jänner 1802); leider verfiel sie bald darauf in eine langwierige Krankheit, die der jungen Familie die durch Fleiß erworbenen Vorteile wieder raubte. Interessant ist, daß Posch während der Krankheit seiner Frau ein Tagebuch führte, worin er die tägliche Temperatur und sonstigen Witterungsverhältnisse sowie die wechselnde Verschlimmerung und Besserung der Krankheit eintrug.

Im Jahre 1806 hielt im Servitenkloster zu Schönbüchel ein Geistlicher seine Jubelmesse, zu welcher Posch ihm ein Ehrenlied dichtete, das über der Tafel vorgelesen und sehr gut aufgenommen wurde. Aufgemuntert durch diesen Beifall, wagte er sich an ein Schauspiel unter dem Titel „Gute Fürsten sind das Glück der Völker", das aber ungedruckt geblieben ist.

Mit dergleichen Versuchen wurde der dichtende Landmann in der Gegend bekannt und erregte das besondere Interesse der Stiftsgeistlichen im benachbarten Melk, die sich seiner annahmen, ihn mit Büchern versahen, seine Arbeiten lasen und korrigierten und seine Bestrebungen in jeder Weise zu fördern suchten. Seine Lust zu schreiben



stieg dabei bis zur Leidenschaft und er suchte nach einem größeren Gegenstand, den er poetisch bearbeiten könnte. Da brachte ihm sein Freund und Nachbar, der Donaufischer Sieber, der — gleichfalls ein ganz ungelehrter Bauernsohn — sich eine auserlesene Bibliothek gesammelt hatte und besonders in der Kirchengeschichte ganz tüchtige Kenntnisse besessen haben soll, ein Buch: „Gedanken über verschiedene Gegenstände vom Grafen von Oxenstierna", übersetzt aus dem Französischen, und schlug ihm eine darin unter dem Titel „Von dem Unterschied zwischen der Liebe und Freundschaft" erzählte Geschichte auf, die nach seiner Meinung sich sehr gut zu einem Schauspiel verarbeiten ließe. — Posch griff die Idee mit vieler Freude auf und machte sich allsoglich darüber, die Erzählung, die im alten Athen und Rom spielte, dramatisch zu gestalten, ohne auch nur das Nötigste von dem Leben und den Gebräuchen der Griechen und Römer zu wissen, ohne auch nur ein beiläufiges Bild von dem Geiste der antiken Welt, von den Staatseinrichtungen und Sitten der alten Völker zu besitzen. Seine Ratgeber in Melk machten ihn zwar auf das Gefährliche seiner Unternehmung aufmerksam und rieten ihm wiederholt von seinem Vorhaben ab — der furor poeticus aber hatte schon alle Macht über ihn an sich gerissen und so wurde denn dies eigenartige Stück geschrieben und auch — 1810 auf Kosten des Verfassers — bei Wallishauser in Wien unter dem Titel „Die Probe der Freundschaft oder der Ostracismus zu Athen. Ein Schauspiel mit Gesang in fünf Aufzügen. Von einem Landbürger Andreas Posch, Untertan der hochfürstlich Starhembergischen Herrschaft im Markte Schönbüchel nächst Melk an der Donau. In Niederösterreich" gedruckt.

Die Fabel des Stückes, wie sie Graf Oxenstierna erzählt, ist folgende: „In den Zeiten, da Athen an schönen Wissenschaften und Künsten die berühmteste Lehrerin der Jugend unter allen Völkern war, kam auch ein edler Römer namens Titus Quintus Flavius dahin, die athieniensischen Wissenschaften mit seinem Witze zu vereinigen. Während seines Aufenthaltes allda machte er Bekanntschaft und endlich eine solche Freundschaft mit einem Reichen von Adel namens Gisippos, daß es schien, als ob sie beide nur eine Seele belebte. Dieser liebte eine Jungfrau namens Sophronia, die der Geschichte nach sehr schön und ein Stoff der Bewunderung des ganzen Volkes sollte gewesen sein, erhielt auch ihre Gegenliebe, und schon war der Tag zu ihrer Trauung bestimmt, als er auch seinen Freund, den Titus, bei ihr aufführte, welcher sie bei dem ersten Anblicke in einem solchen Grade liebte, daß sein Verstand und alle Geisteskräfte nicht mehr hinreichend waren, dieser Leidenschaft zu widerstehen. Traurig verließ er das Brautpaar, und überzeugt, daß das Ziel seiner Wünsche für ihn unerreichbar sei, fiel er in eine Krankheit, deren Ursache er keinem Menschen entdecken wollte und die in kurzer Zeit so zunahm, daß man anfing, an seinem Aufkommen zu zweifeln. Als Gisippus dies erfuhr, drang er so lange in ihn, bis er das Geheimnis erforschte, welches ihn doch in die größte Verwirrung setzen mußte. Er entschloß

sich, seinem Freunde, dessen Leben er anders nicht zu retten wußte, seine Braut zu überlassen und schlug noch selbst Mittel vor, zu diesem Ziele zu gelangen. Damit aber Sophronia nicht durch eine abschlägige Antwort diesen ganzen Plan vereiteln könne und dieser unerhörte Freundschaftsdienst, wenn er bekannt würde, den Gisippus nicht zum Schaden vor der Welt bringen möchte, so wollte er sich öffentlich mit ihr vermählen lassen, hernach aber den Titus, ohne daß sie es merken sollte, an seine Stelle setzen, bis Zeit und Umstände ihm günstig sein würden. Dies geschah und Titus erhielt bald seine Gesundheit wieder. — Nach einiger Zeit wurde Titus nach Rom berufen; weil er aber Sophronien nicht zurücklassen wollte, entdeckte er dem Areopag das Geheimnis mit der Bitte, daß man ihn für Sophroniens Gemahl erklären und sie ihm zusprechen solle. Es wurde ihm bewilligt, und auch Sophronia, die sich vom Gisippus für beleidigt hielt, schenkte dem Titus ihre Liebe und folgte ihm nach Rom. Gisippus wurde aber wegen dieser Tat zur Rechenschaft gefordert, seine Güter eingezogen und er des Landes verwiesen. In äußerster Armut floh er nach Rom und kam in das Kapitol, um von seinem Freunde Titus gesehen zu werden, der als Senator daselbst anwesend war, den Gisippus aber nicht bemerkte. Dieser hielt das für eine absichtliche Verachtung, ging schwermütig vom Kapitol hinweg und fand vor der Stadt eine Höhle, in die er kroch, um darin sein Leben zu vertrauern. Nach Mitternacht kamen zwei Diebe vor die Höhle, die sich wegen der Teilung ihres Raubes zankten und handgemein wurden, so daß der eine, Publius Ampustus, den andern auf der Stelle totschlug und vor der Höhle liegen ließ. Als Vorübergehende am andern Tag den Erschlagenen vor, und Gisipp in der Höhle sahen, hielten sie diesen für den Mörder und Gisippus nahm auch, um sein elendes Leben enden zu können, den Mord auf sich. Als er nun vor den Senat kam und verurteilt werden sollte, erkannte ihn Titus, stand von seinem Platze auf und erklärte sich selbst für den Mörder, den Gisippus aber für unschuldig; da sich der letztere dem widersetzte, entstand zwischen ihnen ein edler Streit, der sogar das Herz des eigentlichen Bösewichts Publius Ampustus rührte; dieser trat aus dem Volke hervor, überzeugte die Richter, daß er der Mörder, die beiden andern aber unschuldig seien. Dieses freiwilligen Geständnisses halber wurde ihm die verdiente Strafe nachgelassen; und Titus, der seinen Freund nun gerettet sah, gab ihm die Hälfte seines Vermögens, und seine Schwester zur Gemahlin und machte ihn also wieder so glücklich, als er zuvor seinetwegen unglücklich geworden war."

Soweit Oxenstierna. Posch hat sich bei der Dramatisierung des Stoffes sklavisch an denselben gehalten. Im ersten Aufzug macht Gisippus seinem römischen Freunde Mitteilung von seiner Verlobung mit Sophronia und stellt ihm seine Braut vor. Im zweiten Aufzug gesteht der kranke Titus dem Gisipp seine Leidenschaft und vereinbart die erzählte Abtretung und Täuschung der Braut. Der dritte Akt bringt das Gericht über Gisipp und seine Verbannung. Die beiden



letzten Akte spielen in Rom: der vierte bringt die Vorgänge in und vor der Höhle außerhalb Roms und der fünfte das Senatorengericht über Gisipp, den edlen Wettstreit der Freunde und die glückliche Lösung der Verwicklung.

Gering — aber für Posch bezeichnend — sind die Abweichungen, die er sich vom Stoffe, oder Zusätze, die er sich zum Stoffe erlaubte. Er selbst legt zum Beispiel großes Gewicht auf geringe Änderungen einzelner Namen, so, daß er den Räuber Publius Ampustus in zwei Namen zerteilte, den einen Räuber Ampustus nannte, den andern aber — nicht Publius: „weil er die römische Senatorenwürde, von denen eben einer fast diesen Namen führte, nicht mit der Rolle eines Räubers beschimpfen wollte", — sondern Publäus.

In einer griechischen Geschichte hatte er vom Ostrazismus, dem Scherbengericht der Athener gelesen, durch welches gefährliche Streber aus der Republik verbannt werden sollten; und so ließ er, in gänzlicher Verkennung dieser Einrichtung, den Gisippus wegen seines schmählichen Brauthandels durch die „Mitglieder des Ostracismus", wie es in dem Schauspiel heißt, mit Verbannung bestrafen.

Eine andere Erweiterung der Fabel scheint seinem religiösen Bedürfnisse entsprungen zu sein: als Gisipp (im vierten Akt) in der Höhle an der Macht der Götter verzweifelt, erinnert er sich eines „unbekannten Gottes, von dem Ägyptens Geschichte voll ist", und betet zu ihm; und als sich dann alles glücklich gewendet, da schließt Gisipp das Stück mit den frommen Worten: „Dem Gott laßt uns opfern und danken, der so väterlich die Menschen liebt, und sich ihrer im Elend und Leiden erbarmet; nur zu Seiner Ehre soll meine große Rolle sich enden."

Wichtiger aber als diese Zusätze sind eine Reihe von Szenen, die, rein possenhaft und ganz im Geist der Harlekinaden, jeden Akt abschließen und mit der Sache selbst in gar keiner Verbindung stehen. Nach dem uralten Muster der „englischen Komödien", des sogenannten „sächsischen Lustspiels" und des Volksdramas sind die Bedienten die Hauptpersonen dieser eingewebten Schwänke. Ich will nur ein Beispiel geben. Gorgon, der Sklave des Titus, beklagt sich (zu Ende des zweiten Aktes) über sein Glück, daß er — ungleich seinem Herrn, der nur eine Geliebte hat — zwei Stubenmägde, eine Kuchelmagd, zwei Köchinnen und ein schönes Höckerweib sein Eigen nennt, und möchte einige davon in einer Lizitation los werden. Dann kommt das Scherbengericht des dritten Aufzuges und zum Schluß desselben die Fortsetzung der Gorgon-Episode: Sosias, des Gisippus Bedienter, kommt hinzu und möchte eine der beiden Köchinnen für sich erwerben; er bietet dem Gorgon für dieselbe einen Tabaksbeutel und eine alte Pfeife, wird aber dafür mit dem Stock von der Szene geprügelt.

In der Vorrede bemerkt Posch, er wisse zwar sehr wohl, daß das Tabakrauchen „den dortigen Gebräuchen der Griechen" zuwider sei. Da er aber nicht habe wissen können, zu welcher Bühne er sein Werk bringen würde, habe er diese Szenen bloß für Personen ge-



schrieben, die mit den übrigen Zusehern an der Geschichte nicht teilnehmen, sondern nur mit derlei könnten unterhalten werden.

Von einer ernsthaften Kritik dieses Stückes kann natürlich nicht die Rede sein, da alle Handhaben dazu fehlen. Für die Unnatur und den Widersinn des Stoffes darf man den Dichter nur insofern verantwortlich machen, als ihn die Schuld trifft, den Stoff gewählt zu haben: erfunden ward er von anderen, und die Grundidee, das Aufopfern der Braut aus mißverstandener Großmut und Freundschaft, lag im Geiste der Zeit, in die Posch' Kindheit und jedenfalls die Gegenstände seiner Lektüre, seine Vorbilder also, fallen. Ich erinnere nur an Nivellé de la Chaussées „Ecole des amis", wo sich der Held eine Erbschaft und die Geliebte seines Freundes verschafft, bloß um sie diesem, der sein ganzes Vermögen verloren hat, abzutreten; oder an Goldonis viel roher empfundenen „Vero amico", in welchem der Held seine Braut dem Freunde überläßt, weil er erfahren, daß diese nicht die gewünschte Mitgift besitze; als sich dann aber herausstellt, daß die Mitgift doch da sei, gibt der Freund die Braut wieder dem ersteren zurück. In Deutschland hatten Lessing im „Damon", Cronegk im „Mißtrauischen", Christian Felix Weiße und andere dies Thema variiert und Posch folgt ihren Spuren, — nur mit der ganzen Unbehilflichkeit seiner Halbbildung und jener Unnatur, die aus unverdauter Vielleserei erwächst. Daher stammt auch die Sprache, die sich gern in allgemein gehaltenen Sätzen bewegt und in ihrer abgezirkelten Förmlichkeit den Eindruck macht, als empfänden die Menschen nie etwas selbst, sondern hätten nur aus einem Komplimentierbuch für alle Fälle des Lebens sich fertige Phrasen einstudiert, die sie nun aufsagen.

Das kuriose Schauspiel wäre wohl ganz unbeachtet geblieben, wenn nicht eine boshafte Rezension in der Literaturzeitung die Neugier des Publikums gereizt hätte, was für Posch die Annehmlichkeit mit sich brachte, daß die Auflage in kurzem ausverkauft war. Heute gehört das Buch zu den Raritäten.

Vom äußeren Leben Andreas Posch' ist wenig mehr zu melden. Die Kriegszeit der napoleonischen Invasionen lastete auch auf ihm und seinem kleinen Hauswesen schwer und stürzte ihn wiederholt in Geldschulden, aus denen ihn Gnadengaben des Kaiser Franz, Anerkennungen für seine patriotischen und loyalen Dichtungen, mehrmals befreiten. Besonders erlangte Posch im Jahre 1817 eine ausgiebige Unterstützung vom Kaiser. „Wir befriedigten damit", erzählte er, „teils unsere Gläubiger und erwarben uns neues Vertrauen, teils verwendeten wir sie, den um unser Haus des vielen Sandes wegen immer wüst gewesenen Platz in einen Garten zu verwandeln, von dem wir jetzt schon (1820) Früchte erhalten. So werden hier meine Nachfolger noch nach Jahrhunderten die mir von Kaiser Franz erwiesenen Wohltaten genießen."

An der Stelle von Posch' einstigem Hause steht jetzt eine neugebaute schöne Villa des Grafen von Beroldingen, die eine prachtvolle Aussicht über den tief gelegenen Markt Schönbüchel mit seinen vielen



Obstgärten nach dem benachbarten Stifte Melk hin gewährt, — ein Anblick, der besonders im Monat Mai, zur Zeit der Blüten, herrlich ist.

Im Jahre 1834 starb die treue Hausfrau des Dichters, die durch 37 Jahre Leid und Freud mit ihm geteilt hatte, und zwei Jahre darauf ging der nun 66jährige, noch rüstige Mann eine zweite Ehe ein mit einer Holzhauerstochter von Langegg, mit der er noch zwölf Jahre in Frieden und Glück verlebte, bis er selbst am 15. April 1848 an Altersschwäche starb.

Posch' Gedichte, von denen sehr viele, zu besonderen Gelegenheiten abgefaßt, in Einzeldrucken ausgegeben wurden, erschienen gesammelt und mit der Selbstbiographie des Dichters versehen, zuerst 1821 auf Kosten des Verfassers. Die Auflage war bald vergriffen und schon im folgenden Jahre wurde die zweite Auflage, mit dem Porträt des Dichters versehen, ausgegeben. Der Dichter wanderte, wie Gräffer in seinen Lokalfresken erzählt, damit umher und verkaufte seine Exemplare bald wohlfeil, bald teuer. Der geschickte und dienstfertige Buchdruckereifaktor Böckh nahm sich dabei seiner an, „wusch" ihm seine Prosa und ging ihm in allem und jedem an die Hand. Im Jahre 1830 erschien die dritte (letzte) Auflage. Drei Jahre früher (1827) hatte er ein zweites Buch, betitelt: „Die Wege des Menschen von der Wiege bis auf die Höhe des männlichen Alters. Nebst einer kleinen Sammlung Gedichte" herausgegeben, ein pädagogisches Werk, in welchem er das Kind im Aufkeimen, den Knaben und Jüngling handelnd, den Mann betrachtend einführt, mit der ausgesprochenen Endabsicht, ihn durch immer höhere Stufen bis in den Mittelpunkt der Kirche zu führen. Diesem Plane gemäß ist das Werk auch sehr verschieden in seiner Form: reine Theorie wechselt mit dramatischen Szenen, Gespräche und religiöse Betrachtungen lösen einander ab. Der Standpunkt, den Posch dabei einnimmt, ist selbstverständlich streng derjenige der katholischen Kirche.

In den Gedichten geht Posch die Pfade seiner Vorbilder. Überall tritt klar hervor, daß er mehr eine reflexive Natur war als ein selbstschöpferischer, die Schätze eines eigenen Vermögens darbietender Geist. Viele Gedichte sind einfach das Echo der jeweiligen Lektüre, — bald klingt uns Schillers hohes Pathos entgegen, wenn er den „Tod eines großen moralischen Dichters" betrauert:

„Klage, Muse! ach, er ist gefallen!
Weithin wall' dein düst'rer Trauerflor,
Sank, beklaget von den Edlen allen,
Als ein Schmuck vom schönsten Sängerchor.
Er, dein Sohn, der jede Seele rührte,
Er, der mit so manchem Federzug
Mitleid in die roh'sten Herzen führte,
Menschlichkeit von Volk zu Volke trug."

Im Tone von Kotzebues einst viel deklamiertem „Ausbruch der Verzweiflung" spricht „Der ohne Offenbarung allein herumirrende Mensch":



Wie ist mir das zugekommen,
Daß ich sehe, mich erhebe,
Höre, rieche und empfinde,
Atme, spreche, wirklich lebe! . . .
Wer hat die verschied'nen Triebe
In mein Inn'res eingeprägt?
Ahnung, Freude, Lust und Reue
Tief in meine Brust gelegt? . . .
Hör' mein Rufen, Herr der Dinge,
Sieh' mich an, erscheine mir,
Sag', warum bin ich geworden,
Und was soll ich weiter hier?

Aber während es Kotzebue eben nur um die Deklamation zu tun war, faßte das ernstere Naturell des arbeitgewohnten Landmannes die Dinge tiefer und ihm war es heilige Gewissenssache, was er in volltönende Verse kleidete.

Eigentümlich ist, daß ihm neben solchen rhetorischen Feiergesängen oft auch jener scheinbar kunstlose Ton des einfachen Naturbildes gelingt, der dem Wesen der Lyrik wohl am meisten entspricht. So atmet echt dichterische Stimmung und ein inniges Anschmiegen an die Sprache des Landschaftsbildes das kleine Gedicht „Auf den anhaltenden Regen im Jahre 1824":

Der stete Regen,
Der immer fällt,
Schwemmt vielen Segen
Uns aus der Welt.
Des Sommers Gluten
Löscht er fast aus,
Häufet die Fluten
Im Sturmgebraus.
Nicht Glanz und Schimmer,
Nicht Lunens Pracht,
Noch Sterngeflimmer
Zierte die Nacht.
Wild ist die Heide,
Ertränkt die Flur,
Im Trauerkleide
Klagt die Natur!

Ich stehe nicht an, diesem kleinen, echt lyrischen Stimmungsbild einen höheren poetischen Wert beizumessen, als den meisten dichterischen Emanationen eines Ratschky, Alxinger, Blumauer und ihrer Genossen in Apoll. —

Die Stoffe, die Posch poetisch behandelte, sind ihrer größeren Mehrheit nach entweder durch die Zeitereignisse bedingt oder sie sind in Verse gekleidete fromme Betrachtungen eines denkenden Mannes, der sich über die Welt und ihr Verhältnis zum Ewigen zur Klarheit durch-



gerungen hat. Er liebt es, in allen Lagen des Lebens seines Schöpfers zu gedenken und ihm für alles zu danken, was ihm beschert ward, Gutes und Schlimmes. Und da findet er, im engen Anschlusse an das katholische Kirchenlied, oft Töne ergreifender Innigkeit und wahrer, vom Herzen kommender Andacht. Manches freilich ist gemacht und nichts weiter als eine in Reimen niedergeschriebene Gebetbuchbetrachtung.

Bezeichnend ist für die ernste Richtung seines Charakters, daß sich unter allen seinen Gedichten — gedruckt sind deren an anderthalb hundert — nicht ein einziges Liebeslied findet. Wüßte man nicht von anderer Seite, ein wie glückliches Ehe- und Familienleben er geführt: aus seinen Gedichten wäre es nicht zu entnehmen. Dagegen bricht seine Liebe zum Fürstenhaus und zum Vaterland oft in mächtiger Weise durch. Auch die Form ist bei Posch von einnehmender Reinheit. Und es ist das insofern erklärlich, als er, das Unterscheidende zwischen Prosa und Poesie in der am meisten in die Augen fallenden formalen Behandlung suchend, gerade darauf die größte Mühe verwendete.

Mit Vorliebe läßt Posch, wo es angeht, Kontraste wirken. Das zeigen schon die Überschriften mancher seiner Gedichte: „Der ohne Offenbarung allein herumirrende Mensch" und „Der durch die Offenbarung höchst glücklich gewordene Mensch". „Gruß der Welt an den Neugebornen" und „Gruß des Schöpfers an den Neugebornen". — „Der sterbende Dichter, ein Feind des Gesetzes, und der Todesengel" und „Der sterbende Dichter, ein Verehrer der Gottheit, und der Todesengel". Oder wenn ein Gedicht „Über die Geburt des Menschen" beginnt „Weh dir! du bist zur Welt geboren" . . ., dann aber, im Hinblicke auf die ewige Seligkeit, mit dem Ausrufe schließt: „Wohl dir, daß du geboren bist!"

Alles in allem: gehört Posch auch nicht zu den helleuchtenden Sternen am deutschen Dichterhimmel, so verdient er es doch, in der Geschichte der geistigen Kultur Österreichs ein bescheidenes Plätzchen einzunehmen. Er selbst hat ja nie mehr verlangt, und er gebraucht ein hübsches und passendes Bild, wenn er in einem poetischen Schlußworte seine Gedichtsammlung anspricht:

Nun, blödes Blümchen der Natur,
Zieh' aus dem dunklen Hain,
Um in der sonnenhellen Flur
Der schönen Welt zu sein.

Du kommst zwar nicht der Tulpe gleich,
Doch schmückt man jeden Strauß,
Der an den schönsten Blumen reich,
Auch noch mit Blättern aus.

Schmäht nicht das Blümchen, weil der Staub
Noch an dem Keime klebt;
Es diene statt dem grünen Laub,
Das mit den Strauß erhebt.



Der letzte Babenberger.

Von Dr. Julius von Newald.

Vom tausendjährigen Melk ist der Gedanke ausgegangen, dort, an der Wiege der Ostmark und am Sitze der ältesten österreichischen Regenten, dem Hause der Babenberger ein gewaltiges Denkmal zu errichten. Dieser Plan, der im ganzen deutschen Österreich schon viel werktätige Teilnahme fand, war aus der Überzeugung geboren, daß die kulturelle, die vaterländische und die nationale Bedeutung des kraftvollen Heldenstammes noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt wurde, — jener Babenberger, die die ersten fürstlichen Träger christlich-germanischer Gesittung im Stammlande der Monarchie waren, die durch 270 Jahre die treue Wacht gegen Osten hielten und es zugleich verstanden, ihrem Lande jene Sonderstellung zu erringen, welche die Grundlage von Habsburgs und Österreichs weltgeschichtlicher Rolle geworden ist.

Der siebenhundertste Geburtstag des „streitbaren Friedel", der in gewissem Sinne ein aus der Art geschlagener Sohn seines Hauses war, gibt den äußeren Anlaß, den Ausgang der Babenberger zu betrachten. Dieses Ende vollzog sich, kaum drei Lustren, nachdem die Macht des Geschlechtes mit Leopold dem Glorreichen ihren Höhepunkt erreicht hatte; es vollzog sich ohne langsames Herabsteigen und Absterben durch ein Ungefähr im Getümmel des Kampfes, durch einen Lanzenstich ins Haupt des letzten Sprossen. Herzog Friedrich II., der — um mit Vancsa zu sprechen — „wie so mancher letzte Sprosse alter Geschlechter einen ausgesprochenen Zug der Entartung an sich trug und die landesfürstliche Politik der Babenberger bis ins Extrem verfolgte", hat in zwei Punkten die durch weise Vorgänger gepflegte Überlieferung seines Hauses verletzt: im Punkte des guten Verhältnisses zum Kaiser und im Punkte der Harmonie mit den eigenen Untertanen. Gleichwohl war es eine Gestalt voll Mark und Kraft, das rechte rauhe Kind einer rauhen Zeit, an Befähigung keinem seiner Vorgänger nachstehend, wenn auch sein geschichtliches Bild durch Züge egoistischer Härte entstellt ist.

Es sei hier versucht, das an Dauer kurze, an Taten schier überreiche Leben dieses eisernen Mannes in knappen Umrissen nachzuzeichnen, wie es sich heute in der historischen Literatur darstellt, unbeirrt durch die Übertreibungen der Gegner und das Lob der Freunde und ohne allzu genaues Eingehen in die Einzelheiten der ewigen Kriegshändel,

die das Regentendasein Friedrichs des Streitbaren zum guten Teile ausfüllen.[1])

Leopold VI., Herzog zu Österreich und Steiermark, den man gloriosus nannte und der unbestritten die bedeutendste Gestalt seines Hauses ist, hatte in seiner Familie nicht dasselbe Glück wie in seiner inneren und auswärtigen Politik. Seine Gattin Theodora, Enkelin des griechischen Kaisers Isak Angelos, schenkte ihm drei Töchter und drei Söhne. Von diesen starb der zweitälteste schon mit neun Jahren zu Klosterneuburg beim Spiel durch einen Sturz vom Baume. Die erstgeborene Tochter war seit 1225 mit Heinrich (VII.), dem Sohne Kaiser Friedrichs II., nicht glücklich vermählt. (Der Gatte war bei Eingehung der Ehe 14, Margaretha 26 Jahre alt.) Leopolds ältester Sohn Heinrich, den einige Quellen den Grausamen nennen, empörte sich gegen den eigenen Vater und starb jung in Vereinsamung. Er hinterließ nur eine Tochter Gertrud, die nachmals wiederholt im Mittelpunkt der Familienpolitik stehen sollte. So war der dritte Sohn Friedrich als einziger Stammhalter übrig geblieben. Als seinen

[1]) Zahlreich, wenn auch nicht immer gleichwertig, sind die zeitgenössischen Quellen zu dieser Geschichte. In erster Linie stehen die geistlichen Chronisten, zunächst die „Annales Mellicenses“, die seit 1123 von Gleichzeitigen in Stifte geführt wurden, den Anfang einer österreichischen Historiographie überhaupt bilden und fast in allen großen Klöstern Nachahmung fanden. So bieten die Continuatio Lambacensis, Claustroneoburgensis, Gottwicensis, Zwettlensis, die Aufzeichnungen der Kremsmünsterer, der Schotten, der Heiligenkreuzer, Garstner usw. eine Fülle von einzelnen Daten. Daneben darf von den Weltlichen Enenkel nicht vergessen werden, wenn er auch nur zur Hälfte Chronist und zur anderen, vielleicht besseren, Dichter war. — Mit Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge von Österreich aus babenbergischem Hause zeichnete sich der hochverdiente Andreas von Meiller vor etwa fünzig Jahren aus. Wichtig sind, da die österreichische Geschichte ja immer zugleich eine deutsche ist, die Monumenta Germaniae historica — sie selber ein Monument — und die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten „Fontes rerum austriacarum“, ferner die Urkundenbücher des Landes ob der Enns, des Herzogtums Steiermark usw. Was die pragmatischen Geschichtswerke betrifft, sind die älteren, wie Hormayr, Tschischka und andere mehr durch ihren warmen Ton als durch strenge Kritik anziehend. Dem Gelehrten Max Büdinger gebührt das Verdienst, „zum erstenmale eine groß angelegte, quellenmäßige und kritische Geschichte Österreichs in modernem Geiste“ begonnen zu haben. Leider reichte sein Werk, das bis zum Ausgange des 13. Jahrhunderts führen wollte, nur bis etwa 1065. Franz v. Krones und Franz Martin Mayer gaben im Rahmen der Geschichte Gesamtösterreichs knappe Lebensbilder Friedrichs II. Höchst wertvoll ist Alfons Hubers Darstellung in der großen Sammlung der europäischen Staatengeschichte. Ein gewaltiges Material in meisterhafter Form verarbeitet Georg Juritsch in seiner „Geschichte der Babenberger und ihrer Länder“ und eine vortreffliche Monographie ist A. Fickers „Herzog Friedrich II.“ Für Steiermark im besonderen wäre auf Muchar und F. M. Mayer, für das Gebiet der Literatur auf Nagl und Zeidler, für das des Rechts und der Verwaltungsgeschichte auf Tomaschek, Luschin, Siegl und Schuster zu verweisen. Der Jüngsten einer endlich, Max Vancsa, hat in seiner Geschichte Nieder- und Oberösterreichs (I. Band) ein in sich geschlossenes farbenreiches Bild der babenbergischen Periode geboten und wohl als Erster neben dem politischen auch das wirtschaftliche und soziale Element in jener Weise betont, wie die moderne Geschichtsauffassung sie fordert.

Geburtstag nimmt man, freilich ohne volle Sicherheit, den 15. Juni 1211 an. Wiener-Neustadt will der Geburtsort des Fürsten sein, der seiner Zeit so viel zu schaffen machte.[1]) Von seiner Jugend wissen wir nicht viel. Körperliche und geistige Frühreife, wie sie bei den hochgeborenen Knaben des Mittelalters so häufig zu treffen ist, ein heißes Blut, ein unbeugsamer Wille und ein Hang zur Gewalttat mögen sich zeitlich bemerkbar gemacht haben. Erst fünfzehnjährig, verlor er seine erste Gattin, die schöne und sanfte Gertrud von Braunschweig, nach sechswöchentlicher Ehe. So sagen wenigstens die älteren Geschichtswerke, aber nur eine zeitgenössische Quelle. Vermutlich beruht diese angebliche erste Ehe und Witwerschaft auf einem Irrtume oder einer Fälschung.[2]) Sicher ist, daß Friedrich 1226, somit als halber Knabe, Sophie, eine Tochter des Kaisers Theodor Laskaris von Nicäa und Schwester der Gattin des späteren Ungarkönigs Bela IV., heiratete und daß er diese Sophie mit Zustimmung seines Vaters schon nach drei Jahren, da die Ehe kinderlos blieb, verstieß. Für die Fürstenheiraten jener Zeit waren, vielleicht in noch höherem Grade, als dies heute der Fall ist, ausschließlich politische Gründe maßgebend. Gewiß auch bei Friedrichs zweiter (oder dritter) Vermählung, die kurz vor dem Tode seines Vaters mit Agnes, der Tochter Herzogs Otto I. von Meranien (senior oder magnus genannt) erfolgte. Agnes war eine reiche Erbin, besaß Teile Krains und am unteren Inn usw. Das waren Eigenschaften, die gewiß wichtiger schienen denn wechselseitige Zuneigung. Auch diese Ehe des Streitbaren ist keine glückliche geworden.

Am 28. März 1230 starb zu San Germano in Apulien Leopold VI., tief betrauert von seinen Untertanen oder vielleicht richtiger gesagt von den Städten und vom Klerus, über die er stets seine starke Hand gehalten hatte. Auf den viel gefeierten, vom Papste wie vom Kaiser gleich geehrten Friedensfürsten folgte in Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark und einem Teile Krains der neue, junge Herr, fast in allem der Gegensatz des Vaters. Seinem friedlichen Namen hat er wahrhaftig wenig Ehre gemacht, und wenn man das „streitbar", das ihm seine Zeit gab, mit streitlustig, ja streitsüchtig übersetzt, geht man kaum fehl, wie man statt des mittelhochdeutschen „hochgemuet" ruhig hochmütig und hochfahrend sagen kann.

Leopolds und seiner Vorgänger äußerst kluge und beharrliche Politik hatte die babenbergischen Lande schon zu den vornehmsten

---

[1]) Chorherr Maximilian Fischer reklamiert in seiner Geschichte Klosterneuburgs (Wien, 1825) für diese Stadt die Ehre des Geburtsortes. Leopold VI. verweilte dort gerne, manche Urkunde datierte er „in domo sua Nivenburch". Und hatte das damals erst seit etwa 20 Jahren bestehende Neustadt schon eine zum Wohnsitz des Landesfürsten geeignete Burg?

[2]) Ausführliches hierüber bei Ficker: „Herzog Friedrich II.", im Anhang 3. Für diese erste Frau ist weder in der babenbergischen noch in der welfischen Genealogie ein Nachweis zu finden. Mit der im Kapitelsaale von Heiligenkreuz begrabenen „Gertrudis de Brounswich, ducissa Austria" kann sie nach Ficker nicht identisch sein.

im Reiche gemacht. Ja, die inneren Machtbefugnisse der Herzoge von Österreich, wie sie zumal durch das Privilegium Kaiser Friedrichs I. an Heinrich Jasomirgott von 1156 festgelegt worden, gaben ihnen eine Ausnahmestellung unter den deutschen Fürsten. Dieses sattsam bekannte sogenannte „Fridericianum minus" hatte eine nahezu unbeschränkte landesherrliche Gewalt begründet. Schon Leopold V. nannte sich princeps terrae, und mit Grund, denn die wichtigsten ursprünglich königlichen Rechte, die Gerichtsbarkeit, das Maut-, Münz-, Zoll-, Markt- und Salzregal, waren in der Hand des österreichisch-steirischen Herzogs vereinigt. Es ist im Grunde nicht zu wundern, wenn sich in dem heißen Kopfe des jungen Friedrich eine Art von Großmachtsgefühl festsetzte. Wesentlich gefördert wurde sein übertrieben starkes Selbstgefühl wohl durch die Schnelligkeit, mit der er des Ministerialenaufstandes gleich im Anfange seiner Regierung Herr wurde.

Sehr scharfsinnig führt Juritsch in seiner Babenbergergeschichte aus, daß die Ursachen dieser sogenannten Kuenringerempörung nicht in der Regierung Herzog Friedrichs liegen konnten, da diese ja kaum begonnen hatte, sondern in der seines Vaters, den alle geliebt hatten, nur die Ministerialen Österreichs nicht. Dieser neue, aus dem Stande der Unfreien hervorgegangene und speziell in Österreich im zwölften Jahrhundert mächtig gewordene Adel mag mit Mißgunst auf die von Leopolds weiser Politik stets begünstigten Klöster und Städte geblickt haben. Es mochte sich der Gedanke festgesetzt haben, daß der Regierungswechsel für die Ministerialen der günstige Zeitpunkt sei, was ihnen an Gleichstellung mit den altfreien Grafen und Herren noch fehlte, zu erringen.

Wir können hier auf das Emporkommen des so lange herzogstreu gewesenen Kuenringerhauses, auf die Erhebung Heinrichs II. und Hadmars III., dieser „wütenden Rolande unserer Gauen", die halb Niederösterreich verwüsteten und an der Donau eine schreckliche Tyrannis übten, nicht im einzelnen eingehen. Die Besiegung der grimmen Brüder ist oft beschrieben, von Sage und Dichtung ausgeschmückt worden. Sie bietet sozusagen den volksbekanntesten Teil von Friedrichs Regierungszeit. Wir sehen aber in dem Zwanzigjährigen nicht nur einen Mann von Entschlossenheit und Kraft; wenn er die Kuenringe, deren Burgen er gebrochen hatte und die nun im Staube vor ihm lagen, nicht die volle Schwere seines Zornes fühlen ließ, zeigte er eine kluge Mäßigung, die man gerade von ihm nicht erwartet hätte. Endlich sahen wir, daß der abenteuerlustige und von hundert Gefahren umdräute Friedrich, diesmal wie später, einer war, den das Glück lange begünstigte. Von inneren und äußeren Feinden bedroht, konnte er einer höchst gefährlichen Erhebung in kurzer Zeit Herr werden, ja, er kam wieder in den ungeschmälerten Besitz des von seinem Vater geerbten Hausschatzes, dessen sich die Kuenringe bemächtigt hatten.

Mit der raschen Unterdrückung des Ministerialenaufstandes hatte Friedrich gleichsam seinen ritterlichen Befähigungsnachweis erbracht. Nun erst empfing er vom Passauer Bischof Gebhard die Schwertleite. Es

war zu Lichtmeß 1232 in der Wiener Schottenkirche, am Grabe des Ahnherrn Heinrich Jasomirgott. Am selben Tage wurde an zweihundert jungen Adeligen der einen starken religiösen Einschlag zeigende Ritterschlag vorgenommen. Dann ritten sie alle, in Scharlach und Weiß, als die Farben des neuen babenbergischen Wappens, gekleidet, in die Penzinger Aue hinaus zum Turnier, Tyost und Buhurt (Lanzenbrechen und Scharfrennen). Der junge Herzog war Meister in diesen Übungen. Und das verlangte ja seine Zeit in erster Linie von ihren Fürsten.

Friedrich der Streitbare scheint seine Stellung zum Kaiser und Reich gleich von Anfang an mit allem Nachdruck betont zu haben. Man nimmt an, daß er überhaupt nicht um die Belehnung mit seinen Herzogtümern nachsuchte und daß Kaiser Friedrich II., allezeit mit seinen kirchlichen und italienischen Händeln beschäftigt, darüber hinausging. Der Österreicher leistete aber auch, auf sein privilegium fridericianum pochend, den Ladungen des Kaisers zu den Reichstagen von Ravenna, November 1231, und Aquileja, Frühjahr 1232, keine Folge. Und der Kaiser entschuldigte scherzend des „Herzogs Knabenweise". Es handelte sich damals um eine finanzielle Frage: um die Mitgift der an den jungen König Heinrich vermählten Schwester Friedrichs, Margarete, die der Herzog noch nicht ausbezahlt hatte. Der Kaiser kam dann im Mai 1232 selbst auf babenbergischen Boden, nach Pordenone, wo ihn der Herzog mit großem Prunk begrüßte, und soll sich dort sogar erboten haben, einen Teil der Mitgift, 8000 Mark (oder 500.000 Kronen nach unsrem Geld) aus Eigenem zu zahlen.

Friedrich nannte sich seit 1233, da er die von seinem Vater erworbenen Besitzungen in Krain erheblich vermehrt hatte, eigenmächtig „Dominus Carniolae". Welche äußere Machtstellung er einnahm, zeigte die am 1. Mai 1234 stattgehabte Vermählung seiner Schwester Konstanze mit dem Meissenschen Markgrafen Heinrich, bei der der König von Böhmen, die Herzoge von Sachsen und Kärnten, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Freising, Bamberg, Seckau und eine große Zahl anderer Herren gegenwärtig waren. In den üppig grünenden Donauauen bei Stadlau fand die Feier statt und eine große Volksmenge schob sich zwischen den prächtigen Zelten hin und her. Aber es ist recht bezeichnend, daß das Beilager außerhalb der Residenz abgehalten wurde; dies scheint darauf hinzuweisen, daß der Herzog nicht seinen Wienern und diese nicht ihrem Herzog trauten.

Nicht manch' drückende Steuer und manche Eigenmächtigkeit des Landesfürsten allein, auch ganz persönliche Gründe mögen das schöne Einvernehmen, wie es zu Leopolds VI. Zeiten bestanden hatte, gestört haben. Wie die Ministerialen, brachte Friedrich auch die Bürger durch Ausbrüche einer unbändigen Art gegen sich auf. „Der junge und feurige Fürst mag manchem Edelfräulein, mancher ehrsamen Burgfrau nachgestellt haben und der beleidigte Vater, Gatte oder Bruder fand kein Recht, sondern wurde eher höchstens verhöhnt". Ganz Erfindung, wenn



auch poetisch ausgeschmückt, dürfte ja Enenkels[1]) Erzählung von des Herzogs Abenteuer mit der tugendsamen Bürgersfrau Brunhild kaum sein. Der Herzog soll nach vergeblichem Werben auf einem Feste in der Hofburg der schönen Frau Gewalt angetan haben. Die Bürgerschaft war furchtbar erbittert; drei angesehene Männer begaben sich zum Herzog und stellten ihm die Gefahr seiner Lage vor. Da die Stadttore versperrt waren, ließen sie ihn an einem Seil die Stadtmauer hinab und Friedrich zog sich auf sein sicheres Starhemberg zurück.

Es ergibt sich aus dem späteren Verlauf der Dinge, daß Friedrich in seinen eigenen Landen, zumal in Wien, den festen Boden der Volksbeliebtheit verloren hatte. Was nun seinen Zwiespalt mit Kaiser Friedrich betrifft, so hat man dessen Grund vordem meist in den Beziehungen des Österreichers zu seinem etwa gleich alten Schwager, dem staufischen Heinrich, gesucht. Dieser erstgeborene Sohn Kaiser Friedrichs war schon mit neun Jahren zum römischen König und Nachfolger gekrönt worden. Aus dem Knaben wurde ein eigenwilliger, übel beratener und leichtfertige Gesellschaft liebender Jüngling, der die selbständige Herrschaft in einem der beiden staufischen Reiche, Deutschland oder Sizilien, beanspruchte, die Politik seines kaiserlichen Vaters kreuzte und im September 1234 zur offenen Empörung griff. Man hat die Entzweiung Friedrichs mit dem Kaiser oft auf ein Einverständnis mit seinem Schwager Heinrich zurückgeführt, man hat ihn sogar den Bundesgenossen der gegen die staufische Herrschaft aufgestandenen lombardischen Städte genannt. Irgend ein Beweis hiefür dürfte aber kaum zu erbringen sein. Als der Kaiser aus Italien nach Deutschland eilte, um gegen den aufrührerischen Sohn Ordnung zu schaffen, begrüßte ihn der Herzog sogar an der steirisch-kärntnerischen Grenze zu Neumarkt. Doch scheint damals schon eine Entfremdung zwischen beiden eingetreten zu sein. Wider den Babenberger trat nun alsbald eine Anzahl deutscher Fürsten, die in Österreich Besitzungen hatten oder auf Friedrichs Lande lüstern waren, als Kläger auf: der König von Böhmen, der Herzog von Bayern, der Salzburger und die bayerischen Bischöfe. Auch österreichische und steirische Ministerialen beschwerten sich über Friedrichs Gewalttätigkeit und seinen Steuerdruck.

Friedrich leistete den kaiserlichen Ladungen auf die Reichstage von Mainz, Augsburg und Hagenau, 1235, keine Folge. Wieder zu Augsburg, Ende Juni 1236, verhängte endlich der Kaiser die Reichsacht über den Widerspenstigen und erklärte Österreich und Steiermark für erledigte Reichslehen. In einem vom Kanzler Petrus de Vinea verfaßten und an den König von Böhmen gerichteten Schreiben führte der Kaiser die Gründe aus, die ihn zur Ächtung veranlaßten. Ein merkwürdiges Schriftstück, das aber in erster Linie als ein politischer

---

[1]) Jans der Enenkel, Ennenchel oder Enikl, angeblich ein Domherr, ist eine in ihren persönlichen Schicksalen etwas unsichere Gestalt. Sein Todesjahr wird auf 1250, von anderen auf 1300 verlegt. Sein „Fürstenbuch von Österreich und Steiermark" schöpfte bald aus Urkunden, bald aus Sagen, ist das Werk eines Fabelhans, gleichwohl ein wichtiges Dokument der Zeit.



Akt und erst dann als geschichtliche Quelle in Betracht kommt.[1]) Was dem Babenberger da alles zur Last gelegt wird, ist erstaunlich viel und vielerlei. Daß starke Übertreibungen, ja Erfindungen mit unterlaufen, gilt heute als sicher. Friedrich von Österreich wird in dem Briefe als ein treuloses Glied des Reiches, als ein Bedrücker der Waisen und Witwen, als ein Wüstling, der Jungfrauen entehre und Frauen schände, dargestellt. Den Papst habe er gegen den Kaiser aufzureizen gesucht, zum Kaiser reisende Gesandtschaften ausgeplündert, seine Mutter mißhandelt und zur Flucht nach Böhmen genötigt, seine Schwester Konstanze und ihren Meißenschen Bräutigam mit gezücktem Schwert zum Verzicht auf die Mitgift gezwungen, mit den aufständischen Mailändern sich verschworen, verschiedene Fürsten des Reiches beleidigt usw. Die stärkste und, wie so vieles andere in diesem Pamphlete, völlig unerwiesene Behauptung ist aber, daß der Herzog den „Alten vom Berge", das geheimnisvolle Haupt der schrecklichen Sekte der Assassinen, durch Gesandte und Geld zur Ermordung des Kaisers habe veranlassen wollen.[2])

Der Kaiser überließ die Vollstreckung der Acht gegen den Herzog jenen, die ein besonderes Interesse daran hatten, nämlich den Nachbarn Österreichs. Der König von Böhmen, der Herzog von Bayern, die Bischöfe von Passau und Bamberg rückten mit Heeresmacht in die babenbergischen Lande. Mit Recht spricht Juritsch von einer förmlichen Koalition gegen Friedrich. Der Kaiser selber aber ging wieder nach Italien, um dort seine lombardischen Angelegenheiten zu verfolgen. Die Achtvollstrecker eroberten ganz Oberösterreich bis auf Linz, dann auch Niederösterreich bis auf einige wenige Punkte. Niemals bis dahin hatte sich ein Babenberger in so verzweifelter Lage befunden. Wie von einer Meute war der Streitbare umstellt. Ein günstiger Ausgang schien ganz ausgeschlossen für ihn.

Die Wiener, denen der Herzog auf ihre Anfrage freie Hand gelassen hatte, unterwarfen sich der Reichsexekution. Der geächtete Friedrich hatte im eigenen Lande, dem die endlosen Fehden so manche schwere Last auferlegt, fast keinen Anhang mehr. Nur einige nicht bedeutende Ministerialengeschlechter, wie die Starhemberger, die Wolkersdorfer, die Kienberger und andere waren ihm treu geblieben. Aber Friedrich bewahrte, seiner kraftvollen Ahnen würdig, in dieser verzweifelten Lage volle Festigkeit. Sich zu beugen, kam ihm nicht in den Sinn. „Er handelte", sagt Juritsch, „konsequent, energisch, vielleicht sogar tollkühn, wie ein Spieler, der auf einen Wurf alles setzt."

Nur wenige Plätze blieben in seiner Gewalt, so Mödling, die Burg Pottenstein im Triestingtale, das feste Starhemberg, vor allem aber Wiener-Neustadt, die „allzeit getreue". Auch Melk unter dem

[1]) Siehe Zahn, „Urkundenbuch des Herzogtums Steiermark", II, S. 442.

[2]) Es ist recht bezeichnend, daß Wolfgang Menzel in seiner anekdotenreichen Geschichte der Deutschen einige dieser in einer politischen Streitschrift enthaltenen Punkte ganz einfach als historische Tatsachen anführt.



trefflichen Abt Walther dürfte den wenigen Orten, die dem Geächteten noch anhingen, beizuzählen sein.[1])

Des Kaisers Streben ging unzweifelhaft dahin, die reichen und blühenden Babenbergerlande dauernd für sich und sein Haus zu gewinnen. Da aber das Reichsheer bei der tatkräftigen Umsicht des in die Enge getriebenen Babenbergers nicht jene Fortschritte machte, die man man bei einer solchen Überzahl von Alliierten erwarten durfte, entschloß sich Kaiser Friedrich, nachdem er bei Vicenza einen erheblichen Vorteil über den lombardischen Städtebund errungen, selbst nach Deutschland zu kommen. Mit einem Heere zog er über Pontafel und Kärnten nach Steiermark, verbrachte die Weihnachten 1336 zu Graz und traf dann unter dem Jubel einer Bevölkerung, die sich nun von ihrem ungeliebten Herzog für immer befreit wähnte, in Wien ein. Eine so glanzvolle Versammlung wie damals hatte Wien wohl noch nicht gesehen. Beim Kaiser weilten die ersten Personen des Reiches fast vollzählig: die Metropoliten von Mainz, Trier und Salzburg, der Patriarch von Aquileja, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising und Bamberg, der Böhmenkönig, der Herzog von Bayern, die Markgrafen von Thüringen und Baden, Hermann von Salza, der berühmte Hochmeister des deutschen Ordens usf. Daneben die Häupter der großen Stifte und eine Menge österreichischer und steirischer Herren, die Grafen von Hardegg, die Ministerialen von Feldsberg, Sonnberg, Brunn, Himberg, Arnsberg, Schaumburg, Seefeld und andere. Drei Monate vergingen, wie es bei derlei Kongressen nun einmal üblich ist, fast nur in Kurzweil, so daß die Anhänger des Kaisers selbst schon klagten. „Die Fürsten durch große Festlichkeiten, Gastmähler und Trinkgelage in guter Laune zu erhalten, mag nicht außer der Politik des Kaisers gelegen sein. Und sie war vom besten Erfolge begleitet".[2]) Allerdings nicht viel länger, als das Essen, Trinken, Singen und Tanzen andauerte. Hier in Wien ließ der Kaiser auch seinen zweiten jungen Sohn Konrad — den späteren letzten Hohenstaufen auf deutschem Throne — zum römischen König wählen oder (da die Wahl wohl vielleicht auf dem Tage von Mainz 1233 erfolgt war) förmlich anerkennen und ausrufen.

Für Wien, das, seitdem es durch Jasomirgott Herzogssitz geworden, rasch emporkam und durch das leopoldinische Stadtrecht von 1221 die Grundlage seiner bürgerlichen Verfassung erhalten hatte, war die kostbare Frucht des kaiserlichen Aufenthaltes der berühmte Freiheitsbrief vom 10. April 1237, den ihr der staufische Friedrich unter der goldenen Bulle, also in feierlichster Form, verlieh und der die Zeugenfertigung einer langen Reihe vornehmster Personen trägt.[3])

---

[1]) F. J. Keiblinger, „Geschichte des Benediktinerstiftes Melk", S. 331.

[2]) G. Juritsch, „Geschichte der Babenberger und ihrer Länder". S. 567.

[3]) Das Original ist nicht mehr vorhanden. Der lateinische Text der Urkunde findet sich im Wiener Eisenbuche f. 33—33[1] und eben dort f. 37 eine deutsche Übersetzung. Vgl. Tomaschek, „Die Rechte und Freiheiten der Stadt Wien", I. Band, S. XXI f. und S. 15—19.

Die Urkunde, der merkwürdigsten eine in der Geschichte Wiens, auch sprachlich für Ausdrucksweise und Rechtschreibung sehr charakteristisch, preist zunächst die vortreffliche Haltung der Wiener gegen Kaiser und Reich und stellt ihr in kräftigen Worten, ganz im Sinne der oben erwähnten Anklageschrift, die Ruchlosigkeit Herzog Friedrichs gegenüber. „Darumb sol wizzen", sagt der Kaiser, „das gegenburtig alter und die chunftig nachomenhait, daz wir betrachten, wie getreuleich und andechtichleich unser purger ze Wienne, gemainchleich und jetweder sunderleich, grozz und chlain, unserr herrschaft und des reiches umbvangen habent, abnaigund daz joch der ungerechtikchait und niederdruchung, damit Friedreich weilnt herzog missegeraten von der frumchait seiner vordernt vergezzen hat der egenanten purger treu und andechtichait und versmecht die ere unsers reiches". Seinen Willen habe der Herzog über Recht und Gesetz gestellt, die Armen beschwert, die Reichen beraubt, Witwen und Waisen bedrückt. Und nun die Konsequenz: „[Wir] erhefen die egenanten stat und die purger mit der hilf der rechten mechtigen hant und haben sie genommen in unsern und des reichs gewalt ewichleich und unwiderrufleich, also daz sie furbaz behalten werden in unserr kunigen und chaisern und unserr nachomen handen, und daz sie nimmer aus unserm und des reiches gewalt chome".

Damit war Wien von einer landesfürstlichen zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben. Es hörte freilich nur für kurze Zeit auf, ein Teil Österreichs zu sein; es war nicht nur der Rechts- und Machtsphäre des abgesetzten Babenbergers entzogen; es sollte auch niemals wieder unter die Gewalt eines solchen kommen. Die Wiener mögen nicht wenig stolz gewesen sein, als sie sich so den ersten Städten des Reiches, einem Augsburg, einem Köln, einem Nürnberg gleichgestellt sahen. Und Kaiser Friedrich gab, offenbar um das schon stattliche Gemeinwesen dauernd an sein Interesse zu knüpfen, in derselben Urkunde den Wienern Freiheiten von ungewöhnlich liberalem Ausmaße: der vom Kaiser in Gemeinschaft mit den Bürgern zu ernennende Richter (einen Bürgermeister finden wir erst fünfzig Jahre später) sollte die Wiener mit keiner Auflage, Steuer oder Leistung ohne ihre Zustimmung beschweren. Die Kriegspflicht wurde auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Alle Klagen, außer bei Hochverrat, sollten die Bürger selbst nach ihrem Rechte richten. Alle Einwohner der Stadt sollten persönlich frei sein, womit auch die noch teilweise auf dem Handwerkerstande lastende Hörigkeit aufgehoben war. Endlich versprach der Kaiser, was seiner ungewöhnlich hohen Bildung gemäß war, für den öffentlichen Unterricht zu sorgen.

All diese Privilegien standen zunächst nur auf dem Papier und sind, wie Vancsa bemerkt, wahrscheinlich überhaupt nie in volle Wirksamkeit getreten. Denn der schöne Traum der Reichsunmittelbarkeit Wiens sollte bald ausgeträumt sein. Vorläufig aber suchte natürlich jeder Stand die Anwesenheit des höchsten Herrn, der zudem voll Huld und Gnade war, für seine Zwecke auszunützen. Die großen öster-

reichischen Stifte erwirkten die Befestigung ihrer alten Rechte. So erteilte Friedrich zum Beispiel dem Schottenkloster in Wien mit größter Bereitwilligkeit die Konfirmation seiner Güter, Rechte und Exemtionen und bedrohte jeden Zuwiderhandelnden mit Strafe.[1])

Kaiser Friedrich verließ Wien im April 1237. Nachdem er in Enns die steirischen Ministerialen zu Reichsvasallen erhoben und dem Lande versprochen, daß es nie wieder dem Herzoge von Österreich zufallen sollte, ging er über Bayern nach seinem geliebten Italien und ist von da ab überhaupt nicht mehr nach Deutschland gekommen. Es ist ja eine traurige Wahrheit, daß dieser Staufe, der nach Befähigung und Willenskraft berufen schien, den alten Glanz des deutschen Stammes wieder herzustellen, all seine Sorge und Liebe auf sein sizilianisches Königreich verwendete, daß er in den italienischen Wirren und in jahrzehntelangem Hader mit der Kurie seine besten Kräfte verzehrte und Deutschland nur wie eine Nebensache betrachtete. Den Römern konnte der Kaiser freilich leicht von der Züchtigung des „wahnwitzigen Jünglings Friedrich, des einstigen Herzogs", erzählen. In Wahrheit aber ging die Sache des Kaisers, sobald nun seine überragende Persönlichkeit vom Schauplatze entfernt war, schlecht. Wir können hier nicht ins Detail gehen, möchten also nur zusammenfassen, daß Herzog Friedrich, der sich lange ruhig in Wiener-Neustadt gehalten hatte, die zurückgelassenen kaiserlichen Statthalter und ihre Truppen schlug und sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit wieder in den Besitz seiner beiden Länder setzte. Der letzte Babenberger hat auch in dieser kritischesten Zeit seines Lebens höchste Tatkraft bewiesen. Daß er in dem Kampf um sein Erbe nicht allzu glimpflich zugriff, entspricht seiner Natur. Österreich und Steiermark belastete er mit schweren Kriegssteuern, die Mittel zum Kriege nahm er, wo er sie fand, zumal also beim reichbegüterten Klerus. Es war ein Akt echter fridericianischer Art, daß er an einem einzigen Tage alles Bargeld in den Klöstern und Stiften, gleichgültig ob es Eigentum oder Deposit war, konfiszierte.

Nach langem und tapferem Widerstande ergab sich auch Wien. Was von einer dritthalbjährigen Belagerung der Stadt durch den Herzog erzählt wird, stimmt allerdings nicht. Einige Monate aber wehrten sich die Wiener, auf ihre Stadtmauern und die kaiserliche Hilfe vertrauend. Die Lebensmittelteuerung war aufs äußerste gestiegen, der Hunger wütete in der Stadt. Alle Pferde waren schon aufgezehrt. Hunde- und Katzenfleisch war geschätzt, die armen Leute stritten sich um die ekelhaftesten Dinge; überall sah man schwankende und hohläugige Gerippe herumschleichen. „Welch gräßliches Gegenbild zu dem schwelgenden Überflusse und der verschwenderischen Pracht, womit Friedrich im Juni 1239 zu Neustadt die Vermählung seiner jüngsten Schwester Gertrud mit Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, feierte." Kurz vor Weihnachten desselben Jahres öffnete Wien seine

[1]) E. Hauswirth, „Abriß einer Geschichte der Benediktinerabtei U. L. Fr. zu den Schotten in Wien."



Tore. Das gefürchtete Strafgericht aber blieb aus. Friedrich soll wohl die kaiserliche Urkunde mit eigener Hand zerrissen haben. Sonst aber zeigte er, ganz wie in der Kuenringerfehde, eine kluge Mäßigung, ja persönliche Milde, die bei seinem sonstigen leidenschaftlichen Wesen auffielen.

Diese Vorgänge im Südosten des Reiches sind auch vom gesamtdeutschen Standpunkt bemerkenswert. Für den Herzog war es höchst günstig, daß der Kaiser 1239 von neuem dem päpstlichen Banne verfiel. Gregor IX., der hitzige Neunziger, veranlaßte sogar den König von Böhmen, den Herzog in seinem Wiedergewinnungswerke zu unterstützen, und Friedrich versprach den Přemysliden leichten Sinnes die ganze nördlich der Donau gelegene Hälfte Niederösterreichs. Der Herzog stand, wie Vancsa sagt, auf der Höhe der Situation und hielt die Fäden der großen Politik in der Hand. Der bekannte geistliche Agitator, Albert der Beham oder von Possemünster, knüpfte mit dem Streitbaren Unterhandlungen an. Als Gegenkönig wider Friedrich II. sollte er aufgestellt werden. Aber der Österreicher zog doch die Versöhnung vor.

Ende Oktober 1239 sandte er Boten an den Kaiser. Dieser griff sofort zu und antwortete mit einem zuvorkommenden Schreiben. Und um Weihnachten desselben Jahres war die Verständigung zwischen beiden vollständig. Von einer Versöhnung, wie zwischen Gleichstehenden, und nicht von einer Unterwerfung des schuldigen Vasallen unter den zürnenden Lehensherrn muß man sprechen. Mit starker Faust hatte sich der Babenberger wieder in den Besitz des Verlorenen gesetzt. Ohne Demütigung, ja ohne wesentliche Zugeständnisse erlangte er die neuerliche Bestätigung der Privilegien seines Hauses, — die Herrschaft in Österreich und Steiermark, wie sein kaisertreuer Vater sie geübt hatte. In der Sache war der Babenberger also Sieger über den Hohenstaufen geblieben.

Seine an König Wenzel gegebene Zusage einzuhalten, dachte der Österreicher gewiß nicht im entferntesten. Ein neuer Krieg mit Böhmen, neuer Friede und neuerliche Verabredung der Ehe zwischen Friedrichs Nichte Gertrud und Wenzels Sohn Wladislaw folgten. Die Abtretung des nördlich der Donau gelegenen Teiles Niederösterreichs an Böhmen aber wurde nicht mehr berührt.

Der Wiedereingesetzte scheint nun einige Sorge für das Wohl seines Volkes getragen zu haben, wenn man sich auch den unbändigen Friedrich, der durch seine Erfolge wohl nicht sanfter geworden war, nicht als gütigen Landesvater vorstellen darf. Er lenkte wenigstens einigermaßen in die kirchen- und klosterfreundliche Politik seines Vaters ein. Aus dem Jahre 1240 stammt eine lange Reihe herzoglicher Schenkungen, Bestätigungen und Gnadenerweise an die Stifte Zwettl, Wilhering, Waldhausen, (Klein) Maria-Zell, Heiligenkreuz, auch an das Domkapitel von Salzburg und das Hochstift Freising. Auch mit seinem alten Widersacher Rüdiger von Passau machte er Frieden. Aber Friedrich blieb doch immer einer, „der lieber nahm als gab“. Er war



wohl der erste seines Hauses, der in Dingen der Religion und Kirche indifferent dachte. Mit dem im Bann befindlichen Kaiser blieb er auf bestem Fuße. Ja man hat ihn sogar der Beziehung zu Ketzern beschuldigt. Gleichwohl mied die Kurie einen Bruch mit dem Mächtigen. Und wäre Friedrich ein längeres Leben beschieden gewesen, er hätte vielleicht das erreicht, was sein frommer Vater sehnlichst erstrebte und was erst das fünfzehnte Jahrhundert den Habsburgern bringen sollte: ein Wiener Bistum und die Loslösung Österreichs aus der Passauer Diözese.

Friedrichs Hauptstreben war aber doch, wie Juritsch nachweist, stets auf Ungarn und Böhmen gerichtet. Für die großen reichs- und kirchenpolitischen Fragen, in die sein Haus so oft verwickelt gewesen, hatte er kein Interesse. Wenn sich seine Regierung als eine fast ununterbrochene Kette von Kriegen mit den Nachbarn darstellte, waren vermutlich meist beide Teile die Schuldtragenden. In diese lange Reihe von blutigen Zwistigkeiten, die durch Reibungen an den Grenzen, durch Rechtsansprüche, durch persönliche oder Familienmißhelligkeiten erzeugt waren, kam notgedrungen eine Pause durch jene furchtbare Drangsal, die über ganz Osteuropa hereinbrach. Es war die mongolische Hochflut, die das Abendland zu überschwemmen drohte. Unter ihrem Dschingischan Temudschin hatten die nomadisierenden, mordenden und sengenden Horden China, Hindostan, das blühende Reich der Chorawesmier erobert, unter Batus Führung Rußland zinspflichtig gemacht, Moskau und Kiew besetzt, Krakau niedergebrannt, Polen und Ungarn unter entsetzlichen Greueln verwüstet. Sie hatten schon die Oder überschritten, streiften bis Dalmatien, ja einige Haufen kamen bis gegen Korneuburg und Neustadt. Kaiser wie Papst schienen taub gegen die Not der Christenheit. „Nicht ein Schwert kam zum Schutze Deutschlands über die Alpen." Vereinzelt blieben die Heldentaten eines Heinrich von Schlesien bei Liegnitz, eines Jaroslaw von Sternberg bei Olmütz. Auch Friedrich von Österreich war in einigen Scharmützeln Sieger über die Unholde geblieben. Aber es ist heute als Übertreibung erkannt, wenn seine Lobredner ihn den Retter des Abendlandes nannten. Nicht wegen seines Widerstandes, sondern aus anderen Gründen verließen die Mongolen Europa so schnell, als sie gekommen waren. Dagegen hat sich Friedrich gerechtem Vorwurfe ausgesetzt, indem er in dieser schweren Zeit der Not von dem hilfesuchenden Ungarnkönig Bela die Abtretung von drei Grenzkomitaten (wahrscheinlich Preßburg, Ödenburg und Wieselburg) verlangte.

Friedrich der Ruhelose war inzwischen schon von neuen Plänen bewegt. Im Juni 1243 ließ er sich zu Friesach durch einen Spruch der Bischöfe von Seckau, Passau, Gurk und Lavant von seiner ungeliebten Margarete, die ihm keine Kinder geschenkt, scheiden.[1]) Der

[1]) Über angebliche in jene Zeit fallende pathologisch-sexuelle Zustände beim Herzog, welche die Heiligenkreuzer Quelle andeutet, mag man bei Juritsch a. a. O., S. 626 f. nachlesen. Friedrich ließ damals im ganzen Lande Gebete halten, gelobte einen Kreuzzug und versprach allen, denen er Unrecht getan, Genugtuung.



schon in die Wege geleitete Plan, die Tochter des Herzogs Otto von Bayern, Elisabeth, zu heiraten, der von der staufischen Partei und vom Metropoliten Eberhard zu Salzburg eifrig gefördert wurde, scheiterte an einem an sich unbedeutenden Zwiste, der betreffs der Grenzveste Obernberg am Inn zwischen Otto und Friedrich ausgebrochen war.

Der letzte Babenberger war eben trotz allem, was er erlebte, derselbe geblieben, unternehmungs- und ausdehnungslustig, unberechenbar und oft unüberlegt. Die Liebe seiner Untertanen hat er wohl niemals gewonnen. Wenn auch eine oder die andere Quelle seine Freigebigkeit und seine Vorliebe für Gesang preist: das tiefere Verständnis für geistige Strebungen, das man seinem Vater nachrühmte, dürfte ihm gefehlt haben. Bei ihm war alles Hang zu Prunk und Glanz. Auch hatte die höfische Minnedichtung, wie sie am Hofe der Babenberger in den Zeiten eines Walter von der Vogelweide, eines Dietmar von Aist usw. geblüht, ihren Höhepunkt schon überschritten. Ulrich von Liechtenstein charakterisiert diese Epoche deutscher Literatur. Wenn auch sein Abenteuerzug als „Frau Venus", der sich von Venedig bis nach Mistelbach und Feldsberg ausdehnte und in dem Hauptturnier zu Wien im Mai 1227 den Höhepunkt erreichte, noch in die Regierung Leopolds VI. fällt, so ist doch Ulrich als der typische dichterische Vertreter der Zeit Friedrichs II. zu betrachten. Seine poetische Begabung und seine Ergebenheit für den Herzog, an dessen letzter Schlacht er vermutlich teilnahm, in Ehren, — aber dieser Liechtenstein, der übrigens kein fahrender Geselle, sondern ein großer Herr und Landmarschall von Steiermark war, der das Waschwasser seiner Geliebten trank und sich der „Herrin" zuliebe (die natürlich nicht sein Eheweib war) einen Teil der Oberlippe abschneiden ließ: er zeigt doch, um mit Vancsa zu reden, auffallende Merkmale der Decadence. Seine Albernheiten und Geschmacklosigkeiten entsprechen ja dem allgemeinen Verfall der Sitten, der sogar den Bauernstand ergriffen hatte, den Auswüchsen des Rittertums, das zwischen üppiger Verfeinerung des Lebens und Verarmung, Verrohung der kleinen Ritter schwankte.

Ein relativ erfreuliches Bild zeigen Friedrichs Beziehungen zu den Städten. Man nimmt an, daß er dem bis dahin als Ipsburg vorkommenden Ybbs um 1234 das Stadtrecht erteilte. Wiener-Neustadt bedachte er 1239 und 1244 mit Privilegien nach Art des Wiener Leopoldinum, 1244 ebenso Hainburg. Von der Burg Starhemberg 1. Juli 1244 endlich ist Herzog Friedrich Stadtrecht für Wien datiert. Von der Reichsunmittelbarkeit der babenbergischen Residenz war selbstverständlich nicht mehr die Rede. Das neue Privilegium[1]) lehnt sich fast völlig an Herzog Leopold VI. berühmtes Stadtrecht vom 18. Oktober 1221 an, enthält aber einige wesentliche Abweichungen, zumal in Beziehung auf das Gerichtsverfahren. Die Gottesurteile sind

[1]) In einem Pergamentkodex der k. k. Hofbibliothek zu Wien erhalten. Vgl. Tomaschek a. a. O., S. 24—30.



nämlich nun aus dem Kreise der rechtlichen Beweismittel verschwunden und haben der „Reinigung nach dem Stadtfrieden" Platz gemacht. Wichtig ist die Bestimmung, daß in die Zahl der Eideshelfer auch der Hauptschwörer miteinzurechnen ist. Auch Bestimmungen über Bestrafung der Notzucht sind neu. Beim Schlagen einer „unehrbaren Person" ist der Täter nicht nur straflos, sondern kann dem Geschlagenen noch fröhlichen Mutes drei Schläge hinzugeben. Das offene Tragen des Stechmessers ist nun gestattet; die Heirat einer Bürgerin mit einem Ritter war nur dann strafbar, wenn die herzogliche Genehmigung nicht eingeholt worden usw.

Weit über die lokale Bedeutung hinausreichend und die Grundlage „einer Art gemeinen Judenrechtes" bildend sind die Verordnungen beider Friedriche in bezug auf die Juden.[1]) Schon in seinem Wiener Stadtrechte hatte der Staufe verfügt, „daz die juden nicht gesatzt werden an der Christen amt," um eine Unterdrückung der Christen zu verhindern. Von der Belagerung Brixens aus, August 1238, erließ Kaiser Friedrich dann eine Judenordnung für Wien, die für jene Zeit ganz merkwürdig tolerant erscheint. Niemand solle es bei schwerer Strafe wagen, Judenkinder wider den Willen ihrer Eltern zu taufen; auch ihre heidnischen Sklaven dürfe den Juden niemand durch die Taufe entziehen. In dem interkonfessionellen Verkehr solle jeder Teil unter seinem Rechte stehen. Auch der Reinigungseid war den Juden gestattet. Ausführlicher noch ist des Herzogs Judenordnung von 1244. Die Juden haben ihren eigenen Richter und dürfen auf die Thora schwören. Von Christen gegen sie geübte Unbilden sollten schwerer Strafe unterliegen. Wichtig sind auch die Bestimmungen über das Pfandrecht an den bei ihnen versetzten Gegenständen und über den Zinsfuß, der für ein Pfund auf zwölf Pfennige wöchentlich, also auf nicht weniger als 173 Prozent per annum festgesetzt wird, indeß den Christen im ganzen Mittelalter das Zinsennehmen durch kirchliche Gesetze verpönt war. Es ist begreiflich, daß Herzog Friedrich, der in seinen häufigen Geldnöten sich oft an die Juden wenden mußte, in zeitgenössischen Quellen geradezu als ihr Freund bezeichnet wird.

Das vortreffliche Einvernehmen zwischen dem Herzog und dem Kaiser, der sich um die Freundschaft des Streitbaren geradezu bemühte, zeitigte einen Plan, der geeignet schien, des Österreichers ehrgeizigste Gedanken zu erfüllen. Seine Länder sollten unter einer Krone vereinigt werden. Nur vom Kaiser sollte der neue König von Österreich Thron und Weihe erhalten, in seinem Gebiete unbeschränkte Gerichtsbarkeit, vielleicht sogar ohne Appellation an das Reich üben. Schon war der Entwurf des kaiserlichen Diploms von demselben Petrus a Vinea fertiggestellt, der einst die Schmähschrift gegen den Herzog verfaßt hatte. Als Vertreter des Kaisers erschien Bischof Heinrich von Bamberg in Wien und überbrachte sozusagen als Abschlagszahlung den königlichen Reifen. Nun bequemte sich

[1]) Vgl. Tomaschek a. a. O., S. 30—34.

Friedrich trotz seines Privilegiums am glanzvollen Hoftage des Kaisers in Verona zu erscheinen (September 1245). Dort sollte zur selben Zeit, da das Konzil von Lyon den Hohenstaufen für abgesetzt erklärte, alles festgemacht werden. Daß der Kaiser von seinem mächtigen Vasallen eine Gegenleistung verlangte, ist selbstverständlich. Nachdem er drei Gemahlinnen durch den Tod verloren, sollte Gertrude von Österreich, Herzog Friedrichs Brudertochter, die vierte Kaiserin werden. Es war kaum die Liebe allein, die den 51jährigen Monarchen trieb, um die 15jährige Prinzessin zu werben. Der österreichische Herzog war kinderlos geblieben. Vielleicht war ihm, dem oft stürmisch Unüberlegten, kein hohes Alter beschieden. Seine schönen, trotz mancher Schläge blühenden Länder waren selbst für einen römischen Kaiser ein anlockendes Ziel, ein triftiger Grund, Verschwägerung und Erbansprüche zu suchen. Zudem war der Kaiser, wie Juritsch betont, damals finanziell so gut wie ruiniert, indeß dem Herzog gerade in jenen Tagen eine Garstner Quelle „reich an Gold und Silber" nennt. Die junge Gertrudis war bereits dem Herzoge Wladislaw von Mähren, jüngerem Sohn des Böhmenkönigs Wenzel I., versprochen. „Auch einer Krone wegen brach Friedrich sein Wort nicht", meint die Österreichische National-Enzyklopädie etwas naiv. Dem war gewiß nicht so. Friedrich war bereit, dem Kaiser, wenn auch der große Bann auf ihm lastete, seine Nichte zu geben. Diese selbst aber weigerte sich. Warum das Mädchen es ausschlug, den (allerdings nicht mehr jungen) Träger von sechs Kronen, der ersten Person der Christenheit, die Hand zu reichen, ist nicht ganz klar. Man nimmt vielfach an, daß kaiserfeindliche Einflüsse der Kurie auf sie im Sinne der Ablehnung wirkten. Damit zerschlug sich der Handel. Aus dem „Königtum Österreich" wurde nichts und der Kaiser blieb Witwer. Aber die Sache mochte doch nur aufgeschoben sein. Vielleicht hätte Friedrich von Österreich später einmal auch diesen Erfolg noch erlebt. Aber das Schicksal hatte seine und des babenbergischen Mannsstammes Tage gezählt.

Neue Fehde mit Böhmen, neuer Friede und neuerliche Verabredung der Ehe Gertruds mit Wladislaw. Aber der böhmischen folgte eine ungarische Fehde, deren besonderer Grund nicht ganz sicher ist, deren tiefere Ursache aber die stete Nebenbuhlerschaft der beiden Nachbarn dies- und jenseits der Leitha war. Bela IV. rückte mit einem durch Kumanen verstärkten Heer über den Grenzfluß gegen die Neustadt. Auf dem Steinfelde kam es am Feste des Vitus — 15. Juni 1246, es war ein Freitag — zur erbitterten Schlacht. In ihr büßte Friedrich der Streitbare das Leben ein. Sein fünfunddreißigster Geburtstag war sein Sterbetag geworden.

Über dem Ende des letzten Babenbergers, das so recht wie die Schlußszene einer gewaltigen Tragödie anmutet, ruht der Schleier des Geheimnisses wohl für alle Zeiten. Sicher ist nur, daß Friedrich die Ungarn geschlagen hatte, daß er sie in seiner stürmischen Art verfolgte, daß die Seinen ihn dann vermißten und mit einer tödlichen Kopfwunde auffanden. Alles darüber hinaus ist vielfach wechselnde unsichere



Angabe, Sage, Roman oder Vermutung. So wird berichtet, daß ein fliehender, nach rückwärts schießender Kumane den Herzog ins Auge traf, wohl auch, daß Frangipani aus dem ungarischen Heere, als er Friedrich stürzen sah, in der Flucht innehielt, umwandte und dem Gefallenen den Todesstich gab. Es ist aber gewiß merkwürdig, daß man nirgends liest, es habe sich im Heere Belas derjenige gemeldet, der den Herzog erlegte. Dieser Umstand sowie der reichliche Haß, den Friedrich Zeit seiner Regierung auf sich gezogen, mögen die Ursache sein, warum etwa zu Ende des 13. Jahrhunderts die Version auftaucht, der Herzog sei nicht durch einen Kriegsgegner, sondern durch einen der Seinen meuchlings erschlagen worden. Da gehen nun die Angaben der Chronisten wieder vielfach auseinander. Enenkel zum Beispiel nennt einen (sonst nicht nachweisbaren) Osterfried als den Mörder. Dann heißt es wieder, der Pottendorfer habe die vom Herzog seiner Schwester Brunhild angetane Schmach gerächt. Und ähnliches mehr. Am abenteuerlichsten ist wohl das Märlein, daß diese Brunhild selber die Rächerin ihrer Ehre geworden sei. Scheinbar erwiderte sie des Herzogs glühende Leidenschaft, folgte ihm als Knappe verkleidet in die Neustädter Schlacht, stieß dem Vorwärtsstürmenden im geeigneten Augenblicke den Speer in die Brust und erwürgte ihn mit dem Zügel seines eigenen Pferdes.

Der schaurige Zauber des Geheimnisvollen liegt über Friedrichs Tode und es ist nur begreiflich, wenn die Chronik in historischen Klatsch oder in phantasievolle Erfindung ausartete. Gewiß ist, bemerkt Juritsch, daß einige Jahrzehnte in Österreich und auch sonstwo niemand an das natürliche, will sagen durch Pfeilspitze oder Lanzenstich eines Ungarn herbeigeführte Ende des streitbaren Herzogs glauben wollte

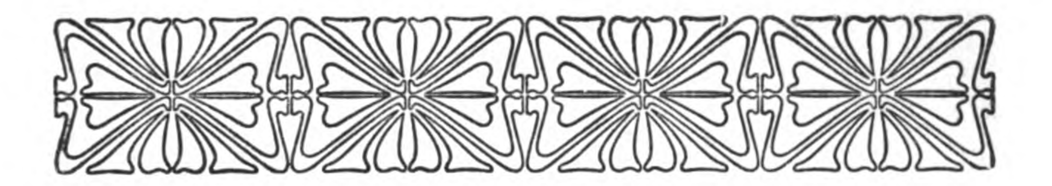
Friedrichs Leichnam wurde in der Cisterzienserabtei Heiligenkreuz der alten Babenbergerstiftung, beigesetzt. Dort im stillen Tale des Sattelbaches, mitten im Frieden des Wienerwaldes ruht der Ruhelose; dort umweht den späten Besucher der Hauch der Vergangenheit. Hat doch das Monasterium Sanctae Crucis, das in der Zeit der Barocke nicht so gründlich umgestaltet wurde wie andere Ordenshäuser, den Charakter des Mittelalters wenigstens in seiner Kirche und den anstoßenden Teilen zu erhalten gewußt. Zumal der aus dem 13. Jahrhundert stammende und seither nur wenig veränderte alte Kapitelsaal ist ein tiefernster Raum voll starker Stimmung. Da sind die einfachen Grabsteine Leopolds des Tugendhaften und Friedrichs des Katholischen aus babenbergischem Geschlecht. Da erblicken wir auch, nun von einem niederen Gitter umgeben, die aus Sandstein geformt liegende Gestalt des letzten seines Hauses, im Waffenrocke, Schwert und Bindenschilde. Die Figur, ein wertvolles und seltenes Stück romanischer Plastik, lag wohl einst auf dem Deckel einer Tumba, deren Seitenwände längst verschwunden sind. An den vier Enden gewahrt man Spuren von Gestalten, wahrscheinlich betende Mönche oder Engel.[1])

[1]) Vgl. Kunsthistorischer Atlas der k. k. Zentralkommission, X. Abteilung, Tafel II.

Bedenkt man, daß fast sieben Jahrhunderte über dieses vielleicht einst prunkvolle Denkmal hinwegschritten, so kann der Zustand seiner Erhaltung als ein relativ günstiger bezeichnet werden.

Es erscheint auf den ersten Blick recht merkwürdig, daß der Tod eines Herrn, dessen gewalttätiger und hadersüchtiger Sinn von den Chronisten mit so lebhaften Farben gemalt wird, von den Zeitgenossen betrauert wurde, als wäre ein wahrer Vater des Vaterlandes heimgegangen. Diese absonderliche Tatsache aber ist erklärlich durch die Umstände seines Todes zunächst, dann aber durch die Befürchtungen, die das Ende des babenbergischen Mannesstammes hervorrufen mußte. Ritterliche Tüchtigkeit schien seiner Zeit, ohne allzuviel Rücksicht auf den ethischen Hintergrund, als das Ideal der Tugend. Und Friedrich hatte todesmutige Tapferkeit bis in seine letzte Stunde bewährt. Aber mit dieser Schätzung rauher Kraft paarte sich ein tieferer Gedankengang. „Nach seinem Tode", schreibt der Chronist Pernold[1]), „kam unsägliche Drangsal über Österreich, welche endlich auch seinen Verleumdern die Augen öffnete, daß nun sie selbst ihren Herzog als den Einzigen beklagten, und, wäre es möglich, ihn durch alle Mittel und Wege aus dem Grabe zurückrufen würden. Denn mit ihm ist des Vaterlandes Glück begraben, seitdem dieses Fürsten strenge Gerechtigkeit die übergroße Bosheit der Untergebenen zu bändigen aufgehört hat." Mochten nicht alle genau so denken und möge man Ulrich von Liechtensteins rührende Klage um den toten Herrn nur als den Ausdruck inniger und dankbarer Ergebenheit würdigen, — düstere Zukunftsahnungen mochten auch jene Kreise des Volkes erfüllen, die nicht viel von Politik, Staatsrecht und Erbfolge verstanden. Friedrich war kein gütiger Landesherr, kein sorgsamer Vater seiner Untertanen gewesen. Der Schmerz des Volkes bei seinem Tode erklärt sich vielleicht am besten durch ein altes deutsches Sprichwort, das da sagt: Es kommt selten etwas Besseres nach. Ein dunkles Gefühl, daß man einer unsicheren Zukunft entgegengehe, daß durch das Aussterben des babenbergischen Mannsstammes die Jahrhunderte alte Kontinuität des Rechts und der Macht unterbrochen sei, mochte jedermann beherrschen. Friedrich ließ das Land zurück, ohne daß die Erbfolgefrage endgültig geregelt war. Sein Verhängnis war es, — wie Vancsa zutreffend sagt, — im blühenden Mannesalter einem blinden Zufall geopfert zu werden, gerade als er Aussicht hatte, nach Überwindung der Haupthindernisse die alten Leitgedanken seines Geschlechtes: die Begründung eines nach außen möglichst unabhängigen, nach innen absoluten Landesfürstentums in Verbindung mit einer eigenen Landeskirche zu verwirklichen.

[1]) Vergl. Keiblinger, „Geschichte von Melk", S. 329.



Voraussetzungen der Wirtschaftspolitik.

Von Hofrat Prof. **E. Schwiedland.**

Worauf es in der Wirtschaftspolitik ankommt, ist weder Pathos noch oratorische Leistung, sondern das Bestreben, die zu behandelnden Zusammenhänge im Wesen mit möglichster Klarheit zu erfassen und sie hinlänglich erschöpfend darzustellen, um ein Bild der Wirklichkeit zu gewinnen.

Unsere Kenntnisse müssen sich aber zu diesem Zweck auch auf die Vergangenheit erstrecken. Gleichwie in individuellen Geschicken ein Teil der Persönlichkeit verkörpert ist, lebt auch in der Geschichte ein Teil des Wesens der Dinge. Daher treibt schon der Theoretiker mit Vorteil Studien über den geschichtlichen Verlauf der Erscheinungen, die er begreifen will. Der Wirtschaftspolitiker soll die Ergebnisse des Theoretikers, darüber hinaus aber noch die Fülle der konkreten Verhältnisse im einzelnen Lande kennen. Ihr Verständnis erhöht sich aber, wenn er auch ihr Entstehen erkennt.

Alle konkreten politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind aus natürlichen Grundlagen, auf denen sie beruhen, und aus historischen Geschicken des Volkes allmählich hervorgegangen. Überdies finden sich allenthalben Reste älterer Zeiten; das Trägheitsgesetz beherrscht das Leben der Staaten in Wirtschaft wie Politik; die Umwälzungen, die den Gang der Ereignisse beschleunigen, entstammen meist geographischen Entdeckungen und technischen Fortschritten sowie dem Kampfe der Menschen um Gewinn und heben jenes Trägheitsmoment nicht auf.

Wenn wir nun in das historische Kaleidoskop schauen, lernen wir den Schutt kennen, den die Vergangenheit auf die Gegenwart gehäuft und der hier vielfach eine große Rolle spielt. Wir lernen im Entstehen der Gegenwart diese selbst verstehen. Zugleich sichert aber die Kenntnis der geschichtlichen Wandlungen einen gewissen Blick für die Beurteilung der Gegenwart sowie der Gestaltungen der Zukunft. Die Vergangenheit lehrt also das unmittelbar Geschaute verstehen und schärft durch die Darstellung geschichtlicher Wandlungen das Auge für den Blick in die Zukunft, zu deren Beurteilung wir auch die Entwicklung der fremden Staaten ständig verfolgen müssen.

Im Gewerbe finden wir in Osteuropa — und dazu gehört unsere Monarchie — auf Schritt und Tritt Reste der ältesten gewerblichen Betriebsformen. Im Handel kämpfen alte wie moderne



Formen mit den herkömmlichen Betriebsarten. Die heutigen Zustände des Agrarwesens sind gar das Ergebnis einer fast zweitausendjährigen Entwicklung.

Neben dem Alten stehen aber überall moderne Einrichtungen und Ansätze einer künftigen Entwicklung. Über den tatsächlichen Verhältnissen schweben Pläne der Interessenten und Wirtschaftspolitiker aller Art, die bestrebt sind, die Machtverhältnisse zu verschieben und anders zu ordnen. Die einen verfolgen dabei ihr persönliches und Klasseninteresse, andere machen Vorschläge im allgemeinen Interesse; beide Richtungen streben, neue Organisationen zu verwirklichen oder zu Formen vergangener Zeit zurückzukehren. Erfassung der lebendigen Gegenwart, und zwar der konkreten Verhältnisse wie der in ihnen wirkenden Kräfte, ist aber die erste Voraussetzung sachgemäßer Eingriffe. Sie ist unentbehrlich, um im Wirrsal der Absichten und im Widerstreit der Bestrebungen sich zurechtzufinden, um ein Urteil und eine zielbewußte Richtung zu gewinnen.

Die Erkenntnis der wirklichen Vorgänge erfolgt nun am besten durch eigene Beobachtung, gepaart mit verläßlichen Mitteilungen über Beobachtungen anderer. Unter den Auskunftspersonen sind Leute des praktischen Lebens vor allem wichtig. Erfahrene praktische Beobachter können über volks- und weltwirtschaftliche Gestaltungen und soziale Einrichtungen ein ruhiges Urteil gewinnen und dieses durch Selbstkritik kontrollieren. Gleichwohl sind Tatsachen, welche die Praktiker behaupten und darbieten, häufig mit genauer Kritik aufzunehmen; deshalb sollte sich keine Erhebung (oder Enquete) mit dem Anhören von Experten begnügen, sondern in deren kritischem Abfragen bestehen. Einmal kann ihre Erfahrung einseitig, der Ergänzung und Klärung bedürftig sein, und dann sind die erfahrenen Praktiker zugleich Interessenten, deren Tatsachen und Ziffern „geschminkt", deren Erfahrungen überschätzt werden können. Selbst bei streng wahrheitsliebendem Vorgehen werden Beobachtungen vorschnell verallgemeinert, Schlüsse aus dem kleinen Teil der Vorgänge, die man beobachtet, gern als allgemeingültig hingestellt; auch hält der Mensch an einmal gefaßten Anschauungen gern fest. Das einseitige Interesse aber, das viele an den Maßnahmen haben, stellt sich leicht und oft beim besten Willen gegenüber den Interessen der Gesamtheit in den Vordergrund, — namentlich wenn es sich um Forderungen an die Staatsgewalt handelt. Da wirkt das Klasseninteresse instinktiv. Auch verläßt niemand gern den Standpunkt der einfachen Macht, so lang er ihm günstig erscheint.

Der Volkswirt muß also im Gewirr der Tatsachen und Bestrebungen aus eigener Kenntnis der Wirklichkeit leitende Prinzipien finden. Das gibt ihm Bedeutung, beschwert ihn aber mit großer Verantwortung. Er muß die Mitteilungen nachprüfen, soweit nur tunlich, die Wirklichkeit selbst zu erfassen trachten, — durch eigene Anschauung und Beobachtung einen Überblick über das gesamte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben seines Volkes gewinnen und die Entwicklung der anderen Völker aufmerksam verfolgen.



Die Einsicht in die *allgemeine* wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung sowie in die Entstehung und die Existenzbedingungen der *heimischen* Verhältnisse bietet erst im Zusammenhalt mit den eigenen ethischen Anschauungen und Tendenzen praktische Postulate, für deren Verwirklichung man je nach seiner Persönlichkeit mit mehr oder weniger Entschiedenheit eintreten wird.

Bei jedem Eingreifen in das Getriebe sind aber tunlichst alle Verhältnisse ins Auge zu fassen. Die Zielpunkte indes, denen man die Gesellschaft näher bringen will, sind ihrerseits verschieden, und die Wege, die dazu führen, bestritten.

Diese Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und der Ziele, dann die Ungewißheit, ob ersonnene Mittel tatsächlich diese Ziele erreichen lassen, machen es nun völlig unmöglich, von vornherein für alle Verhältnisse brauchbare Regeln aufzustellen. Wie die Aufgaben, so wechseln auch die brauchbaren *Mittel* nach den Verhältnissen.

Deshalb können uns nur Kenntnis der Wirklichkeit in Gegenwart, aber auch in der Vergangenheit, und realer Sinn zu klugem Handeln bringen, die wichtigen konkreten Umstände weisen, deren Kenntnis Urteilsfähigkeit begründet; die gegebenen Verhältnisse und Zustände bilden also die Grundlagen, auf denen man praktische Absichten verwirklichen kann. Ihre Kenntnis ist um so unentbehrlicher zur Beurteilung dessen, was der Staat oder die Gesellschaft auf dem einen oder anderen Gebiete anstreben soll und erreichen kann, als fruchtbare politische Maßregeln in Kontinuität an Vorhandenes und Vorangegangenes anknüpfen müssen.

Die gesellschaftlichen Zustände und Bedürfnisse, die in Ackerbau, Forstwesen, Bergbau, in Handwerk, Industrie, Handel und Verkehr bestehen, sind jedoch verschieden bei *Besitzenden* und bei *Arbeitern*.

Endlich sind auch die sozialen Ideale nach Rassen und Zeiten verschieden; jedes Volk und jede Zeit hält andere Ziele für anstrebenswert und erreichbar, und auch dies bedingt einen Wechsel der Anschauungen und Beweggründe.

Die Methode der Wirtschaftspolitik ist sonach notwendig realistisch. Sie muß realistisch die *Entwicklung* der wirtschaftlichen Verfassung der Gegenwart, ihre *vorhandene Gestaltung* sowie die *Wirkungen* — Erfolge wie Mängel — bisheriger gesetzgeberischer *Versuche* darstellen und hiedurch zur Erkenntnis der anzuwendenden richtigen, das ist förderlichen und gerechten *Mittel* gelangen.

Zurückgehend auf die geschichtliche Entwicklung ist die agrarische, gewerbliche, Handels- und Verkehrswelt, die wirtschaftliche und soziale Verfassung unserer Zeit, zu erkennen. Geographie, Wirtschaftsgeschichte, Statistik und monographische Erfassung der Gegenwart sind die Mittel zur Gewinnung jener Kenntnis, die ihrerseits die Voraussetzung ist für die zielbewußte Besserung der Verhältnisse.



Jagdtage im nördlichsten Amerika.[1])

Von E. H—S.

III.

Montag, 28. September.

Zuerst Graupen, dann Schnee, der mit Rückenwind fortdauert. Ein großer Taucher wurde durch uns fast den ganzen Vormittag strandabwärts getrieben; da er stets wieder an die Oberfläche kam, bevor wir diese Stelle passiert hatten, suchte er dann sein Heil in der Flucht, indem er schwerfälligen, aber geraden Fluges knapp ober dem Wasser hinabflog. Zuletzt ließ er uns immer näher herankommen, da er schon müde zu sein schien; als wir zu Mittag landeten, hatte er endlich die sublime Idee, stromaufwärts zu streichen. Dasselbe Spiel führten wir auch oft mit Enten auf, die aber, je weiter wir hinabkamen, desto scheuer waren. Auf einer Sandbank stand ein Moosekalb, das erst, als wir nahe herankamen, flüchtig wurde. Es klagte auf einem Laufe; vielleicht hatte es mit einem Wolf oder Bären zu tun gehabt.

Wir blieben, da es fortschneite, in der sogenannten Plateaukabine, einem halbverfallenen, kleinen Blockhaus, das von Trappern unterhalb von Plateau mountain erbaut worden war. Drei große Fichten hatten die eine Seite des Daches eingeschlagen, und nachdem wir alle möglichen Versuche gemacht hatten, den Rauch des dort angefachten Feuers durch Spannen von Zeltleinwand abzulenken, gelang es uns endlich, in der unversehrt gebliebenen Hälfte der Hütte einen ganz gemütlichen Unterschlupf zu finden, während der übrige Teil als Küche fungierte. Wir fanden eine Menge alter Zeitschriften und Bücher, und nachdem abgekocht und alles in Ordnung war, sah man jeden einzelnen von uns die vergilbten Blätter durchstudieren.

Dienstag, 29. September.

Früh wieder weitergereist. Es war ein ruhiger, grauer Tag, nachmittags einige Sonnenblicke. Wir ließen gegen Abend das andere Kanoe vorausfahren und blieben eine zeitlang an einer Stelle, auf welcher man vom hohen Ufer eine gute Aussicht hatte, während Charley

---

[1]) Vgl. „Die Kultur" XII, Heft 1, S. 74—89, und Heft 2, S. 191—205.



auf einem aus Birkenrinde verfertigten Horn das Melden eines Moosebullen nachahmte, um einen solchen vielleicht heranzulocken. Doch es zeigte sich nichts; still und einsam breitete sich die Wildnis um uns aus und nur das Murmeln und Rauschen des Flusses unterbrach die Stille. Wir setzten nun unsere Fahrt fort, indem wir das Kanoe durch die Strömung hinabgleiten ließen, von Charley lautlos mit tief eingesenktem Ruder gesteuert. Man kommt auf diese Weise oft an Wild nahe heran, welches sonst wegen des Ruderschlages schon von weitem flüchtig wird. Doch heute war nichts zu sehen, bloß einige Biber machten klatschende Kopfsprünge in den Fluß.

Schon fast bei Dunkelheit kamen wir in Moose creek cabin an, welche die andern schon gemütlich hergerichtet hatten. Dies war eine noch in Verwendung stehende Hütte eines Trappers und kam uns sehr gelegen, da wir nicht erst im Schnee die Zeltdächer aufzurichten brauchten und es drinnen trocken und warm war.

Mittwoch, 30. September.

Herbstlicher Morgen mit Nebel, später starker Wind. Nachdem wir gestern wieder drei Lager passiert hatten, fuhren wir heute an zweien vorbei und kampierten dann früher, da es angefangen hatte, zuerst zu nieseln, dann aber ordentlich zu regnen. Die Zeltdächer wurden aufgespannt, erfüllten aber wie gewöhnlich ihren Zweck nicht, sondern ließen das Wasser in unverschämter Weise in großen, kalten Tropfen durchsickern; alles war naß und ungemütlich trotz des großen Feuers, welches die Boys angefacht hatten. Nachts weckte uns das Spiel der Biber auf, welche, wie die Boys behaupteten, von den Kanoes aus Kopfsprünge ins Wasser machten, daß es ordentlich plumpste.

Donnerstag, 1. Oktober.

Grauer Morgen mit wenig Sonnenblicken, hie und da genieselt. Wir passierten das Lager, wo damals der Bär das Moosekalb gejagt, und blieben in dem Lager, in dem wir die Nacht vom 16. auf den 17. August verbracht hatten; nur wurden die Zeltdächer auf neuen Plätzen aufgeschlagen, nahe zum großen Feuer, das wir im Sommer nicht gebraucht hatten. Meine drei Moosekopfhäute und das eine vom letzten Caribou, die noch nicht trocken waren, wurden heute endlich in der Nähe des Feuers aufgehängt.

Ich sah heute einen prächtigen Fischadler mit schneeweißer Kapuze und ziemlich viele Enten.

Freitag, 2. Oktober.

Schon nachts hatte sich ein Wind erhoben, der sich früh zum Sturm steigerte und ganz respektable Wellen erzeugte. Nachmittags die Mündung des Macmillan passiert und in den Pellyriver eingefahren. Der Wind legt sich und es wird prachtvoll — ganz warm — eine fast südliche Gegend. Wir kamen noch zeitig am Nachmittag



in den Granit canyon, wo ich mehrere Aufnahmen mit dem Kodak versuchte.

Hier wären wir bald verunglückt, denn wir schossen kaum eine Handbreit an einem durch Wellen verdeckt gewesenen Fährblock vorbei, der, wenn nicht uns selbst, so doch gewiß meinem Gewehr und den Trophäen verhängnisvoll hätte werden können. Noch weit unterhalb des Canyon fuhren wir hinab, so daß wir heute wieder ein gutes Stück zurückgelegt haben.

Wir lagerten in einem ehemaligen Lager von Selons und spannten, da es schön war, keine Zeltdächer auf.

Nachts sehr schönes Nordlicht.

Samstag, 3. Oktober.

Zuerst etwas neblig, dann kam langsam die Sonne und es wurde ein Prachttag, wie ich geträumt hatte, daß es den ganzen Herbst sein werde. Wir machten im selben Lager Mittag, wo wir am 11. August gelandet hatten und wo es so warm gewesen, daß ich abends im Flusse geschwommen hatte. Dies wäre jetzt wohl ein kälteres Vergnügen gewesen.

Das Wildpret vom Moose ist alle und wir müssen wieder mit Speck vorlieb nehmen. Die Gullfelsen passiert. Dann überholten wir Indianer auf zwei Flößen, die dann auch natürlich, um Zucker und Tee bettelnd, ins Lager kamen. Eine Menge Weiber und Kinder waren nebst einigen Hunden auf den kleinen Flößen etabliert, während andere Hunde am Ufer folgten. Es waren dieselben Indianer, die wir auf der Hinreise getroffen hatten, welche jetzt nach Fort Selkirk zurückkehrten.

Gegen Abend konnten wir ein Stachelschwein beobachten, das eilig am Ufer entlang lief.

Das letzte Lager! Ein herrlicher, ruhiger Abend.

Sonntag, 4. Oktober.

Die Nacht war sehr kalt, so daß ich mehrmals aufwachte, wobei ich wieder Gelegenheit hatte, ein prächtiges Nordlicht zu sehen.

Früh war das Wasser in den Kübeln und im Lavoir fest gefroren. Als dann die Sonne höher stieg, wurde es nach und nach wieder ganz angenehm.

Nachdem wir die Indianer, die schon früh gestartet waren, wieder überholt hatten, landeten wir bei Pelly Crossing, das ist ein Roadhouse auf der Route nach Dawson, welche hier im Winter am Eise den Fluß übersetzt. In Blockhäusern sind Ställe für die Relaispferde sowie Räume, in welchen die Reisenden ihre Mahlzeiten einnehmen können. Mr. Wheeler, der Verkehrsleiter, hatte meine Boys instruiert, das eine der beiden Kanoes dort zu lassen, eventuell von Selkirk wieder hinzubringen.



Nun wurde alles von diesem Kanoe ab und in mein Kanoe geladen; schließlich nahmen wir alle fünf Platz darin und obwohl es knapp bis an den Rand eintauchte, kamen wir — indem wir uns von der Strömung tragen ließen und bloß Coghlan rückwärts steuerte — glücklich in den mächtigen Yukon und bald landeten wir in Selkirk, womit die Kanoereise ihr Ende erreicht hatte.

Wir fanden wieder bei Horsefalls Unterkunft, wo die Boys natürlich wieder häufig einen Schluck tranken. Wir erfuhren dort, daß der nächste Dampfer, der flußabwärts nach Dawson ging, am nächsten Morgen um 4 Uhr früh erwartet werde. Am Abend war ich bei einem Kaufmann aus Österreich und seiner böhmischen Frau in deren Laden zum Essen gebeten, das nicht schlecht und reichlich war. Aber nach dem monatelangen Aufenthalt in freier Luft erstickte ich fast in dem überheizten Zimmer und mußte, dem Beispiele des Hausherrn folgend, in Hemdärmeln speisen. Früher hatte ich meinen weißen Vollbart rasiert und sah nun in einer neugekauften Vier-Dollar-Hose ziemlich reputierlich aus.

Montag, 5. Oktober.

Nach 6 Uhr früh ertönte die dumpfe Dampfpfeife des Dampfers und wir eilten alle zum Landungsplatz, um unsere Siebensachen an Bord zu bringen. Wir hatten alle Lagerausrüstung, darunter noch verschiedene Eßwaren, über Nacht am Ufer mit einer Segelleinwand zugedeckt gelassen, nur zum Glück meine Trophäen und Felle unter Dach und Fach gebracht, und fanden nun — wie man uns vorausgesagt hatte — die Leinwand weggezogen und verschiedene Säcke halbleer, das Werk der ewig hungrigen, stets marodierenden Indianerhunde. Endlich war alles an Bord, — die Moose- und Caribougeweihe von allen bestaunt, — und nachdem wir von Mac Adam Abschied genommen, der nach Dawson zurückkehrt, ging es den Yukon hinauf.

Der Dampfer ist, wie alle seiner Gattung, zu dieser Zeit gesteckt voll, und da es meist zu kalt ist, um länger draußen zu bleiben, ist man auf den kleinen Rauchsalon angewiesen, wo die Luft dick von Tabakqualm ist und die abenteuerlichsten Gestalten Karten spielen und spucken, so daß der Boden sehr glitschig ist und man vorsichtig gehen muß. Alle Kabinen waren natürlich besetzt und ich bekam aus besonderer Gnade die Erlaubnis, im Damensalon am Boden schlafen zu dürfen, wenn derselbe abends leer wurde. Gewöhnlich plauschten aber einige dieser Dawson-Ladies noch sehr lange und erst spät konnte ich die in einer Ecke des Salons durch ein Tischtuch verhängte Matratze aufsuchen; es war zwar hart zu liegen, aber ich war jetzt gegen solche Dinge ganz unempfindlich geworden und schlief großartig.

Dienstag, 6. Oktober.

Wir lassen die große, flache Barke, welche der Dampfer vor sich herschiebt, zurück und es geht nun schneller vorwärts. Der Wasserstand ist sehr niedrig, so daß wir mehrere Male den Grund berührten

und einmal längere Zeit auf einer Sandbank saßen, bis wir mit einem Drahtseil, das an einem Felsen am Ufer befestigt wurde, uns selbst hinüberzogen. Little-Salmon nachmittags passiert. Schöne Mondnacht — ganz venetianisch.

Mittwoch, 7. Oktober.

Beißender Wind, der auf dem großen Labarge-See unheimliche Wellen uns entgegenwälzt; doch kamen wir glücklich hinüber. Den alten Freund, Dampfer Casca, begegnet. Das Wasser des Yukon wird, je weiter wir hinaufkommen, immer klarer und man sieht oft den Grund.

Der Abendsonnenschein lag blendend weiß auf den beschneiten Bergen, als wir gegen 5 Uhr in Whitehorse landeten. Wir wurden lange nicht ans Ufer gelassen, da einer der Offiziere der berittenen Polizei eine Verhaftung vornehmen mußte; wir mußten einer nach dem anderen die Landungsplanke überschreiten, bis er seinen Mann hatte.

Das Hotel White Pass war sehr voll, ich bekam aber doch ein gutes Zimmerchen, in dem ich bis gegen Mitternacht meine Postsachen durchstudierte, — lauter gute Nachrichten, Gott sei Dank.

Donnerstag, 8. Oktober.

Ich hatte bei einer Hütte des alten Trappers Barr am oberen Macmillan ein sehr hübsches, weißgebleichtes Caribougehörne gefunden, welches, wie mir Charley sagte, Mr. Todd, der vor zwei Jahren mit ihm oben jagte, zurückgelassen hatte, da er bessere geschossen, — ich könne es nehmen, wenn ich wollte. Da ich ein Gehörne für unser Museum brauchte, nahm ich es mit. Nun traf es sich aber, daß Mr. Todd, der heuer am Teslin-See mit wenig Erfolg gejagt hatte, eben jetzt von dort zurückgekehrt war und mit seinem Freunde (der einen kapitalen Caribou geschossen) auch im Hotel White Pass wohnte. Ich machte seine Bekanntschaft und nun stellte sich heraus, daß er Tommy (Thomas, der mit Van Bergen war) gebeten hatte, eben diese Caribougehörne für ihn herauszubringen. Selbstverständlich lieferte ich dieselben dem rechtmäßigen Besitzer aus, der mir erzählte, daß es dieser spezielle Caribou sei, dessen Bild im Buch „The song of the Sourdough" vorkam. Heute alles zum Streifzug auf die weißen Bergschafe hergerichtet. Den Abend bei Major Snyder zugebracht, der sehr interessante Geschichten aus seinem Leben in den Nordwestgebieten erzählte. Die Rede kam auch auf eine Tatsache, von der ich in Südafrika oft gehört hatte, daß sich nämlich Nachrichten bei wilden Völkern auf unerklärliche Weise überraschend schnell verbreiten. Major Snyder erzählte, daß er einmal, in der Peaceriver-Gegend kampierend, durch eine alte Indianerin, welcher die Gabe des zweiten Gesichtes zugeschrieben wurde, gehört hatte, daß eben an einem 600 englische Meilen vom Orte entfernten Punkte ein Offizier der berittenen Polizei von einem Indianer getötet worden sei. Der Major fragte beim Telegraphen-

amte nach, ob etwas darüber bekannt sei, aber der Beamte sagte, es sei kein Telegramm gekommen; am nächsten Morgen rief ihn der Beamte an, eben sei ein Telegramm eingelangt, daß gestern an dem erwähnten Orte Leutnant Soundso von einem Indianer ermordet worden sei!

Ibex Trip

(ab Whitehorse 9. Oktober, zurück 21. Oktober).

Freitag, 9. Oktober.

Charley Coghlan wurde von Mr. Wheeler flußabwärts in Yukon Crossing gebraucht, um dort die Postlinie zu inaugurieren, die jetzt, wo bald die letzten Dampfschiffe den Fluß befahren werden, die Postbeutel übernehmen und mittels Schlitten und vier Pferden von hier bis Dawson bringen muß. Ich engagierte daher einen gewissen Mr. Erni Johnsen (recte Johannsen), den mir Bill als seinen Kameraden und Gegendkundigen vorstellte, so daß mein Gefolge jetzt aus Bill Walton, Curly Macintosh, Erni Johnsen und fünf Pferden besteht. Statt der leckenden Zeltdächer hatten wir jetzt ein feines, geräumiges Zelt mit einem kleinen sogenannten Yukon stove, wo man vor Wind und Wetter geschützt war. — Ich fuhr am Nachmittag mit der gesamten Bagage bis zur sogenannten Pueblo coppermine, wohin bald Bill und Johnsen mit den Pferden kamen. Das Zelt war schnell in der Nähe der zugesperrten Blockhäuser aufgestellt, Tannenreisig drinnen ausgebreitet; der kleine Ofen spuckte bald fleißig und Bill kochte darauf das Abendessen. Curly erschien nicht.

Samstag, 10. Oktober.

Erst am nächsten Morgen ritt er etwas beschämt ins Lager und berichtete, daß er die Nacht durchgeschwärmt und hundert Dollars verloren habe. So sind leider viele der dortigen Boys und Grubenarbeiter. Wie gewonnen — so zerronnen. Ich hielt ihm eine kleine Standpredigt, in welcher ich ihm klar machte, daß ein Mann von seinen Talenten hier ganz gewiß sein Glück machen müsse, wenn er sich das Trinken und Spielen abgewöhnen würde. Wie er in den letzten zwei Strophen eines Gedichtes singt, das er auf unserem Macmillantrip gemacht, hat er wenigstens die besten Vorsätze.

Wir waren noch damit beschäftigt, die Pferde, welche keine Packsättel, sondern nur gewöhnliche, mexikanische Sättel hatten, zu beladen, als ein Indianer mit zwei Packpferden vom Major Snyder kam und bald auch dieser selbst mit Mr. Roß, dem Direktor der Bank, in einem Buggy. Diese zwei Herren machen nämlich auch eine drei- bis viertägige Jagdexpedition auf Caribous in dieselbe Gegend wie ich. Es scheint, daß ich prädestiniert bin, bei jedem Streifzug eine andere Partie vor mir zu haben!



Endlich waren die Pferde bepackt und wir folgten den Spuren der vorausgegangenen Partie durch die beschneiten Wälder.

Bald kamen wir an einen Bach und drüben auf sehr sumpfige Stellen, wo zwei der Pferde bei den Anstrengungen, die sie machten, um ihre Füße aus dem Morast zu ziehen, ihre Lasten verloren hatten und neu bepackt werden mußten; dann kam ein sehr steiler Hügel, und hier rutschte wieder die Last Pintos des Dickbäuchigen herab und hätte ihn beinahe in die Tiefe gerissen. Doch endlich kam der Packtrain in Gang, wenn auch, besonders bei Pinto, die Lasten unzählige Male gerichtet und die Stricke wieder angezogen werden mußten.

Wir kamen längs eines tief eingeschnittenen Tales auf einen weiten Paß, wo der Wald nicht mehr so dicht war, und nach längerem Marschieren an einen langen See. Hier überholten wir den Major, welcher eben Mittag hielt und mir eine Tasse Tee antrug, die mir sehr willkommen kam, da ich seit früh nichts im Magen hatte. Nun ging es wieder weiter und im Tal hinab bis halb 4 Uhr, wo wir unser Lager aufschlugen. Der Major und Mr. Roß, deren Packpferde mit guten Militärpacksätteln versehen waren und welche somit schneller reisen konnten, marschierten noch weiter.

Sonntag, 11. Oktober.

Heute wurden die Pferde gleich von Beginn gut und sorgfältig bepackt, so daß während des Marsches wenig Aufenthalt war. Es war ein Prachtmorgen und eine Freude, durch das waldige und felsige Tal zu gehen. Johnsen, der vorausging, mußte oft mit seiner Axt Bäume und hindernde Äste aus dem Wege räumen, da sonst unsere mit Kisten bepackten Pferde nicht hätten durchkommen können. So ging es bis in ein breites Tal, wo der Bach in den Iberriver mündet; letzteren marschierten wir hinauf. Dort führte ein alter Indianerpfad, so daß die Reise nun ungehindert und rasch vonstatten ging.

Zu beiden Seiten des bewaldeten Tales erhoben sich, je weiter man kam, desto höhere Berge: die Heimat der weißen Bergschafe.

Eigentlich waren es keine Berge, sondern nur vom Tale aus solche zu nennen, da es meist sehr steile und felsige Abfälle eines großen Tafellandes waren, in das die Flüsse und Bäche seit Urzeiten, stetig arbeitend, tiefe Gerinne gegraben hatten. Von der Talsohle brauchte man zwei bis drei Stunden, um auf die Höhe zu gelangen, und an manchen Stellen war das Plateau so schmal, daß man es in zwanzig Minuten überschreiten konnte. Nachdem wir das Tal des Iber einige Meilen hinaufmarschiert waren, stießen wir auf das Lager des Majors, der eben mit Mr. Roß im Begriffe war, auf die Pürsch zu ziehen. Wir einigten uns über die gegenseitigen Grenzen und nun war ich beruhigt, die Gegend, welche mir Johnsen als die beste für Schafe bezeichnete, in meinem Bereiche zu wissen. Nach siebenstündigem Marsche schlugen wir unser Lager auf, nachdem wir kurz vorher im Tale frische Fährten eines Schafrudels gesehen hatten.



Eines der Packpferde geriet beim letzten Flußübergang in eine tiefe Stelle und tauchte samt der Packung unter.

Das Lager ist von Fichten umgeben und so vom ärgsten Winde geschützt und die Pferde haben sowohl flußauf- als flußabwärts gute Weide.

Montag, 12. Oktober.

Es schneit und die Höhen sind in Nebel gehüllt. Das Wetter scheint auch hier dem Unternehmen ungünstig zu sein. Vormittag ging ich mit Johnsen talaufwärts, wo er mir eine halbe Stunde vom Lager entfernt eine Salt lick zeigte (ein nackter Hügel am Fuße der Berge, welcher wegen seiner alkalischen Erde oft von Schafen besucht wird), bei welcher er schon manchmal des Morgens Schafe gesehen und auch schon zwei geschossen hatte; doch heute war nichts zu sehen. Nachmittags ging ich allein talabwärts und dann schräge durch Wald, in welchem unzählige Fährten von Eichkätzchen und auch eine solche von Wolverine zu sehen waren, gegen die Höhe, übersetzte ich oben im Nebel einen steilen Graben, in dem ich oft bis über Leibesmitte in den frischen Schnee sank, und kehrte dann längs dieses schmalen Tales in die Ebene zurück, — ohne etwas gesehen zu haben. Auch Johnsen war in der anderen Richtung weit im Tale hinaufgegangen, ohne Fährten oder Wild erblickt zu haben.

Bill und Curly, welche heute zum ersten Lager zurück wollten, um von dort Pferdefurage zu bringen, blieben des Schneefalles wegen hier.

Dienstag, 13. Oktober.

Es schneit noch immer, daher die Boys wieder nicht weg konnten. Ich war wieder vor- und nachmittags aus, ohne etwas zu sehen. Nachmittags ging ich bei Ernis altem Lager, auf einem beschneiten Baumstamme balancierend, über den Fluß und auf der jenseitigen Lehne rutschend bis dorthin, wo wir mit den Pferden den Fluß übersetzt hatten, wo eine Indianerbrücke hinüberführt. Ein ordentlicher Schneesturm begleitete mich fast während dieses ganzen Spazierganges. Man konnte infolge der mit Schneeflocken erfüllten Luft und wegen des Nebels, der die höheren Berge einhüllte, ohnehin nicht weit sehen, und da die Schafe bei so schlechtem Wetter sich nicht viel rühren, waren die Pürschen eher aussichtslos. Auch der Umstand, daß jetzt alles in einen weißen Mantel gehüllt war, erschwerte es, die weißen Schafe zu sehen, die man sonst, wie Johnsen und Bill versicherten, von der Talsohle aus mit freiem Auge als weiße Punkte auf dem grün-gelben Grase der Rücken und Höhen deutlich erkennen kann. — Die Aussichten sind recht trübe! Es ist jetzt auch kein frisches Fleisch mehr im Lager und kommt nun wieder Speck an die Reihe.

Mittwoch, 14. Oktober.

Da es heute Miene machte, etwas besser zu werden, starteten Curly und Bill nach Pueblo mit allen Pferden, indem sie zwei ritten



und die übrigen vor sich hertrieben; sie wollen in Gewaltmärschen schon morgen abends zurück sein. Ich zog mit Johnsen auf eine lange Tagespürsch aus. Wir kletterten unmittelbar hinter dem Lager hinauf, wo ein Pfad von den auf halber Höhe stehenden, halbfertigen Blockhäusern (die von den früheren Eigentümern dieser nun Bill und Johannsen gehörenden Parzelle errichtet worden waren) durch Wald und Büsche gehauen war, bis wir die freien Halden über Timberline erreichten und in ein riesiges Talbecken kamen, das teilweise von Felsabstürzen umgeben war. Hier fanden wir frische Schaffährten, aber nur an wenigen Stellen, zwischen großen Steinblöcken vom Winde geschützt, waren sie sichtbar, sonst überall vom scharf wehenden Winde verweht; wir konnten daher auch nicht ausnehmen, in welche Richtung sie führten. Oben am Plateau, welches wir nach drei Stunden erreichten, blies ein sehr kalter Wind, so daß man stets die Ohren reiben mußte; auch fing es hie und da wieder an zu schneien und Nebelwolken zogen über die hohen Gipfel. Wir blickten vom Plateaurand hinab in die steilen, tiefbeschneiten, felsigen Gräben und Klüfte, ohne auch nur eine Fährte zu entdecken; bloß ganz zuletzt, als wir von der einzigen Stelle, wo ein Abstieg möglich war, hinab wollten, sahen wir frische Fährten, die uns längere Zeit, während ich über riesige Blöcke einen Riegel hinabkletterte, aufregten, bis wir endlich konstatierten, daß sie von einem Stachelschwein herührten. Nun ging es sehr steil hinab, an Stellen, wo der Schnee gefroren war, nicht ganz gemütlich, und ich war froh, als ich die Region der kleinen Büsche erreichte, welche doch hie und da einen Halt gaben. Mein improvisierter Bergstock war gebrochen und meine Rubberboots (große, bis an die halbe Wade reichende Gummischuhe, die man über zwei bis drei Paar dicke Socken anzieht) waren durch den langen Gebrauch ganz glattgewetzt, so daß die Tritte hier, wo Steigeisen am Platze gewesen wären, sehr unsicher waren. Wir kamen an einem angefangenen Stollen Johnsens vorbei, der mir die Silber und Blei enthaltenden Steine zeigte. Wenn hier jemand seinen Minenbesitz nicht verlieren will, muß er alle Jahre eine 100 Dollars äquivalente Arbeit verrichten.

Als wir das letzte Stück gegen das Tal hinabrutschten, ertönte von unten ein vielstimmiges, helles Geschrei herauf, welches, wie wir bald herausfanden, aus einem Indianerlager stammte, in dem uns die zahlreichen Kinder, Weiber und Hunde entdeckt hatten. Es waren Indianer, die von ihrem Herbstjagdzuge zurückkehrten, und ihr Lager hing voll getrockneten Wildprets und Decken; auch ein recht gutes, weites Caribougehörne war zu sehen, das ich fürs Museum erwarb, desgleichen einen Schlegel vom Moose für unsere Küche. Außerdem gaben uns die Weiber, wie üblich, einen sogenannten Potluck, ein großes Stück rohen Fleisches (wahrscheinlich Caribou). — Kinder mit großen, runden, schwarzen Augen und roten Backen waren ebenso wie scheu blickende und bellende Hunde sehr zahlreich vorhanden. Die Hunde — es waren zehn bis zwölf — werden von den Indianern als Packtiere benützt und tragen oft unglaubliche Lasten.



Als wir schon gegen unser Lager kamen, erschienen plötzlich die drei männlichen Indianer, welche uns nachgelaufen waren, und fragten, ob ich Caribou schießen wolle, sie hätten eben von ihrem Lager aus am gegenüberliegenden Berge ein großes Rudel gesehen. Ich versprach, sie morgen Früh in ihrem Lager zur Jagd auf die Caribou abzuholen, und entließ sie mit Geschenken von Tee, Zucker und einigen Konserven, deren wir genug hatten.

Donnerstag, 15. Oktober.

Gestern nachts, das heißt um 9 Uhr — ich war eben eingeschlafen — wurde ich durch den klaren Ton eines Posthornes geweckt und hörte ganz deutlich die Weise, welche die Postillone bei uns zu blasen pflegten; es war eine ganz merkwürdige Sinnestäuschung. Heute schneite es wieder den ganzen Tag, vormittags nur wenig in Silberflimmern, nachmittags ganz ordentlich.

Wie verabredet, war ich früh mit Johannsen in $1^1/_2$ Stunden beim Indianerlager, wo uns die Weiber durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die Indianer schon vorausgegangen seien und auf dem Wege auf uns warteten. Ich sah auch in der Ferne einen der Indianerjungen auf einem Riegel auf- und ablaufen, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; nachdem wir zu ihm gekommen, zeigte er uns auf einem beiläufig eine halbe Stunde entfernten Hügel eine Rauchsäule, wo die zwei anderen Indianer warteten. Sie zeigten uns jetzt den Berg, auf dessen langgestrecktem, abfallendem Rücken sie gestern die Caribous gesehen haben wollten, und obwohl es weit und hoch da hinauf war, folgte ich doch den rasch voraneilenden Indianern, da ja ohnehin nichts Besseres zu tun war und es mich interessierte, mit diesen Naturkindern zu jagen.

Ich konnte nur mit Mühe mit ihnen Schritt halten; sie stürmten über die stufenförmig übereinander aufgebauten, breiten Terrassen des Berges, die mit einzelnen Fichten und Föhren bestanden waren, durch den Schnee hinan. Gegen Mittag waren wir oben am nackten Riegel und nun zeigte es sich, wie die frischen Fährten verrieten, daß die Caribous, welche sie gestern Abend gesehen haben wollten, — Bergschafe gewesen. Das war ja noch viel besser, aber nun hieß es, dieselben erst zu Gesicht bekommen. Meine erste und richtige Idee war, am Riegel hinaufzusteigen und von obenan die Suche zu beginnen, da der Wind gewöhnlich um diese Zeit hinaufzieht, aber mit den Indianern war nichts zu machen. Die frischen Fährten hatten sie ganz aufgeregt und sie gingen ihnen direkt nach. Dieselben führten zunächst über den Riegel und scheinbar hinunter in das enge, vom hohen Berge sich herabziehende Tal. Aber vergebens spähte der vorangehende Indianer hinab. Die Fährte war jetzt ganz frisch und man sah, wo die Schafe den Schnee weggekratzt und geäst hatten. Plötzlich setzte sich der Indianer im Schnee nieder und begann sein Gewehr aus dem weichen, mit Glasperlen geschmückten Lederetui herauszunehmen, und als ich seinen Blicken folgte, sah ich hoch oben am Beginne des



Tales zwei Bergschafe, von denen ich das eine mit dem Glase als Bock, wenn auch als keinen starken, erkannte. Doch ich sah, daß beide schon Wind von uns hatten, und es dauerte nicht lange, so wurden noch andere, die bisher verdeckt gewesen waren, im ganzen zirka zwanzig, flüchtig; der letzte war ein recht guter Bock. Sie flüchteten gegen einen hohen Paß hinan und der eine der zwei jüngeren Indianer wollte schießen, was ich ihm, da es weit über 1000 Schritte war, verbot. Er wurde darüber ganz wild und sagte: „This cartridge my cartridge". Aber er wagte es dennoch nicht und man sah das Rudel nun über den weißen Paß im Nebel verschwinden.

Nun hatte ich wenigstens die weißen Bergschafe gesehen und ich hoffte, daß ich sie vielleicht ein anderesmal auf diesem Berge treffen würde, da sie nicht durch Schüsse beunruhigt worden waren.

Ich kehrte nunmehr, da es wieder angefangen hatte fest zu schneien, mit Erni ins Lager zurück, wo der Tee nach dieser langen Bergtour sehr gut schmeckte. Fast zugleich kamen auch Curly und Bill mit den Pferden von Pueblo zurück; sie hatten von dort neun Stunden gebraucht.

Freitag, 16. Oktober.

Endlich ein klarer Morgen! Während Johannsen das Tal hinaufging, schritt ich, ausgerüstet für eine Tagespürsch, das Tal hinab. Als ich die Höhen mit meinem Glase absuchte, hatte ich sehr bald in meinem Sehkreise den Anblick von einigen weißen Schafen hoch oben auf der Schneide; zuerst waren es vier, dann kamen mehr nach und ich glaubte in dem Schmutzigweiß, das sich nur wenig von dem Blendendweiß des Schnees abhob, goldig braune Flecken (die Hörner von Böcken) zu entdecken.

Nach drei Stunden stand ich oben auf der Schneide und sah die Fährten — die ich auch schon im Hinaufsteigen im Tale, das sich von dort hinabzog, gekreuzt hatte — auf dem Plateau gegen eine große Mulde hinführen, die unterhalb eines hohen, weißen Bergkegels lag. Ich folgte ihnen, da der Wind, der jetzt anfing stärker zu wehen, günstig war, in der Hoffnung, das Rudel noch in dieser Talsenkung zu finden. Doch als ich auf einen höheren Punkt kam, sah ich die Fährten weit drüben wieder weiterführen und entdeckte bald das ganze Rudel auf einem Sattel, der unterhalb des weißen Berges hinüberführte. Ich blieb nun unbeweglich sitzen und beobachtete das zirka 1000 bis 1500 Schritte entfernte Rudel; einige hatten sich niedergetan, fünf bessere Böcke etwas abseits von dem übrigen Rudel, das beiläufig zwanzig Schafe und Lämmer und nur noch zwei jüngere Böcke zählte. Unter den fünf guten Böcken fiel mir besonders einer durch seine weiten Gehörne auf, — aber die Wahrscheinlichkeit, auf ihn zu Schuß zu kommen, schien sehr gering. Nach einer Viertelstunde, welche mir, da das ruhige Sitzen im kalten Winde mich nach und nach frieren machte, sehr lange erschien, wurde der größere Teil des Rudels, geführt von einer Gais, flüchtig. Es schien wenigstens so, da sie

flüchtig über der Schneid verschwanden, und ich suchte mit dem Glase die Gegend ab, um den Urheber dieser plötzlichen Flucht — vielleicht in Gestalt eines Wolfes oder Indianers — zu entdecken, da sie meinen Wind nicht bekommen haben konnten. Aber es war nichts zu sehen und es scheint nur — wie ich es auch später noch einmal beobachtete — eine Gepflogenheit dieser Schafe zu sein, sich plötzlich schnell in Bewegung zu setzen. Die fünf Böcke schienen es gar nicht so eilig zu haben, denn sie standen nur widerwillig einer nach dem andern auf und blieben noch gute zehn Minuten auf der Schneid sichtbar, bis endlich der letzte verschwunden war. Nun hieß es schnell hinüber auf den Sattel; vielleicht kann ich von dort noch auf sie zu Schuß kommen. Es schien so nahe und ich hoffte in wenigen Minuten drüben zu sein, aber es dauerte eine gute halbe Stunde (und das letzte Stück bergauf, wo ich oft tief in den Schnee einsank, war hart), bis ich am Sattel anlangte. Statt — wie ich geglaubt hatte — gerade hinüber, wandten sich die Fährten hinauf, dem hohen Berge zu, und jetzt sehe ich die fünf Böcke hoch da droben auf mich herabhoffend und langsam den aus schwarzen, beschneiten Blöcken bestehenden Riegel hinaufsteigend. Da bleibt nichts anderes mehr übrig, als den Schuß zu wagen. Es war sehr weit — wie weit, war schwer abzuschätzen —, wahrscheinlich 400 bis 500 Schritte; ich stellte das Visier auf 300 Schritte und schoß — einmal — zweimal. Nach dem zweiten Schusse sah ich, wie der Bock, auf den ich gezielt, in die Höhe sprang; also unterschossen. Nun wußte ich, daß ich noch höher halten mußte. Eben zog der große Bock über ein Schneefeld von links nach rechts und bot einen günstigen Schuß. Ich glaubte nach demselben ein gutes Zeichen zu sehen, aber der von oben immer schärfer herabwehende Wind, der den silbernen Schneestaub vor sich hertrieb, sowie die direkt in die Schußlinie stehende Sonne erschwerten ein deutliches Sehen. Konnte ich ja doch mit freiem Auge, wenn ich schießen wollte, die Schafe nicht finden, sondern mußte sie immer früher mit dem Gucker lokalisieren. Die Böcke waren jetzt schon fast am Gipfel des Berges und die zwei letzten Schüsse, welche ich ihnen nachsandte, waren wohl vergebliche.

Ich stieg nun über die Felsblöcke und Platten, oft tief in die Klumsen einsinkend, hinauf, den nur an wenig Stellen mehr sichtbaren Fährten, die schnell vom Winde verweht wurden, folgend. Ich war so hoch gestiegen, ohne etwas zu entdecken, daß meine Hoffnung schon stark zu sinken begann, als ich plötzlich auf einem ebeneren Absatz im Schnee etwas Goldbraunes zu bemerken glaubte. Sollten es die Hörner meines Bockes sein? Ich affektierte Gleichgültigkeit und schaute weg, um aber gleich wieder genauer hinzublicken. Ja, es war kein Zweifel. Hier lag ein starker, weißer Bock mit sehr gutem, weit ausgeschweiftem Gehörne! Ich konnte mich nicht enthalten, einen Juchezer loszulassen, der wohl ganz privater Natur war, da ihn außer mir niemand da droben gehört hatte. Ich bewunderte das dichte, schneeweiße Vließ, das nur am Blatt einen kleinen, roten Punkt zeigte, und die massiven, aber graziös geschwungenen, ebenmäßigen Hörner.



Nun war mein Zweck erreicht: Moose, Caribou und weißes Schaf waren erlegt; befriedigt konnte ich jetzt nach Hause zurückkehren.

Ich machte noch einen Versuch, höher hinaufzusteigen, um zu sehen, ob meine zwei letzten Schüsse nicht auch am Ende getroffen hätten; aber jetzt hatte sich der Wind zum Sturme gesteigert und hauste da oben fürchterlich, Schneestaub mit Dröhnen und Brausen vor sich hertreibend, so daß man nichts sehen und nur schwer atmen konnte. Da ich sah, daß ein Abtrennen des Hauptes unter diesen Umständen kaum möglich war, begann ich das Schaf zu Tal zu bringen. Ich wollte es in die am Fuße des Berges liegende Mulde befördern, in der Hoffnung, daß dort der Sturm nicht so arg sein werde.

Obwohl es bergab ging und mir der rutschende Schnee sehr half, war es doch keine geringe Arbeit, dieses große, schwere Tier durch die Klüfte und zwischen den großen Steinblöcken hindurchzukriegen. Ich steckte meinen Bergstock durch die Sehnen der Hinterläufe und spannte mich vor; wo es steil war, ließ ich das Schaf hinabrutschen.

Endlich war ich unten angelangt. Aber auch hier sauste der kalte Wind recht unangenehm und ich konnte immer nur zwei bis drei Minuten mit dem kalten Messer hantieren, um dann durch Laufen, Springen und Reiben der Hände mich wieder zu erwärmen. Ohne Parkee (ein sackartiges Kleidungsstück aus Leinwand mit leichtem Pelz am Kragen und Ärmelöffnungen und Kapuze), das den Wind gut abhält, hätte ich es nicht ausgehalten. Endlich war das Haupt abgetrennt, ich schulterte es und schlug den kürzesten Weg durch ein Seitental, dann durch Wald bis zu einem Canyon und diesem entlang, hinab ins Ibextal ein.

Im Zelt wurde mein Preis gebührend bewundert und die Freude meiner Boys war keine geheuchelte. Noch am selben Abend zog ich die Kopfdecke ab, die ich am nächsten Vormittag präparierte.

Samstag, 17. Oktober.

Der Sturm hielt heute den ganzen Tag an und die Luft war mit treibendem Schnee gefüllt. Während ich die Kopfhaut und Bill das Haupt präparierte, gingen Johnsen und Curly um Wildpret zu meinem Schaf, das sie bis ins Tal schleiften und dann mittels Packpferd ins Lager brachten. Wir hatten nun das köstlichste Wildpret und ich wollte auch dem Major und Mr. Wheeler je einen Schlegel mitbringen. Bill ging Nachmittag ins Indianerlager, um mein gekauftes Caribougehörne herunterzubringen.

Die Indianer passieren mit ihren zwölf bepackten Hunden unser Lager. Sie haben so viel Wildpret, daß sie den Weg immer zweimal machen müssen.

Sonntag, 18. Oktober.

Auch die ganze Nacht wütete der Sturm und hält den ganzen Tag an. Die Berge rauchen alle — besonders der hohe weiße Berg, auf dem wir mit den Indianern waren — wie Vulkane. Bill, der

etwas im Tal hinaufgegangen ist, kommt eilig zurück. Er hat neun Schafe gesehen und zeigt uns vom Lager aus den Platz am jenseitigen Bergabhang. Lange kann ich mit dem Glase nichts ausnehmen, als ich plötzlich vier Schafe — dem Anscheine nach keine Böcke — flüchtig über den Riegel in ein Seitental wechseln sehe; die übrigen müssen wahrscheinlich schon früher hinüber sein. Da diese Schafe nicht von uns flüchtig sein konnten, war anzunehmen, daß ihre scheinbare Flucht nur Platzwechsel bedeute, und ich begann das Anpürschen; Bill und Erni ließen es sich nicht nehmen, mitzugehen. Wegen des Windes mußte ich ganz auf die Höhe, was wieder über zwei Stunden nahm, und von dort die Felsstufen des steilen Riegels hinabpürschen. Auf den Schneiden war es des starken Windes wegen kaum auszuhalten. Ich hatte meinen Hut mit einem Tuch fest ums Kinn gebunden, außerdem die Kapuze meines Parkee darüber und war mit meinen dicken Handschuhen wohl gegen die Kälte geschützt; aber ich glaube kaum, daß ein ruhiges Zielen da oben möglich gewesen wäre, wenn ich zu Schuß gekommen wäre. Umsonst pürschte ich von Absatz zu Absatz hinab und durchspähte alle Klüfte des Tales, — die Schafe schienen weg zu sein. Erni vermutete sie sicher im untersten, canyonartigen, geschützten Grunde und stieg hinab, um sie heraufzutreiben. Doch sie waren nicht da, und wie uns dann die Fährten zeigten, ganz hinauf über die Höhe gewechselt. Unverrichteter Sache kehrten wir wieder ins Tal zurück, wo jetzt der Wind aufgehört hatte, während es auf den Höhen noch brauste und man den Silberstaub auf den Kanten rauchen sah.

Montag, 19. Oktober.

Es schneit wieder einmal und ein kalter Nordwind bläst; die Höhen sind in Nebel gehüllt. Vormittag im Zelt geschrieben und Nachmittag allein einen langen, bewaffneten Spaziergang gemacht, weit durch das Tal hin, dann links hoch in ein Seitental hinauf und dann längs der Berge entlang und im Tal, wo ich gestern die Schafe gesehen, hinab. Nichts Lebendes gesehen außer einem Kaninchen, aber die Bewegung in wilder Natur sehr genossen.

Dienstag, 20. Oktober.

Der heutige Morgen war zum Aufbruch aus den Bergen bestimmt, und gerade so wie beim Streifzug am Macmillan war dieser Tag der schönste der ganzen Dauer unseres Ausfluges. Klar, aber sehr kalt brach der Morgen an; alles war steinbeinfest gefroren und das Lager konnte nur in Etappen, zwischen welchen man sich am Feuer wärmte, abgebrochen werden. Als die Sonne über die vergoldeten Höhen stieg, wurde es erträglicher. Ich versuchte mit dem Kodak, der des schlechten Wetters wegen kaum in Tätigkeit gekommen war, einige Aufnahmen zu machen.

Der Übergang über den Iberfluß gestaltete sich viel einfacher als auf der Herreise, da er so fest zugefroren war, daß die Pferde

mit ihren Lasten ruhig übers Eis konnten. Es war ein so prachtvoller Tag, daß ich, trotzdem mir Johannsen davon abriet, der Versuchung nicht widerstehen konnte, statt mit dem Packtrain in den Tälern zu bleiben, allein über das Gebirge meinen Weg ins nächste (Canyon) Lager zu suchen. — Vom Ibextal hinauf ging es ganz leicht, denn auf dieser Seite hatte der Sturm der letzten Tage den Schnee fast ganz weggeweht. Als ich aber über einige hohe Berge auf die andere Seite kam, waren die Schneeverhältnisse sehr verschieden. In den Schluchten war der Schnee zu solchen Höhen angehäuft, daß ich oft bis über die Mitte einsank und ratlos darin steckte und herumarbeitete, und auf manchen steilen Hängen war er so fest gefroren, daß er mehr einem Firneise ähnelte, an welchem mit den abgerundeten Kautschuksohlen sich festzuhalten fast unmöglich war.

Dann wieder gab es Krusten, durch die man hie und da durchbrach, und am allerschlechtesten war es beim Abstieg, wo ich in einen Bergsturz kam, dessen große und kleine Blöcke, mit losem Schnee überdeckt, lauter Fallgruben bargen. Ich fand bloß eine ältere Fährte von einem Schafe, aber im Walde dann eine Menge von Stachelschweinen, Wolverines und Eichkätzchen. Gegen 4 Uhr langte ich im Canyonlager an, wo bald der kleine Yukonofen im Zelte eine gemütliche Wärme verbreitete.

Mittwoch, 21. Oktober.

Das war eine kalte Nacht! Huh! Schade, daß ich keinen Thermometer hatte. Ich schlief wenig, da die armen Pferde ununterbrochen im Schnee scharrten und vom einem Fuß auf den andern tanzten. Es ist unglaublich, daß sie nicht erfroren sind; aber steif waren sie alle am Morgen und ihre aufgesträubten Haare mit Rauhreif geziert.

Während meine Leute mit den Pferden längs des Sees wanderten, folgte ich den Spuren der Indianer und ihrer Hunde über den zugefrorenen See, wodurch ich ein gutes Stück abkürzte. Bevor wir längs des Tales zur Pueblomine hinabkamen, ging uns ein Pferd, dessen Last locker geworden war und das durch das Klappern der aufgepackten Pfannen erschreckt worden war, durch und konnte erst nach längerer Jagd wieder eingefangen werden.

Erst gegen 3 Uhr kamen wir nach Whitehorse, nachdem wir das letzte Stück auf der Straße durch ziemlich tiefen, frischen Schnee gestapft waren — und mein zweiter kleiner Trip war zu Ende.





Umschau.

Aus Zeitschriften. — Interessante Aufklärungen, die geeignet sind, in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen zu erregen, gibt P. Anastase Marie, O. Carm., im „Anthropos" (VI, Heft 1) über die Religion der Yezidis oder Jesiden („La découverte récente des deux livres sacrés des Yézîdis"), von der man bisher nur sehr wenig Authentisches wußte. Bekannt war nur, daß die Jesiden — ein kurdischer Volksstamm in Mesopotamien, Kurdistan und Russisch-Armenien — ihre religiösen Lehren und Gebräuche sorgfältig geheimhalten und daß sie Teufelsanbeter sind, die durch Verehrung des Satans hoffen, seinen Zorn von sich abzuwenden. P. Anastase, einem einheimischen Bagdader, ist es gelungen, die heiligen Bücher der Jesiden kopieren zu lassen, sie zu entziffern und somit alle Details über die Geheimlehre der Teufelsanbeter zu erfahren. Die Entdeckung der Bücher hat eine interessante Vorgeschichte: An einem Maitage des Jahres 1898 kam zu P. Anastase ein etwa dreißigjähriger, schöner und kräftig aussehender Mann, der dem Pater gestand, er sei Jeside, habe mehrere Jahre dem Haupt der Sekte als Diener und Bücherbewahrer gedient, wolle aber gern Christ werden, da er erkannt habe, daß die Christen ein edleres Leben führen als die Jesiden. Näher befragt, erzählte der junge Mann, der sich Habib nannte, daß ihm vor einiger Zeit Christus selbst im Traume erschienen sei und sich als der Weg, die Wahrheit und das Leben bezeichnet habe; zugleich habe er gesagt, daß Habib bald nach der Taufe sterben werde. P. Anastase erklärte dem jungen Heiden, daß auf Träume an sich nichts zu geben sei, wenn er aber den festen Willen habe, Christ zu werden, so werde man ihn gern in den christlichen Wahrheiten unterrichten. Habib wurde nun der eifrige Schüler von P. Anastase und empfing am Weihnachtsabend 1898 die heilige Taufe, am Tage darauf die Sakramente der Firmung und der Kommunion — und kaum neun Monate später starb er (9. Oktober 1899). Sowohl während der Vorbereitungszeit als nach seiner Aufnahme in die Kirche erzählte Habib seinem Lehrer vieles über die Geheimlehre der Jesiden, doch bat er dabei immer wieder um größte Verschwiegenheit, da er — wie er sagte — von seinen Stammesgenossen unter gräßlichen Qualen zu Tode gemartert worden wäre, wenn sie erfahren hätten, daß er sie verraten. Am längsten bewahrte er das Geheimnis von der Existenz der beiden „heiligen Bücher" der Jesiden, die „Buch der Offenbarung" und „Schwarzbuch" heißen. Ist es doch unter Androhung schrecklicher Strafen verboten, Andersgläubigen gegenüber ein Wort über diese Bücher zu sagen. Nur nach und nach erfuhr P. Anastase folgendes: Die beiden Bücher bestehen aus Handschriften, die auf sehr feinem Pergament aus Gazellen-



haut niedergeschrieben sind, in einer Schrift, die aus Buchstaben des arabischen, hebräischen und chaldäischen Alphabetes zusammengestellt ist und nur von wenigen Eingeweihten entziffert werden kann. Die Bücher werden in einer Schatulle aus Nußholz, die mit weißem Sammet bezogen und mit Silberbeschlag verziert ist, aufbewahrt. Die Silberbeschläge stellen verschiedene symbolische Figuren dar: die Sonne, den Mond, einen Strahlenstern, die Erde, vor allem aber einen seltsamen Vogel, halb Hahn und halb Pfau — das Sinnbild des Melek Taus (König Pfau), des „Gottes", den die Jesiden anbeten. Die Schatulle wird in einer verborgenen Höhle im Berge Sinjar aufbewahrt und kommt nur selten ans Licht; ihr Aufbewahrungsort ist nur drei Personen bekannt: dem religiösen und dem weltlichen Oberhaupt der Jesiden und dem Bücherbewahrer. Keiner der drei kann die Schatulle ohne Wissen der beiden anderen öffnen. Bei den religiösen Zeremonien werden sicherheitshalber statt der Originalmanuskripte arabische Übersetzungen gebraucht, die vor langer Zeit angefertigt wurden. Habib besaß von einer solchen Übersetzung die Kopie, die ein des Schreibens kundiger Araber für ihn geschrieben hatte. Er übergab das Schriftstück P. Anastase, beschwor ihn aber, es nicht zu veröffentlichen, solange er, Habib, noch lebte; denn auch die Übersetzung der heiligen Bücher darf an keinen Fremden ausgeliefert werden. Nach Habibs Tode kam P. Anastase durch Zufall in den Besitz einer zweiten Übersetzung, die jedoch neueren Datums zu sein scheint, als die von Habib erhaltene. — Mehr als einmal erzählte Habib, das religiöse Haupt der Jesiden habe ihm wiederholt erklärt: sobald es bekannt werde, daß die heiligen Bücher oder Teile daraus abgeschrieben oder auf irgend eine Weise reproduziert würden, müßten sie sofort in „heiligem Feuer" verbrannt und der bisherige Aufbewahrungsort müßte zerstört werden. Auf P. Anastases Frage, warum die Jesiden ihre Lehre mit einem so großen Geheimnis umgeben, erwiderte Habib: „Weil in den heiligen Büchern der Jesiden geschrieben steht, daß alle Religionen falsch sind, daß die sogenannten Propheten nichts als mehr oder minder schlaue Betrüger waren nnd weil die Jesiden daher im Falle des Bekanntwerdens ihrer Lehre die Rache der Christen und der Muselmanen zu fürchten hätten." — Im Sommer 1904 kam P. Anastase auf einer Reise nach Sinjar; er suchte die Bekanntschaft des damaligen Bücherbewahrers der Jesiden, des heute bereits verstorbenen Hammu, und brachte ihn durch Zusicherung einer guten Belohnung in barem Gelde dazu, daß er es übernahm, eine genau Kopie der heiligen Bücher herzustellen, das heißt die Schrift sorgfältig durchzupausen. Er brauchte dazu zwei volle Jahre, da er nur selten und auf kurze Zeit die heiligen Bücher allein für sich haben konnte. P. Anastase machte sich nun an das Entziffern der seltsamen, ihm vollständig fremden Schriftzeichen, nachdem er durch Vergleichen der Eigennamen mit der arabischen Übersetzung den Schlüssel zu dem Alphabet gefunden hatte. Der Dialekt, in dem die Bücher abgefaßt sind, war ihm jedoch ganz unverständlich: es ist weder persisch, noch arabisch, noch türkisch, sondern ein Gemisch dieser drei Sprachen, denen noch Ausdrücke beigemengt sind, welche P. Anastase in keinem seiner Wörterbücher verzeichnet fand. Endlich brachte er heraus, daß es sich um eine Abart des alten, nicht mehr gebräuchlichen Kurdisch handelte. Mit Hilfe einiger in Bagdad lebender Kurden gelang es dem Forscher, den Sinn der heiligen Bücher herauszubekommen, aber noch nicht, eine genaue Über-

setzung davon herzustellen.[1]) Er hat die in seinen Händen befindliche arabische Übersetzung ins Französische übertragen und veröffentlicht sie im „Anthropos" nebst der genauen Reproduktion der Originalschrift. Einige der wichtigsten Lehrsätze der Jesidenbücher lauten in deutscher Übersetzung: 1. „Buch der Offenbarung." „Das erste aller Wesen ist Melek-Taus (König Pfau). Er ist's, der Abtaus in die Welt sandte, um sein auserwähltes Volk zu lehren und zu erziehen und es vor Täuschung und Irrtum zu bewahren. Das geschah zuerst mündlich, dann mit Hilfe dieses Buches, genannt Offenbarung, das von niemandem, der nicht dieser Religion angehört, gelesen werden darf. — Ich war, ich bin und ich werde sein (spricht Melek-Taus) bis zum Ende der Zeiten, kraft meiner Oberherrschaft über die Geschöpfe und über die Angelegenheiten aller, die mir unterworfen sind. Ich helfe schnell allen, die mir vertrauen und mich in ihren Nöten anrufen. Ich bin überall und nehme teil an allen Geschehnissen, welche die Andersgläubigen als Übel bezeichnen, weil sie ihren Wünschen nicht entsprechen . . . Wer mir widersteht, wird nichts als Reue und Leid ernten. Die anderen Götter mischen sich nicht in meine Angelegenheiten und können mich nicht hindern, auszuführen, was ich beschlossen habe . . . Ich lenke und unterweise die, welche meine Lehre befolgen, und sie finden Vergnügen daran, sich meinen Weisungen zu unterwerfen . . . In meine Hand ist alles gegeben, was auf, unter oder über der Erde ist . . . Denen, die mir den Gehorsam verweigern, sende ich Krankheiten und Leiden. Wer aber mir zu gefallen strebt, stirbt nicht, wie die Menschen sonst zu sterben pflegen . . . Ich züchtige im Jenseits alle, die gegen mein Gebot handeln . . . Alles ist mir untertan: die Tiere auf Erden, die Vögel unterm Himmel und die Fische im Meer, alle Geschöpfe sind in meiner Hand. Die Schätze und Erze, die in der Erde ruhen, sind mir bekannt und ich verrate sie nur denen, die ich mir erwähle. Die Andersgläubigen wissen nicht, daß ich über Reichtümer und Würden verfügen kann und daß ich sie nur unter diejenigen Kinder Adams verteile, die mir dessen wert erscheinen . . . Drei Dinge sind mir widerwärtig und drei andere Dinge hasse ich . . . Denen, die meine Lehren geheimhalten, wird ein besonderer Lohn zuteil werden . . . Ich wünsche, daß alle meine Getreuen sich zu einem einzigen Bunde zusammenschließen, um den Andersgläubigen Trotz zu bieten. Ihr, die ihr meine Gebote haltet, entsaget allem, das meinem Gesetze nicht entspricht; vermeidet es dabei, meinen Namen auszusprechen oder meine Eigenart zu erwähnen, denn ihr wißt nicht, was die meiner Lehre Fremden tun. Erweiset meiner Statue und meinem Bildnis alle Ehre, denn sie sollen mich euch ins Gedächtnis rufen. Beachtet meine Befehle, gehorchet meinen Dienern, denn sie sind es, die euch belehren über alles, was unsichtbar ist und was sich auf mich bezieht. — 2. Das „Schwarzbuch" enthält einen phantastischen, an altbabylonische Vorstellungen erinnernden Bericht über die Erschaffung der Welt, der Engel und der ersten Menschen und bringt dann eine Reihe von Lehren und Geboten, verschiedene Speiseverbote, das Verbot, etwas Blaues zu tragen oder an sich zu haben, ein strenges Verbot, öffentliche Bäder zu besuchen, eine Liste von Worten, die nicht ausgesprochen

[1]) Vgl. auch den philologisch-lingutstischen Artikel des Wiener Universitätsprofessors Dr. M. Bittner: „Die beiden heiligen Bücher der Jeziden im Lichte der Textkritik" („Antropos 1911, Heft 3/4).



werden dürfen, zum Beispiel „Schaitan oder Satan, denn das ist der Name unseres Gottes"; weiter heißt es dann: „Bevor Jesus in dieser Welt erschien, trug unsere Religion den Namen Paganismus. Juden, Christen, Muselmanen und Parsen haben sich stets als Feinde unserer Religion gezeigt." — Den Schluß des Schwarzbuches, das recht zusammenhanglos erscheint, bildet eine Schöpfungsgeschichte.

Auch ein Artikel von A. v. O. in den „Historisch-politischen Blättern" (147. Band, 3. Heft: „Die Teufelsanbeter in Mesopotamien") beschäftigt sich mit der Arbeit des P. Anastase. Zum Schluß heißt es dort: „Aus beiden Büchern geht das eine hervor, daß die Jesiden jenen Engel als ihren Gott anbeten, der die Stammeltern verführt und zur Übertretung von Gottes Gebot verleitet hat, und der nach kirchlicher Ansicht auch heute noch als „princeps hujus mundi" große Macht hat über die Menschen und an der Spitze einer geheimen Gegenkirche steht, deren ganzes Lebensziel im Kampfe gegen Rom besteht, das heißt im Kampfe gegen den Glauben an die Gottheit Jesu Christi." A. v. O. erinnert weiter daran, daß — wie Gerstenberg berichtet — auch im Kaukasus Jesiden leben, die Melek-Kicht oder Melek-Taus als ersten und vornehmsten Engel verehren. Melek-Kicht sei Weltbildner. Er sei dann übermütig geworden, habe sich gegen Gott empört und sei dafür aus dem Himmel verstoßen worden. Beim endlichen Gericht werde er aber Gnade erlangen und Gott werde alle jene strafen, welche dem Satan geflucht haben. Melek werde dann die sündige Welt noch einmal glücklich machen und sich besonders der Jesiden, seiner Anhänger, annehmen.

Dargestellt wird Melek-Taus zumeist als pfauenartiger Hahn. Als im Jahre 1837 Rechid Pascha einen erbitterten Krieg gegen die Jesiden führte und ihre Tempel zerstörte, erbeuteten seine Scharen vier eherne, zum Teil kunstvoll gearbeitete Standbilder des Melek-Taus, deren eines, mit feinen Goldgravierungen geschmückt, durch einen türkischen Offizier an einen Antiquitätenhändler in Bagdad verkauft wurde. Einige Jahre später erstand den „König Pfau" ein reicher Christ, der ihn als eine Darstellung der Gottheit der Jesiden erkannt hatte. Dieses Standbild befindet sich heute im Besitze der Erben jenes Käufers und ist von P. Anastase photographiert worden.

Von einer eigenartigen und bedeutsamen Gedächtnisfeier, die am 7. November vorigen Jahres in Reykjavik stattgefunden hat, berichtet Erich v. Haideck im „Westfälischen Merkur" (1911, Nr. 165 und 178). An jenem Tage waren nämlich 360 Jahre verflossen, seit der letzte katholische Bischof von Holar auf Island, Jon Arason, unter dem Henkerbeil als Blutzeuge sein Leben endete. Im Jahre 1000 war das Christentum als Staatsreligion auf Island eingeführt worden; der erste Bischofsstuhl wurde 1056 zu Skalhol im südlichen Island gegründet; 50 Jahre später erhielt die nördliche Hälfte der Insel einen eigenen Bischofssitz in Holar. Der letzte Bischof von Skalhol hatte bereits 1540 resigniert. Ein Jahrzehnt darauf wurde Jon Arason nach heldenmütiger Verteidigung seines Glaubens gegen den eindringenden Protestantismus hingerichtet. — Interessant ist, daß das Festkomitee, das die Gedächtnisfeier arrangieren sollte, aus Protestanten bestand, die sich die Hilfe des katholischen Missionsgeistlichen in Reykjavik erbaten. Am Gedächtnistage fand ein feierliches Requiem mit Gedenkrede statt, wobei die katholische Kirche



von einer fast ausschließlich protestantischen Versammlung bis auf den letzten Platz gefüllt war. Vor dem Chor war ein Katafalk errichtet, auf dem das kostbare Pluviale, das Jon Arason von Papst Paul III. geschenkt bekommen hatte und das im Museum zu Reykjavik aufbewahrt wird, ferner Kelch und Mitra deponiert waren. Nach dem Requiem hielt der Missionsobere P. Meulenberg in isländischer Sprache die Gedenkrede. Am Nachmittag fand eine gut besuchte Festversammlung statt und am Abend ein Bankett, bei welchem der protestantische Bischof in längerer Rede den heldenmütigen katholischen Bischof feierte und dessen Treue gegen seinen Glauben pries. — Haideck berichtet ferner über das Gedeihen der vor etwa 20 Jahren auf Island neu begonnenen katholischen Mission, die nach anfänglichen Schwierigkeiten sich eine geachtete Stellung gesichert hat, und erzählt von verschiedenen isländischen Konvertiten, unter denen sich auch die Frau eines protestantischen Pastors befindet. Sehr erfreulich wirkt die katholische Schule zu Landakot (Reykjavik), die zu den besten Erziehungsanstalten des Landes zählt. Da sie nur zirka 100 Kindern Raum gewähren kann, müssen viele Ansucher wegen Platzmangel zurückgewiesen werden. Unter den Schülern befinden sich die Kinder der angesehensten Familien der Stadt; sogar protestantische Prediger schicken ihre Kinder in die katholische Schule. Bezeichnend für die Stellung der isländischen Protestanten zu den Katholiken ist auch ein Ausspruch des greisen Dichters und protestantischen Predigers Matthias Jochumsson, der schreibt: „Alles, was man gegen die gebenedeite Mutter, die erhabene Kirche, vorbringt, ist Unwahrheit, Lüge, Verleumdung. Alles, was die katholische Kirche, diese Versammlung der Heiligen, predigt und lehrt, hat kein anderes Ziel als die Heiligung der Seelen."

Auf die Wichtigkeit der „Seelsorge für Geisteskranke" macht die Monatschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis „Pastor bonus" (XXIII, Heft 1) aufmerksam, in einem kleinen Artikel, welcher von der im Juli 1910 zu München stattgefundenen „Versammlung katholischer Seelsorger an deutschen Heil- und Pflegeanstalten" berichtet. Im allgemeinen weiß man noch wenig von einer geordneten Irrenseelsorge, „und doch wäre es bald an der Zeit, daß auch dieses Gebiet der Seelsorge endlich mehr berücksichtigt würde. Denn auch hinter den Mauern der Irrenanstalten, die ja von den meisten .... nur mit einer gewissen Scheu betrachtet werden, gibt es viele Dinge, die den Geistlichen angehen und seine Anwesenheit und Hilfe notwendig machen..... Wenn es Aufgabe und Pflicht des Priesters im allgemeinen ist, die Kranken zu besuchen, ihnen zu helfen, sie zu trösten, so darf er auch diese sogenannten seelisch Kranken davon nicht ausschließen, im Gegenteil dürfte es einleuchten, daß diese vielfach mehr noch als rein körperlich Kranke eines Seelsorgers bedürfen." — Die Vereinigung der katholischen Seelsorger an Heil- und Pflegeanstalten wurde 1909 gegründet und will alljährlich eine beratende Versammlung veranstalten, um die Standesinteressen aller derjenigen, die sich auf dem Gebiete der Irrenseelsorge betätigen, in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung zu fördern. Derzeitiger Vorsitzender der Vereinigung ist der in der Irrenseelsorge rühmlichst bekannte Dr. Ignaz Familler, Carthaus-Prüll bei Regensburg. Die diesjährige Versammlung soll in Wien stattfinden, wobei unter anderem zwei Referate, für die es in München an Zeit gebrach, erstattet werden sollen: „Leitpunkte zur einheitlichen Regelung der Dienstvorschriften für den Seelsorger" von



Dr. Familler, und „Bedeutung, Art und Umfang der Irrenseelsorge" von Dr. Muth-Eglfing. Wenn auch die Anfänge der Vereinigung noch recht bescheiden sind, so darf man doch hoffen, „daß das allgemeine Interesse für diese Art Seelsorge durch den Zusammenschluß aller jener, die praktisch darin tätig sind, allmählich mehr geweckt wird. Die Durchführung einer wohlgeordneten Seelsorge in den einzelnen Anstalten dürfte sich dann gewiß auch als ein Mittel erweisen, diese im Vertrauen des Volkes zu heben und den armen Insassen ihr Los nicht wenig zu erleichtern."

In der „Theologisch-praktischen Monats-Schrift" (XXI, Heft 8) macht Dr. Johann Ernst-Miesbach „Kritische Bemerkungen über die innere Ausstattung der Kirchen", wobei er Stellung nimmt gegen „die exzessiv archaistische Manier in der inneren Kirchenausstattung", eine Manier, die die Tendenz habe, unsere Kirchen zu Antiquitätenmuseen zu machen. Katakombenbilder zum Beispiel, wie man sie in manchen Kirchen antrifft, sind für das gewöhnliche Volk, das doch die übergroße Mehrzahl der Kirchenbesucher bildet, unverständlich. „Es ist eine Regel für die Predigt, daß man in derselben nur Bilder und Vergleichungen gebrauche, die den Zuhörern, also dem Volke, naheliegen. Diese Regel muß auch für die Predigt der kirchlichen Kunst, die Predigt der Bilder in den Kirchen gelten." Ferner wendet der Verfasser sich gegen die in so vielen Kirchen üblichen lateinischen Inschriften, denn wenn die Sprüche auch noch so gut gewählt sind, „in lateinischer Fassung gehen sie dem Volke durchweg verloren. Und welcher erbauliche Eindruck, den der Inhalt dieser Inschriften, wenn verstanden, sicher machen würde, geht damit verloren!" Es sei daher an dem festzuhalten, was Prälat Andreas Schmid in seinem Buche „Religiöse Sinnsprüche zu Inschriften auf Kirchengebäuden und kirchlichen Gegenständen" schreibt: „Es besteht keine kirchliche Vorschrift, daß Inschriften in lateinischer Sprache zur Anwendung kommen. Es dürfte daher geraten sein, jene Worte, welche für die Augen des Volkes berechnet sind und verstanden werden sollten, deutsch abzufassen, dagegen Sprüche, welche nur für die Priester bestimmt sind, zum Beispiel an Kelchen, Monstranzen, um so lieber in lateinischer Fassung aufzunehmen, als diese Sprache auch in Jahrhunderten unverändert bleibt und schon wegen Mangel des Artikels eine kürzere Fassung zuläßt als die deutsche." — Schließlich befürwortet Ernst, daß man den Heiligenbildern in unseren Kirchen allgemein die Namen der dargestellten Heiligen beisetze, wie das schon in der alten Kirche ein vielbezeugter Brauch war, finden sich doch bereits in den Katakomben Bilder, denen eine erklärende Inschrift beigefügt ist. Ernst erwähnt unter anderem die schönen neuen Fresken von Bertle zu Schruns (Montafon in Vorarlberg): „Sie stellen Szenen aus der Lebensgeschichte des Kirchenpatrons, des heiligen Jodokus, dar. Aber wer kann den Inhalt der Gemälde herausfinden ohne nähere Erklärung, beim Mangel an erklärenden Inschriften, die uns sagen, was die einzelnen Bilder darstellen sollen? Wie viele kennen die Lebensgeschichte des heiligen Jodokus so genau und im Detail?" Die Heiligenbilder sollen, wie Meschler sagt, stille Glaubensboten sein, „die Belehrung, Trost und Segen überirdischer Gedanken in Hütten und Paläste tragen"; da wäre es wohl angezeigt, meint Ernst, daß diese stillen Glaubensboten dem Volke durch Inschriften vorgestellt würden, daß der Inhalt der Bilder dargelegt werde, damit der Beschauer auch wisse,

was sie bedeuten. Sonst machen sie nur einen unbestimmten, verschwommenen Eindruck, der sich bald wieder verliert.

Über „Spuren biblischer Überlieferungen bei den Kri-Indianern“ berichtet ebenfalls in den „Katholischen Missionen“ (April 1911) P. Rossignol O. M. I. Drei Tatsachen in den Überlieferungen der Kris erregten wegen ihrer großen Ähnlichkeit mit biblischen Berichten die besondere Aufmerksamkeit des Missionärs. Alle drei weisen unverkennbare Ähnlichkeit mit der biblischen Erzählung auf: mit der Sündflut, mit Jonas und der Darstellung der Osterlammfeier. „Die Gemeinsamkeit der Züge tritt trotz einiger Verzerrungen klar zutage, daß selbst die Kri darob verwundert waren und den Schluß zogen, ihre Stammväter müßten Kenntnis von der Bibel gehabt haben. Zum Beweise sei die indianische Sage von Wisakketchak, dem Hauptthelden der Kri-Sagen, hier wiederholt. Wisakketchak tritt als eine Art Halbgott auf und teilt manche Züge mit den homerischen Helden. Wollte man alle seine Großtaten aufzeichnen, man müßte einen dicken Band schreiben. Hier nur jener Abschnitt aus seinem Leben, der mit einer großen Wasserflut anhebt. Es kam nämlich eine Zeit, da öffneten sich die Schleusen des Himmels. Wisakketchak baute ein Floß und schiffte sich mit seiner Familie und je einem Paare aller Landtiere ein. Lange, lange trieb das Floß auf den Wassern; doch eines Tages stand es fest. Sofort schickte Wisakketchak die Bisamratte aus; sie sollte Kundschaft über die Beschaffenheit des Festlandes einziehen. Aber diese sah sich genötigt, einen Erdhaufen aufzuwerfen, um über der Wasserfläche ein Ruheplätzchen zu finden. Nach der Bisamratte sandte Wisakketchak den Fuchs ans Land. Dieser kehrte mit der Meldung zurück, er sei einen ganzen Tag über Berg und Tal gelaufen, ohne Wasser zu finden. Da erkannte der Held, daß die Erde trocken sei, und befahl die Ausschiffung.“ — Aber auch die Jchakapis-Sage (Jonas und der Fisch) wie ein alter Opferbrauch (Osterlammfeier) zeigen solche verblüffende Züge der Verwandtschaft. P. Rossignol folgert daraus: „Jedem muß sich nach Kenntnisnahme obiger Tatsachen die Überzeugung aufdrängen, daß die Stammväter der Kri-Indianer eine gewisse Kenntnis des Alten Testamentes besaßen und außer dem allen Indianern gemeinsamen Gottesbegriff und Teufelsglauben echt biblische Überlieferungen bewahrten. Da sich hingegen nicht die geringste Spur vom Neuen Testamente und von Christus vorfindet, sollte daher die Annahme zu gewagt erscheinen, Juden hätten der amerikanischen Urbevölkerung den Glauben an den wahren Schöpfer Himmels und der Erde gebracht, oder gar Juden seien die ersten menschlichen Wesen auf amerikanischem Boden gewesen? Konnten nicht die Flotten eines Hiram und die Krieger Salomons in ihrem kühnen Drang nach fernen, unbekannten Landen zu weiten Fahrten ausgezogen und durch Zufall auf amerikanischen Boden verschlagen worden sein? Diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch eine Überlieferung der Kri-Indianer, die an die Landung eines überseeischen Volkes anknüpft.“ — Daß die Indianer israelitischer Abstammung seien, ist von Missionären in älterer und neuerer Zeit vielfach vermutet worden. Die Ähnlichkeitszüge, die man in der Sprache und den religiösen Vorstellungen finden wollte, bieten jedoch nur eine schwache und recht zweifelhafte Grundlage. Dagegen scheint der asiatisch-mongolische Ursprung der Indianer wissenschaftlich nahezu gesichert.



„**Einige Jahreszahlen aus der Geschichte der Deutschen Zeitungen**" bringt Dr. Moritz **Topolansky** in der Wochenschrift „**Urania**" (IV, Nr. 17). Die ursprünglichsten Zeitungen traten im 15. Jahrhundert auf und waren Nachrichten, die man in eigens dafür errichteten Bureaus in bedeutenden Handelsstädten erhielt, wenn man eine „Gazetta" zahlte, eine Münze, nach welcher diese Zeitungen in Italien benannt wurden, während sie in Deutschland Novo, Aviso, Pagellen, Zeddel und seit 1502 auch schon Zeitungen hießen. Zuerst wurden solche Nachrichten mündlich verbreitet, dann schriftlich in Briefform, und schließlich kam ein und der andere Empfänger der Briefe darauf, sie in Druck zu geben. Rudolf II. zahlte jährlich 200 Goldgulden für derartige Zeitungsbriefe, die immer bloße Nachrichten ohne jegliche Kritik enthielten und in lateinischer oder französischer, selten in deutscher Sprache abgefaßt waren. Die älteste erhaltene dieser ersten, ganz unregelmäßig erscheinenden „Zeitungen" stammt aus dem Jahre 1502 und behandelt die Einnahme von Mytilene durch die Türken; sie wird in der Münchener Hofbibliothek aufbewahrt. Die Wiener Hofbibliothek dagegen besitzt die Jahre 1556 bis 1604 der Fuggerschen Zeitungen. Allmählich tauchten regelmäßig herausgegebene Zeitungsbriefe auf, die anfangs durch besondere Boten, später durch die Taxissche Post — aber auch noch sehr langsam — befördert wurden: eine Nachricht von Venedig nach Nürnberg brauchte zum Beispiel 20 Tage. Im 16. Jahrhundert begründete Michael v. Aitzing in Köln die sogenannten Relationen, die einen Überblick über ein halbes oder ganzes Jahr gaben. Zur Zeit Luthers, Huttens und Murners traten derbe Flugblätter auf, so daß Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 eine strenge Zensur einführte und alle Fürsten beauftragte, die Druckereien in ihren Ländern zu überwachen. Die beiden ältesten erhaltenen Zeitungen im heutigen Sinne stammen aus dem Jahre 1609. Die eine davon, die in Augsburg gedruckt zu sein scheint, wurde erst vor wenigen Jahren in der königlichen Bibliothek zu Hannover entdeckt; die andere, die in Straßburg erschien, befindet sich in der Heidelberger Universitätsbibliothek. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts macht sich in den Zeitungen schon eine Parteinahme bemerkbar. — 1644 erschien die erste schöngeistige Jahresschrift für Frauen: „Nürnberger Frauenzimmergesprächsspiele" von Harsdörffer mit dessen erfundenen Mitarbeitern, der Jungfrau Keuschewitz und dem Herrn Raimund Diskretin. Fast fünf Jahrzehnte später (1690) begründete der Leipziger Professor Thomasius die erste deutsche Monatschrift: „Monatsgespräche, freimütige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Fragen", und 1701 gründete Leibnitz in Hannover die erste wissenschaftliche Zeitschrift, die „Monatlichen Auszüge". Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber erschienen außer zahllosen, durch die Aufhebung der Zensur hervorgerufenen politischen Blättern ganz neue Arten von Zeitschriften: die illustrierten, deren erste die 1843 begründete „Leipziger Illustrierte" war, und die Witzblätter, deren Reihe durch die seit 1845 erscheinenden „Fliegenden Blätter" eröffnet wurde. — Topolansky schließt seine Zusammenstellung mit der Bemerkung, daß die allerersten Zeitungen schon 48 bis 44 vor Christo durch Julius Cäsar herausgegeben wurden: Die „Acta senatus", die unseren Parlamentsprotokollen entsprechen, und die „Acta diurna publica" allgemeineren Inhalts. Beide wurden durch Abschreiben über den ganzen Erdkreis verbreitet, haben sich aber in keinem



einzigen Exemplar bis heute erhalten. Die allerälteste, seit 911 unregelmäßig, seit 1351 bis heute regelmäßig erscheinende Zeitung aber ist der „King-pao" (Nachrichten aus der Hauptstadt) in Peking.

Speziell über „Das polnische Zeitungswesen" gibt Erlbeck in der „Sozialen Kultur" (April 1911) einige Daten; danach ist die erste polnische Zeitung, der „Polnische Merkur", am 3. Januar 1611 in Krakau begründet worden. Gegenwärtig gibt es in der ganzen Welt insgesamt 571 polnische Zeitungen, von denen etwa 64 täglich erscheinen. Die meisten Blätter, nämlich 257, weist Galizien auf, dann kommt Russisch-Polen mit 136, die Provinz Posen mit 110; in den Vereinigten Staaten Nordamerikas haben die Polen 41, in Westdeutschland und Oberschlesien insgesamt 27 Zeitungen.

Von einem „Jubiläum der hebräischen Presse" berichtet Josef Lin in „Ost und West" (1911, Heft 4). Es sind heuer nämlich 25 Jahre, daß in Petersburg die erste hebräische Tageszeitung begründet wurde, die für die Entwicklung der neuhebräischen Literatur von großer Bedeutung werden sollte. Diese erste Zeitung selbst, der „Hajom", konnte sich wegen bald entstehender Konkurrenz zwar nur etwas über zwei Jahre halten, aber ihr danken die Hebräer doch die Einführung der hebräischen Tagespresse. Heute erscheinen hebräische Tageszeitungen in Warschau, Wilna, Krakau, Jerusalem und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daneben gibt es noch eine ganze Anzahl von Blättern im jüdisch-deutschen Jargon, deren einzelne in einer täglichen Auflage von 60.000 bis 70.000 Exemplaren erscheinen.

P. Petrus Sinzig, O. F. M., in Petropolis widmet in Kausens „Allgemeiner Rundschau" (VIII, Nr. 11) dem „ersten Geburtstag des brasilianischen Preßvereines"[1]) einige Worte. Die Preßzentrale, Centro da Boa Imprensa, dient als Auskunftsstelle, vermittelt gute Artikel besonders apologetischer Natur, sorgt für Herausgabe und Verbreitung guter Schriften, auch der schönen Literatur, für Hebung des Interesses für die katholische Presse, fördert den Ausbau der Blätter und will auch die Heranbildung und spätere Unterstützung katholischer Schriftsteller und Journalisten nicht aus dem Auge lassen. Gleich im ersten Jahre des Bestehens ist schon Anerkennenswertes geschehen. Gegen 30 Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten die Artikel der Preßzentrale; als erstes von der Zentrale herausgegebenes größeres Werk sind die „Kampfesblätter" zu nennen, eine vom Bischof von Maranhao, Dom Francisco de Paula e Silva, verfaßte Schrift gegen die Freimaurerei. Zu Weihnachten wurde allen Mitgliedern des Preßvereines ein gutes Buch nach freier Wahl kostenlos zur Verfügung gestellt. Außerdem wurde eine Anzahl von Bibliotheken durch kostenlose Überlassung guter Bücher unterstützt, wogegen sie die Verpflichtung übernahmen, für Bildung einer Ortsgruppe des Vereines zu sorgen und schlechte Bücher und Zeitschriften nicht zu dulden. Daß bisher nicht vergebens gearbeitet wurde, das bezeigt schon die Wut der Gegner, die kein Mittel scheuen, um den Preßverein zu bekämpfen.

„Man bekämpft überall energisch die Gewerbekrankheiten, das Gießfieber in den Gießereien, die Kohlenoxydvergiftungen bei Gaskraftmaschinenbetrieben, die Wurmkrankheit der Bergleute, die Lungenentzündungen in den Thomas-

[1]) Vgl. „Die Kultur" XI, S. 506.



schlackenmühlen und alles andere Arbeitsgift. An den Mittelschulen aber grassiert immer uneingeschränkt eine die Arbeitskraft und das Lebensglück des einzelnen und die Wehrkraft des Volkes herabsetzende Gewerbekrankheit, die Kurzsichtigkeit, in der gleichen Stärke wie vor 43 Jahren, als man zum erstenmal zum Kampf gegen sie aufrief." So schreibt Ludwig Kemmer in den „Süddeutschen Monatsheften" (VIII, Heft 3) in dem Artikel „Wehrkraftvergeudung", in dem er die in erschreckender Weise zunehmende Kurzsichtigkeit der Mittelschüler durch statistische Angaben nachweist. In Heft 4 derselben Zeitschrift gibt Josef Hofmiller („Antiqua oder Fraktur?") zu diesen Ausführungen eine Ergänzung: er macht darauf aufmerksam, daß — wenn auch unleugbar der Unterrichtsbetrieb der höheren Schulen durch Vielschreiberei dazu beitrage, die Sehkraft der Schüler zu vermindern — schon in der Volksschule der Grund zur Kurzsichtigkeit der Kinder gelegt werde. „Die Augenkraft der jungen Deutschen wird von vorneherein durch die Erlernung von nicht weniger als acht Alphabeten, des deutschen und lateinischen in großer und kleiner Schreib- und Druckschrift, stärker beansprucht und abgenützt als die der Angehörigen irgend einer anderen Nation. Wenn sie in die höhere Schule übertreten, ist ihren Augen bereits mehr zugemutet worden als denen der Angehörigen aller anderen Nationen. Der Grund zur Kurzsichtigkeit wird, soweit es sich nicht um ererbte Anlage handelt, in der Zeit vor der Pubertät gelegt, zwischen dem sechsten und vierzehnten Jahre. Wenn die Schüler auf dem Gymnasium plötzlich eine Brille brauchen, so ist vielfach nicht das Gymnasium, sondern schon die Volksschule schuld." Hofmiller gibt zwar zu, daß eine Hauptursache der Kurzsichtigkeit der Gymnasiasten, unter denen sich mehr Kurzsichtige finden als in den Realschulen, das Griechische ist, bleibt aber dabei, daß die „acht Alphabete" der Volksschule schon den Grund zur Myopie legen. Er plädiert daher für Abschaffung der deutschen Schreibschrift, um die Volksschüler nicht mit zu vielem Schreibunterricht, der die Augen stärker angreife als das Lesen, zu belasten. „Die Deutschen lernen nur unter Schwierigkeiten anständig schreiben, weil sie schon auf der Volksschule, sobald sie in der eckigen deutschen Schrift halbwegs fest sind, die runde lateinische üben müssen; dies beständige Nebeneinander zweier Alphabete auf den Schulen schädigt Schrift und Auge." Außerdem fragt Hofmiller: „Wäre es nicht der Überlegung wert, ob man Augen und Rücken unserer Kinder nicht die Wohltat erweisen könnte, im ersten Volksschuljahr überhaupt vom Schreiben gänzlich abzusehen und sie dafür im Lesen desto sicherer zu machen? Sobald man die deutsche Schreibschrift abschafft, läßt sich das durchführen."

„Die Vorläufer des Kinematographen" zählt Dr. Ernst Schultze in der „Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung" (1911, Nr. 8) auf. Schon 1827 wurde in Paris der sogenannte Thaumatrop erfunden; er besteht aus einer Pappscheibe, die sich mit Hilfe zweier Fäden schnell drehen läßt, wodurch die Darstellung von Bewegungszuständen möglich wird. Eine brauchbarere Vorrichtung zur Erzeugung von Bewegungsbildern erfand 1829 der belgische Physikprofessor Plateau, der seinen Apparat Phaenakistiskop nannte. 1834 gelangen dem Wiener Professor Stampfer einige Verbesserungen an dem Apparat, der nun Stroboskop oder „Wunderscheibe" hieß. Zu einer rechten Entwicklung konnte der Apparat nicht kommen, da es sehr schwer ist, eine

Reihe schnell aufeinanderfolgender Bewegungszustände richtig zu zeichnen oder zu malen. Bald nach Erfindung der Photographie versuchte man es daher, diese neue Kunst für die Herstellung stroboskopischer Bilder zu verwenden; doch bei der noch unausgebildeten photographischen Technik jener Zeit ließen sich höchstens sehr langsame, abgemessene Bewegungen wiedergeben. Erst als die Anfertigung von Momentphotographien erfunden war, konnte die „Wunderscheibe" sich vervollkommnen. Dies geschah zunächst durch die 1866 aus Amerika herübergenommene „Wundertrommel", auch Zootrop oder Dädaleum genannt: ein hohler Zylinder aus Pappe, in den mit Bildern versehene Papierstreifen gelegt werden und der in rasche horizontale Umdrehung versetzt werden kann, wodurch die Illusion einer zusammenhängenden Bewegung entsteht. Besonders gute Bilder für die „Wundertrommel" wurden von Ottomar Anschütz hergestellt, dessen Schnellphotographien in ganz Deutschland geradezu Aufsehen erregten. Ihm gelang auch die Herstellung eines elektrischen Schnellsehers, der als der eigentliche Vorläufer des Kinematographen gelten muß. Schon früher hatte man versucht, Reihenbilder schnell hintereinander auf eine weiße Wand zu projizieren, um die Illusion eines Bewegungsvorganges hervorzurufen. So hatte bereits 1853 der spätere Feldmarschalleutnant v. Uchatius in Wien einen solchen Versuch unternommen, der nicht sonderlich glückte, da es damals eben noch keine Momentphotographien gab. In den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts aber bediente man sich schon der Momentphotographien und der Reihenbilder zu wissenschaftlichen Zwecken. „Vergleichen wir die alte Wundertrommel oder gar das Stroboskop mit dem heutigen Kinematographen," schreibt Dr. Schultze, „so lachen wir über die Unbehilflichkeit und Eckigkeit jener früheren Vorführungen. Sie verhalten sich zu den heute dargestellten Bewegungsbildern ähnlich wie der Hampelmann zum Akrobaten. Und doch hat die Entwicklung auch des Kinematographen weit länger als ein Jahrzehnt in Anspruch genommen, um so weit emporzusteigen, daß nun die imposante Verbreitung des Kinematographen beginnen konnte, die wir im 20. Jahrhundert erlebt haben." Eine wichtige Etappe in dieser Entwicklung bedeutet W. Fr. Greens und M. Evans' Idee (1889), statt fester Glasplatten für die Momentphotographie ein lichtempfindliches Zelluloidband zu wählen. Damit war der Kinematograph im wesentlichen erfunden. Seither hat eine zahllose Menge von Erfindungen seine einzelnen Teile umgestaltet, und trotzdem weist er noch Unvollkommenheiten auf, — man braucht ja nur an das so störende Flimmern zu denken, ferner an die Feuergefährlichkeit der Zelluloidbänder. Der Erfindungsdrang steht auf diesem Gebiete daher auch immer noch nicht still. — Die größte technische Entwicklung hat der Kinematograph in Frankreich und in den Vereinigten Staaten erlebt. Eine der bekanntesten Pariser Firmen ist die Firma Pathé Frères, welche den Wiener Kaiserjubiläumsfestzug von 1908 mit einer Filmlänge von 3000 Metern und einer Anzahl von 150.000 Einzelbildern kinematographisch aufgenommen hat. — Gebieterisch ergibt sich die Notwendigkeit — sagt Dr. Schultze zum Schlusse, „die faszinierende Anziehungskraft, die der Kinematograph heute auf die Angehörigen aller Stände, auf sämtliche Altersklassen, auf alle Bildungsstufen ohne Unterschied ausübt, in kulturförderndem Sinne zu benutzen — also dafür zu sorgen, daß man seine Aufgabe nicht etwa darin sucht, in der Regel nur flache Späße vorzuführen oder Dinge, die



dem Zuschauer das Blut in den Adern erstarren lassen, sondern ihn vor allem für die mannigfachsten lehrreichen und bildenden Darbietungen zu benutzen. ... Der Kinematograph kann, wenn man auf die Auswahl der Vorführungen kein Gewicht legt, verflachend und verrohend wirken — er kann jedoch auch dazu benutzt werden, uns alles Große und Bewundernswerte, alles Reine und Edle aus dem menschlichen Leben der Gegenwart und der Vergangenheit mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen zu stellen."

Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß — wie die „Reichspost" vom 27. Mai meldete — in Japan eine Zensur für die kinematographischen Vorstellungen eingeführt worden ist: der Minister des Innern und der Justizminister haben einen Erlaß an die Präfekten hinausgegeben, in dem es heißt, daß nicht nur keine unsittlichen Vorführungen gebracht werden dürfen, sondern auch keine Bilder, die den Gehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte in Frage stellen oder Roheiten und unschönes Verhalten vorführen. Für die Jugend werden überhaupt nur biologische und naturwissenschaftliche Films zugelassen. Erinnert sei auch an den kürzlich erfolgten Erlaß des österreichischen Unterrichtsministeriums, der die Schuldirektionen vor den Gefahren der Kinematographenvorstellungen für Schulkinder warnt.

* * *

Vom 4. bis 10. September 1911 findet in Wien die vom katholischen Volksbund veranstaltete österreichische soziale Woche statt. Eingeleitet wird die Veranstaltung durch eine Tagung der geistlichen Leiter von Jugendorganisationen (4. September), bei welcher aktuelle Fragen der Jugendfürsorge zur Besprechung gelangen. Der eigentliche Kurs beginnt Dienstag, 5. September, und bringt folgende Referate: Die Entwicklung der Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert; Grundsätze, Ziele und Methode der sozialen Reformarbeit; Die Wege der österreichischen Agrarpolitik; Lebensfähigkeit und Lebensbedingungen des gewerblichen Mittelstandes; Die katholischen Gesellenvereine; Die Hebung des Arbeiterstandes als Kulturproblem; Die Gewerkschaftsbewegung; Die katholischen Arbeitervereine; Der Sozialismus; Die Frau in der sozialen Bewegung. Anmeldungen sind zu richten an die Zentrale des katholischen Volksbundes, Wien, 1. Bezirk, Predigergasse 5.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Zur Quellenkritik des Johannes-Evangeliums.

Eine Studie von **Dr. Richard v. Kralik.**

In früheren Studien, die an dieser Stelle erschienen sind, habe ich die Kindheitsgeschichten der Evangelien behandelt[1]) und nachzuweisen gesucht, daß die Kindheitsgeschichte Jesu bei Matthäus auf das Zeugnis Josephs des Nährvaters zurückgeht, die Kindheitsgeschichte bei Lukas auf das Zeugnis Marias, der Mutter Jesu. Ich bin zu diesen Ergebnissen durch die Anwendung der selben quellenkritischen Methoden gelangt, die heute die Philologie und Geschichte in bezug auf profane Texte anwendet. In einer zweiten Studie habe ich auf ähnliche Weise zu zeigen gesucht, daß der Prolog des Johannes-Evangeliums die Predigt des Täufers wiedergibt. Und in einer dritten, daß das mündliche Urevangelium der Apostel auf ausdrücklichen Befehl des auferstandenen Gottessohns noch vor der Himmelfahrt von den vereinigten Aposteln mündlich festgestellt wurde.

In den folgenden Studien will ich mit der einleitenden Bemerkung des Lukas-Evangeliums Ernst machen und zeigen, daß wirklich noch jedes Kapitel aller Evangelien deutliche Spuren jener gleichzeitigen Quellen, jener Augenzeugen und Ohrenzeugen aufweist, auf die sich Lukas ausdrücklich beruft. Wenn ich außer den berufensten Zeugen, den Aposteln, auch andere Jünger heranziehe, so kann das kein Bedenken erregen, da ja doch sogar zwei kanonische Evangelien von Nichtaposteln aufgezeichnet wurden. Alle diese Studien sind Versuche, mit den Mitteln der modernen wissenschaftlichen Kritik die vollste Authentizität der heiligen Schriften zu erweisen.

Nachdem ich also zu zeigen versuchte, daß ein mündliches Urevangelium schon gleich nach der Auferstehung festgestellt wurde, gilt es, die verschiedenen Fassungen der aufgeschriebenen erweiterten Evangelien zu prüfen. Auch da stellt sich heraus, daß sie in ihren Keimen, in ihrer Anlage bereits vor der Himmelfahrt, wenigstens im Geist der verschiedenen Apostel, konzipiert sein mußten, denn das Fehlen eines Berichts über die Himmelfahrt ist sowohl dem johanneischen Evangelium wie dem wichtigsten synoptischen, dem des Matthäus, gemein. Mag also auch das Johannes-Evangelium später aufgezeichnet oder publiziert worden sein, sein Konzept sozusagen ist eben so alt wie das der

[1]) Vergleiche „Die Kultur" II (1901), S. 20 ff. und VI (1905), S. 265 ff.

synoptischen Gruppe. Deshalb will ich es gleich untersuchen, was sich schon darum empfiehlt, da die Geschichte der synoptischen eine kompliziertere ist. Vorher aber werden noch einige allgemeine Bemerkungen am Platze sein. Keines der vier Evangelien soll im technischen Sinn eine Biographie sein. Die antiken Biographien sind rein historisch abgefaßt, referierend, mit wenigen Ausnahmen, wo ein vorliegendes Material verarbeitet wurde, zum Beispiel in einigen Biographien des Homer, wo seine kleineren Gedichte mit hinein verwoben sind. Die Evangelien sind aber vielmehr verschiedene Sammlungen und Redaktionen von Reden, Gesprächen, Wunderzeichen. Diese Reden sind allerdings im allgemeinen möglichst chronologisch angeordnet und biographisch eingekleidet, wie etwa die platonischen Dialoge. Ganz richtig charakterisiert Papias bei Eusebius das Evangelium des Matthäus als eine Sammlung der „kleinen Reden" des Herrn; denn so muß der Ausdruck „Logia" übersetzt werden. „Logion" ist das Deminutivum von „Logos". Logos ist eine größere Rede, ein langer Vortrag oder Dialog, wie es die platonischen sind und die übrigen verloren gegangenen „Logoi sokratikoi". Verglichen mit den platonischen Logoi sind die xenophontischen Gespräche nur Logia, kleine Dialoge. Überhaupt ist die Überlieferung der sokratischen Vorträge sehr lehrreich für das Verständnis der Evangelien als Quellen, soweit sich eben das Unvergleichliche vergleichen läßt. Wir lernen aus der sokratischen Überlieferung, wie im Altertum überhaupt die literarischen Verhältnisse waren. So zeigt uns Xenophon, wie eine große Anzahl von kleinen Logia in Bücher gesammelt und aneinander gereiht werden, ohne streng chronologische oder systematische Ordnung. Ich verweise darüber auf meinen „Sokrates", wo diese Dinge allerdings nicht im Einklang mit der überkritisch zerstörenden Weise, aber, wie mich dünkt, ganz im Geiste des Altertums selber auseinandergesetzt werden. Das kritische Problem hier und dort hat manche Ähnlichkeiten. Dieselbe Richtung der Wissenschaft, die den wahren Standpunkt der sokratischen Frage gegenüber verloren hat, mußte auch zur Zerstörung der Evangelien führen. In beiden Fällen möchte ich an die Stelle einer subjektiven Kritik eine objektive, durchaus konservative setzen.

Die Fragen, wann gewisse Literaturwerke, wie etwa die platonischen, abgeschlossen und publiziert wurden, wie viel davon überarbeitet, eingeschoben oder unterschoben wurde, sind schwer zu lösen. Denn derlei antike Schriften hatten eine noch viel kompliziertere Textgeschichte als unsere Druckwerke. Ihr Text ist fortwährend im Fluß gewesen; der Autor, die Erben, die Schüler, die Herausgeber, die Bibliothekare usw. haben immer daran redigiert. Freilich nicht so radikal, wie man heute gewöhnlich glaubt. Eine andere Fragengruppe ist viel leichter zu lösen, zugleich auch wichtiger und interessanter. Die Fragen nämlich, woher etwa Platon den Stoff seiner Dialoge nahm, wann und wo die ersten Motive anzunehmen sind. Das hat mich vor allem bei der sokratischen Literatur beschäftigt; und ich wende dieselbe Methode bei den evangelischen Schriften an. Die Fragen, wann etwa die Evangelien abgeschlossen in unserer Textgestaltung vorlagen, lassen

sich durch unsere Mittel nur schwer lösen, sie sind mir für meinen Zweck auch nicht so wichtig. Viel bedeutsamer ist es, zu untersuchen, wo die ersten Anregungen, die Urquellen der Evangelien liegen, woher die Überlieferung eines jeden Kapitels, jeder Unterredung, jedes Berichtes stammt. Nur eine solche Untersuchung kann die Glaubwürdigkeit der Berichte wissenschaftlich feststellen und damit die durch die Autorität der Kirche geheiligte Überlieferung bekräftigen. Es fragt sich für diesen Zweck also nicht so sehr, ob der letzte Redaktor eines Evangeliums zehn oder hundert Jahre nach den Ereignissen schrieb; es fragt sich vielmehr: gingen seine Materialien auf die Ereignisse selber zurück? Sind sie aus Protokollen, aus Tagebüchern, aus Notizen oder Erzählungen von Augenzeugen entnommen?

Dies rein philologisch zu untersuchen, hielt ich für meine Hauptaufgabe, als ich an eine Darstellung des Lebens und des Werkes Jesu ging. Ich hätte die Sache auf sich beruhen lassen, wenn das Ergebnis meiner Untersuchung ungünstig oder unklar geblieben wäre. Aber mir schien sich das Gegenteil zu ergeben. Es ist mir keine antike Schrift bekannt, in der die Exaktheit methodischer Quellenbenützung besser nachweisbar ist, als in unseren Evangelien. So ergeben sie sich auch durch eine voraussetzungslose Kritik als durchaus inspiriert vom Geist der Wahrheit.

Daß unsere vier Evangelien sich nur auf zwei Stämme reduzieren, auf der einen Seite die nahe verwandten Synoptiker, auf der andern Johannes, das entspricht ganz dem äußeren Zeugnis, daß nur zwei aus dem ganzen Kreis der Apostel des Herrn es waren, die eine schriftliche Auffassung des Stoffes vornahmen: Matthäus und Johannes. Jener war als Zöllner schriftgewandt; von diesem zeugt sein Werk. Es scheint mir aber wahrscheinlich, daß auch diese beiden durch eine besondere äußere Anregung dazu geführt wurden. Ich will hier eine Vermutung äußern und zu begründen suchen.

Versetzen wir uns in die entscheidende Zeit des jungen Christentums, in die Zeit nach Jesu Tod, in die Zeit, da den zagen Aposteln durch die Erscheinung des Auferstandenen der ausdrückliche Befehl wurde, die Predigt des Evangeliums zu übernehmen. Wir finden die Apostel und Jünger auf der Flucht nach der Gefangennahme, dann in vollkommener Trauer über das vermeintliche Mißlingen des Messianischen Gedankens, sie verstecken sich, halten sich zurück, irren umher, sperren sich ein, zerstreuen sich, nehmen ihre früheren Lebensarbeiten wieder auf. Beim Kreuz hat nur Johannes mit den Frauen auszuharren gewagt, Petrus hatte in der Angst den Meister verleugnet. Da waren es zwei brave Männer, die durch ihr unerschrockenes Eintreten nach früherem längeren, vorsichtigen Zuwarten es verhinderten, daß nicht, menschlich gesprochen, alles auseinander ginge. Das waren die vornehmen, gebildeten, reichen Ratsherren Joseph von Arimathäa und Nikodemus. Sie hatten wohl das Auftreten Jesu vom Anfang an verfolgt und sich wohlwollend verhalten. Aber ihre Stellung im Synedrium und ihre Kreise hatten bisher einen solchen Einfluß auf ihr Verhalten ausgeübt,



daß sie sich nicht entscheiden konnten, mit dieser galiläischen Gemeinde zu gehen, die sie vielleicht in manchem nicht anzog. Sie hatten ein gewisses Verständnis für Jesu Größe und sahen ihn doch in seinem Kreis nach ihrer Meinung nur halb verstanden. Es ist psychologisch sehr verständlich, daß sie nun im Moment der Katastrophe mit einer gewissen Tatfreudigkeit in die Lücke eintraten und als gewandte, mächtige, praktische Männer sogleich die Hauptsache übernahmen, die Sorge für den Leichnam, die würdige Bestattung. Es war eine ungemein wichtige Funktion, die sie da im Dienst des Christentums ausübten; denn in der Tat war es nur dies heilige Grab, das nun die Gemeinde zusammenhielt. An das Grab knüpfte sich die weitere Tätigkeit der Gemeinde, vorerst der Frauen; an diesem heiligen Grab wurde durch den Beweis der Auferstehung der Glaube der Gemeinde neu befestigt. Es kann kein Zweifel sein, daß Joseph und Nikodemus sich noch weiter in den entscheidenden Wochen bis zum Pfingstfest als die tatkräftigen und mächtigen Patrone der Gemeinde betätigten. Sie waren gewiß unter den 120 Jüngern, von denen die Apostelgeschichte (1,15) erzählt.

Was konnten aber diese beiden Männer mit dem Evangelium zu tun haben? Mit dem mündlichen Urevangelium freilich nichts; das war nur die Sache der Apostel. Aber als es sich darum handelte, die Thesen mit reichlicherem biographischen Stoff auszufüllen, diesen zu ordnen, herbeizuschaffen, für dessen Aufzeichnung und Aufbewahrung zu sorgen, da trat an sie eine ähnliche vermittelnde Aufgabe heran, wie bei der Bestattung des heiligen Leibes. Das, was den Aposteln schwerer fallen mochte, war ihnen, den „Schriftgelehrten", ein Leichtgewohntes. In einem Punkt aber war man ganz auf sie angewiesen, wenn man nämlich Berichte aus dem Lager der Feinde verwenden wollte. Wir werden auch sehen, daß solche Tatsachen reichlich in den geschriebenen Evangelien verzeichnet stehen, die nur durch Mitglieder des Synedriums bekannt werden konnten; u. zw. scheint Nikodemus der Gewährsmann des Johannes, Joseph der des Matthäus und seines Kreises gewesen zu sein. Um dies im einzelnen zu zeigen, will ich zuerst das Evangelium Johannis daraufhin durchgehen, weil hier die Lösung eine leichtere ist.

Als Jesus zum ersten Osterfest nach Jerusalem geht, sind wohl schon einige Jünger dabei (Joh. 2, 17 und 22), auch unter den Juden fand Jesu gewaltige Predigt sogleich manchen Anhänger. Aber Jesus vertraute diesen nicht, denn er kannte ihre laue Gesinnung (2, 23). Nur einer von diesen besser gesinnten Pharisäern trat damals gleich Jesu näher, oder besser gesagt, der Evangelist hält nur den Namen eines einzigen für so wichtig, daß er ihn mitteilt, ja er gibt sogar dessen Gespräche mit Jesus ziemlich ausführlich wieder. Es war Nikodemus, ein Mitglied des Synedriums (*ἄρχων τῶν Ἰουδαίων*), ein äußerlicher Anhänger der Pharisäerpartei. Ein Nikodemus ben Gorion ist als reicher und angesehener Mann auch dem Talmud bekannt, als Schüler Gamaliels gilt er apokryphen Erzählungen. Wir begnügen uns damit, seinen Charakter und seine Bildung aus dem Evangelium

selber zu erschließen, und was wir so erfahren, vollkommen auszubeuten. Sein griechischee Name zeugt schon von hellenischer Bildung der Familie. Er ist zuerst betroffen von den Wundern, die Jesus tat, und hält ihn, wenn auch noch nicht für den Messias, so doch für einen von Gott gesandten Lehrer, einen bedeutsamen Rabbi (3,1 und 2). So interessiert es ihn, mit Jesus zu disputieren. Auch Jesus behandelt ihn als einen Meister in Israel (*διδάσκαλος τοῦ Ἰσραήλ*) mit den gemeinsamen Voraussetzungen der Schriftgelehrtheit. Er hat mit Jesus keinen offenen, aber einen um so intimeren geheimen Verkehr. Er kommt zur Nacht, um Dinge zu sagen und zu hören, die er in seiner Stellung nicht öffentlich auf Platz und Gassen sagen kann. Das Gespräch dreht sich darum, daß nur ein Gottgesandter Wunder wirken kann. Jesus entwickelt sein Evangelium vom Reiche Gottes, das nur durch eine Wiedergeburt erreicht werden kann; die Wiedergeburt muß durch die Taufe und den heiligen Geist erfolgen. Zeugenschaft für die Wahrheit dieses Evangeliums kann nur der geben, der die Wahrheit weiß und gesehen hat, also hier, wo es sich um Himmlisches handelt, der vom Himmel gekommen ist, der Sohn des himmlischen Vaters. Er wird auch noch durch seinen Tod seine Sendung bezeugen. Er fordert Glauben, offenes Bekenntnis, denn er ist das Licht, das erleuchtet, selig macht und rechtfertigt. Daran schließt sich die Hoffnung, daß Nikodemus sein lichtscheues Wesen auch noch aufgeben und in das volle Tageslicht der Erkenntnis treten werde.

So subjektiv diese Wendung auf Nikodemus geht, so will ich deshalb doch nicht behaupten, daß er allein die Quelle dieses Gesprächs sei. Es mögen auch andere Jünger, auch Johannes selber dabei gewesen sein. Wohl aber hat Nikodemus Gelegenheit gehabt, seine Erinnerungen und etwa auch Aufzeichnungen dem Evangelisten mitzuteilen. Von Nikodemus ausgehend und dessen Person festhaltend, wird es wahrscheinlich, daß er, wenn auch ungenannt, an den vorausgehenden Szenen (Joh. 2, 13—25) teilnahm. Besonders die Frage der „Juden" nach einem Zeichen (2, 18), und vor allem die exakte chronologische Bemerkung, daß eben 46 Jahre lang am Tempel gebaut werde, ist ihm vielleicht ebenso zuzuschreiben wie die darauffolgende Bekehrung durch Wunder (2, 20 und 23). Auffallend ist, daß Jesus im Plural von sich und von dem Angesprochenen redet (3, 11): „Wir zeugen, was wir gesehen haben, und ihr nehmt unser Zeugnis nicht an." Vielleicht bezieht sich jenes auf Johannes und die Johannesjünger, dies auf andere Juden, die im gleichen Fall wie Nikodemus waren.

Wenn darauf (4, 1) erzählt wird, Jesus habe wegen der Mißgunst der Pharisäer Judäa verlassen, so mag man vermuten, daß ihm ein wohlgesinnter Pharisäer den Wink gegeben habe, auf der Hut zu sein. Das mag Nikodemus getan und überliefert haben.

„Juden" als Aufpasser finden wir weiters bei der Heilung des Kranken am Schafteich (5, 10 und 15). Sie verfolgen Jesum und suchen ihn zu töten (5, 16 und 18), weil er sich Gottes Sohn genannt und am Sabbat geheilt hat. „Juden" murren über Jesus bei den

Reden nach der Speisung der 5000 (6, 41). Auch darüber konnte Nikodemus berichten.

Aber all das beweist noch nichts für sich. Die entscheidende Stelle ist im 7. Kapitel, wo die Stimmung unter den Juden der Hauptstadt auf den Plätzen und im Synedrium in höchst lebendiger Weise geschildert wird. Zuerst wird Nikodemus noch nicht genannt. Nur die beiden Parteien werden gekennzeichnet (7, 12). Einige sprachen: er ist gut; die andern: nein. Niemand aber redete frei über ihn aus Furcht vor den Juden. Damit ist eben die Art des furchtsamen Nikodemus gekennzeichnet. Man hört nun die schriftgelehrten Archonten sich wundern, daß der Provinziale, der keine Hochschule besuchte, die Schriften kennt (7, 15). Die geheime Absicht, ihn zu töten, wird öffentlich abgeleugnet (7, 20). Die Zwiespältigkeit des Synedriums macht auch die Menge irre. Sie sagt: Zuerst wollten sie ihn töten, nun lassen sie ihn frei reden. Vielleicht haben sich alle von ihm überzeugen lassen (7, 25). Das Wanken des Synedriums wird stark betont; es scheint, als ob man dort die Schuld auf den hauptstädtischen Pöbel, den Ochlos abwälzen wollte (7, 20); denn besonders das Volk empört sich gegen einen Messias, von dem man weiß, woher er kommt (7, 27). Dies stimmt mit den Schilderungen bei Flavius Josephus, wo auch immer die Zeloten, die Demagogen es sind, welche die andern Parteien mitreißen und zwingen, ihnen zu folgen. Aber auch aus dem Volk glauben manche an ihn (7, 31). Das Murren des feindseligen Volks veranlaßt das Synedrium, sich wieder aufzuraffen; sie schicken ihre Diener hin, um Jesus zu greifen (7, 32). Es kommt aber nicht dazu, vielleicht auch deshalb, weil sie aus seinen Reden hofften, Jesus werde sich durch die Flucht ins Ausland, in die Diaspora, allen Verlegenheiten entziehen. Neue Zwiespältigkeit, neue Bedenken. Das Synedrium weist die Verantwortung ab und schiebt sie der Menge zu (7, 49). Da erhebt sich denn unser Nikodemus mit einer Bemerkung über die gesetzliche Form der Verurteilung. Und er erreicht, daß nach gereizten Gegenbemerkungen doch das Synedrium unverrichteter Sache aufgelöst wird. All das ist nicht so sehr vom Standpunkt der Galiläer, als von dem der Juden, der Jerusalemer, des Synedriums aufgefaßt. Nur von einem Juden, einem Mitglied des Synedriums konnte Johannes diese genauen Stimmungsschilderungen und Berichte über geheime Sitzungen haben. Und daß dies kein anderer sein konnte als Nikodemus, das wird in der stilistischen Weise antiker Quellenzitation durch ausdrückliche Nennung seines Namens gesagt. Der Überlieferer der Tatsachen wird sogleich nach einem dramatischen Gesetz dieser künstlerischen Historiographie in Handlung vorgeführt. Das ist natürlich nur Sache des unbewußten schriftstellerischen Takts, nicht ausgeklügelter Absichtlichkeit. Diese Art ist dem Altertum so selbstverständlich, so gemäß, so naheliegend wie uns Anmerkungen oder Einleitungen.

Auch im folgenden 8. Kapitel ist die Hauptsache der Dialog mit den zwiespältigen Judäern, den besser gesinnten (8, 31) und den



mißgünstigen. Das Wort: „Wenn ihr beharrt in meinem Wort, so werdet ihr noch in Wahrheit meine Schüler sein", ist ganz wie an Nikodemus gerichtet, der ja erst später ganz Christianer wurde, dem aber schon jetzt diese Bemerkung tief ins Herz drang. Das ganze Gespräch ist wie von einem unparteiischen Protokollführer aufgezeichnet. Kein Argument der Gegner wird verschwiegen. Nikodemus ist noch nicht ganz sicher. Auch die Blindenheilung des 9. Kapitels ist wie aus dem Protokoll der Synedriumskommission herausgeholt. Der Geheilte wird vorgeführt (9, 13), verhört (9, 15); wieder sind die Untersuchenden uneinig (9, 16); ein Teil, gewiß mit Nikodemus, spricht für den Wundertäter. Es wird ein „Schisma" zwischen ihnen konstatiert. Die Untersuchung geht in das Zeugenverhör über (9, 18). Zum Schluß wird von der Majorität das Urteil gesprochen, daß der Geheilte als hartnäckiger Anhänger des Sabbatschänders exkommuniziert sei (9, 34, vergleiche mit 9, 22). Dies Urteil wird nun weiter besprochen in einem Dialog Jesu mit den Pharisäern, die ihn umgeben (9, 40). Ein neues Schisma entsteht unter ihnen über die Parabel vom guten Hirten (10, 19). Wieder läßt die Partei des Nikodemus sich hören (10, 21) und sie scheint doch wenigstens den friedlichen Schluß dieser aufregenden Szenen durchgesetzt zu haben.

Die nächsten Reden zur Tempelweihe (10, 22 ff.) werden wieder von den Judäern eingeleitet und provoziert. Jesus entweicht, er kommt mit Todesgefahr nach Bethanien. Es scheint, daß ihn dorthin nur wenige Jünger begleiteten. Dagegen waren wieder viele Judäer Zeugen des Wunders (11, 19), offenbar auch Verwandte und Freunde der Familie des Lazarus, Aufpasser und religiös Interessierte. Wir dürfen den Nikodemus wohl darunter vermuten. Diese Juden bilden fortwährend einen teilnehmenden Chor in diesem großen Drama. Sie sind, während Martha Jesu entgegeneilt, bei Magdalena, sie folgen dann dieser (11, 31). Sie weinen mit ihr, und Jesus wird von der allgemeinen Trauer ergriffen (11, 33). Sie bemerken diese Rührung selber (11, 36): Seht, wie er ihn geliebt hat! Einige werfen ihm vor, daß er den Freund nicht früher geheilt hat, da er doch den Blinden vor kurzem heilte (11, 37). Die Erweckung wirkt mächtig, aber zwiespältig auf die Juden; einige glauben, andere eilen zu den Pharisäern, die Sache anzuzeigen (11, 46). Die Hohenpriester berufen ein Synedrium, über dessen Verlauf wir wieder genau unterrichtet werden. Durch wen? Es kann nur Nikodemus sein. Er darf es allerdings der Majorität gegenüber nicht mehr wagen, den politischen Argumenten zu widersprechen (11, 53). Aber er mag Jesum gewarnt haben, zu bleiben (11, 54). Er mag ihm das Mandat, das gegen ihn erlassen wurde, zuerst mitgeteilt haben. Auch den Beschluß des Synedriums, Lazarus zu töten (12, 10), konnte nur er verraten.

Beim Einzug in Jerusalem betont unser Evangelium, daß das Volk, der „Ochlos" der Juden, dem Herrn widersässig war (12, 34), während gerade von den Herrschenden, den Archonten aus dem Synedrium, viele an ihn glaubten. Sie wagen es nur nicht dies zu be-



kennen wegen der Pharisäer, die alles terrorisierten. Sie fürchten, aus der Synagoge gestoßen zu werden. Sie lieben eben mehr die Ehre der Menschen als die Ehre bei Gott (12, 42 und 43). So scheint des Nikodemus Haltung selber charakterisiert zu werden.

Die Gefangennahme (18, 2) wird wieder auffallend vom perspektivischen Gesichtspunkt des Synedriums erzählt. Judas bekommt, nachdem er den Vertrag mit dem Synedrium geschlossen hat, von den Priestern und Pharisäern Leute und geht von dort aus weg in den Garten (18, 3). Diese Rotte mit den Obersten und Gerichtsdienern tritt in Aktion (18, 12). Johannes geht in den Palast des Hohenpriesters (18, 15); er ist hier bekannt. Durch wen? Wohl durch Nikodemus, das ihm befreundete Mitglied des Synedriums. So weiß auch Johannes die genaueren Umstände mit Annas und Kaiphas.

Des Nikodemus Spur und Namen finden wir erst wieder bei der Grablegung. Während die drei Synoptiker nur von Joseph von Arimathäa sprechen, wird von Johannes allein auch Nikodemus eingeführt. Er bringt Spezereien mit, eine Mischung von Myrrhe und Aloe, ungefähr hundert Pfund (19, 39). Er hilft bei der Grablegung, nicht bei der Abnahme vom Kreuz. Die Beihilfe der Frauen wird übergangen, ebenso der Umstand, daß das Grab Eigentum des Joseph war. Offenbar weiß auch Johannes, daß das Hauptverdienst dem Joseph gebührte, der auch mutig den ersten Schritt bei Pilatus tat; aber er hatte Grund, die bescheidenere Beihilfe seines Freundes und Gewährsmannes Nikodemus besonders hervorzuheben. Auch das hat wieder die Wirkung und Absicht eines Zitates, einer Berufung auf seinen Vertrauensmann.

Ich fasse meine Argumente zusammen: Die Person des Nikodemus, des vornehmen Pharisäers in Jerusalem, des Archonten, des Mitglieds des hohen Rats, kommt nur im Evangelium des Johannes vor. Nur hier kommen auch gewisse Szenen vor, die in Jerusalem spielen. Sie beruhen auf Nachrichten aus dem Synedrium, die nur ein Mitglied desselben wissen konnte. Es liegt nahe, diese Quelle in Nikodemus zu sehen, mag er nun mündliche Berichte oder Protokolle, tagebuchartige Aufzeichnungen mitgeteilt haben. Des Nikodemus Name kommt dreimal bei Johannes vor und an bezeichnenden Stellen: ganz im Anfang, in der Mitte, ganz am Schlusse (3, 1; 7, 50; 19, 39). Stellt man das mit jenen anderen Spuren seiner Wirksamkeit zusammen, wo er nicht ausdrücklich genannt wird, so ergibt sich fast eine zusammenhängende Geschichte seiner allmählichen Bekehrung, von der ersten neugierigen Annäherung bis zum offenen Beitritt. Es ist ein Seelengemälde, eine Entwicklung in verschiedenen Stufen. Man möge die oben zusammengestellten Punkte noch einmal vorüberziehen lassen, so wird man staunen über die Unmittelbarkeit, über das Plastische des Bildes. Man wird überall, zum Beispiel in der Wirkung der Auferweckung des Lazarus, ein neues bewegendes Moment finden. Wir bekommen auf diese Weise eine viel lebendigere Einsicht in das Treiben um Jesus herum, in die Geisteskämpfe, in die gesellschaft-



lichen Beziehungen. Ich glaube, all das steht wirklich im Evangelium, wenn man nur mit höchster Genauigkeit jedes Jota unter die Lupe nimmt. Und das ziemt sich wohl so.

Wie ist aber die Weise zu denken, in der Nikodemus der Gewährsmann des Evangelisten gewesen sein mag? Wir sehen aus den Synoptikern, daß es nicht leicht war, die Ereignisse in Jerusalem zusammenzufassen. Wir bekommen den Eindruck, daß die Tätigkeit Jesu in Jerusalem eine ganz ausnahmsweise aufgeregte war, an der die Jünger nicht so voll und ganz teilnehmen konnten, um sie klar wiederzugeben. Nur in Galiläa war Jesus ganz der Ihre. In Jerusalem trat er aus ihrem Kreise heraus, mitten unter eine fremde, feindliche Welt, für welche die Apostel einen Maßstab, eine Sprache, Ruhe und Freude nur schwer fanden. Ihr Jesus war vor allem der galiläische Jesus. Nur ein Jünger oder ein Jüngerpaar konnte diesen Bann durchbrechen: die Söhne des Zebedäus als Verwandte oder Bekannte der Priesterkreise. Aber auch sie konnten es nicht direkt, sondern nur durch Vermittlung ihrer Freunde. Nur im Spiegel dieser einheimischen Kreise konnten sie die Bilder aus Jerusalem festhalten. Man muß sich die Redaktion eines solchen biographischen Berichts nicht zu leicht vorstellen.[1]) Schon vom rein profanen, historischen Standpunkt aus ist es eine gewaltige Leistung und ohne Material kaum denkbar. Man tritt durch eine solche Würdigung durchaus nicht ihrer Inspiration nahe. Es beeinträchtigt die heilige Würde des Evangelisten nicht, wenn er mit Exaktheit und Akribie wertvolles Material, das er vor sich hatte, redigierte. Das, was Lukas ausdrücklich sich mit vollem Recht zum Lobe anführt, die exakte Quellenbenützung, das mußte auch die Richtschnur der anderen Evangelisten sein. Wenn wir noch jetzt nachweisen oder doch höchst wahrscheinlich machen können, daß sie zu dem, was sie selber gesehen hatten, auch sorgfältige Berichte anderer Augenzeugen von solchen Vorgängen verarbeiteten, die ihnen selber nicht durch Augenschein bekannt waren, so ist das nur geeignet, ihre historische Glaubwürdigkeit zu sichern. Nur auf diesem Wege kann es gelingen, jene sehr verbreiteten, aber oberflächlichen Vorstellungen einer subjektiven Kritik zu verdrängen, als ob die Evangelien absichtliche oder unbewußte Tendenzromane späterer Zeiten wären. Wir aber können vielmehr durch die subtilste Quellenuntersuchung, gleichsam unter dem Schleier der Jahrhunderte, dem Entstehen des Werks wie gleichzeitige Zuseher zuschauen. Diese Art von Kritik zerstört nicht leichtsinnig die köstlichsten Dokumente, sondern lockt die ganze Fülle dessen hervor, was in unseren Quellen wirklich gesagt ist.

[1]) Ich habe dies vor kurzem erfahren, als ich über einen eben verstorbenen langjährigen Freund eine kurze biographische Skizze schreiben sollte. Ich hätte es ohne dokumentarisches, handschriftliches Material gar nicht zustande gebracht. Über einen anderen langjährigen literarischen Freund ähnliches zu schreiben, darauf muß ich ganz verzichten, weil ich nicht weiß, woher ich mir ein Material verschaffen könnte, das meine zahlreichen Erinnerungen zusammenhielte.

Wir können und wollen freilich nicht mehr die eigenen Memorabilien des Nikodemus oder die Akten des Synedriums, die Protokolle der Untersuchungen, die er vielleicht dazu exzerpierte, die Berichte der Späher und Zeugen, die er benutzte und dem Evangelisten übermittelte, wiederherstellen. Aber eines bestimmt mich doch noch, eine schriftliche Grundlage für seinen Anteil als wahrscheinlich anzunehmen. Nikodemus galt nämlich wirklich dem christlichen Altertum als Schriftsteller auf diesem Gebiete; das beweisen die natürlich falschen, unterschobenen, apokryphen Nikodemus-Evangelien, die man in Tischendorfs „Evangelia apocrypha" findet. Die Fälschung pflegt sich gewöhnlich an einen Namen zu heften, von dem eine gleiche Wirksamkeit überliefert ist. Man erfindet einen falschen Briefwechsel, wenn ein echter verloren gegangen ist, und so weiter.

Ich will an diese Untersuchung über einen Hauptgewährsmann des vierten Evangelisten sogleich eine quellenkritische Analyse seines ganzen Werkes anknüpfen, weil so der Gang meiner Untersuchung am besten gefördert wird. Zugleich wird das soeben angelegte Bild des Nikodemus noch manche ergänzende Ausführung erhalten.

Das Johannes-Evangelium besteht aus einer losen Reihe von streng chronologisch zusammengestellten Reden oder Gesprächen, die dramatisch eingekleidet sind und alle für sich ein abgerundetes Ganzes geben mit Anfang, Mitte und Abschluß.

Der erste „Logos" spielt auf dem Taufplatz des Johannes 40 oder eigentlich 39 Tage nach der Taufe. Der Prolog (1, 1 bis 18) geht unmittelbar über in die dramatische Handlung. Die Priester und Leviten kommen von Jerusalem (19) und es entspinnt sich ein Dialog zwischen ihnen und dem Täufer. Am folgenden Tag kommt Jesus aus der Wüste zurück (29) und wieder am nächsten Tag unterredet er sich mit den fünf Johannesjüngern, den ersten Säulen der Gemeinde (35). Großartig schließt dies Kunstwerk mit der Prophezeiung ab: Ihr werdet ebenso den Himmel offen sehen wie der Täufer. Die Quelle für diesen Teil sind die Johannesjünger: Johannes der Evangelist, Andreas, Simon Petrus, Philippus und Nathanael. Diese fünf Apostel treten überhaupt in unserem Evangelium besonders hervor. Andreas, der Mann mit dem griechischen Namen, scheint der intimste Freund des Evangelisten gewesen zu sein. Beide erscheinen sogleich als ein Paar; und Andreas wird sonst noch in diesem Evangelium erwähnt (Joh. 6, 8 f. und 12, 20 bis 22). Er vermittelt das Wunder der Brotvermehrung und er stellt mit dem anderen griechisch benannten Apostel Philippus die frommen griechischen Heiden dem Heiland vor. Die beiden Brüderpaare treten allerdings auch bei Markus 13, 3 hervor. Wichtig für die Stellung des Apostels Andreas im vierten Evangelium ist die Notiz des Muratorischen Fragments aus dem zweiten Jahrhundert, es sei dem Andreas geoffenbart worden, Johannes solle unter Mitbeglaubigung aller sein Evangelium niederschreiben. Wir brauchen darin nur eine gute Überlieferung über das literarische Verhältnis beider zu sehen, die durch das Evangelium be-

stätigt wird. Auch Philippus wird nur durch unser Evangelium näher berücksichtigt. Er tritt wieder beim Brotwunder mit Andreas stark hervor (6, 5 bis 7), bei der Griechenepisode (12, 21 f.) und beim Abendmahl (14, 8), wo er den Herrn bittet, ihnen den Vater zu zeigen; er wird auch mit Recht (21, 2) unter dem ungenannten Jünger neben Johannes vermutet. Außerdem vergißt Johannes nicht, von seinem Freunde zu bemerken, daß er wie Petrus aus Bethsaida am galiläischen See stamme. Dem Philippus wurde ebenso eine apokryphe Schrift zugeschrieben wie dem Andreas in Verbindung mit Johannes (Kirchenlexikon I, 1078). Auch Nathanael erscheint nur nach Johannes 21, 2 nach der Auferstehung in unserm kleinen Kreis. Der Evangelist hält es auch nicht für unwichtig, zu künden, daß Nathanael aus Kana war. Er ist wohl mit Bartholomäus identisch, der bei den Synoptikern auch als Genosse des Philippus auftritt. Der Beiname Bartholomäus bezeichnet ihn als Sohn des Ptolemäus, also auch aus einer hellenistisch gebildeten Familie. Vielleicht bezieht sich darauf mit göttlicher Ironie das Wort vom echten Israeliten, an dem kein falsch ist (Joh. 1, 47). Man ersieht, daß in diesem Kreis sogleich das Problem erörtert wurde, ob Jesus der Messias, der von Moses und den Propheten verkündigte sei (1, 41 und 45 f.). Das ganze Kapitel ergibt sich als das gemeinsame Resultat der Erinnerungen dieses Freundeskreises. Auch Petrus gehört dazu, wie wir noch wiederholt bemerken werden. So gibt also schon das erste Kapitel gewissermaßen eine quellenkritische Rechenschaft, die man nur mit offenen Augen herauszulesen braucht.

Das Herausgreifen der fünf Apostel ist umso bedeutsamer, als bei der Taufe Jesu gewiß auch die anderen Sieben gegenwärtig waren. Das geht mit unzweifelhafter Gewißheit aus der Rede Petri nach der Himmelfahrt hervor (Apg. 1, 22). Dort wird von dem neu zu bestellenden Apostel verlangt, daß er, ebenso wie Judas und die anderen alle, Augenzeuge aller Ereignisse von der Taufe des Johannes bis zur Zeit nach der Auferstehung gewesen sei.

Das zweite Kapitel hält uns offenbar in demselben Freundeskreis fest. Nathanael ist als Bürger von Kana der Vermittler dieser Einladung. Wenn er auch nicht, wie die Legende will, der Bräutigam selber wäre. Aber wir werden nun auch mit dem wichtigen Mittelpunkt dieses Kreises bekannt, mit der Mutter Jesu. Sie war gewiß schon längst, wie ich früher ausgeführt habe, die Bewahrerin der Traditionen von der Kindheitsgeschichte. Sie vor allem wird den Zusammenhang der Familie und des Kreises des Täufers mit Jesus und den Galiläischen Kreisen aufrecht erhalten haben. Das läßt sich aus der beiderseitigen Verwandtschaft schließen. Und wenn wir schon früher Maria als Quelle kennen gelernt haben, so werden wir sie auch hier vor allem als solche erkennen. Die befremdlich klingenden Worte „Weib, was hab ich damit (oder mit dir) zu schaffen!" sind nur erklärlich durch die herbe Bescheidenheit der Erzählerin. Sie stimmen auch ganz auffallend zum Dialog des Zwölfjährigen mit seiner Mutter.



Die Antwort ist beidemal zweiteilig, Abweisung und Begründung. „Ihr hättet mich nicht suchen brauchen, da ich doch nur bei meinem Vater sein konnte." „Du brauchst oder mußt so etwas nicht verlangen, da ich es doch tun werde, wenn meine Stunde gekommen ist." Man ergänzt sich auch bei Johannes die Worte des Lukas: „Sie verstanden nicht ganz diese Rede, aber seine Mutter bewahrte sie in ihrem Herzen (und bezeugt sie)." Maria wird denn auch ausdrücklich zu Beginn und zum Schluß des Berichtes zitiert (Joh. 2, 1 und 12), der sich also schön abrundet.

Aber die Erzählung von der Hochzeit hängt innig zusammen mit der von dem zweiten Wunder in Galiläa (4, 43—54). Und dazwischen ist die Episode von einem längeren Aufenthalt in Judäa eingeschoben. Die erste Abteilung (2, 12—25) nennt zweimal ausdrücklich die Jünger als Quelle (2, 17 und 22): Seine Jünger „erinnerten" sich dieser Tatsachen und der damit zusammenhängenden Prophetenstellen und zwar unmittelbar nach der Auferstehung.

Für die folgende Unterredung mit Nikodemus habe ich schon diesen selber als Zeugen angesprochen. Dies wird noch durch die sonderbare Art unterstützt, mit der dieser Dialog eingeleitet wird. Der Evangelist sagt nämlich (2, 24 und 25), daß es mit dem Zeugnis dieser judäischen Ereignisse nicht so einfach bestellt sei. Allerdings glaubten viele an Jesus wegen seiner Wunder, aber Jesus vertraute sich ihnen nicht an, das heißt, er berief aus ihnen keinen Apostel als menschlichen Zeugen dieser Teile des Evangeliums. Er bedurfte des nicht und die Anhänger waren nicht reif genug, zum Beispiel eben jener Nikodemus. Es scheint, daß Johannes damit die Aufnahme eines nicht apostolischen Zeugnisses, das aber doch historisch vollkommen glaubwürdig sei und das er durch seine apostolische Autorität bekräftigt, klarstellen wolle.

Von 3, 22 — 4, 3 sind wir wieder im Kreis der gemeinsamen Jünger Johannis und Jesu. Als Zeugen werden durch die Rede des Täufers ausdrücklich die Jünger aufgerufen (4, 28).

Der warnende Pharisäer 4, 1 ist schon als Nikodemus vermutet worden. Für die nun folgende Episode in Samaria und besonders für das Gespräch am Brunnen wird die Erzählung der Samariterin selber als Zeugnis angeführt (4, 39). Außerdem wird die Gegenwart der Jünger erwähnt. Die ganze Partie vom Wunder zu Kana bis zum Wunder in Kapernaum am Sohn des königlichen Beamten ist eine Ausführung des früher angeführten 2. Artikels des mündlichen Urevangeliums, das da besagte, daß Jesus nach der Taufe in Galiläa längere Zeit das Evangelium lehrte und Wunder wirkte. Johannes zeigt, daß Jesus dort nur wenig Erfolg hatte, obwohl er seine Herrlichkeit offenbarte (2, 11). Nur seine Jünger glaubten an ihn, und das Haus des königlichen Beamten (4, 53). Aber sonst bewahrheitete sich das Wort, daß ein Prophet daheim nichts gilt (4, 44). Dagegen waren die Erfolge in Judäa und Samaria viel größer (2, 23; 3, 2; 3, 22; 4, 1, 4, 39 und 41). Damit wird eine Haupteigentümlichkeit des vierten

Evangeliums besonders hervorgehoben: das größere Interesse für Judäa.

Sehr interessant ist der folgende Abschnitt des Evangeliums (Kap. 5) in Bezug auf die Quelle, die er klar andeutet. Wir werden auf das ungenannte Fest nach Jerusalem geführt. Alles spielt sich zwischen Jesus und den „Juden" ab (5, 10, 15, 16, 18). Die Jünger sind gar nicht genannt. Daraus ist wohl nicht mit voller Sicherheit der Schluß erlaubt, daß die Jünger entweder gar nicht oder nur in geringer Anzahl dabei waren, obwohl wenigstens letzteres sehr wahrscheinlich wird; aber das ist sicher, daß für den Aufschreibenden die Jünger nicht die Hauptrolle spielten. Sehen wir denn auch genauer zu, so finden wir, daß wirklich alles vom Standpunkt der Juden erzählt wird, auf die Juden berechnet ist. Das erklärt sich leicht, wenn hier ein gutgesinnter Jude wie Nikodemus Hauptträger der Überlieferung war, die dann freilich der Evangelist mit seiner ganzen apostolischen Autorität bezeugen wollte und konnte. Betrachten wir in diesem Sinn den Gang der Erzählung. Mitglieder des Synedriums entdecken, daß einer am Sabbat sein Bett trägt (5, 10). Sie stellen ihn zur Rede, untersuchen die Sache und tragen ihm auf, den Namen des Anstifters zu erforschen. Das tut er und meldet es in einem zweiten Verhör (5, 15). Da beschließen die Mitglieder des Synedriums, Jesum anzuklagen und auf Todesstrafe zu erkennen (5, 16). Sie nehmen ein Verhör mit ihm auf (5, 17) und ein zweites, wie es scheint (5, 19). Seine Verantwortung setzt die Untersuchenden in Verwunderung (5, 28). Er erklärt sich für Gottes Sohn, für berufen, den Menschen das ewige Leben zu sichern. Man verlangt Zeugnisse seines Prophetentums. Er beruft sich auf Johannes den Täufer (5, 33 ff.) und auf die Stimme des Vaters bei der Taufe (5, 37), ferner auf die Prophezeiungen der Schrift (5, 39), auf Moses (5, 46). Hier bricht das Protokoll ab. Durch einen Streit unter den Synedristen, indem die Bessergesinnten mit Nikodemus und Josef Einspruch erhoben? Durch eine dem Wundertäter günstige Volksbewegung? Durch Jesu machtvolle Entfernung? Wir wissen es nicht, wahrscheinlich weil es schon die dem Evangelisten vorliegende Aufzeichnung nicht mehr enthielt, mag er es immerhin selber recht gut gewußt haben.

Ganz anders beginnt der nächste Abschnitt (Kap. 6), der einen wichtigen Artikel des mündlichen Urevangeliums ausführt. Wir befinden uns wieder im Kreis der Jünger (6, 3, 12, 16, 22, 24, 60, 66 ff.). Philippus, Andreas, die Zwölfe (6, 67), Petrus (6, 68), Judas Ischariot (6, 71) werden ausdrücklich genannt. Aber daneben treten wieder, und zwar gerade bei den Reden, die unserm Evangelisten eigen sind, die Juden hervor (6, 41 und 52). Es scheinen Abgesandte des Synedriums zu sein, die das Verhalten Jesu untersuchen sollten; neben feindseligen sind auch bessergesinnte dabei, wahrscheinlich unser Nikodemus, dem wir, wie ich aus dem ganzen Zusammenhang schließe, die Aufzeichnungen dieser Zwischenreden zu danken haben. Sie waren Zeugen der Brotvermehrung. Sie untersuchen das neue Wunder



der Wanderung auf dem See (6, 25). Sie sind erschüttert und zeigen guten Willen (6, 28), aber das Wunder genügt ihnen noch nicht (6, 30); seine hohen Reden vom Brot des Lebens stoßen sie wieder ab (6, 41); all das scheint ihnen nicht zum armen Zimmermannssohn zu stimmen (6, 42). Vollends verlieren sie die Geduld über die Worte vom Fleisch und Blut des Menschensohnes (6, 52), wenn sich auch ihre Meinungen darüber spalten, also die Partei des Nikodemus eine mildere Haltung einnimmt. Wir können hier genau die beiden Quellen unterscheiden, die der Evangelist vereinigte und bestätigte.

Außerdem hat dieser Abschnitt noch denselben Zweck wie der frühere, zu zeigen, daß der Erfolg in Galiläa geringer war als in Judäa, wenn Jesus auch in Galiläa sicherer war und nicht wie in Judäa die unmittelbare Verhaftung zu gewärtigen hatte (7, 1). Damit sind wir schon zur Einleitung des folgenden Stückes gekommen.

Ganz deutlich wird es Jesu von seinen „Brüdern" nahegelegt, mit ihnen nach Judäa zu gehen, damit sie dort endlich Zeugen seiner Werke werden, die er in der Hauptstadt tue. Damit ist die Absicht des Evangelisten klargelegt. Die Zeugnisse in Galiläa galten den Juden nicht als genügend; bei den großen Reden, Wundern und Erfolgen in Judäa scheinen aber wieder die Jünger nicht oder nur in beschränkterer Zahl oder nicht im Vordergrund beteiligt gewesen zu sein, so daß sie darüber nicht gut berichten konnten. Johannes will diesen Mangel nach Möglichkeit ergänzen. Aber er scheint hier offen zu erklären, was wir sonst nur aus der Art der Erzählung vermuten, daß Jesus nämlich auch diesmal nicht öffentlich, also in Begleitung seiner Schule, sondern geheim, also allein kam (7, 10). Dieser Ausdruck kann allerdings auch bedeuten, daß Jesus nicht mit der feierlichen galiläischen Prozession reiste, denn es scheint mir, daß sich gerade auf diese Reise der Reisebericht bei Lukas bezieht.

Die ersten Reden in Galiläa vor der Abreise sind in Gegenwart der Jünger geschehen. Aber nun sofort, nachdem wir Jerusalem mit Jesus betreten, sind wir nur mehr im Kreise der „Juden". Und hier beweist uns die Nennung des Nikodemus ganz deutlich die Quelle. Wir erfahren sogleich von einer Beratung der Ratsmitglieder (7, 11). Sie lassen nachforschen, ob Jesus vielleicht doch gekommen ist. Wieder treten die beiden Parteien einander entgegen: die unbedingten Gegner und die Gutgesinnten wie Nikodemus, die sich aber nicht frei zu reden getrauen aus Furcht (7, 13). Da erfährt man, daß Er da sei. Man tritt ihm entgegen und will ihm als einem Ungelehrten die Rede verbieten (7, 15). Aus der folgenden Kontroverse mit Jesus sind nur die Schlagworte mitgeteilt, wie sie etwa durch ein Protokoll aufgenommen werden konnten. Die Zwiespältigkeit des Synedriums verwirrt das Volk (7, 26). Obwohl die Gegner sich dagegen verwahrt hatten, Jesu nach dem Leben zu streben, so hält man jetzt doch seine Verhaftung für nötig; aber es kommt noch nicht dazu (7, 30). Es wird bei einer zweiten Beratung über die Wirkung Jesu auf das Volk ein neuer Verhaftsbefehl von seiten des Synedriums und der Hohenpriester



erlassen (7, 32), aber es gelingt wieder nicht. Neuerliche Sitzung am letzten Tag des Festes (7, 40—53). Neuerliche Kontroverse, ob Jesus ein Prophet, ob er der Messias sei, mit Berücksichtigung der Schrift. Das Synedrium erwartet, daß Jesus dem Befehl gemäß zum Verhör vorgeführt werde. Aber man wartet vergebens; die Häscher kommen ins Synedrium und melden die Erfolglosigkeit ihrer Schritte. Das Volk sei für ihn, sie selber seien erschüttert. Sie bekommen einen Verweis. Schließlich verhindert Nikodemus, der hier ausdrücklich genannt wird, daß man den Beklagten etwa ohne Verhör verurteile. Mit einer bösen Gegenrede schließt die Debatte, und die Sitzung wird aufgehoben. Jeder ging heim. Die inneren wie die äußeren Zeugnisse des Textes lassen hier keinen Zweifel über das Quellenverhältnis, über die Zeugenschaft des Nikodemus.

Beim folgenden Stück von der Ehebrecherin (8. Kap.) ist wieder eine Kommission des Synedriums im Mittelpunkt. Wieder ist Jesus ohne seine Jünger (8, 9). Wieder kommt es zu einem Streitgespräch mit den „Pharisäern" (8, 13). Wieder beruft sich Jesus auf das Zeugnis des Vaters bei der Taufe. Der Glaube der schwankenden Mitglieder des Synedriums wird dadurch bestärkt (8, 30 f.). Es kann vor allem nur Nikodemus der Hauptzeuge und allenfalls Joseph von Arimathäa gemeint sein. Aber die Kontroverse mit den Gegnern geht weiter, bis sie ihn durch Steinwürfe bedrohen.

Erst zu Beginn des nächsten Stückes (9, 2) treten wieder Jünger auf. Aber dennoch muß wieder ein Mitglied des Synedriums, also Nikodemus, die Hauptquelle sein. Denn die Haupthandlung spielt sich vor dem Synedrium ab. Der geheilte Blinde wird den „Pharisäern" vorgeführt (9, 13), von diesen aufs genaueste verhört. Nach weiteren Beratungen werden die Eltern des Blindgebornen zur Zeugenschaft vorgeladen (9, 18). Vorher ist schon der Beschluß gefaßt worden, alle Anhänger Jesu in den Bann zu tun (9, 22). Neuerliches Verhör des Geheilten (9, 24 ff.). Selbst das Schlußgespräch des Geheilten mit Jesus wird von einigen Pharisäern belauscht und offenbar mit zu den Anklageakten gegeben. Auch die folgende Rede Jesu vom guten Hirten ist nur der Ausgangspunkt einer neuen Kontroverse unter den „Juden". Den Gegnern treten bescheiden, aber bestimmt die Günstiggesinnten entgegen, also offenbar Nikodemus, den wir noch immer als Hauptzeugen zu denken haben (10, 21). Auch die folgende Winterszene in der Halle des Salomo spielt sich lediglich zwischen Jesus und den „Juden" ab. Sie stellen ihn zur Rede, er antwortet so bestimmt, daß sie ihn steinigen (10, 31) und endlich verhaften lassen wollen. Auch hier glaube ich Nikodemus als Zeuge annehmen zu dürfen.

Nun sind wir wieder für kurze Zeit im Kreise der Jünger im Ostjordanland (10, 40—42). Der Evangelist will wieder zeigen, daß dort der größte Erfolg der Predigt war im Anschluß an das Zeugnis Johannes des Täufers. Mit den Jüngern (11, 7; 12; 16) zieht Jesus nach Bethanien. Thomas wird dabei mit Auszeichnung genannt (11, 16).



Aber in Bethanien treffen wir auch wieder unsere wohlbekannten „Juden" (11, 19, 31, 33, 36). Sie sind der Familie des Lazarus befreundet, aber zweiflerisch (11, 37); wieder finden wir eine zwiespältige Wirkung. Die einen werden so ergriffen, daß sie nun doch glauben (11, 45). Es scheint, daß gerade **Nikodemus** damit seine eigene entscheidende Wendung bekennen will, die ihn endlich ganz zu einem Anhänger Christi machte. Einige andere dieser Juden aber denunzieren sogleich die Tat beim Synedrium (11, 46 ff.). Eine wichtige Sitzung des Synedriums beschäftigt sich mit diesem Ereignis; Kaiphas setzt den entscheidenden Entschluß durch, der durch wiederholte Beratungen weiter gefördert wird (11, 53). Gewiß nahm auch Nikodemus daran teil und konnte also darüber berichten.

Ausdrücklich wird nun wieder von einem kurzen Aufenhalt Jesu in der Wüste Ephraim erzählt, und daß dort ein Verkehr mit den Jüngern stattfand (11, 54). Aber sogleich folgt wieder eine Sitzung des Synedriums im Tempelbezirk (11, 56 ff.). Man debattiert, ob Er kommen werde. Man erläßt umfassende Verhaftsbefehle. Quelle ist wohl wieder Nikodemus als Teilnehmer dieser Debatte. Auch die folgende Szene der Salbung in Bethanien scheint hier nach dem Bericht wiedergegeben zu sein, der durch Judas und durch die Späher des Synedriums (12, 9 f.) den Synedristen zukam und von dem gläubigen Nikodemus (vergl. 12, 11), der vielleicht auch beim Mahle war, festgehalten worden sein mag.

Hier und im folgenden sind, wie es die Sache mit sich bringt, die Quellen ineinander verbunden. Der Einzug in Jerusalem ist vom Standpunkt der Jünger erzählt (12, 16), aber durch einen Bericht aus dem Lager der Pharisäer ergänzt (12, 19). Für die Episode mit den heidnischen Griechen werden die Freunde des Evangelisten, Philippus und Andreas, angeführt (12, 20 ff.), die wohl als hellenistisch gebildete Männer am besten zur Vermittlung geeignet waren.

Die folgende Rede (12, 23) findet wieder vor Mitgliedern des Synedriums statt. Die beiden Parteien sind uneins über die Stimme vom Himmel (12, 29). Man macht Einwürfe (12, 34). Die einen gehen ungerührt von dannen (12, 37 ff.); andere aber von den „Archonten", und darunter ist jedenfalls Nikodemus als Hauptberichterstatter gemeint, glauben wohl, halten sich aber doch still, aus Furcht vor der angedrohten Exkommunikation (12, 42), denn sie schätzen die Ehre bei den Menschen mehr als die bei Gott. Mit diesen Worten, die wie ein Selbstbekenntnis oder wie ein freundschaftlicher Vorwurf klingen, wird das Seelendrama des Nikodemus fortgesetzt, das einen Hauptinhalt des Evangeliums bildet. Auch die Schlußrede Jesu (12, 44—50) ist geradezu an diese Art von Gläubigen gerichtet, so recht dem Nikodemus ins Herz gesprochen.

Wie kontrastieren nun dagegen die Reden beim Abendmahl (Kap. 13—17), die ganz aus der Seele der Jünger wiedergegeben sind. Gleich die innige Einleitung von der Liebe zu den Seinen.



Petrus wird bei der Fußwaschung ausdrücklich genannt (13, 6), der Evangelist deutet sich selber an als Hauptzeugen all dieser Reden, indem er betont, daß er damals unmittelbar neben Jesus zu Tische lag und als Liebling des Herrn manches Wort zu hören bekam, das den anderen Aposteln verborgen blieb (13, 23). Wieder wird Petrus erwähnt (13, 36), dann Thomas (14, 5) und Philippus (14, 8), endlich auch Judas Thaddäus (14, 22). Dann reden etliche Jünger unter sich (16, 17), sind ungewiß, wollen fragen und erklären sich endlich befriedigt von seiner Antwort (16, 29). Jesu Reden scheinen hier wie in der Bergpredigt und wie in einem großen „Vater Unser" sich zusammenzudrängen zu einer kernhaften Formel der evangelischen Predigt, und in der Tat betet Jesus für die Apostel als Verbreiter seines eben besonders großartig geoffenbarten Evangeliums und für alle, die diesem Evangelium der Apostel glauben würden (17, 20). Die Stelle gehört auch zu den Hauptzeugnissen für das mündliche Urevangelium.

In der folgenden Erzählung der Gefangennahme ist unserm Evangelisten eigen die genaue Schilderung der Expedition (18, 3) und der Wirkung, die Jesu Persönlichkeit auf sie ausübte (18, 6). Wir entdecken darin wieder unsere judäische Quelle. Johannes nützt nun seine Bekanntschaft mit Pharisäern aus der Umgebung des Hohenpriesters aus, um ins Haus zu kommen und seinen Freund Petrus auch einzuführen (18, 15). Während Petrus bei den Soldaten stand, scheint Johannes noch weiter eingedrungen zu sein, um vielleicht mit Nikodemus zu verhandeln. Jedenfalls wurde ihm so allein das Nähere, Annas und Kaiphas Betreffende bekannt. Auch ist es unser Evangelist allein, der Genaueres über die zwei Verhöre zu künden weiß, die Pilatus in seinem Palast selber mit Jesus vornahm. Kein Jünger war dabei. Außer Pilatus vielleicht höchstens einige Schreiber und Beamte des Prokurators (18, 33—38 und 19, 9—11). Jedenfalls konnte das der Evangelist durch Nikodemus erfahren.

Aus dem Augenzeugnis des Evangelisten ergibt sich der genaue Bericht über das Kleid (19, 32), über die begleitenden Frauen und besonders über die Mutter, über das Zerschlagen der Beine und den Lanzenstich. Es wird aus dem weiteren Bericht (19, 39) nicht ganz klar, ob nur Joseph von Arimathäa oder auch N i k o d e m u s mit Pilatus verhandelt hatte. Jedenfalls wurde bei dieser Gelegenheit nicht nur über den Tod (Mark. 15, 44), sondern auch über den Prozeß verhandelt und gesprochen. Und von da mag besonders die Nachricht über die beiden geheimen Verhöre, die Pilatus mit Jesus anstellte, zur Kenntnis der Gemeinde gekommen sein.

Für die Auferstehung bietet Johannes außer ausführlichen Berichten über Maria Magdalena auch das, was er selbst mit Petrus gesehen und untersucht hat, sowie die Episode vom zweifelnden Thomas, der uns auch sonst aus diesem Evangelium als besonders vertrauter Freund des Evangelisten bekannt ist. Er wird nur in unserm Evangelium hervorgehoben und darf demnach gewissermaßen auch dem Redaktionskollegium dieses Evangeliums beigerechnet werden.



Über das letzte Kapitel haben wir schon gesprochen. Seine Bedeutung für die Quellenkritik ergibt sich aus allem Vorherbemerkten von selbst.

Ich fasse nochmals die Ergebnisse dieser Studie zusammen. Das Johannes-Evangelium erweist sich nicht nur als authentisches Werk des Apostels Johannes, sondern es trägt auch in jedem Kapitel die deutlichen Spuren der gleichzeitigen Quellen, aus denen der Apostel schöpfte, der sein Werk erst manche Jahrzehnte später endgültig redigierte. Als diese seine gleichzeitigen Quellen erweisen sich seine eigene gegenwärtige Anschauung, die seiner Apostelbrüder, die Berichte der Mutter Jesu und besonders deutlich heben sich die Berichte des Nikodemus über die Vorgänge im Synedrium, bei den Pharisäern, bei den Gewalthabern hervor. Sie schließen sich zu einer Gruppe zusammen, die dem Evangelium seinen eigenen Charakter gibt. Neben der hinreißenden, schwungvollen Persönlichkeit des Evangelisten selber tritt die Persönlichkeit seines Freundes und teilweise seines Gewährsmannes Nikodemus besonders deutlich hervor als die des lange vornehm zaudernden, kritisch zweifelnden, rücksichtsvollen und furchtsamen Gelehrten und Staatsmannes, der aber folgerichtig sich zu immer größerer Klarheit durchringt und im entscheidenden Augenblick neben Joseph von Arimathäa, seinem Standesgenossen, der zersprengten Gemeinde die allergrößten, tapfersten und folgenreichsten Dienste leistet. Er ist kein Apostel, kein Evangelist, aber ein spät geworbener Jünger von großem Verdienst, ein Arbeiter im Weinberg des Herrn, der in elfter Stunde an die Arbeit ging. Johannes hat das Bildnis dieses Mannes, dem er viel verdankt, diskret, aber bedeutsam, mit klassischen Linien in sein Evangelium mitverwoben.

Wozu?

Von Ella Graf.

Wozu in uns'res Daseins Rätsel dringen,
Deß' Lösung niemand finden wird noch fand,
An Ketten rütteln mit ohnmächt'ger Hand,
Die Tausende in dumpfes Elend zwingen?

Wozu in düstern Zweifeln mit sich ringen,
Statt sich zu freu'n im gold'nen Jugendland?
Wozu? — Und dennoch gilt's den holden Tand,
Der andern lächelt, still zum Opfer bringen:

Im Kampfe mit sich selbst nur kann vom Bann
Der ird'schen Schlacken sich der Geist befreien,
Es wird, was jung die Seele litt und sann,

Sie zur Beglückerin der Menschheit weihen,
Denn nur auf tiefgefurchtem Acker kann
Der edlen Taten Saat dereinst gedeihen.



Die Verhandlungen bei den Regierungsbehörden über die Umänderungen der Salzburger Universität am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Von Universitätsdozent Hubert Bastgen.

I. Verhandlungen nach der ersten österreichischen Besitznahme von Salzburg.

An der früheren Salzburger Universität bestanden Lehrstühle der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, die Benediktiner inne hatten. Ein Lehrstuhl für Medizin bestand nicht, wenn sie auch vorübergehend, und zwar von den beiden Italienern Cola und Stephanuzzio vorgetragen wurde; selbst der letzte Erzbischof, der die Reihe der Salzburger regierenden Kirchenfürsten abschloß, Hieronymus Graf von Colloredo, ebenso tüchtig als Regent wie als Förderer von Wissenschaft und Kunst, ließ es bei den drei Fakultäten bewenden. Als Salzburg 1803 mit Berchtesgaden, Passau und Eichstädt als Kurfürstentum dem Großherzog von Toskana zufiel, errichtete der neue Landesherr bereits 1804 eine medizinische Fakultät. Oesterreich, das 1805 schon über Salzburg gebot, ließ aber 1807, also nach nur dreijährigem Bestehen, die medizinische Fakultät wieder fallen.[1])

Bei meinen Studien über die Bistumsregulierungen der österreichischen Monarchie im Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen mir im k. u. k. Staatsarchiv in Wien einige Aktenstücke unter die Hände, in denen die Verhandlungen über die Universität Salzburg niedergelegt sind. Nach diesen wurde die Frage der Beibehaltung der Universität ins Rollen gebracht durch die medizinische Fakultät.[2]) Und zwar handelte es sich um eine Promotion in derselben. Diese hatte zwei Verluste erlitten. Professor Zandonatti war gestorben, Professor Grossi war als „passauischer Beamter" entlassen worden. Der provisorische Direktor der Fakultät,[3]) Doktor Hastenkeil, kam nun wegen der Promotion in Verlegenheit. Es waren nämlich nur mehr zwei ordentliche Professoren der Arzneikunde in

---

[1]) Über den Stand der Fakultäten in der ersten Hälfte der Regierung des Kaisers Franz I. siehe Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung, herausgegeben von Huber. II. Bd. Innsbruck, 1898, S. 132.

[2]) Vortrag der Vereinigten Kanzlei vom 26. Hornung 1807, Nr. 1022.

[3]) Über die Fakultätsdirektoren vgl. Beidtel, a. a. O., S. 134.

Salzburg. Zur Graduierung aber waren vorschriftsmäßig drei ordentliche Professoren erforderlich. Es war zwar noch ein außerordentlicher da, aber „außerordentliche Professoren wurden dortlands den akademischen Funktionen nicht beigezogen". Darum überreichte der Direktor dem Hofkommissar in Salzburg, dem Grafen von Bissingen, den Vorschlag, den außerordentlichen Professor Dr. Erhart provisorisch zum ordentlichen Professor zu ernennen. Dem Hofkommissar war bis dahin noch kein Befehl zur Organisierung der Universität zugegangen und er glaubte darum, „auf eine provisorische Anstellung eines ordentlichen Lehrers nicht antragen zu können"; er glaubte vielmehr, „daß die außerordentlichen Professoren als solche den strengen Prüfungen beiwohnen, sohin auch Dr. Erhart zur Ergänzung des zur Erteilung des Doktorates vorgeschriebenen Aktes nur in seiner bisherigen Eigenschaft als außerordentlicher Professor der medizinischen Wissenschaft zu erscheinen hätte".

Die Vereinigte Hofkanzlei,[1]) an die Graf von Bissingen das Gesuch des provisorischen Fakultätsdirektors von Salzburg mit seinen eigenen Bemerkungen gelangen ließ, vernahm hierüber den medizinischen Studiendirektor Hofrat Stifft. Dieser stimmte dem Hofkommissar bei und schlug folgende Erwiderung vor:

1. Es dürften keine neuen ordentlichen Lehrer ernannt werden, bevor die Organisierung der Universität bestimmt sein werde.

2. Einstweilen sollten „zu den strengen Prüfungen" alle außerordentlichen Professoren wie die ordentlichen zugezogen werden.

3. Solange an der Salzburger Universität das medizinische und chirurgische Studium nicht „nach den übrigen erbländischen Universitäten reguliert sein würde", „sollten die allda graduirten Ärzte und promovirten Wundärzte nur das Recht haben, im Salzburgischen, keineswegs aber in den übrigen Erbländern die Praxis auszuüben."[2])

Diese Maßregel fand Hofrat Stifft um so nötiger, als der medizinische Kursus an der Salzburger Universität in zwei Jahren vollendet wurde, während für denselben an den übrigen österreichischen Universitäten fünf Jahre vorgeschrieben waren.[3]) Auch waren solche Bestimmungen seinerzeit für die Universitäten Krakau und Padua getroffen worden, „damit die Erbstaaten von schlecht- oder halbgebildeten Ärzten und Wundärzten gesichert bleiben".

Dem Gutachten Stiffts trat die Vereinigte Kanzlei in der Hauptsache bei und bemerkte in ihrem Vortrag: „Da es jedoch hiebei darum

[1]) Die von Josef II. eingesetzte, von Leopold II. aufgehobene Studienhofkommission wurde 1808 bei der Vereinigten Hofkanzlei als Zentralbehörde für das Studienwesen in sämtlichen Provinzen mit deutscher Verfassung wieder hergestellt. Sie bestand aus dem Präsidenten, der gewöhnlich der oberste Kanzler oder ein anderer Präsident der Hofkanzlei war, einem Hofrat, den Direktoren der Fakultäten zu Wien, den Gymnasialreferenten und einigen Beisitzern. Beidtel, a. a. O., S. 139.

[2]) Über das medizinische Studienwesen damals in Oesterreich siehe Beidtel, a. a. O., 148.

[3]) Beidtel, a. a. O., S. 149, A. 1.



zu tun ist, die Erbstaaten von schlecht- oder halbgebildeten Ärzten und Wundärzten befreit zu halten, und diese Vorsicht von der Provinz Salzburg als einem nunmehrigen Erbland mit eben dem Rechte angesprochen werden könne, so dürfte es besser sein, die Graduirung und Promovirung im medizinischen und chirurgischen Fache bis zur Regelung der Universität in Salzburg um so mehr einzustellen, als deren Gültigkeit und Wirkung sich bloß auf die Praxis in Salzburg beschränken soll und daher den Graduierten und Promovirten ebensowenig Nutzen als dem Lande bringen könne". Darüber erbat sich die vereinigte Kanzlei die allerhöchste Genehmigung.

Mit diesem Vorschlage war der „geheime Referendär" für Kultusangelegenheiten im Staatsrat,[1]) Martin von Lorenz, durchaus einverstanden; warf aber zugleich überhaupt die Frage auf, „ob diese Universität noch ferner und auf welche Art bestehen solle und ob in diesem Falle nicht etwa das Linzer Lyzeum außer dem Gymnasium bloß auf das Studium der Philosophie und Theologie zu beschränken sei?" Dementsprechend entwarf er die „Resolutio Augustissima", die den Befehl an Grafen von Bissingen enthielt, binnen sechs Wochen darüber ein Gutachten einzuliefern. Unbeanstandet ließen der „Referendär" Pfleger und die Minister Chotek und Zinsendorf den Entwurf passieren, der durch die am 3. April 1802 „auf Seiner Majestät ausdrücklichen Befehl" vollzogene Unterschrift des Erzherzogs Rainer verbindlich wurde.[2])

---

[1]) Eigentlich müßte man für das Jahr 1807 sagen statt Staatsrat: Staats- und Konferenzministerium. Da der unter Maria Theresia gegründete Staatsrat zwar allmächtig, aber in seinem ganzen Betrieb auch sehr schwerfällig geworden war und nur schriftlich arbeitete, so begannen am Ende des 18. Jahrhunderts schon Reformen daran, die bis 1814 fortwährenden Wechsel herbeiführten. 1801 trat an seine Stelle ein dreiteiliges Staats- und Konferenzministerium als oberste Revisionsstelle für sämtliche Staatsgeschäfte. An der Spitze der einzelnen „Departements" standen Minister: der Staatskanzler hatte das Auswärtige, Erzherzog Karl das Kriegs- und Militärfach, Graf Leopold Kolowrat, der später als Stützen die Grafen Zinsendorf und Josef Mailáth hatte, das Innere unter sich. In letzterem hatte Lorenz das Referat über die Kultusangelegenheiten. Der „geheime Referendär" machte aus den Vorträgen einen Auszug, begutachtete ihn und stellte den Resolutionsentwurf auf. Dann berieten sich die Minister, worauf die Akten den Weg ins geheime Kabinett nahmen. Die staatsrätlichen Sitzungen unterblieben aber bald ganz. Nach mehreren Umänderungen wurde 1808 der alte Staatsrat wieder hergestellt, aber aufs Innere beschränkt. Lorenz schied aus, an dessen Stelle kam Pfleger; aber alles blieb unsicher bis 1814. Da wurden vier Sektionen des Staatsrates eingerichtet: für Justiz, Inneres, Finanzen, Krieg und Militär Lorenz wurde wieder Referent für Kultusangelegenheiten und blieb es bis zum Tode. Stifft hatte die Studienreferate. Jede Sektion beriet für sich und brachte ihre Beschlüsse durch Sitzungsprotokolle zur Kenntnis des Kaisers, der sie auf Kabinettsweg entschied. Mündlicher Vortrag wurde nicht gehalten. Selbstverständlich zog der Kaiser Staatsräte zu mündlicher Aussprache heran, aber nicht als Staatsräte, sondern als seine Vertrauten. Vergl. Hock, Der österreichische Staatsrat. Wien, 1879. S. 637 ff.

[2]) Erzh. Rainer hatte am 1. April 1807, also 3 Tage vorher, vom Kaiser die Vollmacht erhalten, an seiner Stelle zu unterschreiben. Hock, a. a. O., S. 662.

Graf Bissingen[1]) berichtete infolge dieser Aufforderung, „er glaube — vorausgesetzt, daß eine eigene Landesstelle[2]) und eine eigene Kathedralkirche mit ihrem Bischof in Salzburg ferner zu bestehen habe, wo sonach die Aufsicht über die öffentlichen Lehranstalten in politischer und religiöser Hinsicht stets getragen werden könne — auf die Erhaltung einer größeren Lehranstalt in Salzburg wenigstens insoweit einraten zu müssen, daß man die philosophischen, theologischen und juridischen Wissenschaften in dem Maße zu erlernen Gelegenheit habe, als zur vollständigen Ausbildung für alle Staatsdienste erforderlich sei; von den ärztlichen aber wenigstens sich jene beilegen könne, die dem praktischen Wundarzte, den Geburtshelfern und den Hebammen nötig sind". Der Hofkommissar wies zur Begründung und zur eventuellen Genehmigung seines Vorschlages hin auf ein wichtiges politisches Moment. Der größere Teil des Salzburger Landes sei arm; fehlten im Lande nun öffentliche Lehranstalten, so seien nur wenige Eltern in der Lage, ihre Kinder auf eine „erbländische Universität" zu schicken. „Wie wesentlich aber, vorzüglich in politischer Rücksicht, es sei, bei einer neu akquirierten Grenzprovinz auf die Stimmung des Volkes durch die zweckmäßige Ausbildung der Jugend entscheidend einzuwirken, könne keinem beobachtenden Staatsdiener entgehen."

Freilich mußte Graf von Bissingen auch auf die finanziellen Schwierigkeiten hinweisen, die einer Beibehaltung der „Lehranstalt der hohen Schule" im Wege standen. Die Universität wies nämlich nur jährliche 10.000 fl. freie Rente aus. Selbst wenn man auch noch allenfalls die Mission in Schwarzach[3]) einzöge, ebenso das Superiorat von Plain[4]), so würde diese Rente nur um 1500 fl. vermehrt. Es müßten also neue Einnahmequellen eröffnet werden, „besonders, wenn nicht die Lehrkanzeln, wenigstens die mehreren, durch Ordensgeistliche wie bisher besetzt würden". Bissingen wies auf solche Quellen hin: auf die „nur noch provisorisch bestehenden Mediat-Abteien und Klöster, auf die Stiftungen des Ruperti-Ordens und des Virgilianeums". Diese reichten zur Dotierung der hohen Schule hin.

Über diese Vorschläge Bissingens verfaßte Hofrat Giuliani ein Gutachten, das der oberste Kanzler, Graf Saurau, bei sämtlichen Räten der Vereinigten Kanzlei zirkulieren ließ. Die Meinungen derselben waren geteilt. Das Gutachten der Stimmenmehrheit, die im wesentlichen dem Hofrat Gruber (dem späteren Fürsterzbischof

---

[1]) Das Folgende nach dem Staatsratsakt 2032. Vortrag der Ver. Kanzlei vom 24. März 1807. Auf der ersten Seite steht: „Aeußerst dringend, indem es auf allerhöchsten Befehl bis Donnerstag mittags vorgelegt sein muß."

[2]) Infolge Vortrags vom 28. Dezember 1806, Staatsratsakt 5, war beschlossen worden, daß die Regierung mit dem 1. November 1807 „in Wirksamkeit" treten soll.

[3]) Vergleiche darüber Sattler, Collectaneenblätter zur Geschichte der Universität Salzburg. Kempten, 1890, S. 379.

[4]) Sattler, a. a. O., S. 141.

von Salzburg) beifiel, ging dahin: „Nebst den vorangeführten Gründen müsse *für den Antrag auf Beibehaltung der Universität* noch in Erwägung gezogen werden, daß die Universitäten in Freiburg und Innsbruck für die Inländer nicht mehr benützt werden können, und Innerösterreich jetzt in der Lage sei, ihre Söhne in die entfernte Residenzstadt zu senden; zudem sei Salzburg eine Grenzprovinz, die, wenn die dortige Universität eine fortdauernde Solidität erhielt, manche Ausländer, besonders Kandidaten des Medizinalfaches, anlocken dürfte, sich daselbst zu bilden."

„Es wäre wirklich schade", fährt der Kanzler fort, „ein Institut eingehen zu lassen, wovon nach den in Österreich angenommenen Grundsätzen der größere Teil, nämlich das Gymnasium, das philosophische und theologische Studium in jedem Falle beibehalten werden müsse, sobald ein bischöflicher Sitz daselbst zu verbleiben hat".

Was nun die *Dotierung* anging, so glaubte die Kanzlei annehmen zu dürfen, daß die Benediktiner den Unterricht am Gymnasium und das theologische Studium ganz, vom philosophischen Studium aber wenigstens „die Kanzel der Religionslehre" versehen sollten. Dies vorausgesetzt, mache der Dotierungsbetrag — nach dem Maßstabe der Organisierung der Universität in Krakau berechnet — eine Summe von 33.300 fl. aus. Die Art, wie die vorhandenen Renten zu dieser Höhe ergänzt werden könnten, „lasse sich, solange die allerhöchste Gesinnung in betreff der Mediatklöster des Herzogtums Salzburg nicht bekannt sei, nicht wohl angeben". Doch rechnete die Kanzlei damit, daß die Landschaft sich zu einem ergiebigeren Beitrage als bisher herbeilasse. Der noch fehlende Betrag müsse dann auf die fortzubestehenden Stifte und Klöster verteilt werden oder der Kaiser möge das Vermögen des einen oder anderen „zu reduzierenden Stiftes oder Klosters für die Erhaltung der Universität bestimmen".

Vielleicht würden auch die Benediktinerstifte Admont und Lambert etwas leisten; beide hätten zu der Konföderation[1]) für die Erhaltung der Universität Salzburg gehört. Auch könne der „wohlbestellte" Studienfond in Kärnten herangezogen werden, „da die dortigen Landeskinder durch die Beibehaltung der Universität in Salzburg nur gewännen".

Für keinen Fall aber wollte die Kanzlei „auf eine Abänderung bei dem Lyzeum in Linz einraten, denn jede Abänderung würde die dortigen Bürger, welche durch die Kriegsereignisse ohnedies sehr gelitten haben, zu sehr kränken, besonders wenn selbe zugunsten einer erst akquirirten Provinz getroffen würde".

Im Gegensatz zu der Majorität der Hofräte waren „die mindern Stimmen" dafür, die Lehranstalt nur „nach den ausgewiesenen Vermögenskräften" einzurichten. Salzburgs Lage sei eben nun ganz geändert; denn die Fremden, die früher nach Salzburg studienhalber gekommen wären, blieben nun „nach der Umstimmung" der Nachbarschaft aus. Es kämen wahrscheinlich nur Salzburger und Innerösterreicher aus

[1]) Vergleiche darüber Sattler, a. a. O., S. 19.



der nächsten Umgebung. So lohnten sich die Auslagen für die Beibehaltung der Universität kaum. Diese Ansicht vertraten die Hofräte Schwitzen, Haan, Hauer. Von Interesse ist es nun vor allem, wie der Staatsrat sich zu diesem Vortrag der Vereinigten Kanzlei stellte.

Dem sogenannten „ersten Stimmführer", Staatsrat Lorenz, galt es als „eine ausgemachte Sache," daß die Universität erhalten bleibe. Er wies nicht nur auf die „von den mehreren Stimmen" der Kanzlei angeführten Gründe, sondern auf die vom Kaiser Franz, „desfalls bei verschiedenen Gelegenheiten" vorgebrachten Äußerungen. Zu entscheiden sei nur „noch die Frage über die Art ihrer künftigen Existenz". Er führte darüber Folgendes aus: das medizinische Studium sei erst 1804 errichtet worden, „zur Zeit, wo das Eichstädtische und ein Teil von Passau zum Herzogtum Salzburg gehörte und wo der Landesregent sonst nirgends eine medizinische Lehranstalt in seinen Staaten hatte". Im Jahre 1806 waren aber nur 17 Mediziner und 13 Chirurgen an der Universität, und darunter waren nur von jenen 6, von diesen 4 Inländer.

Künftig könne auf Besuch von Ausländern nicht gerechnet werden; es müßte denn „das medizinische Studium in Salzburg vorher eine ganz andere Zelebrität erhalten, wozu aber viele Jahre und mehrere Kosten erfordert werden". Die Kosten betrugen jährlich 15.200 fl. ohne Mitberechnung der Kosten für Ankauf und Unterhalt des botanischen Gartens, der Präparate ꝛc. Darum will Lorenz das medizinische Studium aufgehoben und nur das chirurgische Studium nebst der Tierarzneikunde belassen wissen. Dann fielen von dem angenommenen Kostenaufwande von 33.300 fl. jährlich 12.000 fl. weg; die bleibenden 21.000 fl. könnten durch Anstellung geistlicher Professoren in der Philosophie und „auf eine andere, E. Majestät bekannte, keinem Fond zur Last fallende Art" beträchtlich vermindert werden.

Die Frage, ob neben der Universität in Salzburg zugleich auch das Lyzeum in Linz bestehen soll, gehörte nach Lorenz gar nicht zu dieser Sache und sei erst zu beantworten, wenn die Salzburger Universität „neu reguliert und in ordentlichem Gang" sein werde.

Nach diesen Ausführungen hatte Lorenz folgenden Resolutionsentwurf verfaßt: „Die Universität in Salzburg ist zu belassen und nach dem neuen Studienplan zu regulieren. Nur das vorher auch nicht bestandene medizinische Studium hat aufzuhören, jedoch das chirurgische nebst der Tierarzneikunde zu verbleiben. Für die Bedeckung der Universitätsauslagen werde Ich noch auf eine andere als die hier von der Kanzlei vorgeschlagene Art besorgt sein und derselben hierüber Meine Entschließung nächstens zukommen lassen. Demzufolge die Ausfindigmachung neuer Fonds einstweilen auf sich zu beruhen hat.

Über die Frage, ob nebst der Universität in Salzburg auch noch das Lyzeum in Linz zu bestehen haben soll, wird erst alsdann entschieden werden können, wenn jene einmal reguliert sein und man die Anzahl der Schüler an beiden Anstalten genau wissen wird."



Staatsrat Pfleger war damit „vollkommen einverstanden". Nicht aber Chorinsky. Dieser trat lebhaft für die Beibehalung des medizinischen Studiums ein, das auf „allen ausländischen Universitäten einen wesentlichen Bestandteil derselben ausmache". Die Aufhebung desselben sei „eine Regellosigkeit, die einen großen Übelstand verursachte". Im richtigen Gefühle von seiner Unentbehrlichkeit habe es Seine kaiserliche Hoheit, der vorige Kurfürst, gerade eingeführt und jährlich 1500 fl. aus „Ihrem gegen die Kräfte einer großen Monarchie sehr beschränkten Camerali" bewilligt.

Diese Angelegenheit war Chorinsky ein willkommener Anlaß, sich über den Stand des medizinischen Studiums in Österreich zu äußern:

„Auch ist das medizinische Studium — ich nehme keinen Anstand, meine Überzeugung freimütig an den Tag zu legen, — in den österreichischen Staaten überhaupt noch bei weitem nicht auf jener hohen Stufe von Ausbildung, welche alle Nacheiferung überflüssig macht; ja man kann wohl mit Grund behaupten, daß dasselbe in den neuesten Zeiten sogar gesunken sei, indem die Zahl der medizinischen Zuhörer auf der Hauptuniversität der Monarchie, in Wien selbst, seit einigen Jahren enorm abgenommen hat und, was das schlimmste ist, bei dem Konkurse zur Besetzung der Lehrkanzeln sich so wenig ausgezeichnete Kompetenten einfinden."

Von diesem Gesichtspunkte aus bestand er auf Beibehaltung des medizinischen Studiums in Salzburg und suchte die Gegengründe zu entkräften: die Zahl von 30 studierenden Medizinern und Chirurgen daselbst schien ihm „nicht sehr gering zu sein"; allenthalben zähle diese Fakultät weniger Zuhörer als die andern; dann bestehe es in Salzburg erst im dritten Jahre, konnte sich also noch keinen Ruf verschaffen; das ganze zweite Schuljahr war unterbrochen und gestört durch die Besitznahme des Landes von feindlichen Truppen. Der immer noch provisorische Zustand der Salzburger Universität halte In- und Ausländer vom Besuche des medizinischen Studiums ab, besonders die Inländer, „die in gar keinem österreichischen Erblande als außer dem kleinem Ländchen Salzburg ihre Wissenschaft ausüben dürfen." Unter diesen Umständen sei die Zahl von 30 Zuhörern dieser Fakultät — die auch mit der Zahl von 68 Zuhörern der Theologie, 50 Zuhörern der Rechtswissenschaften, 73 der philosophischen Wissenschaften und 148 Gymnasialschülern im gewöhnlichen Verhältnis stehe — „wirklich nicht unbeträchtlich und läßt sogar eine baldige Aufnahme des medizinischen Studiums alldort und selbst einen Zuwachs von Ausländern erhoffen, wenn anders Liberalität in Grundsätzen und Freiheit, ungescheut seine Meinung zu eröffnen, eingeführt wird, welches wohl in keinem Fache unbedenklicher ist als in diesem Zweige der Wissenschaft."

Er trägt darum an, in dem Resolutionsentwurf den zweiten Satz zu streichen. Dem Standpunkte Chorinskys trat auch Minister Graf Chotek bei; ebenso der Minister Graf Zinsendorf, der dabei noch bemerkte, daß eine österreichische Univerſiät in diesem Grenzlande sehr blühend werde. „Eine Universität ohne medizinisches Studium, eine oder mehr



Kanzeln der Chirurgie, ja sogar der noch zu wenig ausgebreiteten Tierarzneikunde ohne medizinisches Studium scheint mir nicht folgerecht. Sobald es an den Fonds nicht fehlt, wie die Kanzlei und selbst das erste Votum versichern, so ist kein Grund da, zu Salzburg eine unvollkommene Universität zu errichten."

Auch Kolowrat war dafür: „Sowie nun der einstimmige Antrag dahin geht, die Universität in Salzburg zu belassen, so bin ich gleichfalls der Meinung, daß das medizinische Studium auch zu bleiben hätte."

Wie stellte sich nun der Kaiser zu dieser Frage? Unterschrieb er die von Lorenz entworfene Resolution, womit das medizinische Studium aufgehoben war, oder strich er den zweiten Satz derselben, womit es bestehen blieb? Der Kaiser setzte seinen Namen darunter, ohne etwas zu ändern. Er war also einverstanden, und zwar ganz; denn wer die Art kennt, mit der Franz I. die Resolutionsentwürfe korrigierte, weiß, daß ein von ihm unbeanstandeter Entwurf ganz seine Meinung enthielt. Lorenz hatte aber nach dem von seinen Kollegen beanstandeten zweiten Satze und gewiß nach Abgabe ihrer Vota noch hinzugefügt, daß der für das Salzburger „Lehramtspersonal angenommene Besoldungsstatus überhaupt, besonders aber in der Rücksicht zu hoch" sei, „daß selbes noch einstweilen in Konventionsgeld bezahlt wird". Derselbe müßte daher nach diesem doppelten Gesichtspunkte reguliert werden und dann dem Kaiser zur Einsicht und Bestätigung vorgelegt werden. Dann hatte Lorenz zum Resolutionsentwurf zugefügt: „In Ansehung des zu bestehen habenden vollständigen chirurgischen Studiums hat sich die Kanzlei sowohl wegen der dazu erforderlichen Individuen, als des einem jeden zu bemessenden Gehaltes mit dem Hofrat Stifft ins Einvernehmen zu setzen und das Resultat mit ihrem Gutachten mir ebenfalls zur Genehmigung vorzulegen."

Hier korrigierte nun der Kaiser eigenhändig hinein, indem er nach dem Worte *chirurgischen* überschrieb: *und Thierarzney*. Ferner verbesserte er: sowohl wegen der *Zahl des* dazu erforderlichen *Lehrpersonals*. Endlich schrieb er nach ‚setzen': „und wenn selbe (d. h. die Kanzlei) mit dem gedachten Hofrat einverstanden ist, ist nach dem einmütigen Beschluß vorzugehen, widrigenfalls aber mir dieser Gegenstand zugleich mit dem rektifizierten Salarialstatus vorzulegen. Auch bewillige ich die Anstellung eines Lehrers der *Architektur* und muß für die Religionslehre durch die Benediktiner gesorgt werden." Die Professur für Architektur geht also auf eigenste Initiative des Kaisers zurück. Die kaiserliche Unterschrift datiert vom 22. Juni 1807. Am 3. Dezember 1807 (Staatsratsakt 4434) konnte bereits die Vereinigte Hofkanzlei einen Vortrag abstatten. Danach äußerte sich Hofrat von Stifft, daß zur Errichtung eines chirurgischen Studiums in Salzburg Folgendes zu veranlassen notwendig sei:

1. Das äußerst unvollständige *chirurgische Studium in Linz aufzuheben*, wenn nicht etwa die ob der ennsischen Stände die Kosten zur Errichtung eines vollständigen chirurgischen Studiums in Linz auf sich nehmen wollten.



2. In Salzburg *sieben Professoren anzustellen*, und zwar:

einen Professor der Anatomie mit	600	fl.
" " " theoretischen Medizin	700	"
" " " " Chirurgie	700	"
" " " praktischen Chirurgie	900	"
" " " medizinischen Therapie	900	"
" " " theoretischen und praktischen Geburtshilfe	800	"
" " " Tierarzneikunde	600	"
Nebst diesen Professoren, von denen der vierte noch die chirurgische, der fünfte die medizinische Klinik zu besorgen hätte, wäre jedem dieser beiden ein Assistent mit 200 fl. beizugeben	400	"
	5600	fl.

3. Dieses chirurgische Studium hätte *zwei Jahre* zu dauern.

Ferner hatte sich die Kanzlei mit Hofrat Graf von Aichold vernommen über die Gehaltsbestimmung der übrigen Professoren.

Nach der Meinung Aicholds dürfte der Gehalt „nach den Verhältnissen bestimmt werden, wie die Regierungsräte in Salzburg gegen die Räte bei den anderen Provinzen besoldet sind". Er legte auch einen Entwurf bei. Nach diesem sollte besoldet werden:

1. das Lehrpersonal der Philosophie mit Hinweglassung der Astronomie und französischen Sprache mit	9700	fl.
2. das der Rechtswissenschaften mit	5725	"
	15.425	fl.

Die Vereinigte Kanzlei stimmte diesem Gehaltsantrage nicht bei da er nicht nach den Grundsätzen sei, die in P. 2032 aufgestellt worden seien; sie erachte für billiger, den Professoren in Salzburg, u. zw. denen der philosophischen und Rechtsstudien, drei Viertel des Gehaltes der Krakauer Professoren zu bemessen. Was das chirurgische Studium betraf, stimmte sie in jeder Hinsicht dem Hofrat von Stifft bei. Nach dieser Voraussetzung belaufe sich der Gehalt der Professoren an der Salzburger Universität im ganzen auf 17.225 fl.; nämlich für die der Philosophie auf 6900 fl., für die der chirurgischen Studien auf 5600 fl. und für die der Rechtswissenschaften auf 4725 fl.

Nun hatte die Universität nur folgende Hilfsmittel:

a) die Ökonomiekasse in liquidem Betrage von	7831	fl.	56	kr.
b) der Juristenfonds	2050	"	42	"
c) Erträgnisse des Superiorates Plain	650	"	—	"
	10.531	fl.	98	kr.
Davon die Auslagen	17.225	"	—	"
bleiben	6693	fl.	02	kr.



Hier könne geholfen werden, meinte die Kanzlei, wenn dem Benediktinerstift zur Pflicht gemacht würde, fortan die philosophischen Lehrämter zu versehen und die betreffenden Professoren aus ihren Einkünften zu „verpflegen". Die Ökonomiekasse, aus welcher auch bisher die Benediktinerprofessoren verpflegt wurden, sollte lediglich für das juristische und chirurgische Studium verwendet werden, die nur einen Aufwand von 10.325 fl. erforderten.

Die Staatsräte Schittlersberg und Pfleger, die Minister Chotek und Zinsendorf — von anderen liegen keine Äußerungen vor — waren mit Lorenz einverstanden. Dieser aber war den Anträgen der Kanzlei und Stiffts beigetreten: drei Viertel Gehalt der Krakauer entspräche „der allerhöchsten Willensmeinung" vom 22. Juni. Bei der „Einführung eines so vollständigen chirurgischen Studiums in Salzburg" schien auch ihm „das an Professoren und Schülern so herabgekommene Linzer Studium zur Aufhebung geeignet zu sein". Sein Entwurf der Resolutio Augustissima: „Diese Anträge sowohl, als die diesfalls bereits getroffene Verfügung erhalten Meine Genehmigung", wurde von Erzherzog Rainer am 9. Januar 1808 ohne Veränderung unterschrieben.

Im Oktober des folgenden Jahres war jedoch Salzburg schon bayrisches Land. Die Universität wurde aufgehoben[1]) „durch allerhöchste Entschließung" vom 25. November 1810, „und an ihrer Stelle nebst dem allda fortbestehenden Gymnasium ein vollständiges Lyzeum mit einer theologischen und philosophischen Sektion nach dem Bedürfnisse des neu konstituierten Salzachkreises" eingerichtet. Da der juristische Lehrkurs vor dem allerhöchsten Reskript schon eröffnet war, so durften die Vorlesungen noch bis Schluß des Wintersemesters fortgesetzt werden und mußten dann aufhören. Die „rechtstudierenden Inländer" wurden zur Fortsetzung ihrer Studien nach Landshut und Erlangen verwiesen. Daneben wurde ein medizinisches Lehrinstitut für Landärzte errichtet, das aber mit dem Lyzeum in keiner Verbindung stand. Während die Unterhaltungskosten für das Lyzeum der zusammengesetzte Unterrichtsfonds bestritt, bestand das medizinische Institut auf Kosten des Staatsschatzes.

---

[1]) Staatsratsakt 5723 vom 25. Juli 1818, ferner 2842 vom Jahre 1827, worin die Verordnung Montgelas' vom 7. Januar 1811 über die Veränderungen der Salzburger Universität in Abschrift sich befindet. Um keine Unterbrechung in den theologischen oder philosophischen Disziplinen eintreten zu lassen, wurden ernannt Dr. Ign. Thanner, Professor der Philosophie in Innsbruck, zum Philosophieprofessor, Dr. Ferd. Mahio, Professor der Mathematik in Innsbruck, zum Mathematikprofessor; Joh. Herrmann, Professor am Realinstitut in Nürnberg, erhielt das „Lehramt der theoretischen und Experimentalphysik"; die übrigen angestellten Professoren wurden bestätigt.



Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat **Ferd. Menčik.**

Ferdinand Bonaventura Graf von Harrach gehört zu den hervorragendsten Politikern des 17. Jahrhunderts. Geboren am 14. Juli 1636 in Prag als Sohn des Grafen Otto Friedrich Harrain und seiner Gemahlin Lavinia, geb. Gonzaga, verwaiste er in seinem vierten Lebensjahre mit seiner Schwester Maria Elisabeth. Seine beiden Oheime, Kardinal Harrach und Graf Franz Albrecht, nahmen sich der Kinder an. Sie wurden zuerst in Köppach in Oberösterreich und zu Linz erzogen, worauf dann im Jahre 1649 Ferdinand Bonaventura nach Salzburg in die dortigen Schulen geschickt wurde. Von da kehrte er im Jahre 1653 nach Wien zurück, um Philosophie und Jus zu studieren. Es war des Kardinals Wunsch, daß er alle Prüfungen ablege und sich nebstbei zu einem vollständigen Kavalier ausbilde. Das sollte nach der Sitte der Zeit durch Reisen erzielt werden, auf die er im Dezember 1657 mit seinen zwei Verwandten geschickt wurde. Er beherrschte bereits die italienische Sprache; um sich auch die französische anzueignen, besuchte er zuerst die Universität zu Dôle in Frankreich, wo auch seine Vorahnen studiert hatten, und übersiedelte dann nach Brüssel; im Jahre 1658 besuchte er Paris und Rom, hielt sich auch in Spanien auf und kehrte zuletzt im Jahre 1659 über Rom und Venedig nach Wien zurück. Seine Sprachstudien hatten den Erfolg gehabt, daß er nun italienisch, französisch und spanisch so gut sprach wie das Deutsche und Lateinische.

Im Jahre 1660 wurden die Verhandlungen mit der Familie Lamberg wegen der Heirat des jungen Grafen mit der Gräfin Johanna Theresia von Lamberg, welche sich als Hofdame in Madrid aufhielt, abgeschlossen. Infolgedessen begab sich Graf Ferdinand Bonaventura 1661 zu längeren Aufenthalte nach Spanien, von woher er seine junge Gemahlin heimführte. Damals schon wurde er mit den Toisonorden „konsoliert“, aber wegen seiner Jugend wurden ihm die Abzeichen noch nicht übermittelt. Am 22. Februar 1662 war er wieder in Wien. Er widmete sich uun dem politischen Dienste, so daß er bald Mitglied des Reichshofrates wurde. Im Jahre 1665 wurde er von Kaiser Leopold I. mit der Mission betraut, der kaiserlichen Braut, Infantin Margaretha, die Ehrengeschenke zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit hatte ihm am 3. Dezember die Königin-Mutter die Kollane



des Vließordens um den Hals gehängt. Über die Reisestationen hat der Graf eine kurze Beschreibung geführt.

Auf Befehl des Kaisers begab sich Graf Ferdinand Bonaventura im Jahre 1669 nach Paris, um bei der Taufe des Herzogs von Anjou, des jüngeren Sohnes Königs Ludwig XIV., seinen kaiserlichen Herrn zu vertreten, und kaum war er nach Wien zurückgekehrt, als er nach Warschau reisen mußte, um dem König Michael von Polen den Orden vom goldenen Vließe zu überbringen. Dann verwaltete er durch anderthalb Jahre das Amt des Hofmarschalls.

Im Jahre 1673 kam eine Koalition der Mächte zustande, die sich gegen Frankreich kehrte. Um nun die Königin-Mutter von Spanien zu bewegen, daß sie sich fester an dieses Bündnis anschließe und zur Erhaltung des Heeres dem Kaiser größere Geldbeträge bewillige, wurde unter vielen Bewerbern der am Madrider Hofe als persona grata bekannte Graf Ferdinand Bonaventura Harrach mit der Mission betraut. Er begab sich mit seiner ganzen Familie und einem sehr großen Gefolge, wie es sich für einen kaiserlichen Botschafter ziemte, nach Madrid. Diese Reise und seinen fast vierjährigen Aufenthalt in Spanien hat er in einem Tagebuche ausführlich beschrieben und so der Nachwelt viele interessante Detailnachrichten, speziell über das etikettenreiche Hof- und Gesellschaftsleben in Spanien zurückgelassen. Dieses Tagebuch gelangt hier zum erstenmal zur Veröffentlichung.

Noch einmal, und zwar im Jahre 1697, wurde Harrach in einer wichtigen Mission vom Kaiser Leopold nach Madrid gesendet. Es galt damals, König Karl II. zu einem entscheidenden Schritte zugunsten des Kaisers und seines Sohnes Karl zu bewegen. Auch über diesen seinen Aufenthalt hat er ein Tagebuch verfaßt, welches auszugsweise, unter besonderer Berücksichtigung kunstgeschichtlicher Angaben, von A. Gaedeke 1872 im Archiv für österreichische Geschichte, Band XLVIII, veröffentlicht wurde.

Graf Ferdinand Bonaventura, der kunstliebende Erbauer des Harrachschen Majoratshauses auf der Freiung in Wien, starb am 17. Juni 1706 in Karlsbad. Er wurde in der Augustinerkirche zu Wien in der Familiengruft beigesetzt.

* * *

1673.

Wien, 1. August. — Es hat heündt wieder die ganze Nacht und Tag geregnet und wachset das Wasser so stark, daß man zweiflet, ob J. K. M. morgen werden hirüber künnen. Ich habe vormittag wollen den P. Emerich[1]) zue St. Ulrich heimsuchen, ihne aber nit gefunden, bin darvor zu der verwibten Graf Trautsonin und ihr gesagt, daß J. K. M. ihrer Freülle Tochter kein Unrecht werden geschehen lassen, wann aber J. M. die künftige Kaiserin werden ein Kammerfreille von einem vornehmen Haus mitbringen und solten

[1]) Kapuzinerguardian, seit 1680 Bischof in Wien, † 1685.

verlangen, daß sie die erste seie, so würde schwer zu widerstehen sein; wann es aber die Freille Anguisola[1]) seie, so versicheren Sie, daß sie nit vorgehen werde. Habe ihr auch vertraut, wie daß J. M. mir Ihr Intention vertraut haben, sie zur Oberst-Hofmeisterin zu machen. Ich habe den Venedischen Botschafter besucht, welcher hinter St. Ulrich wohnet. Zu Mittag haben wir bei dem Graf von Weißenwolf gessen; nachmittag bin ich zu dem H. Nuncio Albricio,[2]) zu dem Fürsten von Schwarzenberg, Graf von Rotall und Oberststallmeister[3]) gangen. Umb 5 Uhr hab ich wieder die Stund bei J. M. gehabt. Die haben mich von ein und andern informirt, und ich die Puncten, wo ich angestanden, auf einer Zetl gehabt und Sie umb ein und anderes befragt, auf welches Sie mir geantwort und befohlen, was ich thuen solle. Ich habe mich alsdann von J. M. beurlaubt und mich zu Gnaden befohlen, auch gebeten, daß mir die Abwesenheit in Dero Diensten nit praejudicirlich seie, sondern bei sich ereigneter Gelegenheit meiner in Gnaden gedenken wollen. Auf welches Sie mir geantwort, „ich künne mich auf Dero Gnaden verlassen und gwis glauben, daß Sie meiner nie vergessen werden, sondern mich in Ihrer Gedächtnus so gegenwärtig haben, als wann ich allzeit vor Dero Augen stünde". Auf daß ich Ihrer aber auch nit vergesse, und Sie allzeit vor meiner haben künne, wollen Sie mir diese Gedächtnus geben, und zeigeten aus dem Sack Ihr Contrefé mit Diamant versetzt heraus und gaben mir solches. Neben anderen Expressionen von Erhalt- und Versicherung Dero Gnaden, daß ich gwis ganz consolirt und getröst von Ihren Füßen gangen und gnuegsam mit dieser Botschaft gewonnen, wann ich nichts mehrers zu hoffen hätte. . . J. M. haben mich bis halbe neun, da Sie zum Nachtmahl gangen, bei sich behalten, haben mir auch 12 guldene Gnadenpfennig gegeben, die ich nach mein Belieben in Spanien austheilen solle. Ich habe mein Contrefé-Kastel gleich angehenkt, und zu der Frau Obrist-Kammererin[4]) gangen, von ihr Urlaub genommen und mein Praesent gezeigt. Ich bin ein wenig nach Haus und mein Regenten[5]) gefunden, der gleich von Prag kommen, habe aber nit mit ihme reden künnen. J. M. haben auch nachmittag Ihr Ziffer, in der Sie eigenhändig schreiben wollen, mich gelernet, habe also zu Haus zwei Vers zur Prob geschrieben und wieder nach Hof gangen zum Trucospielen,[6]) allwo J. M., spanische Bottschafter,[7]) Oberst-Stallmeister, G. Franz Augustin,[8]) Graf von Weißenwolf und ich uns ein-

---

[1]) Hofdame Gräfin Anguisola, seit 1675 verheiratet mit dem Grafen Johann Franz Kolowrat.

[2]) Marius Albrizzi, Nuntius in Wien, seit 1675 Kardinal.

[3]) Gundaker Fürst von Dietrichstein, 1658—1675 Oberststallmeister.

[4]) Gräfin Judith von Lamberg, Schwiegermutter des Grafen Harrach.

[5]) Franz Wirth, Regent der niederösterreichischen und böhmischen Herrschaften 1658—1687.

[6]) Billard- oder Kugelspiel.

[7]) Pablo Spinola Doria Marques de los Balbaces, seit 1670 Botschafter in Wien.

[8]) von Waldstein, Großbailli, Hauptmann der Arcierenleibgarde. † 1684.

gefunden. J. M. haben gleich lesen künnen, was ich in der Ziffer geschrieben habe, welches ein Zeichen, daß ich es capirt habe. In der Meinung, daß J. M. sich von Truco lezen wollen, haben Sie bis umb 12 Uhr gespielt und geschwätzt, und meistens mit mir, dann Ihnen alleweil was Neues eingefallen, mich zu informiren und zu befehlen. Weillen es so spät war, als habe ich nichts mehr essen wollen, sondern gleich niedergelegt.

Wien, 2. August. — Weillen heunt Portiuncula und ich allzeit zu beichten pflege, habe ich es auch und zugleich auf die Reis gethan, habe den P. Sutterman,[1] der mit mir vor einen Beichtvater in Spanien gehet, gebeicht und communicirt, alsdann wieder nach Haus gefahren. Die Hoffurier haben mir die Ordonanz geben, daß J. M. hier bleiben und erst an Freitag weg werden. Als habe ich meine heüntige Abreis auch bis auf selben Tag verschoben. Weilen die Donau sich also ergossen, führt man die Hofstaat zu Klosterneuburg über, welches langsam hergehet, weilen nur zwei Plätten seindt. Ich habe vermeint, wieder das Hofmarschallambt abzutreten, so haben Sie aber die Difficultet gefunden, daß der Graf Wilhelm von Öttingen und Graf Hoyß beede durch Decret auf mein Abreis gewiesen worden, also beede das Ambt haben und keiner unter dem andern sein wollte, also haben J. M. befohlen, ich solle es bis zum Tag meiner Abreis behalten. Zu Mittag haben wir H. Obrist-Hofmeister Fürst von Lobkowicz,[2] Fürst von Dietrichstein,[3] H. Oberstkammerer[4] und sie, Frau Fürstin von Porcia,[5] Graf Weißenwolf, Graf Adam von Trautmansdorf und ich bei dem Graf von Rotall[6] gessen. Ich bin nachmittag bald weg, meine Visiten abzulegen, bin bei H. Oberststallmeister, H. Hofkanzler, H. Statthalter,[7] Grafen von Königseck und ihr gewest. Auf den Abend bin ich nacher Haus und mich auf die Reis gericht, eingeräumt und alles geordnet. J. K. M. haben mir ein schöne Tapezerei, Histori von Jacoib 9 Stuck[8]) und absonderlich hoch, geschenkt. Auf den Abend haben wr, wie ordinari Truco gespielt.

Wien, 3. August. — Ich bin heunt vor 5 Uhr auf gewest und meine Geschaften verricht. Vormittag ist der Herzog von Lottringen,[9] Venedischer Botschafter, Fürst von Schwarzenberg und Graf Montecuculi bei mir gewest. Wir haben zu Mittag bei Herrn Oberstkämmerer

---

[1] Matthias Souterman, in Antwerpen 1631 geboren, berühmter Schriftsteller und Prediger, später Beichtvater des Kurfürsten von Bayern, † 1699 in Wien.

[2] Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz, Obersthofmeister 1665—1674.

[3] Ferdinand Fürst von Dietrichstein, seit 1683 Obersthofmeister.

[4] Graf Johann Maxim. von Lamberg, Schwiegervater des Grafen Harrach.

[5] Wahrscheinlich Anna Helena, Gemahlin des Fürsten Johann Karl von Portia, die eine Schwester der Gräfin Johanna Harrach war.

[6] Johann Graf Rothall, Geh. Rat. † 1675.

[7] Konrad Balthasar Graf von Starhemberg, Vater des berühmten Verteidigers von Wien, 1663—1687.

[8] Dieser Gobelin findet sich nicht mehr vor.

[9] Karl IV., Herzog von Lothringen, im Jahre 1670 aus seinem Lande von K. Ludwig XVI. vertrieben.



gessen und nur wir von Haus, nachmittag habe ich wollen den G. Montecuculi wieder besuchen, aber nit zu seinem Garten vor lauter Wasser kommen künnen. Ist auch nit daraust gewest, sondern in seinem Haus, wo ich mich von ihme und seiner Gemahlin beurlaubt habe. Umb 4 Uhr bin ich der gegebnen Stund nach zu der verwibten Kaiserin[1]) und Ihr und der Erzherzogin Marianna[2]) die Händ geküßt und mich beurlaubt. Von der Favorita bin ich zu dem Fürst von Lobkowicz, von ihme zum H. Oberstkämmerern in sein Quarto zu Hof und mich von beeden beurlaubt. Ich habe auch der kleinen Prinzessin oder Erzherzogin Maria Antonia[3]) die Händ geküßt und von der Aya, Gräfin von Mansfeld, Urlaub genommen. Nach dem Nachtessen haben wir wieder bis umb 12 Uhr Truco gespielt und geschwäzt. J. M. haben mir gesagt, daß Sie morgen wollen die Graf. Trautsonin zur Obristhofmeisterin und die Frau Breunerin,[4]) so eine von Nogaroll ist, zur Fräule Hofmeisterin erklären.

Purkersdorf, 4. August. — Umb 7 ist Herr Fürst von Lobkowicz, Fürst von Dietrichstein, H. Oberstkämmerer, H. Oberststallmeister, Graf Rottall, General de Souches,[5]) H. Statthalter, H. Reichs-Vicekanzler, H. Landmarschalk, Graf von Hoyß, Graf Trautson und Graf von Fürstenberg sich bei mir beurlaubt. Ich bin sodann zu dem Grafen von Hoyß, ihme die Visita restituirt, und gleich mit mir nach Haus geführt, allwo ich den Hofmarschalkrath in mein Zimmer versamblet und ihme Grafen, als der bei der hiesigen Hofstaat, so zurück bleibet, das Amt versicht, ihme solches übergeben, diejenigen aber, so mit J. K. M. und Dero Hof nacher Eger gehen, auf den Oberst-Jägermeister Graf Wilhem von Öttingen gewiesen. Mit deme habe ich das Oberst-Hofmarschalkambt wieder abgetreten, welches ich ein Jahr und neun Monat verwaltet. Ich habe den Graf Hoyß in meinem Haus gelassen, alwo er die eingegebnen Memorialien verbscheidt. Ich bin derweil zu H. Fürsten von Dietrichstein, den ich zuvor nie in Haus antreffen künnen, zu der Frau Fürstin von Porcia, zu meiner Frau Schwester,[6]) die ziemblich geweint, zu Graf Franz Augustin von Wallenstein und Graf Karl gewest. Ich bin auch bei dem Graf Sigmund von Dietrichstein[7]) gewest, welcher mir zu Gefallen umb etlich Tag eher hieher kommen, mich noch zu sehen. Umb Mittag bin ich nacher Hof und von allen Ministren und Cavalieren wieder Abschied genommen. Habe den D. Pedro Ronquillo, welcher von König aus Spanien wegen dieser Kriegsunruhe hieher geschickt worden, in der Antecamera gesehen. J. K. M. haben in der Favorita zu Mittag gessen. Ich habe Ihnen

[1]) Kaiserin Eleonore, Gemahlin Kaiser Ferdinands III.

[2]) Erzherzogin Marianne, Tochter Kaiser Leopolds I. und der Kaiserin Margaretha, geb. am 9. Februar 1672.

[3]) Die erste Tochter des Kaisers mit Margaretha, geb. am 18. Januar 1669.

[4]) Cäcilia, Tochter des Grafen Ferdinand von Nogarola, Gemahlin des Grafen Ferdinand Ernst Breuner († 1701).

[5]) Ludwig de Souches, geb. 1608, kais. General, † 1682 in Brünn.

[6]) Maria Elisabeth, Gemahlin des Grafen Karl von Waldstein.

[7]) Graf Siegmund Ludwig, Kammerpräsident in Graz.



in Vorbeigehen noch die Händ geküßt und bis zu dem Wagen begleitet. Zu Mittag habe ich bei H. Oberstkämmerherrn wieder gessen, alwo niemand anderer war, als die Frau Fürstin von Porcia und Wittib von Lamberg. Nach dem Essen bin ich gleich wieder nach Haus und mich zu der Abreis disponirt. Ich bin in meinem Wagen, mit schwarzen Tuch alles überzogen, hinaus gefahren. Neben meiner ist mein Sohn Karl,[1]) zuruck der Franz Antoni[2]) und der P. Souterman gesessen, in den grün sameten sechs Jungfrauen und Weiber, die den kleinsten Luis[3]) bei sich gehabt, in dem rotsameten die Aufwarter. Da ist so voller Leut, die von mir Urlaub nehmen wollen, angloffen, daß alle Zimmer und Hof voll gewest. Die Gräfin ist in der Fürstin von Dietrichstein Wagen neben der Frau Oberstkämmerin, Fürstin von Porcia, Wittib von Lamberg, Cristofin von Althan[4]) und Fräule Schifferin gefahren, die sie bis nacher Hiezing begleit. Dort hat sie sich in die Senften gesetzt und seind in Gottes Namen also fort gereist. Graf Caspar Friedrich und Wilhelm von Lamberg haben uns das Gleit gegeben.

Saladorf, 5. August. — Wir seind heünt umb 4 Uhr auf gewest . . . Durch den Wiener Wald bin ich das meiste wegen des üblen Weg zu Fues gangen. Wir seind erst umb 12 Uhr auf Sigritzkirchen kommen, alwo das Essen noch nit fertig war.

Melk, 6. August. — Wir seind heunt wieder frühe auf gewest, dennoch spat aus dem Wirtshaus kommen; die 3 Meil nacher San Pelten haben wir in $5^1/_2$ Stunden gemacht, und alda in der Franciscaner Kirchen von unserm Kaplan die Meß gehört. Ich habe mit meinem Regenten alles abgeredt, was in meiner Abwesenheit zu thuen. Wir seindt noch 3 Meil nacher Melk.

Amstetten, 7. August. — Zu Mittag seind wir zwei Meil auf Neumarkt gegangen, und nachmittag 3 nacher Amstetten, seindt vor der anbrechenden Nacht hier kommen und ziemblich wohl losirt gewest.

Enseck, 8. August. — Wir seind bald nach 10 Uhr auf den Strenberg kommen, und derweil unser Meß hören wollen, haben wir spät gessen, wir haben aber nit weit nacher Enns gehabt. Graf von Weißenwolf hat uns in das Schloß laden und sehr wohl tractiren lassen.

Linz, 9. August. — H. Landtshauptmann[5]) hat uns nacher Linz einladen lassen, dahero haben wir die Kinder und unsern Train geradt nacher Wels geschickt, und wir mit der Josepha[6]) und P. Souterman, 2 Edlleut und 2 Pages seindt hieher. Zu Anfang der Kerschbaumgassen hat uns Herr Landshauptmann sambt Grafen Franz vom Lamberg,[7])

---

[1]) Graf Karl, geb. 1. November 1662, † bei der Belagerung von Ofen 1684.

[2]) Graf Franz Anton, geb. 1665, seit 1702 Fürstbischof von Wien.

[3]) Graf Alois Thomas Raymund, geb. 1669, † 1742.

[4]) Anna Theresia, geb. Gräfin von Lamberg, Gemahlin des Christoph Johann Grafen von Althan.

[5]) Heinrich Wilhelm Graf von Starhemberg.

[6]) Gräfin Maria Josefa, geb. 1664, später die Gemahlin des Grafen Johann von Kuenburg.

[7]) Ein Schwager des Grafen.

Graf Kuefftein, G. Gotthard von Salburg und Graf von Thürheim sambt aller deren Weiber die Gräfin empfangen. Ich bin allein mit H. Landshaubtmann in seinem Wagen gesessen und also in das Schloß gefahren, alwo alle diese Frauen und Herren bei dem Essen geblieben, und ist auch Graf Kevenhiller darzue kommen. Den ganzen Nachmittag hat es geregnet, und wir haben denselben mit einer Piquete zu Gulden, Gräfin Salburg, H. Landshaubtmann und ich zuegebracht.

Linz, 10. August. — Heundt fruhe hat mich hiesiger P. Rector, P. Stupani und P. Pichler, welche zwei mein Condiscipuli einmal gewesen, besuecht. Diese haben das Ambt in Gschloß gesungen, der andere aber ein Music dazue mir zu Ehren gemacht. Zu Mittag haben wir bei H. Graf Kevenhiller alle gessen, der uns sehr wohl tractirt hat. Nachmittag hat uns H. Landshaubtmann ein Wasserkampf auf der Donau gehalten, welches wir in dem Salzambt gesehen. Von dannen seind wir gleich zu Grafen Gotthard von Salburg, alwo wir alle zu Nacht gessen.

Lambach, 11. August. — Wir seind heint umb 7 Uhr von Linz ab, bis auf Wels, so 4 Meil sein, hat Frau Landshaubtmannin, Graf Franz von Lamberg und sie uns das Gleit geben. Von Linz haben wir des P. Souterman Gespan, den Frater Georg Wissinger, mitgebracht, so denn gradten Weg von Klagenfurt nacher Linz, mit mir in Spanien zu gehen, geschickt worden. Nach dem Essen hat mich der P. Provincial der Capuziner P. Alexander und der P. Wolfgang besuecht. Wir haben den G. Franzen von Lamberg überredt, daß er mit uns bis nacher Innsbruck gehet. Wir seind umb 8 Uhr hieher kommen, aber den Herrn Praelaten nit hier gefunden und in dem Wirtshaus schlecht accomodirt gewest.

Frankenmark, 12. August. — Seind erst nachmittag auf Veklpruck 3 Meil kommen. Nachmittag haben wir 2 kleine Meil bis hieher gehabt .. Ich habe heundt Nacht meinen Secretari [1]) voran nacher Salzburg geschickt, Herren Erzbischofen zu erindern, daß ich morgen abends ihme aufwarten wolle.

Salzburg, 12. August. — Graf Kevenhiller hat uns kostfrei gehalten und noch ein Hirsch und Rehe mitgeben wollen .. 12 Uhr haben wir Neumark, dem Erzbischof von Salzburg gehörig, erreichet und den Sekretair gefunden, der gebracht, daß Herr Erzbischof [2]) uns öffentlich als kays. Botschafter tractiren will und sollen nur grad in den Palast fahren. Umb drei seind wir von Neumark aufgebrochen und erst um 9 Uhr hieher kommen. Vor der Stadt hat die Frau Stanzl von Lodron, ein gebohrne von Lamberg, die Gräfin empfangen; die Gräfin, Graf Franz von Lamberg, ich und die Josepha haben uns in meinem Wagen zusammengesetzt. Unter dem Thor seind

---

[1]) Nach Josef Frauendorfer, der bis zum Jahre 1673 Sekretär war, war Baroni in dieser Stellung.

[2]) Max Gandolf Graf von Kuenburg, 1654—1665 Bischof von Lavant, 1665—1668 Bischof von Seckau, dann Erzbischof zu Salzburg, seit 1686 Kardinal († 1687).

27*



6 Lageien des Herrn Erzbischofs mit weißen Windlichter gestanden und uns bedienet. Bei der Stiegen des Palast ist H. von Rehlingen, erzbischoflicher Kammerherr als Commissari kommen und in dessen Namen uns empfangen, sein Vetter aber, einer von Lienbuch, der Oberststallmeister ist, der Gräfin von Wagen geholfen und hinauf geführt. Auf halber Stiegen ist Herr Erzbischof mir entgegen kommen und auf der linken Hand gangen bis in die Zimmer, so vor uns bereit waren ... Als es nun eingericht war, seind wir in den Saal gangen, alwo er uns wider eine halbe Galeria lang entgegen kommen. Drei Truchses, so uns auch bei der Tafel geschenkt, und das Trinken alzeit credentirt, haben uns zu waschen, und 3 Kammerherren die Servieten geben. Unter wehrenden Essen haben sie ein Tafelmusic gehalten. Wir seind unter dem Baldechin an einer breiten Tafel neben einander, die Gräfin in der Mitte, der Erzbischof auf der Linken und ich auf der Rechten gesessen. An dieser war ein ander lange Tafel gestoßen, an welcher die Thumherrn und Cavalieri saßen. Zwischen uns und ihnen auf jeder Seiten ein Vorschneider stunde. Das Essen wehrete ein Paar Stund. Herr Erzbischof begleitete uns bis in die halbe Galerie, und leuchteten uns vier, ihme zwei Knaben in die Zimmer.

Salzburg, 14. August. — Heunt haben wir fruhe unsern Theil ausgeschlafen, und in dem Oratorio, gleich an denen Zimmern, Meß gehört. Umb 11 Uhr hat man uns zur Tafel geholet .. Nach dem (Essen) hat uns Herr Erzbischof den Palast zu sehen herumbgeführt. Unterdessen ist es Zeit in die Vesper worden, welche er selbst gesungen, wir aber seind in einem Oratorio auf der rechten Hand gewest. Auf den Abend bin ich allein neben dem Gf. Franzen von Lamberg und Max von Scherfenberg in das Mirabell gefahren, selbes Palazzo und Garten zu sehen. Auf den Abend haben wir umb 7 gessen, bis umb halb 10 geschwazt. H. Thumprobst Graf Polycarpus ist diesen Morgen von Alten-Otting kommen, deme gleich H. Erzbischof ein Curier geschickt, als er von unserer Ankunft erindert worden, hätte dem Graf Max von Thun und ihr das Geleit bis dorthin gegeben.

Salzburg, 15. August. — Fruhe seind wir wieder in den Thomb zu dem Ambt, so H. Erzbischof gesungen, gangen, nach selben zu der Tafel, alwo wieder ein Music gehalten worden. Nach dem Essen seind wir in den Hellbrunn mit H. Erzbischof, ich obenan, neben meiner H. Erzbischof, Herr Thomprobst und Graf Franz von Lamberg gefahren; seind um siebene wieder nach Haus kommen, gleich zur Tafel gangen.

Salzburg, 16. August. — Mich haben sie auf die Reitschul geführt, alwo auf einem Gangel ein grünsameter Tepich und Sessel bereitet war. Nachdeme wir etliche Pferd und die Ställ gesehen, ist es Zeit zum Mittagessen worden. Nach selben hat man mich in das Schloß geführt und alles sehen machen. Also ich wieder zurück in den Palast kommen, hat gleich Herr Erzbischof in das Mirabell fahren wollen, habe mich zu ihme in den Wagen gesetzt und nach einem kurzen Spazierweg hin kommen, wo wir die Dames und etliche Cavalieri bei ihnen angetroffen. Die Cavalieri haben nacher Ballon gespielt.



Salzburg, 17. August. — Heint frühe seind wir was zeitlicher aufgestanden. Herr Erzbischof ist umb 8 Uhr kommen von uns Urlaub zu nehmen. H. Erzbischof hat mich mit einer Uhr (so ein Meisterstück) und einem gewirkten Kleid ohne Nath regalirt, die Gräfin mit einem filagran Truegel und darin 100 Ducaten in kleiner guldenen Münz, denen 3 Söhnen ein jedem ein diamantenes Ringel, und der Josepha ein Bildl mit Diamant. Umb 9 Uhr seind wir gangen. Herr Erzbischof hat uns bis zum Wagen begleitet, mir nie die Excellenz geben, der Gräfin aber einmal in Anfang. . . Ich habe zu Salzburg dem H. von Rehlingen 2 diamantene Ringe und eine silberne Schalen geben, denen 3 Truchses, so uns geschenkt und vorgeschnitten, 2 silberne vergulte Becher und Messer darin und ein silberne Schalen, denen 2 Knaben jedem ein silberne Schale und Messerstürzen, des Erzbischofs Narren einen zier verguldeten Messerstürzen und 100 Ducaten in Gold in Haus auszutheilen. Der Erzbischof hat der Gräfin sein Senften bis nacher Innsbruck mitgegeben. . . Auf die Nacht seind wir zu Ungt 2 Meil und üblen Weg spät ankommen.

St. Johannes 18. August. — Frühe seind wir auf Wadring ankommen, nachts seind wir auf St. Johannes kommen, so dem Graf Franz Antoni von Lamberg in einen Theil zugehört. Weilen wir zeitlich kommen, haben wir mit der Angel gefischet und etliche Forellen gefangen. 2 Meilen auf

Kundl, 19. August. — Vormittag seind wir auf Söll kommen, auf die Nacht auf Kundl, alwo wir wenig von Fisch und Aiern gefunden.

Hall, 20. August. — Heint frühe habe ich meinen Secretari voran nacher Innsbruck geschickt und dem G. Ferrari[1]) zu wissen gethan, daß ich morgen Mittag verhoffe zu Innsbruck zu sein, und wann es J. Durchl. die beeden Erzherzoginen[2]) erlaubten, wolte ich selben Abend wieder weiter. Eine halbe Stund von Hall ist uns der Baron von Wicka, kais. Salzmeier alda, entgegen kommen und ein Behausung offerirt, welche wir auch gleich angenommen . . Von Schwaz hieher sein 2 Meil.

Innsbruck, 21. August. — Wir haben vermeint, heunt umb 8 Uhr fruhe von Hall auf zu sein, es hat aber die Gräfin sich lang angelegt und H. von Vica uns mit einem Frühstuck geplaget, daß wir erst umb 10 Uhr weg sein und umb 12 Innsbruck erreichet. Bei der Prucken ist uns H. Baron von Trapp, kais. und erzherz. Kammerer als Commissari mit 2 Hofwagen entgegen kommen und in J. Durchl. Namen empfangen. Man hat uns nacher Hof geführt, alwo an der Stiegen die Graf. Fuggerin, als ordonirte vor der Erzherzogin, die Gräfin empfangen und in die vor uns bereite Zimmer geführt. Man hat

[1]) Johann Batt. Conte Ferrari d'Ochieppo, Oberfthofmeister der Erzherzogin Anna von Tirol, Gemahlin Erzherzog Ferdinand Karls.

[2]) Erzherzogin Anna, Witwe nach Erzherzog Ferdinand Karl (1662), Tochter des Herzogs Cosmo von Florenz, und ihre Tochter Claudia Felicitas, seit November 1673 Gemahlin Kaiser Leopolds I.



alsbald angericht, die Gräfin und ich an einer langen Tafel unter dem Baldaquin gesessen, 2 Truchses haben uns geschenkt und einer vorgeschnitten. Vor denen Zimmern war ein Wacht von Trabanten, und vor meiner Thür an der portera ein Kammerdiener. . . Nach dem Essen ist Graf Ferrari, J. D. Obersthofmeister, und Graf Spaur, Regierungspraesident, bei mir gewest. Dem ersten habe ich die Hand und Eccellenza gegeben, den andern „sie" tractiret, die Hand hat er nit annehmen wollen. J. Durchl. wohnen nit in der Purk, sondern haben Ihnen nit weit darvon ein Haus von Holz bauen lassen, so gar gelegen und wohl ordonirt. Vermeinen, daß wann wider Verhoffen die Erdbeben continuiren solten, Sie in diesem sicherer als in einem steinernen wären. Umb 4 Uhr bin ich zu der Audienz berufen worden. Haben mich mit einem Wagen mit sechs Rossen und andern vor meine Leüt abholen lassen. Meiner ist in Hof bis an die Stiegen gefahren. Der Obersthofmeister hat mich an der Thür des Vorhauß empfangen und durch die Trabantenstuben und 2 Anticamera geführt. Beede Erzherzogin seind bis zur Thür ihres Zimmer kommen, alwo ich Ihnen gleich die Händ geküßt, haben mir einen Sessel mit Lahn, wie der ihrige war, unter den Baldachin zu sitzen gegeben und aufzusetzen befohlen. Die Oberst-Hofmeisterin ist zu Fues stehend im Zimmer geblieben. Eine halbe Stund darnach bin ich aufgestanden und beeden Ihr Durchl. die Hand geküßt, die mich wieder bis zu der Thür des Zimmers begleitet. Nach meiner ist die Gräfin kommen, und haben es Ihr Durchl. im Zimmer wie mit mir also auch mit ihr gehalten; und ist ihr die Oberst-Hofmeisterin bis in die Anticamera entgegen kommen und auf ihrer rechten Hand hineingeführt. Zu Nachts haben wir wie zu Mittag gessen, haben uns der Graf Fucker und sie, und unsere zwei von Lamberg Gesellschaft geleist.

Innsbruck, 22. August. — Mein Vetter Graf Franz Wilhelm von Hohenembs, so mich zu sehen hieher kommen, ist bei mir gewest, wie auch der Rentmeister des Graf Karl von Hohenembs, den er wegen unterschiedlichen Negocien zu mir hergeschickt. Wir haben die Meß in einer Kapellen an denen Zimmern angehört. Ich habe wollen den Graf Ferrari besuechen, so ist er aber heint nacht so übel auf worden, daß er mich nit hat künnen kommen lassen. Zu Mittag hat der Graf Konigl, Abt von Wildan,[1]) Graf Fugger und sie, Graf Trapp und sie, und Herr von Wicka mit uns gessen. Nachmittag haben Jr. Durchleuchtigkeit umb uns geschickt, und nachdeme Sie ein 2 Stund allein in Ihrer Retirade einer unter dem Baldachin sizend und mich auffsetzen lassen, von allerlei Sachen von Wien und selben Hof discurirt, seind wir in das nächste Zimmer gangen, alwo die Sigra Giulia Masotti, sonsten Romana genannt, gesungen, die wohl über alle Maßen guete Stimb und Manier hat, absonderlich aber die Arietten und Recitativo aus denen venedischen Operetten, welche sie sowohl exprimirt, als wann sie auf dem Theatro wär. Ihr Durchl.

[1]) Prämonstratenser-Stift Wilten bei Innsbruck.

die Erzherzogin Claudia Felice haben ein Duet mit ihr gesungen, und sie Giulia auf dem Cimbalo sehr wohl accompagnirt. Ihr Durchl. haben alsdann eine Cantata von Cesti allein gesungen und sehr wohl. Haben ein stattliche schöne Stimm und führen sie guet und wohl. Es hat auch des Cavaglr. Gasconi Dochter, so Camerista bei der Erzherzogin ist und mit in Teutschland gehen wird, gesungen. Hat ein herziges Stimmel, schwach und schämet sich sehr. Hat auch ein kleines Madl von sechs Jahren gesungen und sich selbst accompagnirt, die ihrer Jugend gemäß es gar guet gemacht.

Innsbruck, 23. August. — Ihr Durchl. seind heunt fruhe auf die Wachtelhuetten und haben befohlen, daß wir auch aufwarten sollen. Die Erzherzogin Anna hat sich in einem Sessel tragen lassen, die Gräfin ist mit der Erzherzogin Claudia Felice gefahren und gegen den Rossen gesessen. Ich bin in einem Hofwagen neben denen Grafen von Lamberg und Trapp nachgefolgt. Im Feld seind wir alle abgestanden, die Cavaglieri unbedeckten geblieben, allein ich habe aufgesetzt, weilen es Ihr Durchl. mir also und öfters befohlen haben. Wir haben bei 50 Wachtl gefangen und wieder nach Haus gefahren. Gegen 4 Uhr haben J. D. wieder umb uns geschickt, und hat wieder die Erzherzogin Claudia Felice, die Giulia und Gasconin gesungen. Ihr. Durchl. haben uns wollen in Garten führen, so hat es aber immerzue angefangen zu regnen, seind davor in Zimmern geblieben, und hat der Graf Franz Antoni von Lamberg getanzt und nacher die Hof-Damas aufgezogen und französische Couranten getanzet. Es haben auch unsere Kinder ihre Kunst zeigen müssen, und haben Ehr eingelegt. Ihr Durchl. haben meiner Gemahlin einen silbernen Spiegel geschenkt, und ist die Ram von einer schön erhobenen Arbeit.

Mattern, 24. August. — Weilen Ihr Durchl. erlaubt haben, daß wir wieder abreisen künnen, als haben wir heint umb die Urlaub-Audienz gebeten, die uns J. D. umb 10 benendt. Haben Ihnen also erstlichen ich, darnach die Gräfin, die Händ geküßt. Wegen Indisposition des Obersthofmeisters hat Graf Konigl seinen Dienst versehen, und mich alzeit bis zue dem Wagen begleitet. Wir haben in der Kammer-Kapellen Meß gehört und alsdann zu dem Essen gangen, und hat uns Graf Konigl, Graf Fugger und sie, Graf Trapp und sie, und Herr von Wicka Gesellschaft geleist . . Graf Ferrari ist noch zu mir kommen und bis zu dem Wagen mitgangen, der Baron Trapp aber hat mich mit dem erzherz. Wagen bis ein halbe Stund begleitet, welches auch die Damas der Gräfin gethan. Wir seind an diesen Tag 3 Meilen über 5 Stund gefahren und erst nach zehen herkommen, und hat so jäh abscheuliche Weg gehabt, daß wir uns in der Nacht genuegsam gefürcht haben. Zu Innsbruck haben wir der Graf. Fuggerin eine große silberne Schalen, darauf einen filigraneren Beutel, darin ein guldene filigran und ein Ringel mit Rauten Diamant geschenkt, dem Baron Trapp, meinem Commissari, hab ich ein silberne Schalen mit einem Ring von Dickstein geben lassen, denen 3 Truchsessen jedem ein silberne Schalen mit ein diamantenen Ringel, den 4 Edlknaben

jedem eine silberne Schale, und denen übrigen, so uns bedienet, 100 Ducaten in Gold, unter ihnen auszutheilen, geben lassen.

Storzing, 25. August. — Ein halb Stund von Marteren haben wir das Denkzeichen gesehen, wo Carolus V. und Ferdinandus I. zum erstenmal gesehen¹) und empfangen, nachdeme sie [11] Jahr von einander abwesend waren, viel große Sieg und Victorien, Ferdinandus aber die ungrische und böhmische Kron bekommen. Zu Mittag haben wir auf dem Brenner gessen, 3 Meil, haben guet Wetter und Weg angetroffen, nachmittag seind wir nur ein Meil, aber diese stark gereist und zeitlich herkommen, seind alleweil neben dem Wasser, Isac genannt, gefahren. Die Gräfin ist voran kommen und in einem schlechten Wirtshaus eingekehrt. Weilen aber das Stattl oder Marktl wohl ausgesehen, haben wir ein bessers gesuecht, aber in selbem auch zimblich schlecht accommodirt gewest. Vor dem Nachtessen hat mich der Landpfleger, einer von Kneblsperg, besuecht, ist mein alter Bekannter, dann er den Graf Sigmund von Dietrichstein in die Länder geführt.

Klausen, 26. August. — Wir seind alleweil an Gebirg und neben Wasser Isac gefahren, wo die Gebirg den Sonnenschein verhindert, bin ich zu Fues gangen, übrigens aber meisten in mein Calesl mit dem P. Souterman gefahren. Unterwegs haben wir den P. Youita, Capuziner, sambt einem deutschen Pater, seinem Gespan, angetroffen; kommen von Rom und gehören beede in die österreichische Provinz. Zu Mittag haben wir gessen bei dem Peisser in der Au, von dannen seind wir nacher Prixen. Eine halbe Stund vor der Stadt hat uns mein Gutschy auf ebenem Weg umbgeworfen. Zu Prixen ist Herr Bischof von Trient gewest, wir seind aber durchgereist und von ihme nichts gehöret. Hier ist ein walscher Geistlicher, Thumherr von Prixen, mit Namen Fopuli, zu mir kommen, so sich unsers H. Cardinal seeliger gar großen Diener machet.

Pozen, 27. August. — Unterwegs haben wir einen kais. Curier angetroffen, dene ich an Zeichen erkennt und zurückrufen lassen, kommet di ritorno von Rom mit der Dispens, die J. K. M. begehrt haben, sich mit der Erzherzogin Claudia Felice zu verheiraten. Habe ihm nun mündlich befohlen, H. Oberst-Kammerern und an kais. Hof zu sagen, daß er mich da angetroffen. Zu Mittag haben wir zu Arzwang oder Kalten Keller gessen, zuvor aber in einer sauberen Kapellen Meß gehört. Den Kalten Keller haben wir nit so rar gefunden, dann das Trinken uns nit gar küel gedunket. Wir seind den ganzen Tag in solchen Gebirg fahren, daß es recht abscheulich ist, nit allein wegen der schmalen Weg, sondern überhengeten Steinfels, so sich durch den Regen abledigen nnd immerzue herunter fallen. Auf die Nacht seind wir auf Poczen kommen, 2 Meil. Ist schön dieselbe Gegend und fruchtbares Gebirg zu sehen, so alles einem lustigen, grünen Garten

¹) Die Begegnung fand am 3. Mai 1530 bei Lueg, wo sich Trümmer eines alten Schlosses befinden, statt, als Kaiser Karl aus Italien nach Deutschland kam (s. Beda Weber, Handbuch für Reisende in Tirol 1842, S. 128. Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. V.)



gleichet. Sobald wir ankommen, haben wir umb einen Doktor geschickt, der aber mehr einem Schuster gleich gesehen. Haben ihne wegen des Luis consultirt. Wir haben auch umb den H. Sionelli geschickt, so hier ein kais. Dienst hat, und ihme sowohl wegen Auswechslung der Münz, als auch unserer Wasserfahrt auf der Etsch zu Rat gefragt. In den ersten haben wir einem Kaufmann all unser österreichische Münz gegeben und ein Wechselbrief nacher Verona davor genommen, kein spanische oder walsche Dopie haben wir gegen denen Ducaten nit haben künnen.

Brunsol, 28. August. — Weil wir heut ohne das nit mehr als 2 Meil bis nacher Brunsol gehabt, seind wir zu Mittag hier blieben. Ich habe den Betta[1]) gleich fort nachher Verona auf der Post geschickt, uns ein Haus, wo wir ein paar Tag bleiben künnen, zu bestellen. Der H. Sionelli hat uns heunt wieder mit seiner Jungfrau Tochter besuecht und uns mit schönen Obst regalirt. Drei Meil von hier liegt das Kloster Meran, wo mein Frau Muemb,[2]) die Graf. Franzin von Harrach, lebt. Weilen es ohne das sehr heis, und ich wegen der Wasserfart meinen Train nit wohl einholen künte, bin ich nit hin, sie zu besuechen, sondern habe ihr allein einen Poten mit einem Schreiben geschickt. Umb 2 Uhr seind wir von Botzen weg und gar zeitlich hieher kommen, seind unterdessen spazieren zu dem Wasser gangen und unsern Floß besichtet; scheinet, wir werden gar gelegen fortkommen.

Sacco, 29. August. — Wir haben gar früh unsere Bagage zu dem Wasser führen und auf den Floß laden lassen. Wir seind bald gefolgt, dann wir gern bis al Sacco heunt fahren wollen, und seind[3]) ... von dannen haben wir unsere Wiennerische Landgutschi abgefertiget, so sowohl zufrieden gewest, daß sie sich erboten, noch weiter zu gehen. Wir haben auch die erzherzogliche Senften zurück geschickt, so J. Durchl. meiner Gemahlin geliehen. Wir seind stets zwischen schönen Auen und hohen Gebirg gefahren. Gegen 2 Uhr seind wir auf Trient kommen, aber nit abgestiegen, sondern gleich durchgefahren. Selber Dazaro Simon, als ein alter Diener unsers H. Cardinal, ist auf kleinem Schiffel zu dem Schiff kommen. Es ist auch ein Mailandischer Curier mit ihm kommen, welcher mir Brief von dem Conte Philipo Archinto eingehändigt. Dieser ladet mich in sein Haus ein, wann ich zu Mailand durchreisen solte. Habe den Curier diesen Abend nacher Sacco bestellet und ihme dort die Antwort zu geben veranlasset. Wir seind eine halbe Stund in der Nacht hier angelangt und haben an Gestad viel Windlichter angetroffen sambt einem Edlmann, der uns in eines andern Haus geführt. Man hat uns Provision von Roveredo aus

---

[1]) Don Louis Betta, gräfl. Saalmeister.

[2]) Gräfin Anna Magdalena, Gemahlin des Grafen Franz Albrecht von Harrach. Sie lebte seit dem J. 1669 in dem St.-Klara-Kloster, wo sie am 25. Juli 1689 starb.

[3]) Lücke.

gebracht, es ist aber alles so langsam hergangen, daß die Gräfin und ich allein ein Rephiendl und Tartufoli gessen und uns niedergelegt.

Verona, 30. August. — Wegen der Provision, so auf das Schiff zu machen und unsere Bettsäcke hinunter zu bringen, hat sich viel Zeit verzogen. Unterdessen habe ich den Curier nacher Mailand abgefertigt und mich gegen den Conte Archinto bedankend entschuldigt, daß ich die Ehr nit annehmen künne, indeme ich versprochen, dem Conte Alfonso Gonzaga, meinem zio[1]), zu Novellara zu besuechen. . . Hier ist die Menge Pomerantschenpäumber, gar große und gar kleine, die doch zu 20 und mehr, an denen meisten einer gehabt. Wir seind alleweil durch das Gebirg gefahren, bis wir um Mittag zu der Chiusa[2]) kommen. Dort ist gar ein übler Paß und hat man uns gerathen abzusteigen, wir haben uns aber nicht gefürcht, also im Floß geblieben und glücklich durchgefahren. Hat uns kein große Gefahr gedunkt, allein ist der Paß etwas eng und rinnet der Schwall stark an den Steinfelsen, ist aber leicht abzuwenden. Vor dar an ist das Land wieder offen und lauter Hügel bis nacher Verona. Man sieht an dem Wasser hinunter viel schöne Markt und Dörfer mit sauberen Häusern all' italiano gebauet, ein Menge Garten mit Weinreben, Obst, Pomerantschen und Cipresbaumern. Gegen 4 seind wir zu Verona ankommen und fast durch die ganze Stadt fahren muessen. Haben wenig saubere Häuser außer einem oder andern Palast und Klöster gesehen. An dem Gstad, wo wir abgestiegen, haben wir den Conte Giulio Cesare Gonzaga, meiner Muetter Brueder, angetroffen, der uns gleich empfangen. Die Gräfin hat sich mit der Josepha in ein chaise roulante gesetzt, mein Vetter, ich und meine größern Söhn in seinen Wagen und seind in das Wirtshaus gefahren, alwo wir alle gar wohl und stattlich losirt worden. Später ist auch der abbate Federici, kais. Resident von Venedig, ankommen. Dem habe ich von Innsbruck aus ein stafetta geschickt und auf sein Begehren erindert, daß ich diesen Tag vermeine hier zu sein. Ich habe meinen Vettern und ihn zum Nachtessen geladen, der Federici hat sich aber entschuldigt. Mein Vetter, der bei uns wohnet, ist bei der Tafel in der conversation gesessen, aber nichts essen wollen, dann er es niemal zu thuen pfleget.

Verona, 31. August. — Heunt frühe hat der spanische Potschafter zu Venedig zu mir geschickt und auch besuechet. Habe ich ihm als Marques del Fuente[3]) und nit als Potschafter angetragen, bei dem Essen zu bleiben, so er als soldado angenommen. Vormittag ist auch der Marchese Luis Canossa bei mir gewest, der als commissario imperiale gar viel praesuponirt. Ich habe ihm als kais. Kammerherrn die Hand nit gegeben. Er hat mich auf den Abend in ein Comedi zu führen angetragen, welches ich angenommen, ihme aber zuvor und dem spanischen Potschafter die visita nur mit 2 Rossen, 4 Laggeien und

[1]) Vetter.
[2]) Klause.
[3]) Gaspar de Feves, Sohn La Fuentes, des Gesandten in Paris und Staatsrat.



4 Pagen in meinem Wagen restituiert. Auf den Abend hat er mich mit seinen abgeholet und wir alle den spanischen Potschafter, und seind in das Amphitheatrum, alwo die ordinari Comedianten bufonesca[1]) machen, gefahren. Dieses alte romanische Gebäu (Arena[2]) genennt) ist schön oval, in der Mitten einen großen oblänglichen Hof, die Bank alle mit ausgehauten Stein gemacht und sehr hoch, also daß eine große Menge Leut einem Fest zusehen künnen. Man siht daß, was Alters halben eingefallen, die Republica wieder zurichten laßt, dann dieselben Stein viel weißer als die andern sein. Gegen einen Teil der Sitz hat man das Theatrum gar schlecht aufgemacht, auf beeden Seiten ist vor uns ein Bühn und Sessel darauf gericht worden. Auf der rechten Seiten ist die Gräfin mit etlichen Damas, die sie hineingeführt, gessessen, auf der andern wir; ich der erste, der spanische Potschafter, mein Vetter, abbate Federici und der Marches. Die Comedi ist schlecht gewest, und obwollen der berümbte Trufaldino da war, so ist er doch so alt, daß er nit mehr gracios scheinet. Eine von denen Weibern —[3]) ist ziemlich hübsch und representirt wohl. Diese sagen, sie habe diese Nacht den Marques de le Fuente bei sich gehabt und seie auch ein Ursach, warumben er herkommen. Marchese Canossa hat uns wieder alle heimgeführt.

Mantova, 1. September. — Der Abbate Federici hat mir ein Bild von Cav. Liberi und meinem Karl ein Paar Pistolen geschenkt, als habe ihne auch nit lahr weg lassen wollen und meinen Taranti, so mir der Graf Enkefort gegeben, verehrt. Sagt, er werde zu Venedig rar sein und ein großes Geschrei verursachen. Wie ich in den Wagen sitzen wollen, ist noch der Marques de la Fuente kommen und sich beurlaubt. Hat mir in Vertrauen sein Intention gesagt, daß er verlangt, die spanische Potschaft an kais. Hof zu haben, mich auch gewarnt, ich solte nit durch den Statto di Milano, dann der Governator Duque de Ossuña[4]) werde mir in denen Vestungen nit lassen die Artigleria lösen, wie es sein solle. Umb halbe 7 seind wir von Verona weg und in meinem Wagen gefahren, die Gräfin und Josepha obenan, mein Vetter und ich zurück. Was ich aber gethan und gebeten, hat er sich niemalen wollen ober meiner setzen. Weilen es noch zimblich gestoßen, hat die Gräfin sich in mein Calesl gesetzt und vermeint, es gehe sanfter und seie lüftiger. Seind entlich umb halbe Zwelfe zu Mantua eingefahren. Wir haben in meines Vettern Grafen Giulio Cesare[5]) Haus einkehrt, welcher aber mehr als 3 Zimmer hat, so auf der Erden gebauet. In selben haben wir gessen und gar stattlich mit einer großen und 4 kleine Schüsseln, drei-

---

[1]) possenhaft, spaßhaft.
[2]) ausgelassen.
[3]) Lücke.
[4]) Gaspar Tellez Giron, Graf Ossuña, früher Vizekönig in Katalonien, dann in Mailand.
[5]) Gonzaga. Aus diesem Geschlechte entstammte die Mutter des Grafen, Lavinia, die Tochter des Camillo Gonzaga, Grafen von Novellara und Bagniolo.

mal gewechslet, tractirt worden. Gegen 5 hat die Erzherzogin[1]) mir die Stund zur Audienz gegeben, zuvor aber wissen wollen, wie ich von der Erzherzogin Anna zu Innsbruck seie tractirt worden, so ich ihr auch gar ausführlich sagen lassen. Also ist sie auch bei selben Tractament geblieben. Sie ist wie ein Nunn bekleidet von grauen Zeug mit dem Schlär über den Kopf, und wohnet in einem Kloster, hat doch ihre guardia und cavaglieri, die sie bedienen, und wird fast täglich durch den Herzog besuecht. Der Marches Cavriani, ihr Hofmeister, hat mich in dem ersten Vorzimmer empfangen und bis zu dem Wagen begleitet. Nach meiner hat auch die Gräfin ihr Audienz gehabt und gleichmäßig wie von der Erzherzogin Anna tractirt worden. Die Erzherzogin hat ihr alle Altar in Kloster aufbutzen lassen und gezeigt. Ihre Durchlaucht haben meine Kinder wollen danzen sehen und hat der Schmelzer hinein müssen zu geigen. Dieses hat alles bis gegen 9 Uhr gewährt. Da seind wir zum Nachtmal gangen und wieder stattlich auf gleiche Weise tractirt worden. Den Herzog und Herzogin habe ich nit gesehen, weilen ich angestanden, wie sie uns tractieren würden.

Novellara, 2. September. — Meines Vettern Bedienten zu Mantua haben nichts annehmen wollen, denn es ihnen bei Verlust des Dienst verboten. Weilen sein Haus nur 3 Zimmer, hat er uns in ein anderes gleich gegenüber zum Schlafen losirt, mit damaschenen Portiren, Tepich uud Bildern geziehrt war. Wir seind von Mantua nach 6 weg bis nacher Gonzaga gefahren, alwo der Herzog seine Bescheller und Schuelroß den Sommer durch halten. Da seind wir abgestiegen und solche geschaut. Bald darnach seind wir auf ein Schiff über den Po gefahren und gegen 11 Uhr die Granizen des Novellarischen Statto betreten. Fanget an mit einem Eck und gehet ein schmaler Weg ziemblich lang mit 2 Graben, an der rechten Hand über den Graben ist der stato di Guastalla, und auf der linken gleichfals Correggio, und also erweitert es sich alleweil. Ein miglia von Novellara ist uns mein Vetter sambt seiner Gemahlin, Sohn und ein 20 gentilhuomini mit 4 Wagen von 6 Rossen und andern mit 2. Wir haben uns alle in seinen Wagen gesetzt, die Gräfin und mein Frau Muemb obenan, zurück ich und mein Vetter conte Alfonso, in Schlagen der conte Giulio Cesare und der conte Camillo. Nach unser seind die guardia von 6 Pferden, alle mit blau Tuechenmantel mit weißen Schnüren, geritten und ihre Carbiner aufrecht gehalten. Seind also zu Novellara eingefahren, und haben uns gleich in die Zimmer geführt, die gar sauber ausspalirt waren, und 2 mit Silber und Gold gestickten Tapezerei, Sessel, Tepich, Portieren und Baldachin. Wir seind bald darauf zum Mittagessen gangen. Die Tafel stunde unter dem Baldachin nach der Breiten. Obenan auf der rechten Hand saße die Gräfin, untenan gegenüber ich, neben der Gräfin mein Muemb,

[1]) Isabella Klara, vermählt mit Karl Herzog von Mantua, seit 1665 Witwe. Sie war Tochter des Erzherzog Leopold von Tirol.



neben ihr der conte Giulio Cesare, der conte Alfonso neben meiner und neben seiner sein Sohn. Nach dem Essen haben wir uns alle reterirt. Umb 5 Uhr haben sie uns abgeholet und in ein Casin oder Garten, welches ein Viertelstund von der Stadt ist, geführt. Ist ein zimblich guetes Haus, wo er zu Sommerszeit nur mit etlich wenig Dienern zu wohnen pflegt. Der Garten ist groß und schön und von absonderlich gueten Früchten. Hat uns gleich von denen Rebenstock blaue schmeckete Weintrauben geben lassen, die sehr guet waren. Nachdeme wir heimkommen, hat man bald angericht und haben in einer Galeria gessen.

Novellara, 3. September. — Umb 10 Uhr haben mich meine zwei Vettern zu denen Jesuitern in die Kirchen geführt, alwo sie ihr Begrabnuß in einer eignen Kapellen haben, und etliche Epitaphia darin zu sehen sein. Nach der Meß haben wir das Haus der P. Jesuiter, so ihr Novitiat der Bologneser Provinz ist, gesehen, so gar groß und wohl, aber noch nit ausgebaut ist. Von danen seind wir wieder nach Haus. Unterdessen haben die Frauen in der Hauskapellen (in welcher der H. Carolo Boromaeo zu seiner Zeit vielmal celebriert) ihr Meß gehört. Umb Zwelfe seind wir zu der Tafel und gleich gestert gar wohl tractirt worden. Nachmittag hat mich der P. Rector von Novitiat sambt dem P. Matheoli und einem P. Gonzaga von Haus Gonzaga besuecht. Umb 5 haben sie uns abgeholet und in ein andern Garten, ein halbe Stund von der Stadt geführt, alwo er gar ein schönes Palacetto gebauet und mit schönen Bildern, verguldten Ramen, Spieglen, alabasteren Statuen und marmelsteinenen Tischen eingericht, absonderlich das letzte Zimmer, so mit lauter großen, sehr schön geschnitzten und vergulten Ramen geziert. In diesem ist alzeit ein Bild (von einem gueten Mahler von Bologna gemahlet) und ein Spiegel. Hat sein gar saubere Alcova, auch alles geschnitzt und verguldt, welches sehr wohl stehet und auch reich und kostlich scheinet. Der Garten ist etwas klein, aber gar herzig. Wir seind alda geblieben bis es Nacht war, und unterdessen mein Kinder tanzen lassen, welches ihnen allen gar wohl gefallen. Der Großherzog hat mir durch den Conte Giulio Cesare zwei große florentinische Apotekel verehren lassen.

Parma, 4. September. — Wir seind heint gar frühe aufgewest und vermeint, mein Vetter und Frau Muemb sollen liegen bleiben und ihnen die Mühe ersparen, so sie aber nit getan, sondern uns durchaus noch begleiten wollen. Haben aber erhalten, daß sie bei denen Wagen von uns Urlaub genommen. Ich habe unter meines Vettern Bedienten 50 Ducaten austeilen lassen. Einer von seiner Guardia hat uns den Weg durch seinen statto noch zeigen müssen, so ziemblich weit gewest. Wir seind in ein starken Hitz umb 11 Uhr hieher kommen, alwo uns noch der Koch ein anderthalb Stund und mehr warten lassen. Nach dem Essen hat mich der Pater Rector aus dem Collegio, alwo mein Beichtvater eingekehrt, besuecht. Mein Vetter Graf Giulio Cesare, so mit uns bis nach Genua gehet, hat von der Hitz und Staub ein gräulichen Cathar bekommen. Von Novellara bis hieher seind 20 Meilen.

Die Vitturini haben auf ebnen Weg umbgeworfen und hat der Page Castilia den Arm ausgefallen.

Fiorenzuola, 5. September. — Ich habe eine chaise roulante von der Post genommen und mein Vetter sein eigne, und seind also voran bis al Borgo San Domenico 15 Millien gefahren. Weilen das Wirtshaus schlecht, hat uns ein Geistlicher logirt, aber nicht tractirt.

Castel San Gioanne, 6. September. — Seind vor 11 auf Piacenza kommen, eine schöne, große Stadt, aber nit volkreich. Von hier habe ich meinen Secretario Cronoseg[1]) voran per posta nacher Genua geschickt, ein Haus zu suechen, wo wir wohnen künnen, bis wir uns imbarquiren. Ingleichen habe ich den Betta, meinen Aufwarter, mit einem Brief an den Duque de Ossuña, ihm zu complimentiren, geschickt.

Voghera, 7. September. — Wir seind zeitlich zum Mittagmal auf Brugni kommen, und weilen wir nit in der Hitz reisen wollen, seind wir solang blieben, als uns gedunkt hat, Zeit zu sein, mit der Nacht hieher zu kommen. Umb Mittag ist meinem Vettern dem Grafen Giulio Cesare ein Reitender von Novellara kommen, mit der Zeitung, daß Principessa Giustiniani, sein nipote, zu Rom mit einem Sohne erfreut worden. Ehe wir weg gefahren, seind wir in die Kirchen, so gleich gegen dem Wirtshaus über war, und haben die reliquia des heiligen [Taddeo de Vesme][2]), der, als er nacher Spanien kirchfarten reisen wollen, ist er da erkranket und gestorben. Auf die Nacht seind wir hier in der Kühle ankommen und einen Edelmann von dem Duque de Osunna gefunden, der einen Brief und Compliment von ihme abgelegt, aber weiter nit gewart, ob ich antworten wolle, sondern gleich wieder weg gereist. Wir seind schon jezunder in dem Mailandischen stato.

Serravalle, 8. September. — Wir alle haben zu Voghera Meß gehört und alsdann auf Tortona gefahren. Der Gouvernator Don . . . hat uns einladen lassen. Ist ein halbe Stund vor der Stadt mit 2 Wagen und etlichen Officiren entgegen kommen. Ich habe mich neben meinem Vettern in seinen gesetzt, die Gräfin aber in unserm geblieben. Als wir naheter an die Stadt gekommen, haben in dem Schloß 12 Stück losgeschossen, bei dem Thor und auf dem Platz stunden 4 Compagnien von den Tercio de Lombardia, deren Capitan das Gewehr und die Fendrich das Fandl, nachdem sie hoch geschwungen, praesentierten. Nit weit von dem Thor kam des Governadors Frau, und setzte sie die Gräfin zu sich in den Wagen. Wir steigeten in seinem Haus ab, so schlecht und gar ordinari mobilirt war. Vor dem Thor stunde ein Wacht, und einen Capitan macht er zu Capitan de guardia vor mein Person, so in Küras und Vorderstuck mit denen Erblen und Taschen bei der Tafel saß. Nachdeme wir nach dem Essen ein Weil gerastet, giengen wir wieder weiter.

---

[1]) Ferdinand Kronoseg, deutscher Sekretär.

[2]) Eine Lücke. — In der St.-Lorenzokirche wird sein Körper aufbewahrt, der im Jahre 1656 im Grabe unversehrt gefunden wurde. Er wurde seiner Güter von Ludovico Sforza beraubt (siehe Handbook for travellers in Northern Italy, 1869, S. 64).



Man löste wieder die Stück und wurden von dem Governador bis ein mille vor der Stadt begleitet. Als wir in die Nähet hieher kamen, wurden wir wieder ein mille von dem Governador zu Serravalle empfangen und bald darauf von einem Edlmann des Principe Trivulcio, der mir von ihme einen Brief brachte und in seinem Haus zu wohnen offerirte. Da hat man wieder das Geschütz im Schloß gelöst und der Governador die parola von mir begehrt, so ich ihme San Carlos gegeben.

Torre d'amico, 9. September. — Hat uns der Governador so D[. . .][1]) ein 2 miglien das Gleit geben und die Stück im Gschloß lösen lassen. Wir haben einen sehr üblen steinigen und bergigen Weg gehabt, doch gleichwohl vor 11 Uhr nach Ottaggio kommen. Dieses Ort gehört schon den Genuesern zue. Hier haben wir unsere Wagen und Roß stehen lassen außer meinen Leibzug und Wagen, den 6 Ochsen über den Berg ziehen müssen. Haben 6 Senften genommen, mein Vetter und ich seind in einer gangen, die Leut seind geritten und alle die Bagage hat man auf Maulthier getragen. Der Weg und Wetter waren schlimm und seind wir erst ein Stund in der Nacht kommen. Nach Genua ist es anjetzo eben, und werden in Wagen fahren künnen. Von Ottagio hieher seind 15 miglien.

Genua, 10. September. — Weillen wir auf unseren Kaufmann Rezonico warten mueßen, haben wir vor 9 nit weg gekünnet. Der Rezonico ist endlich mit 2 Wagen erschienen und mir in Namen der Republica zu verstehen gegeben, daß sie mich offentlich durch 4 Deputirte von der Republica bei der Lanterna empfangen und in ein vor mich zugerichten Palast tractiren wollen lassen. Es werden auch diese 4 Deputirte mich in das Haus begleiten, wann ich ihnen die Hand geben wolle, in widrigen werden sie mich bei dem Thor lassen. Ich habe gleich geantwortet, daß ich mich gegen der Republica schönstens bedanke der Ehre, so sie meinem Caracter und mir anthuen wolten, bittete aber, sie wollen zulassen, daß ich die wenige Tag, so ich hier zu bleiben vermeine, in der Freiheit zubringen und nach Gelegenheit ausraften möge. Mit dieser Antwort hat er gleich einen Eignen voran in die Stadt geschickt und wir seind gemach nachgefahren. Ein Stund von der Stadt hat der spanische Envoyé Marques de Villa Garcia einen Edlmann mit einem Wagen zu 6 Eseln geschickt und mich empfangen lassen. Als wir zu der Lantern kommen, ist ein Secretari von der Republica zu dem Wagen kommen und in Namen seiner Herren mir angedeutet, daß die Deputirte vier Edelleut meiner da erwartet haben, weilen aber ich lieber incognito hier zu bleiben und auszurasten verlange, als wolten sie mir auch keine Ungelegenheit verursachen, offerirten aber alles, was von ihnen dependiret. Auf welches ich in voriger Weis geantwort und wieder weiter gefahren. Es hat sich durch die Stadt so lang gezogen, daß wir erst umb 12 Uhr zu denen Capuzinern kommen, alda unser Meß lesen lassen und alsdann

[1]) Lücke.

in die villa des Rezonico zu Fues gangen, so er uns zuegerichtet. Sie ist angenehm lüftig, und von absonderlich guetem Prospect, aber vor so viel Leüt was eng. Nachmittag hat uns der Duca Tursi und die Duquesa, sein Frau Mutter, mit dem Don Louis Doria, seinem Brueder, besuecht.

Genua, 11. September. — Habe ich mich erkundigen lassen, wie es mit meinem Imbarco stehe und ob die Republica 2 Galeren bewilligen wolle, habe aber vernommen, daß sie es wegen der jetzigen Mißverstand mit Frankreich nit thun künnen, absonderlich weilen die französischen Galeren ihnen eine von ihrer Spiagio abgenommen und bis dato nit zurückgegeben haben. Es ist auch der Don Federico Doria, General über die Tursischen Galeren, zu mir kommen, welcher von den Ordre, so mir der Marques de los Balbaces in Spanien zuwegen zu bringen versprochen, nichts weiß, und ohne denselben nit über den Golfo gehen darf. Also stehe ich mit meiner Imbarcacion gar übel versehen. Es ist zwar ein Hamburger Kriegsschiff mit zweien Kaufmannschiffen hier in porto, so ehester Tagen nacher Malaga oder Alicante abreisen wird, man rath mir aber nit, daß ich mich darauf setze. Also weiß ich nit, was ich noch thuen werde. Auf den Abend die Zeit zu vertreiben, habe ich mich neben meinen Vettern lassen im Sessel in die Stadt tragen in der Meinung, etwas von gearbeiten Silber in denen Laden zu finden, haben aber nichts bekummen, dann sie nur abgefrimbte Sachen und nichts in Vorrath machen. Sein darvor das Balbische[1]) schöne Haus zu sehen, weilen aber die Schnur in Kindlbetten liget, hat man uns nit hinein gelassen. Haben darvor der P. Jesuiter Collegium besichtet, welches sie jetzt bauen.

Genua, 12. September. — Ich habe mich mit meinem Vettern unterredet, wie wir mit der Imbarcacion machen werden, und weilen wir vernommen, daß in etlich Tagen 3 Päbstliche Galeren in diesen Port kommen sollen, so nacher Marseille gehen, haben wir vermeint, der Pabst werde solche wohl gar über den Golfo bis nacher Barcelona erlauben. Und weilen in 7 Tagen ein Curier hin und wieder reiten kann, habe ich meinen Page Schmelzer gleich abgefertigt und den Kardinal von Hessen (deme ich auch eine carta bianca vor den Cardinal Altieri beigeschlossen), den Card. Pio und Card. Nidhart, wie auch den Monsignor Emerix, auditor di Rota[2]), geschrieben und sie gebeten, daß sie mir von Ihrer Päbstl. Heiligkeit diese Gnad zu wegen bringen. Werde erwarten, was sie richten und mir antworten werden, dann ohnedieß weiß ich von keiner andern Gelegenheit, über Meer zu kommen, und über Land ist nit darauf zu gedenken. Nachmittag hat mich der Engeländische Pottschafter, so hier gewisse negocien zu verrichten und nach selben an der Ottomanischen Porten residiren wird, besuecht. Er ist sonst von seiner Extraction ein Chirurgico und

[1]) Palast Balbi-Senerarega, erbaut im Jahre 1632, mit einem Säulenhof.
[2]) Giovanni Emerix, in den Jahren 1659 bis 1666 Geschäftsbevollmächtigter des Kardinal Harrach.



hat vor diesem zu Siena offentlich die Anatomia docirt, mit welcher er sich bei dem Großherzog von Florenz also introducirt und angenehm gemacht hat, daß ihme sein König als Residenten an selben Hof gehalten und jetzt zu dieser Ambasciata erhoben. Als er weggangen, habe ich den Cardinal Raggi besuechet, welcher in einer Villa zimblich weit vor der Stadt wohnet. Der guete Herr ist zimblich übel von Podagra zugericht, hat Händ und Füeß krump, aber sonst von guter conversation. Hat mir Weinwasser und chocolate presentirt.

Genua, 13. September. — Frühe ist der Baron Stadl von Mailand ankommen, mich zu besuechen. Hat mir Brief von dem Grafen Pötting aus Madrid gebracht, in welchen er mir die Paßbrief von der Königin von Spanien geschickt, so an alle Königreich insonderheit und alle zusammen in einen andern eingericht sein. Es haben mich auch nachmittag unterschiedliche Cavaglieri von der Stadt, als der Sr. Sauli, der Sr. Spinola; der erste ist an dem Kais. Hof nit lang als Inviatio[1]) von der Republica gewest, der ander ist ein Bruder von demjenigen, so den langwierigen Proces mit den Rafaleone und abbate Spinola gehabt.

Genua, 14. September. — Heunt frühe hat mich der Sr. Gerardo Spinola, so mit seinem Bruedern Giulio Spinola einen Prozeß umb das Marchesat d'Arquati hat, und den Sentenz in sein favor bei dem Reichshofrat erhalten, besuechet. Er hat zu Mainz gestudirt und sonst in Teutschland herumgereist, also die Sprach zimblich wohl erlernet. Der spanische Inviato Marques de Villa Garcia hat sich insinuieren lassen, ob ich ihme die Hand in meinem Haus geben wolle, so ich ihm aber abgeschlagen mit dem Vorwand, daß es nit gebräuchlich und mir selbsten kein Pottschafter weder an spanischen noch französischen Hof niemahl geben wollen. Zu Mittag hat der Baron Stadl bei uns gessen. Ich bin auf den Abend zu der Duquesa und Duque Tursi, so mich in ihrer Frau Schwiegermutter der Principessa Avello Apartement geführt. Ich habe mein Gemahlin dort gefunden und haben uns in der Conversacion so lang aufgehalten, bis wir vor die Stadt gemueßt, ehe sie die Thör sperren.

Genua, 15. September. — Vormittag bin ich in die Kirchen zu denen PP. del Oratorio gangen, welche die ihrige bauen und unterdessen die von Santa Sabina entlehnt haben. Ich habe verlangt einen von ihren Patren, Fratre Benedetto genannt, so ein contra alto castrato ist, zu hören, welcher ein gar guete moteta gesungen. Er aber ist alt und unformlich, singt auch sehr durch die Nasen. Der Marques de la Villa Garcia hat sich da eingefunden und mich gar höflich empfangen, haben mehr als ein Stund miteinander discurirt und Meß gehört. Weilen wir ohnedies hier auf die Imbarcacion warten müssen und muessig sein, habe vor den Carbon, einen berühmten Mahler, mein Contrafait vor meine Frau Schwicher der

[1]) Gesandter.

Frau Oberstkammererin [1]) zu mahlen mir vorgenommen. Morgen solle ich zum erstenmal sitzen.

Genua, 16. September. — Heint frühe hat der junge Duca di Tursi mit seinem Bruedern meinen Vettern besuecht. Zu Mittag hat der Baron Stadl wieder bei uns gessen. Nachmittag seind der Conte Arquinto und Marchese Carlo Lunati zu mir kommen, denen ich die Hand nit geben. Sagen, daß sie allein mich zu sehen kommen sein. Nach ihnen hat mich auch der Cardinal Raggi besuecht und von mir zu der Gräfin gangen, alwo auch die zwei Mailändischen Cavaglieri und der Marques Villa Garcia gewesen.

Genua, 17. September. — Die Republica hat mir lassen antragen, ob ich einen Cavaglieri annehmen wollte, der mich herumbführte und durch die Stadt begleite, und haben sie den Sr. Domenico Doria benennet. Dieser ist heunt zu mir kommen. Wir seind gleich miteinander hinunter in die Senften, die er sambt noch 2 andern gebracht, und uns in die Kirchen, —[2]) genannt, tragen lassen, alwo wir Meß gehört. Sie haben mir dort einen rotsameten Tepich mit guldenen Porten und Kissen aufgebreit, gleich wie auch Sta. Sabina, ich habe mich aber nit bedienen wollen, weil ich incognito bin. Sie haben mir ein große Orgel gewiesen und hören lassen, so ein Teutscher gemacht. Von dannen seind wir zu denen PP. Jesuitern in das Profeßhaus, so uns etlich schöne Gemahl in Altaren und in Sakristei gezeigt. Im Vorbeigehen seind wir auch bei der Thumkirchen abgestiegen und selbe besehen. Nach dem Essen ist der Sr. Domenico Doria wieder kommen, meinen Vettern und mich zu der Sra Priuli geführet. In dem ersten Zimmer hat mich ihr Befreundte eine empfangen und durch zwei Zimmer zu der Frau geführt, so in einem weiß taffeten mit Gold gestickten Bett gelegen. Es waren sehr viel und theils gar schöne Dames in allen diesen Zimmern, so unter einander und mit denen Cavaglieren conversirt haben. Man hat uns von allerhand gefrornen Wasser, sorbet und Milich, kalte und warme chocolate geben, so sehr guete gewesen. Von dannen seind wir in den Balbischen und noch einen anderen Palast gangen, so sehr schön waren. Weillen wir noch nit heim gehen wolten, seind wir auf den Molo spazieren gewest bis es Nacht worden.

Genua, 18. September. — Ich habe mich heunt wieder mahlen lassen, und scheinet, daß mich der Mahler gar wohl treffen werde. Der Baron Stadl ist heunt kommen, von uns Urlaub zu nehmen und hat des Principe Castilione Sohn, Don Francesco Gonzaga genandt, mitgebracht. Er ist Haubtmann unter den Trotischen Regiment, liegt zu Final in der Guarnison. Vormittag habe ich die Principessa Doria Lanti besuechet, und wie ich in Hof kommen, haben wir die drei pabstliche Galeren in Port einlaufen sehen. Ich habe auch den Don Federico Doria besuechen wollen. Nachmittag haben der

[1]) Gräfin von Lamberg.
[2]) Lücke.

Conte Arquinto und Marchese Lunati von mir Urlaub genommen, gehen wieder nach Mailand.

Genua, 19. September. — Ich habe heunt frühe dem engelendischen Potschafter die Visita restituirt. Von dannen bin ich a San Francesco und aldort Meß bei San Antonio de Padua Altar gehört. Nachdeme habe ich wollen den Conte Arquinto und Marchese Lunati besuechen, welche in selben Kloster wohnen. Sie haben sich verleugnen lassen und seind alsdann wie ohne Gefähr in die Kirchen kommen, alwo ich ihnen meine Visita oder Compliment abgelegt. Und weillen des Duca Tursi Palast[1]) gleich an selbe Kirchen stoßet und ein eigne Thür hat, bin ich gleich zu dem Duque gegangen, ihme einen gueten Morgen zu geben. Der hat uns schon eingeladen gehabt, heundt nachmittag mit ihme auf sein Galeren spazieren zu fahren. Umb 3 Uhr hat die Duchessa die Gräfin und der Duca mit seinem Brueder Don Luis abgeholet. Als wir zu den Galeren kommen und ich auf deren Brucken hineingangen, hat die ganze Squadra, jede Galeren 4 Stück, gelöst. Als wir abgefahren, haben in Vorbeigehen die 6 Galeren der Republica, die 3 von Pabsten und alle Schiff in Port, so Geschütz gehabt haben, mit Lösung derselben uns gegrueßt, denen wir wieder geantwordt, also daß nichts als ein continuirlich Schießen war. Als wir besser hinaus kommen, haben sie uns ein gar guete merende von warmen und kalten Speisen, Obst und allerlei sueßen Confect, Wassern und chocolate gegeben. In Heimfahren seind alle 7 Galeren neben einander und in die Wett gangen. Als wir in Port kommen, hat man uns wieder mit Lösung aller der Stuck empfangen, denen die ganze Squadra geantwort hat.

Genua, 20. September. — Wir hören noch nichts von unserm Schmelzer. Ich habe mich heunt zum letztenmal gar ausmahlen lassen und scheinet, daß es mir jetzt alleweil weniger gleich sehe. Nachmittag bin ich wieder in der Senften mit dem Sr. Domenico Doria und meinem Vettern herumbgangen, etlich Palast zu sehen, unter andern des Sr. Giulio Spinola, später Cardinal, so in Teutschland ist, der gar schön ist. Gestern ist ein venedischer Potschafter mit Namen . . .[2]) zen, so auch in Spanien zu residiren gehet, ankommen, hat mich durch einen Edlmann empfangen lassen. Zimblich spät haben wir das große Spital oder Zuchthaus besehen, sowohl ein schönes Gebäu, aber nit gar verfertigt ist. Hat in der Weiber-, Pueben- und Madeln-Zimmern also gestunken, daß ich nit mehr herumbgehen mögen.

Genua, 21. September. — Heunt frühe umb sechs Uhr ist endlich der Schmelzer ankommen, und haben mir alle die Cardinali gar höflich geantwort, allein mit diesem sich Ihr päpstl. Heiligkeit entschuldiget, daß sie die Galeren nit weiter als bis auf Marsiglien verwilligen künnen, weilen sie über den Golfo zu gehen nit provedirt seien. Bis dorthin hätte der Commandante Cav. Bologneti Befehl, mich mit

[1]) Palast Doria Tursi (jetzt Palazzo del municipio.)
[2]) Lücke.



aller puntualitet zu bedienen, welches ich vor ein Gnad annehmen müssen, und habe alsobald den Brief ihme Commendante zuegeschickt und sagen lassen, wann es sein Gelegenheit wäre, wolte ich morgen abendts imbarquiren. In die Meß bin ich zu denen P. Capucinern. Nachmittag bin ich zu dem neuangekommenen venedischen Potschafter. Die Gräfin, mein Vetter und Sr. Domenico Doria haben meiner unterdessen bei San Lorenzo in der Kirchen warten sollen. Wie ich hinkommen, habe ich Niemand gefunden, endlich haben wir einander nahent bei dem Porto eingetroffen und alle mit einander in der Republica Galeren, in welche sie uns auf ein Merenda[1]) geladen, gangen. Es haben uns wieder alle Galeren und Schiff im Port mit Lösung der Stück empfangen und gegrüßt. Von denen Galeren seind wir in ein großes der Republica zuegehöriges Kriegsschiff gangen, allwo wieder von neuem sowohl das Schiff als die Galeren alle Stück gelöst. Nachdeme wir alles besehen, hat man uns ein stattliche Merenda von 15 bis 20 große Schüssel mit allerlei confect gegeben, und nachdeme wir von jedem ein wenig genommen, alles zusammen auf eine große Tafel gesetzt. Nach diesem haben sie uns und allen meinen Leuten Wasser, gefrorne sorbet, Millich, kalte und warme chocolate gegeben. Nach diesem seind wir wieder in die Galeren gangen und haben abermal wie zuvor geschossen. Wir seind mit der Squadra, so in 6 Galeren bestanden, ein Weil in das Meer hinaus gefahren. In Zurückfahren hat man uns abermal mit Wasser, Milch und chocolate regalirt. Meinem Carl hat das Meer übergeben machen, den Franz Antoni aber nit ganz. Wie wir aus der Galeren gangen, hat man wieder auf dem Port in allen Schiffen und Galeren die Stück gelöst.

Genua, 22. September. — Heunt ist der Commendante Boglieti, so die 3 päpstliche Galeren commandirt, bei mir gewest, haben veranlaßt, daß wir uns morgen abendts imbarquiren sollen und ich mein Tafel verköstten, die übrigen Diener aber dem Comitre in die Kost geben solle. Nachmittag hat mir der venedische Potschafter die visite restituirt.

Galera Genua, 23. September. — Ich bin heunt vor 6 Uhr aufgestanden, umb 10 Uhr essen wollen, nur auf daß alles zeitlich in die Galeren kommen möge, dann der Commandant heunt noch gern auf Savona gehen wolte. Es ist aber alles langsam hergangen. Vormittag hat mich noch der Card. Raggi besuechen und Urlaub nehmen wollen. Aus Frankreich sein Zeitung kommen, daß der König Trier, Kolmar nnd andere Stätt selber Gegend eingenommen habe, daß unser Armee und der Turenne mit seiner bei Nürnberg ganz an einander stehen und eine Schlacht täglich gemuetmaßet werde; daß in Frankreich der Marquis de Listhenay und sie, als sie nacher Spanien wollen, zu Lyon arrestiert worden. Dieses alles hat mich sehr bedenken gemacht, ob ich es wagen solle nach Marseille und weiters durch

[1]) Nachmittagsimbiß.



Frankreich in Spanien zu gehen. Ich habe mich mit H. Card. Raggi und meinem Vettern beratschlaget und endlich mich resolvirt, es zu wagen und in Gottes Namen durch Frankreich zu gehen, dann über Land kein ander Weg, über Meer kein andere sichere Imbarcacion und zu Genua den Winter über zu bleiben oder erst neue Pasport zu erwarten, nit ratsam wäre, und das größte Unglück, so mir zuestehen künnte, wäre, daß sie mich arrestirten und ich etlich Wochen verlihrte, bis man mein Erledigung negocirte. Mein Bagage und 4 Diener habe ich auf das Hamburger Schiff gegeben, welches mit selber Convoye nacher Malaga gehet. Ich habe vormittag noch den Duca Tursi besuecht, die Duchessa und Principessa d'Avello in der Meß angetroffen. Nach dem Essen seind sie kommen, uns bis in die Galeren zu begleiten, haben aber den ganzen Nachmittag warten müssen, denn der Rezonico mit dem Geldwechslen so lang umbgangen, daß wir erst gegen 6 uns imbarquiren können. Bei denen Galeren haben wir uns von der Duchessa, Duca, Don Luis Doria, D. Domenico Doria und Marchese Gerardo Spinola beurlaubet. Mein Vetter ist noch in die Galera mit uns gangen und aldort Urlaub genommen. Der Rezonico hat endlich das Geld gebracht. Diesem, weilen wir in seinem Haus gewesen, habe ich ein guldene Ketten von 200 fl geschenkt.

Galera Savona, 24. September. — Wir seind heunt nacht von Genua abgefahren und umb 8 frühe hier zu Savona ankommen. Der Governator, so von Haus Doria, und ein schweizerischer Capitan haben uns vormittag besuecht. Ich habe meinen Stallmeister gar abgefertigt und neben 14 andern meinen Dienern wieder zurück nach Wien geschickt. Nachmittag hat mein Gemahlin die Governatorin und ein Jesuiter heimgesuecht. Ein Sclav ist auf unser Capitana gestorben, den hat man in die Stadt zum Begraben getragen, ist ein Franciscaner gewest, und noch 3 Tag nur gehabt, sich zu erledigen.

Galera, 25. September. — Wir seind heunt nacht von Savonna aufgebrochen. Haben alle die Ort an Meer nacheinander gesehen, so gar lustig liegen, aber die meisten an und auf Gebirg.

Galera, 26. September. — Obwolen das Meer nachgelassen so hoch zu gehen, so haben wir doch von gestern noch den Magen verderbter, ich zwar in allem nur einmal marcirt. Auf den Abend haben wir wenig von unser einem Schiff angetroffen, unsere Piloten haben vermeint, es darf ein mohrischer sein, so unter Genueser Fahnen gehet. Der Commendant hat alsobald ein Galera, es zu recognosciren geschickt, aber befunden, daß es von Genua Paßport hat und nach Marsiglie gehet.

(Fortsetzung folgt.)



Die Währung.

Von Hofrat Prof. Dr. E. Schwiedland.

Währung ist die in einem Staate geltende Geldverfassung, das System des eigenen Geldes im Gegensatz zum fremden, — Währungsgeld das definitive und aufdrängbare Geld.

Es ist das gesetzliche Zahlungsmittel überall, wo nicht vertragsmäßige Abrede ausdrücklich ein andres bestimmt.

Kann der Einzelne das eigene Landesgeld in einem Vertrage ausschließen, so kann der Staat umgekehrt auch fremdländischen Geldsorten Währung, gesetzmäßige Geltung im Inlande, verleihen; sonst nehmen staatliche Kassen fremde Währungen nur zu einem „Kassenkurse“ an, entsprechend ihrem marktmäßigen Verhältnisse. Anderseits kommt es auch vor, daß ein Land sein eigenes Geld nicht immer nimmt, z. B. beim Bestande einer Papierwährung Zölle nur in Gold oder in Papier mit einem Aufgeld entrichten läßt, welches den Wertunterschied zwischen Papiergeld und gleichnamigen Goldstücken ausgleicht.

Die Befugnis jedes Privaten, aus Edelmetall vollhältiges Währungsgeld ausprägen zu lassen (freie Prägung), erhält die Wertgleichheit aufrecht zwischen dem Geld*metall* und dem Metall*geld*. Solang ferner bei uns 20 silberne Kronen gesetzlich soviel gelten wie ein goldenes Zwanzigkronenstück, besteht die durch die freie Ausprägung des *Goldes* bewirkte Beziehung zum Metall Gold nicht nur in Ansehung der Goldmünzen, sondern auch der silbernen; die Krone entspricht $^{1}/_{3280}$ Kilogramm 24karätigem Gold; ebenso die deutsche Mark $^{10}/_{1395}$ Pfund solchen Goldes. So faßt jede Währung die ihr zugehörigen Geldsorten zu einer *Einheit* zusammen, deren praktische Bedeutung ist, daß die Sorten und Stücke einander gegenseitig vertreten können.

Es gibt nun Währungen, die dieserart an ein Edelmetall *gebunden* sind, und *freie* (nicht gebundene) Währungen, wo kein annähernd festes Wertverhältnis zwischen der Währungseinheit und irgendeinem Geldstoffe besteht.

Innerhalb des Kreises der *gebundenen* Währungen ist der Geldstoff *Gold* oder *Silber*, bei *freien* Währungen nebst Metallen vorwiegend Papier. Dann sind uneinlösliche Papierscheine vom Staate bei Zahlungen aufdrängbar; bei gebundenen Währungen dagegen haben Gold-, beziehungsweise Silberstücke diese Rolle: bei der Goldwährung Goldstücke, bei der Silberwährung Silberstücke. Eine aus-

schließlich an Gold oder ausschließlich an Silber gebundene Währung ist monometallisch, das heißt, es liegt ihr je ein Geldstoff zugrunde; auf beiden Edelmetallen wollen bimetallische Systeme beruhen.

Man hat diesbezüglich eine Parallelwährung empfohlen in der Art, daß zwei voneinander unabhängige Geldsysteme nebeneinander bestehen: das eine auf Gold, das andre auf Silber beruhend; beide wären gleichberechtigt und das eine würde seinen Wert vom Gold, das andre vom Silber ableiten. Da wäre jedoch in Wirklichkeit die Einheitlichkeit des Geldwesens preisgegeben; bei jedem Zahlungsversprechen wäre nämlich zu bestimmen, ob die Zahlung in Gold- oder in Silbermünzen zu leisten ist; die Werte beider Metalle aber schwanken fortwährend und infolgedessen ergäben sich große Ungelegenheiten.

Das andre bimetallische System, die Doppelwährung, will dagegen das Geld als Einheit auffassen; beide Metalle sollen frei ausprägbar, jedoch durch eine bestimmte Wertrelation miteinander verbunden sein. Das ist aber undurchführbar, weil die Werte beider Metalle verschieden schwanken. Bei Begründung der französischen Frankswährung hielt man sich an das zu Beginn des 19. Jahrhunderts längere Zeit hindurch bestandene Wertverhältnis von $1 : 15\frac{1}{2}$ und erklärte, 1 Kilogramm Gold sei gleichwertig $15\frac{1}{2}$ Kilogramm Silber, beides $\frac{9}{10}$fein gedacht, und der Frank sollte 5 Gramm Silber wiegen. Da verhielt sich Gold zu Silber wie $1 : 15\frac{1}{2}$, das heißt

$$15{\cdot}5 : 1 = 5 : x$$
$$x = 0{\cdot}3225 \text{ (g).}$$

Mithin sollte das Zwanzigfrankstück $20 \times 0{\cdot}3225 = 6{\cdot}45$ Gramm Gold enthalten.

Nun hat sich aber die vorausgesetzte Wertgleichheit zwischen 20×5 Gramm, d. i. 100 Gramm Silber und 6·45 Gramm Gold nicht erhalten; Silber sank im Werte, war mithin durch das Gesetz zu hoch tarifiert worden. Daher wurde es vorteilhaft, von seiner freien Prägung Gebrauch zu machen, das heißt, es auf eigene Rechnung ausmünzen zu lassen und als Franken — im Verhältnis von 100 Gramm Silber für $6\frac{1}{2}$ Gramm Gold — zu verwerten. Hieraus ergab sich jedoch die Gefahr, daß das Gold, als das gesetzlich untertarifierte, in Wahrheit höherwertige Geld, vom gesetzlich übertarifierten, in Wahrheit aber minderwertigen Silber außer Landes getrieben würde. Diese Schwierigkeit wiederholt sich bei jeglicher Fixierung des Wertverhältnisses.

Nur solang das zwischen Silber und Gold rechtlich angenommene Wertverhältnis bloß um einen kleinen Bruchteil vom Verhältnis auf dem Edelmetallmarkte sich entfernt und das Schwanken abwechselnd in verschiedener Richtung sich vollzieht, ist die Doppelwährung aufrechtzuerhalten, sonst endet sie nach Erschöpfung des Vorrates an dem im Inlande gesetzlich unterschätzten, im Auslande tatsächlich höherbewer-



teten Metall, also in Monometallismus, und zwar bleibt dabei *der* Geldstoff im Land, der jeweils dauernd in Entwertung begriffen ist. Man nennt daher die Doppelwährung auch Alternativwährung.

Preisverschiebungen zwischen den beiden Edelmetallen treten aber ununterbrochen ein. Ihre Wertrelation war 1886 = $1 : 20^3/_4$, 1894 = 1 : 32·6, 1902 = 1 : 39·2, 1906 = $1 : 30^1/_2$, 1910 = 1 : 40.[1])

Die Ursache des Preissturzes des Silbers war seine massenhafte Gewinnung sowie der Übergang einzelner Kulturländer von der Silber- zur Goldwährung, wodurch weitere Massen von Silber verfügbar wurden, während zugleich die Nachfrage nach Gold stieg. Obzwar auch die Goldgewinnung stark zugenommen hat, hinderte dies nicht die Entwicklung.[2])

Deshalb mußte in den Ländern der Doppelwährung die freie Prägung des Silbers eingestellt werden; übrig blieb nur das Gold als Währungsmittel freier Ausprägung und das Silber gewann den Charakter einer Scheidemünze, — juristisch wurde es aber noch immer als vollwertig geführt, fingiert. So entstand der Typus der *hinkenden Währung*. Die Währung ruht sozusagen auf zwei Füßen, der eine (Silber-) Fuß aber blieb stabil, während der andre wachsen konnte: daher das Bild vom Hinken. Der Silberfuß blieb kurz, der Goldfuß wurde lang. Wo das Gold allein frei ausprägbar ist, als vollwertig geltende Silbermünzen aber noch im Verkehr stehen, gilt die Verfassung der hinkenden *Gold*währung.

In Ländern der *Silberwährung* (Indien, China, Mexiko) war Silber der Träger der Geldverfassung, hylisches Metall, aus dem jedermann unbeschränkt Geld prägen lassen durfte, und Goldmünzen waren bloß Handelswaren, um deren Preis sich der Staat nicht kümmerte; das machten die Händler mit den Parteien aus.

Die wesentlichen Kennzeichen der *reinen Silberwährung* sind also: mindestens eine Silbermünze ist hylisch (Voll- oder Grobmünze); ihr Nennwert entspricht ihrem Silberwert; sie ist giltig für alle Zahlungen; allfällige Goldmünzen zirkulieren lediglich als Handelsmünzen, das heißt, der Staat versucht keine Tarifierung des Verhältnisses zwischen Gold und Silber, sondern der Handelsverkehr bemißt das Wertverhältnis der Münzen.

Man hat aber infolge des Preissturzes des Silbers auch hier Privatprägungen daraus eingestellt, weil sich das Geld sonst rasch entwertet haben würde, und kam zum *Silbergeld mit gesperrter Prägung* (hinkende Silberwährung). Bei jeglicher hinkenden Währung

[1]) Man erhält die Relation zwischen Gold und Silber, wenn man ersteres gleich 1 setzt und zur Erlangung der bezüglichen Gegenziffer die Zahl 943 durch den jeweiligen Londoner Silberpreis der Unze Standardsilber (oz. st.) in Pence (d.) dividiert (z. B. 943 : 24·5 = $38^1/_2$).

[2]) 1888 wurden 166.000 kg, 1908 dagegen 665.000 kg Gold, 1888 3,385.000 kg Silber, 1908 hingegen 6,320.000 kg Silber gewonnen.

aber kann sich der Wert des *Geldes höher* stellen, als der des darin enthaltenen Metalles.

Die Erfordernisse der reinen *Goldwährung*, zuerst bewußt 1816 in England durchgeführt, sind: Hylisches Metall ist Gold; d. h. Prägung für Private wird nur bei Goldmünzen zugelassen. Silbermünzen werden als Scheidemünzen bloß vom Staate und in beschränkten Mengen ausgeprägt. Wir haben zwar vermöge der Scheidemünzen eine Tarifierung von Gold und Silber (Zwanzigmarkstück = 20 Silbermark), aber ihre Gleichsetzung ist willkürlich und verzichtet von vornherein, mit dem Metallpreise auf dem Weltmarkte übereinzustimmen.

Im Augenblick haben Goldwährung England nebst Kolonien (mit Ausnahme von Indien), Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Rumänien, Ägypten und Tunis. —

Der monetäre Verbrauch bevorzugt mehr und mehr das Gold. Die europäischen Länder haben dazu einen beträchtlichen Teil der Goldausbeute (Nordamerikas, Australiens, Südafrikas, Rußlands) an sich gebracht. Neben der Neuproduktion dienen aber auch die langher angesammelten Bestände dazu, den Geldbedarf zu befriedigen; das vor Jahrhunderten gewonnene Gold ebenso, wie das zuletzt hinzukommende.

Frankreich, das seit dem 17. Jahrhundert die Doppelwährung besaß und das gesetzliche Verhältnis zwischen dem Werte von Gold- und Silbermünzen wiederholt geändert hatte, verwirklichte noch 1865 zwischen Frankreich, Belgien, der Schweiz und Italien den sogenannten lateinischen Münzbund, der sich zur Doppelwährung nach dem Vorbild Frankreichs bekannte. Die Vertragsstaaten sicherten einander gegenseitig Annahme ihrer Münzen an ihren Kassen zu. Vollgeld waren das goldene Zehn- und Zwanzigfrankenstück sowie das silberne Fünffrankstück, Scheidemünze das Zweifrank- und Einfrankstück sowie das kleinere Geld; deren Zahlkraft wurde auf 50 Franken und der Betrag der umlaufenden Scheidemünzen auf 6 Franken pro Kopf der Bevölkerung beschränkt. Fünffrankstücke und Goldmünzen zu 10 und 20 Franken wurden frei ausgemünzt. Ausnahmsweise prägt man auch aus dem Gewichte von 5 Napoleondors (Zwanzigfrankstücken) ein goldenes Hundertfrankstück, das sehr ansehnlich ist, wie etwa ein Fünfkronenstück. (Monako prägt solche mit dem Bildnisse seines Fürsten für den Gebrauch in Monte Carlo.)

Da sich aber diese Mischwährung nicht halten konnte, kamen die Doppelwährungsländer in die Gefahr, daß ihr überwiegender Goldvorrat ablaufe und durch Silber verdrängt werde. Von Frankreich aus förderte man nun die Idee eines Weltmünzbundes, der überall die Doppelwährung einführen sollte: das war ein naiver Gedanke, bei dem den Franzosen die Aussicht einer Führung auf diesem Gebiete schmeichelte. Es wurde beraten, bis der deutsch-französische Krieg dazwischen kam, dem die Verpflichtung Frankreichs folgte, an das Deutsche



Reich 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung in Gold zu leisten. Damit konnte sich nun Deutschland an die Beschaffung eines Goldvorrates machen und von 1873 bis 1879 zur Goldwährung übergehen. Heut hat es dem Verkehre übergeben 3¾ Millionen Mark in Goldstücken, ½ Milliarde in Silber, 85 Millionen in Nickel und Kupfer.

In andern Staaten bewirkte die Entwertung des Silbers dessen Ausschluß von der freien Prägung (1873 in Holland, 1877 in Niederländisch-Indien, 1873 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1876 in Rußland, 1879 in Österreich, 1893 in Indien). Durch den Übergang Deutschlands, der drei skandinavischen Staaten, Hollands, Österreichs und Rußlands zur Goldwährung wurde zugleich eine Menge von Silber, die früher in Münzen zirkulierte, zum Abstoßen frei.

Diese Umstände veranlaßten die lateinische Münzunion, die freie Ausprägung der Fünffrankstücke für die einzelnen Münzbundstaaten zu kontingentieren und 1878 einzustellen.

Japan benutzte die von China in den Neunzigerjahren gezahlte Kriegsentschädigung dazu, 1897 die Goldwährung einzuführen. Die nordamerikanische Union dagegen versuchte, das Silber zu halten, indem sie es im Interesse der Bergwerksmagnaten vollwichtig in Dollars prägte; sie mußte aber schließlich im März 1900 ihrerseits den Golddollar als Währungsgrundlage proklamieren.[1])

Dem Geldsysteme des lateinischen Münzbundes folgten die Balkanländer und die pyrenäischen Staaten; sie gelangten jedoch gleichfalls zur (hinkenden) Goldwährung.

Silberwährung haben noch Mexiko, die mittel- und südamerikanischen Staaten, China, Siam und die Straits.

Österreich hatte 1848 den Banknoten Zwangskurs verliehen, das heißt jedermann verpflichtet, dieses Papier wie Geld zu behandeln. Daneben gab die Regierung selbst Noten (Staatsnoten) aus, die sie in eigener Regie herstellte. Infolge dieser zweifachen Papierwirtschaft erlangten die Silbergulden ein Agio von 50 %, und wurden dadurch aus dem Verkehr gedrängt. An Stelle dieser Geldsorten wurde nun 1857 der Gulden österreichischer Währung als vollwichtige Silbermünze freier Ausprägung eingeführt; aus 500 Gramm feinem Silber wurden 45 Gulden $^9/_{10}$ fein geschlagen. Von 1863 ab wurden aber

---

[1]) In der Union wird ein Drittel des in der Welt geförderten Silbers gewonnen, ein Drittel in Mexiko. Eine aus Vertretern beider Staaten gebildete Kommission zum Studium der Währungsfrage veranstaltete nun 1903 Währungskonferenzen in Paris, London, Berlin, Petersburg und im Haag, um die Möglichkeit einer Befestigung des Silberpreises zu ergründen. Der Versuch der Einführung einer internationalen Doppelwährung — nunmehr auf der Basis 1 : 32 — läuft indes auf das Problem hinaus, den wachsenden Silberbeständen der Welt ein erweitertes und gesichertes Verwendungsfeld zu schaffen, was zu große Schwierigkeiten hat, als daß die Regierungen sich herbeiließen, zur Erhaltung dieser Parität beständig Silberankäufe zu machen, eine Maßnahme, die zur Erhaltung einer solchen internationalen Doppelwährung erforderlich wäre.



neuerdings Banknoten zu 5 und 1 Gulden ausgegeben und 1866 als Staatsnoten erklärt. Außerdem ließ die Regierung Staatsnoten zu 50 fl. umlaufen und die Nationalbank gab ihrerseits Noten zu 10, 100 und 1000 fl. aus. Mit dem Sinken des Silberwertes wurde 1879 durch eine Verordnung die Ausprägung von Silbergulden eingestellt. Der zunehmende Handelsverkehr bewirkte aber eine starke Nachfrage nach österreichischem Geld und damit eine Erhöhung des Wertes des Papiergeldes. So erreichte dieses Papierzeichen die Parität mit dem Silbergulden und stieg dann sogar über dessen Metallwert. Hierauf wurde mit dem Gesetze vom 2. August 1892 (R.-G.-Bl. 126) die Kronenwährung eingeführt, um die Papierzettel gegen eine weitere Werterhöhung gegenüber den ausländischen Währungen (gegen ein Goldagio) zu sichern. Hiebei wurde der Gulden nicht nach seinem Silberwert, sondern nach dem höheren Kurswert des Papierguldens eingezogen und durch die neue Rechnungseinheit, die Krone, ersetzt. Die sogenannte Goldrelation bezeichnete jene Menge Goldes, die, als dem Werte eines Papierguldens österreichischer Währung entsprechend, festgestellt wurde und verkörpert sich im Goldgehalte des Zehn- und Zwanzigkronenstückes. Ihre praktische Bedeutung ist, daß nunmehr der Wert des Notengeldes — das ausschließlich in Form von Noten der Österreichisch-ungarischen Bank in Verkehr gerät — nicht wesentlich steigen kann, denn etwa 6 Gramm Gold sind gleich „20 Kronen" und jeder kann Gold in diesem Verhältnis unbeschränkt ausprägen lassen. Steigt also der Wert des Papieres, — wird es teurer als das entsprechende Plättchen in Gold, — so wird es vorteilhaft, Gold zu kaufen und es umprägen zu lassen und Münzen statt der teuren Noten zu geben. Da aber die Anzahl der Noten beschränkt ist, ist anderseits ein namhafteres Sinken des Notenwertes ausgeschlossen. Somit sind irgend erheblichere Schwankungen im Wertverhältnis zwischen Vollmünzen und Noten unmöglich — eine gewisse Stabilisierung ist herbeigeführt. Dafür sorgt auch die sogenannte Devisenpolitik der österreichisch-ungarischen Bank, welche in Zeiten des Anbotes im Auslande zahlbare Wechsel ansammelt, um sie in Zeiten der Nachfrage, das ist beim Steigen der Devisenkurse, wieder zu verkaufen. Der Käufer verwendet sie dann zur Begleichung seiner Schulden im Auslande. (Durch diese Tätigkeit der österreichisch-ungarischen Bank wird das Gleichgewicht der Zahlungsbilanz in normalen Zeiten immer hergestellt.)

Frei (unbeschränkt) ausgeprägt werden in Gold Zehn- und Zwanzigkronenstücke, wobei das Zwanzigkronenstück ein Rohgewicht von 6·775 Gramm und ein Feingewicht von 6·09756 Gramm hat. Neben Scheidemünzen von 5 Kronen und 1 Krone in Silber, Nickelmünzen von 20 und 10 Hellern, Bronzemünzen von 2 und 1 Heller zirkulieren die Zehn- und Zwanzigkronenscheine in Papier als Banknoten.

Wir haben somit Goldmünzen und Kurant-Silbergulden, die unter der Fiktion ihrer metallischen Vollwertigkeit beibehalten wurden — ein Schönheitsfehler unserer Währungsform. Eine Ausprägung von Silbergulden über ihren Bestand findet indeß nicht statt; die



Währung ist somit von vornherein als hinkende Goldwährung eingeführt worden. Merkwürdig ist nur, daß die Banknoten Zwangskurs behielten, das heißt im Verkehr unter Privaten als Zahlung genommen werden müssen — und die Bank von der Verpflichtung, ihre Noten, entgegen ihrem Texte, in Metall einzulösen, durch ihr jetziges Statut entbunden ist. (Die Noten sollen erst späterhin „nach Aufnahme der Barzahlungen" jederzeit unbedingt auf Verlangen gegen Gold umzuwechseln sein). Gegenwärtig löst zwar die Bank ihre Noten auf Wunsch gegen Gold ein, jedoch ohne dazu verpflichtet zu sein; sie kann daher dieses Zugeständnis stets wieder zurücknehmen. Sie verspricht zwar auf ihren Noten die Einlösung, muß aber dieses Versprechen nicht einhalten. Gleichwohl erscheint eine Aufnahme von „Barzahlungen", das ist des obligatorischen Umtausches von Banknoten gegen Goldmünzen seitens der Bank unnötig, da unsere Scheine wie Gold gewertet werden; dabei bietet die Vermeidung verbindlicher Barzahlungen absolute Sicherheit für die dauernde Erhaltung des Goldvorrates (Goldschatzes) der Österreichisch-Ungarischen Bank.[1])

* * *

England hatte von 1663 an einen Versuch mit Parallelwährung gemacht: ein System von Goldmünzen und eines von Silbermünzen gingen nebeneinander her, ohne daß beide Systeme durch eine gesetzliche Tarifierung miteinander verbunden waren. Aber es war für den Verkehr zu lästig, mit zwei verschiedenen Geldarten, die in schwankendem Kursverhältnis zueinander standen, zu rechnen.

Dann versuchte man es mit einer festen Tarifierung der Geldsorten im Verhältnis zueinander, also mit der Doppelwährung. Bereits 1798 erfolgte aber die Einstellung der freien Silberprägung für Private. Man kam also zur hinkenden Goldwährung, und von dieser ging man 1816 zur reinen Goldwährung über. Silbergeld wird offiziell unterwertig behandelt: als Scheidegeld, gemäß dem Bedarfe des Verkehres an Geldstücken geringeren Wertes. Für Gold, das der Währung allein zugrunde liegt, besteht freie Prägung, so daß der Wert des vollwertig betrachteten Geldes an den Wert dieses Metalles gebunden ist.

Im 19. Jahrhundert stellte infolge der Preissenkung des Silbers Holland 1873 dessen freie Ausprägung ein und erhielt hiedurch eine gesperrte Silberwährung. Der starke Verkehr mit Holland führte aber zu einer regen Nachfrage nach holländischen Gulden und zu deren Wertsteigerung gegenüber dem Goldgelde der Goldwährungsländer; früher erhielt man in London für 1 Pfund Sterling 12 hollän-

[1]) Neben dem Münzgesetze aus 1892 ist der Münz- und Währungsvertrag (ebenfalls vom 2. August 1892; R.-G.-Bl. 127) zu erwähnen, der die Einheitlichkeit der Münzen in beiden Teilen der Monarchie sichert. Die ungarischen Geldsorten werden zwar mit ungarischem Text und ungarischem Wappen, aber in demselben Gewicht und Feingehalt und dem gleichen Nennwert wie unsere Geldstücke hergestellt.

dische Gulden, jetzt nur mehr 11·6 Gulden. Es zeigte sich also, daß der Wert des holländischen Guldens bei der gesperrten Silberwährung nicht unter seinen Silbergehalt hinabgehen, wohl aber nach oben unbegrenzt steigen konnte, — stieg er doch trotz eingetretener Silberentwertung! Dieses Agio des Guldens wurde nun 1875 beschränkt durch Einführung der Zehnguldenstücke in Gold im Feingehalte von 6·72 Gramm Gold $^9/_{10}$ fein (1 Kilogramm Feingold = 1648·5 Gulden). Dieses Goldstück war gesetzlich „10 Gulden" wert. Das war also der Vorgang, den die österreichische Valutareform von Steinbach-Weckerle 1892 befolgte. Mehr als 6·07 Gramm Gold konnten fortan 10 holländische Gulden nicht wert sein, weil die freie Prägung dieses Verhältnis stets festhält; stieg holländisches Geld im Werte, so lohnte sich seine Ausprägung im privaten Auftrag, die es rasch auf die Goldparität zurückbrachte.

Einen ähnlichen Fall schuf die österreichische Einstellung der Silberprägung im Jahre 1879. Auch da zeigte sich, daß trotz des Sinkens des Silberwertes österreichische Papier- und Silbergulden vom Verkehr gesucht wurden und sich über den Silberwert erheben konnten. 1879 war der (innere) Silberwert des Guldenstückes 96·8 Kreuzer, 1891 gar 84·7 Kreuzer; den ausländischen Goldmünzen gegenüber wurde unser Gulden gleichwohl immer teurer!

Und als 1893 die indischen Silberprägungen eingestellt wurden, zeigte es sich neuerlich, daß der Wert des Silbergeldes von da ab stieg, da er nicht weiter durch freie Ausprägung niedergehalten wurde.

Rußland stellte bereits 1876 die Prägung der Silberrubel ein und konnte gleichfalls den Wert seines Geldes (unabhängig vom Silberpreis) an den ausländischen Goldwährungen messen. Es vollzog ebenfalls (1899) den Übergang zur Goldwährung, indem es „100 Rubel" 216 Mark in Gold gleichsetzte und auf Grund dieser Relation Goldstücke zu 10 und 20 Rubel frei ausprägt, Wertschwankungen des Rubels aber reguliert, indem es in Berlin durch das Bankhaus Mendelssohn bei Knappheit russisches Geld verkaufen, bei Fülle aber kaufen läßt. So wird der Kurswert der Rubel, das Verhältnis des heimischen Papiergeldes zu den Goldmünzen des Auslandes, „gehalten" und erhalten, wie etwa der Börsenpreis sonstiger Waren.

Wie bei Währungen gesperrter Prägung der Wert der Münzen deren Stoffwert überstieg, konnte auch bei Papiergeld der Kurs der Noten sich unbehindert erhöhen. Fortgesetzt besteht eine Menge von Zahlungsverpflichtungen, der Staat aber verhindert die Vermehrung der Umlaufsmittel, wenn er ihre freie Prägung, bzw. eine Ausgabe von Noten über ihr vorhandenes Maß einstellt. Der Bedarf des Inlandes wie des Auslandes nach Zahlungsmitteln wächst indes mit dem Wachstum des Verkehrs, und dadurch wird der Wert des geprägten oder gedruckten Geldes gehoben.

So löst sich der Wert des Geldes vom Werte seines Stoffes und es zeigt sich, daß der Wert des Geldes ausschließlich auf seiner

Qualifikation zur Verrichtung von Geldfunktionen, nicht aber auf dem Metallwerte beruht. Da frägt es sich nun, ob künftige Währungen möglich sein werden, die von jeder Edelmetallgrundlage frei wären?

* * *

Die Geldbedürfnisse des Staates, die in früheren Zeiten zu Münzverschlechterungen, das ist zur Einziehung der Münzen und zur Ausgabe leichterer Geldsorten zum früheren Nennwert geführt hatten, veranlaßten auch die Ausgabe von papierenen Geldzeichen.

Solange diese Scheine eingelöst, gegen vollwertige Münzen umgetauscht werden, ist eine Papierwährung nicht gegeben. Sie tritt ein, wenn die Einlösbarkeit entfällt, die Scheine aufhören, Vertreter von Metallmengen zu sein. Dies ist bei uns der Fall, da unsere Banknoten nicht auf Verlangen gegen Gold umgetauscht werden müssen. Wir haben deshalb bis zur Aufnahme der Barzahlungen bloß einen auf einen stärkeren Goldbesitz fundierten Banknotenverkehr, das heißt eine bankmäßig fundierte Papierwährung; erst im Falle der Einlösungs*pflicht* der Bank treten wir von gesetzeswegen in den Zustand der hinkenden Goldwährung ein. Diesem Zustande drängen die Ungarn zu, um im Auslande als Goldwährungsstaat zu gelten und dadurch ihrer Meinung nach wohlfeiler borgen zu können, während es, von diesem Gesichtspunkte abgesehen, vollständig genügt, daß die Noten (auch ohne Einlösungszwang) ihre Parität mit dem Goldgeld aufrechterhalten.

Das Papiergeldwesen zeigt so im Lauf der Geschichte verschiedene Formen. Die ersten Beispiele litten an einer übermäßigen Ausgabe von Zetteln und in deren Folge an einer Entwertung des Geldes. In der jüngeren Periode dagegen gelingt die Begrenzung der Notenmenge und die Erhaltung ihres Wertes, ja schließlich ihre Wiedereinlösung.

Die erste Papiergeldwirtschaft großen Stiles hatte Frankreich nach 1720 im Gefolge der Lawschen Unternehmungen. Die von ihm begründete Bank gab zuviel Noten aus, die gesetzliche Zahlmittel waren; die Noten wurden dadurch stark entwertet und schließlich beseitigt.

Ebenso erging es, als Frankreich 1789 die Krongüter veräußerte und den zu erwartenden Erlös schon im voraus durch Ausgabe von „Assignaten" nutzen wollte. Die Ausgabe dieser Papierscheine erreichte gleichfalls ungeheure Dimensionen und infolgedessen sank ihr Kurs 1796 auf ein Drittel ihres Nennwertes.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gaben Ende des 18. Jahrhunderts zur Beschaffung der Mittel für den Unabhängigkeitskrieg Papiergeld aus, das 1781 zu $^1/_{20}$ seines Nennwertes gegen verzinsliche Staatspapiere rückgelöst wurde. So ergab sich in allen diesen Fällen eine ungeheure Entwertung des Papieres und seine Einziehung zu einem geringen Bruchteil des Nennwertes.



Die erste **moderne**, solidere Papierwährung verwirklichte England. Es hatte von 1797 bis 1824 die Bank von England der Pflicht zur Einlösung der Banknoten entbunden und den Noten Zwangskurs geben müssen. Die Folge war, daß man die Noten alsbald niedriger schätzte als Goldstücke vom gleichen Nennwert; man verlangte für diese ein Aufgeld, das 1814 auf 40 Prozent stieg. Nach der Wiederherstellung des Friedens ging dieses Goldagio, beziehungsweise Noten-Disagio rasch zurück, und nachdem 1819 die Noteneinlösung für 1823 angeordnet war, verschwand es ab 1821 ganz. Hier war also die dauernde und völlige Entwertung der papierenen Geldzeichen vermieden und diese wurden schließlich wieder auf die volle Parität mit den Goldmünzen gebracht. Und ähnlich verlief die Entwicklung in den anderen modernen Staaten.

Wie England durch die napoleonischen Kriege, war die nordamerikanische Union durch den Bürgerkrieg der Sechzigerjahre in eine Papierwirtschaft geraten. 1862 wurden nun einlösbare Staatsnoten ausgegeben, deren Menge bald 450 Millionen Dollar betrug. Damit hatte auch ein Goldagio von 185% erreicht. Schließlich gelang es, dieses Papiergeld von 1879 ab einlösbar zu machen, und zu dieser Zeit verschwand auch das Goldagio.

Ähnliche Papierperioden machte auch Frankreich 1848 bis 1850 und 1870 bis 1877 durch. In beiden Fällen wurde (infolge der Revolutions-, beziehungsweise Kriegswirren) die Bank von Frankreich zur Einstellung der Noteneinlösung ermächtigt; doch erreichte dort das Aufgeld keine besondere Höhe und die Ordnung der Valuta wurde rasch vollzogen.

Auch Preußen hatte 1806 bis 1824 uneinlösliches Papiergeld mit Zwangskurs, ordnete aber die Verhältnisse durch einen Übergang zu einlösbaren Scheinen, worauf das Agio, das in den Wirren von 1813 76% erreicht hatte, auch dort verschwand.

Die Lehre aus diesen Vorgängen ist, daß die Einführung solider Papierwährungen möglich ist, wenn eine **entsprechende** und unter allen Verhältnissen **unverbrüchlich festhaltbare** Kontingentierung der Noten gewährleistet ist. Solang diese Voraussetzungen vorhanden sind, ist die Papierwährung unschädlich. Bestände die Gefahr von Kriegen nicht mehr, so könnten nationale Papierwährungen und auch internationale Papierscheine in Erwägung gezogen werden. Jene Garantien allein können eine Loslösung der Währung von jeder Edelmetallgrundlage ermöglichen.



Religionswissenschaftliche Studien.[1])

Theismus und Animismus.

Von **Dr. Fr. Deklapil.**

Eine zweite, weit bedeutendere Gruppe religionskundlichen Stoffes bietet der Gottesglaube der Menschheit, der Theismus. Der Animismus knüpft an die Tatsache des Todes an, der Theismus weist überall Beziehungen zum Naturgeschehen auf. Wie immer sich der Mensch die Gottheit vorstellen mag, jedesfalls erscheint sie ihm als die Urheberin der Wirkungen in der sichtbaren Welt[2]). So entartet das Zauberwesen, die Mantik, die Theurgie, und so bizarr und abstoßend zumeist die entsprechenden Riten sind, allen diesen Vorstellungen und Gebräuchen liegt die gewiß tiefsinnige Ansicht von einem gigantischen Parallelismus von Naturgeschehen und Menschengeschehen zugrunde, die gleichsam als konzentrische Kreise um den Mittelpunkt der Gottheit erscheinen. Deshalb ist die Menschheit überzeugt, im Verlauf der Naturereignisse ein Bild ihrer eigenen Geschichte zu sehen, eine Offenbarung der Gottheit bezüglich des eigenen Schicksals zu erhalten[3]). Ja der Mensch glaubt, die Gottheit nach seinem Willen zwingen zu können, wenn er gewisse Ereignisketten als Symbol der von ihm gewünschten Zukunft willkürlich hervorruft.

Schon in dieser Wahrnehmung allein liegt die Nötigung und damit auch die Berechtigung, den Theismus als eine besondere Vorstellungsgruppe vom Animismus zu trennen. Die Quellen und die Anschauungsweise beider Gebiete sind eben durchaus verschieden. Die bei vielen Völkern vorkommende Ahnenverehrung (Manismus) hat aber zu der verbreiteten Ansicht geführt, der Gottesglaube sei auf dem Wege über die Naturbeseelung (Dämonismus) hinaus nur eine höhere Entwicklung des Seelenglaubens[4]). Da diese Entwicklungsreihe

---

[1]) Vgl. „Die Kultur", XII, S. 181—190.

[2]) „Die Religion hängt überall mit dem tiefen Kausalitätsbedürfnis des Menschen zusammen, das für jedes Geschehen eine Ursache oder einen Urheber erspähen will." Ratzel 1, 38.

[3]) Es würde zu weit führen, die richtige Darstellung und Verwendung dieser großartigen Idee im christlichen Glauben und Kulte sowie ihre eigenartige Rolle in der Kunst zu verfolgen.

[4]) Seit Tylor, Primitive culture, 1872. Neuerdings, modifiziert und psychologisch verbrämt, in Wundts Völkerpsychologie. Leider hat der Verfasser des letzteren Werkes auf Anführung von Belegen für die von ihm angenommene Vorstellungsentwicklung verzichtet, welche Belege eben nicht so sehr Kontrolle, als vielmehr Beweis hätten sein müssen.

zur monistischen Weltanschauung zu passen schien, hat sie eine über Gebühr weite Anerkennung gefunden, bezeichnenderweise am zähesten außerhalb der Kreise der Religionsforscher[1]). Die Tatsachen gestatten jedoch ein solches Zusammenfassen von Gottesglauben und Seelenglauben nicht. Das angebliche Bindeglied beider, die Ahnenverehrung, entwickelt sich nämlich als Gegensatz zum Gottesglauben. So erklärt Chantepie de la Saussaye bezüglich der afrikanischen Naturvölker: „Nicht selten läßt sich, was sehr bedeutsam ist, der Gegensatz einer großen, mächtigen Gottheit, die als Weltbeherrscherin betrachtet wird, und niederer Geister beobachten, an die sich der gemeine Mann wendet. Jene, unter verschiedenen Namen bekannt, Ukulunkulu, Nyankupong, Njambe usw., kann sich eben nicht um die gewöhnlichen Sorgen der Menschen bekümmern, — sie wohnt zu weit weg, wie es heißt, — dafür treten dann die kleinen Götter ein... Als Vermittler zwischen der eigentlichen Gottheit und den Menschen dienen meist die Seelen der Verstorbenen und deshalb wird ihnen durchweg eine sogar ab und zu ins Grauenhafte gesteigerte Verehrung gewidmet (so sind die bekannten Massenschlächtereien in Dahomeh schließlich auf diesem Grunde erwachsen)."[2]) Dieselben Anschauungen lassen sich bei Asiaten[3].) Australiern[4]), Amerikanern nachweisen; bei den Algonkin ist Atahocan der höchste, aber untätige, weltferne Schöpfergott, dem keine Verehrung gezollt wird, dafür werden Ahnengeister verehrt. Einzelne Karibenstämme ehren als obersten Gott Yuluka, andere glauben aber, daß er gegen das menschliche Leben gleichgültig sei und ehren ihn nicht, sondern nur niedere Geister[5]). Ein in bezug auf unsere Frage sehr interessantes Beobachtungsgebiet ist Polynesien. Hier entwickelte sich der Ahnenkult mit Verdrängung der alten Götter förmlich unter den Augen der Forscher. „A la Nouvelle-Zélande," meint Réville, „surtout ainsi qu' à Noukahiva et aux îles Pomotoux, l'animisme était prépondérant et là encore on peut voir, que cette prépondérance n' était pas très ancienne ... c'est le cult plus immédiat, plus intime de ces tikis (Seelen der Verstorbenen), qui absorba en partie celui, qu' on rendait aux dieux de la nature ... aux îles Tokelan l'animisme

[1]) „Diese Lehre Tylors, bei vielen lange Zeit zum Axiom erhoben, ist neuerdings durch allerlei hinfällig geworden ... Jedenfalls ist eine rein animistische Basis der Religion nirgends aufzuweisen." Chantepie de la Saussaye 1, 12.

[2]) 1, 25. „Ihre viel zu dicht maskierten Götter sind dem Neger zu fern. Nahe sind ihm nur die Ahnenseelen (am nächsten jedem die seines Vaters und Großvaters)." Ratzel 2, 45.

[3]) Ratzel 2, 707: „Die Altaier meinen, es seien alle Götter dem Menschen so ferne, daß er der Vermittlung der im Paradiese lebenden Vorfahren bedürfe."

[4]) Ratzel 1, 354. Bezüglich der Malayen heißt es: „Das höchste Wesen ist dem Volke so fern, daß es ihm kaum einen Namen zu geben weiß ... die Gläubigen heben hervor, daß seine große Entfernung ihn hindere, Gebete zu erhören." Ratzel 1, 437.

[5]) Réville, 352 ff.

était à peu près inconnu."[1]) „Der Niedergang der Maori bietet ein hervorragendes Beispiel einer raschen Verarmung an Kulturgütern. Der Volkscharakter verlor an Haltung und Disziplin, wurde immer wilder und grausamer. Damit ging Hand in Hand der Zerfall des Glaubens an die alteinheimischen Götter; diese verwandelten sich in Wald- und Seedämonen, gespensterhafte, grausam und willkürlich verzerrte Fratzen. Aus der Staats- und Volksreligion wurde ein abergläubischer Dienst des Individuums."[2]) Der Polynesier nennt die Götter mit dem Gesamtnamen atua, die Seelen der Verstorbenen und die Schutzgeister im allgemeinen, die aus ersteren geworden sind, tiki und drückt so im Sprachbewußtsein seine Auffassung von der Verschiedenheit beider Gruppen aus. Tangaloa, der Hauptgott Polynesiens, einst hochverehrt, von einer üppigen Mythologie umrankt, wird gegenwärtig öffentlich wenig verehrt; auf Fidschi heißt so der Leichengeruch. „Die Wanyika (Nordostafrika) sind sonst sehr skeptisch, indem sie aus der Unsichtbarkeit Gottes folgern, es gebe keinen, aber um so eifriger sind sie der Zauberei ergeben, wobei die Koma (Schatten der Verstorbenen) die Vermittler zwischen dem höchsten Wesen (Mulungu) und dem Menschen abgeben."[3]) Die Ahnenverehrung erweist sich demnach als ein religionzersetzendes, keineswegs als ein religionbildendes Element. Der Mensch, unzufrieden, zweifelnd geworden an der transzendenten Gottheit, die sich um sein Schicksal nicht zu kümmern scheint, wendet sich an die seiner Meinung nach ihm näher stehenden Ahnenseelen; die damit notwendig verbundene Vervielfältigung der göttlich verehrten Wesen — müssen doch immer zahlreiche Ahnen verehrt werden — zeigt nirgends eine rückläufige Bewegung zur Einheit, sondern in günstigen Fällen eine dunkle Erinnerung an den höchsten Gott der Vergangenheit, da ja nach manistischer Auffassung die Vernachlässigung auch nur einer Ahnenseele die schwersten Strafen nach sich zieht. Der Ahnenkult hat demnach kraft der in ihm liegenden Schwere eine immer weitergehende Zersplitterung zur notwendigen Folge. Zum Monotheismus führt von da keine aufsteigende Entwicklungsreihe, es führt dahin nur der Bruch mit dem Ahnenkult.

Zu diesem Gegensatz von Gottesglauben und Ahnenkult paßt die Wahrnehmung gut, daß viele Völker, die es für frevelhaft halten, die Gottheit bildlich darzustellen, den Ahnenseelen bildliche Darstellung und Verehrung widmen. „Tiefgreifenden Einfluß auf das Leben (der Ozeanier) hatte die Tatsache, daß sie ihre Götter nicht eigentlich abbildeten, sondern vielmehr sie sich nur zeitweilig in will-

---

[1]) Réville 1, Ratzel 1, 48; 286; 297: „So sind auch die Halbgötter Erzeugnisse verderbter Zeiten, die, mit den alten Göttern unzufrieden, andere suchten."

[2]) Ratzel 1, 166. In Peru wurde der Sonnenkult nur mit Mühe gegen die zahllosen Dorf- und Geschlechtsgötter verteidigt; schließlich wurde der Sonnengott mit dem Kulturheros Viracocha identifiziert; allein da dieser zu hoch stand, um verehrt zu werden, neuerdings durch die Inkas zugunsten von deren angeblichem Stammvater Manco Capak verdrängt. Ratzel 1, 574, 592.

[3]) Chantepie de la Saussaye 1, 27.

kürlich gewählten Dingen verkörpert dachten. Solche Fetische waren aber nicht unbedingt nötig zum Verkehr mit den Göttern ... auch setzte der Sprachgebrauch in Hawaii dem Gespräch mit unsichtbaren Wesen die Verehrung der Idole entgegen ... Ist ein Papua gestorben, so schnitzt sein Sohn ein Bildnis, stellt es in seinem Hause auf und ruft es in wichtigen Lagen an; stirbt der Bildhauer selbst, so verfertigt dessen Sohn wieder ein Idol von ihm und wirft vielleicht den nun unnütz gewordenen Großvater beiseite. Aus Neulauenburg kennt man Doppelidole, die als Ahnenbilder von Ehepaaren gedeutet werden. Aus diesen Seelenbildern können bei schematischer Darstellung Götzenbilder hervorgehen ... Diese Entwicklung versetzt die Ahnenbilder aus dem Hause in die Öffentlichkeit."[1]) Die Malayen, „die sonst Götterbilder und Idole nicht kennen, errichten den Ahnenseelen steinerne oder hölzerne Denkbilder; bei diesen unbeholfenen Figuren werden Eide geleistet und heilige Handlungen vorgenommen und in ihre Nabelvertiefungen werden Opfer gelegt. Der Pangulu Balang, das Steinbild der Battak, ist freilich im Bewußtsein seiner Verehrer oft längst kein Ahnenbild mehr; denn er wurde mit dem Wachstum der Gemeinde der Schutzgeist des ganzen Kampong ... Forscht man dem Ursprung der malayischen Idole oder Fetische nach, so stößt man gewöhnlich auf diese Ahnenbilder."[2]) Bei den amerikanischen Völkern fällt ebenfalls die verhältnismäßig große Seltenheit von Götterbildern auf, aber überall finden sich Ahnenbilder.[3]) „Die vielbesprochenen Götzenbilder (der afrikanischen Völker) sind fast nie etwas anderes als Ahnenbilder."[4]) Auch bei asiatischen Völkern zeigt sich dieselbe sehr beachtenswerte Erscheinung.[5]) Es ist demnach gewiß keine voreilige Behauptung, daß an der Darstellung der Götter in Menschengestalt der Ahnenkult einen Löwenanteil der Schuld trägt; sie erscheint nirgends ursprünglich, sondern tritt erst im Gefolge des Manismus auf. Die primitiven Zustände vieler Naturvölker und wohl auch der ältesten Menschheit machen eine derartige Entwicklung der bildlichen Darstellungen der Gottheit ohnedies von vornherein wahrscheinlich. Tief ist in das Bewußtsein der Naturvölker die Überzeugung von dem Unterschied eingegraben, der zwischen Naturgöttern und Ahnenseelen obwaltet. „Daß der höchste Gott (bei den Negern) nicht mit in die Geisterschar eingeschlossen und demgemäß auch nicht in einem Fetisch verkörpert wird, muß besonders hervorgehoben werden. Es wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß der Fetischgedanke aus der Seelenverehrung heraus einem reineren Götterglauben zugewachsen sei."[6]) Die finnischen Schamanen rühmen sich im allgemeinen eines weitgehenden Einflusses auf die ganze Natur,

[1]) Ratzel 1, 302. [2]) Ratzel 1, 429. [3]) Ratzel 1, 582.
[4]) Ratzel 2, 47. [5]) Ratzel 2, 707. [6]) Ratzel 2, 49.

den sie auf ihre Beziehungen zur Geisterwelt gründen, gegenüber dem Donner jedoch erklären sie sich für ohnmächtig[1]), wobei zu beachten ist, daß der Name des obersten Gottes Yumala Donner bedeutet. Nach dem oben über Polynesien Gesagten wird es nicht wundernehmen, daß beispielsweise die Fidschianer scharf zwischen ursprünglichen und gewordenen Göttern unterscheiden. Selbst unter den Geistern erscheinen jene, die nie Seelen waren, auf einer höheren Stufe.[2]) Diese Unterschiede lassen sich bis in die Organisation des Priestertums hinein verfolgen. Wenn in so manchen völkerkundlichen, besonders populärwissenschaftlichen Werken das Priestertum aus dem Zauberwesen her abgeleitet wird, so muß diesen Versuchen gegenüber betont werden, daß auch hier wieder die Tatsachen mit der Theorie keineswegs zusammenstimmen. Das Schamanentum, der Zauberer, wenn man will, verleugnet nirgends seinen Zusammenhang mit dem Ahnenkult. „Der Kern seiner Kunst liegt in dem Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen"; „er eignet sich am besten, wenn er geistig abweicht von der Menge, geisteskrank, fallsüchtig, zu Halluzinationen und lebhaften Träumen geneigt ist."[3]) Dieser Tatsache entspricht es, daß bei jenen Völkern, die den Ahnenkult besonders stark entwickelt zeigen, und zwar als Entwicklungsglied einer verhältnismäßig jungen Vergangenheit, das Schamanentum neben ein von ihm verschiedenes Priestertum tritt. „Yap, Nukuor und andere mikronesische Inseln haben einen Priesterhäuptling und solche Priester, die sich unterscheiden von Zauberern."[4]) „Höher als die einfachen Fetischpriester und Zauberer stehen die erblichen Priester der großen unsichtbaren Geister in Westafrika, die eine besondere Klasse bilden. Sie tanzen nicht öffentlich, wie die Priester der kleinen Fetische, fungieren auch nicht als Wahrsager."[5]) Bei einer Entwicklung des Priestertums aus dem Schamanentum wäre diese Erscheinung nicht denkbar; sie ist aber durchaus verständlich, wenn festgehalten wird, daß mit dem sich entwickelnden Ahnenkulte und der Verdrängung der alten Götter das Schamanentum sich erst bildete, stellenweise das Priestertum völlig verdrängte oder zwang, sich um die Gaben eines Schamanen zu bewerben, stellenweise, wo diese Verdrängung nicht möglich war, einfach neben den früheren Priestern eine besondere Gruppe zu bilden begann. Das vollständige Verdrängen des Priestermuts konnte dort leichter geschehen, wo die priesterlichen Funktionen in der Hand des Familien- oder des Stammeshauptes geblieben waren; wir werden später sehen, daß der Ahnenkult in diesen Funk-

---

[1]) Castrén, Vorlesungen über finnische Mythologie, 1, 15, 106. Ein sehr interessantes Gegenstück zu obigem Belege liefert P. W. Schmidt bezüglich der Sakei („Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen", 227): „Bei den Sakei ist die ganze Natur mit Geistern angefüllt, die nyani genannt werden . . . Sie sind alle schädlich. Man schützt sich gegen sie durch Vermittlung des Zauberers. Nur wenn Peng selbst (der oberste Gott) die Dämonen schickt, ist auch der Zauberer machtlos."

[2]) Ratzel 1, 279. [3]) Ratzel 1, 50. [4]) Ratzel 1, 299. [5]) Ratzel 2, 54.

tionären seine wichtigsten Stützen fand. Wo aber der sich entwickelnde Ahnenkult eine organisierte Priesterschaft fand, trat entweder diese Priesterschaft, um ihren Einfluß nicht zu verlieren, in seinen Dienst, oder aber es bildeten sich eben eigene Gruppen zum Verkehr mit der Geisterwelt, besonders begnadete Schamanen. Die entwicklungsgeschichtliche Reihe führt also nicht vom Schamanen zum Priester, es läßt sich vielmehr zeigen, daß sie, nach rückwärts verfolgt, vom Berufspriester zum Stammes- und Familienpriester führt, eine Reihe, die auch a priori zur sozialen Entwicklung der Menschheit besser paßt als die vom Schamanentum aufwärts führende. In Polynesien „betet zum Familiengott vor dem Abendessen beim Feuer der Hausvater, den Familiengöttern bringt bei häuslichen Festen der Älteste den Ava-Becher.“ [1]) „Wenn in Hawaii das Kind beim Entwöhnen aus dem Mutterhause nach dem Vaterhause gebracht wird, opfert die Mutter ein Schwein vor dem Gott ihrer Familie; der Vater bringt Ava dar und betet um Heil für den neuen Sproß. Diese Weihe wiederholt sich in strengeren Formen und mit abhärtenden Gebräuchen beim Eintritt ins mannbare Alter. Dann unterrichtet unter allgemeinem Fasten des Stammes der Großvater . . . in besonderer Hütte die aus dem Schlafe geweckten Enkel in den Geheimnissen der Überlieferungen.“ [2]) Bei den Australiern unterweist in den Überlieferungen der Vater. [3]) „Bei ganz kleinen Stämmen (Polynesien) übernimmt der Älteste die Verwaltung des Kultus, in größeren Gemeinschaften tritt ihm ein Priester zur Seite.“ [4]) Es gehen also bei der Erweiterung der Familie zum Geschlecht, zum Stamme die priesterlichen Funktionen auf den Ältesten, den Stammeshäuptling und schließlich auf das Staatsoberhaupt über. Daß das Staatsoberhaupt bei Natur- und heidnischen Kulturvölkern nahezu überall religiöse Funktionen übt und geübt hat, bedarf wohl keiner ausführlichen Belege. In größeren Gemeinschaften trat dann infolge der nunmehr auch in anderer Beziehung notwendig gewordenen Teilung der Funktionen ein eigener Priesterstand an die Seite des Staatsoberhauptes, das sich aber in der Regel eine religiöse Oberheit wahrte. Auch diese Priester suchen unter Umständen übernatürliche Wirkungen hervorzurufen; denn der Glaube an eine über der Natur stehende Gottheit erzeugt überall den Glauben an eine übernatürliche Wirkungsmöglichkeit dieser Gottheit. Trotzdem darf dieses Priestertum mit dem Schamanen nicht verwechselt werden. Die religiösen Funktionen des letzteren haben stets *nur* solche wunderbare Wirkungen zum Ziele, während der Priester in der Leistung der üblichen Kulthandlungen seinen regelmäßigen Beruf hat.

Übrigens sind wir in der Lage, den manistischen Erklärungsversuchen direkte Beispiele dafür entgegenzuhalten, daß sich der Gottesbegriff ohne Dazwischentreten animistischer Vorstellungen entwickeln konnte und auch wirklich entwickelt hat. Bei den Zwergvölkern finden sich Stämme, die, ohne eine Spur von Ahnenkult zu besitzen, einen

---

[1]) Ratzel 1, 299. [2]) Ratzel 1, 252. [3]) Ratzel 1, 339. [4]) Ratzel 1, 299

geradezu monotheistischen Gottesbegriff kennen.[1]) Auch die religiösen Vorstellungen der afrikanischen Naturvölker zeigen, daß die Tylorsche Entwicklungsreihe den Tatsachen nicht entspricht. Die afrikanischen Völker bekennen sich vielfach zu einer auffallend reinen Gottesidee ohne Naturmythus. Ihre Mythen sind nahezu durchaus manistisch; diesem Zustande entspricht das niederste Zauberwesen, dem sie ergeben sind. Das von Tylor geforderte Übergangsglied der Naturmythologie fehlt nahezu ganz.[2])

Nur bei Nichtbeachtung ganzer Tatsachengruppen kann also der Ahnenkult als die Wurzel des Gottesglaubens angesehen werden.[3]) Eine genauere Untersuchung drängt vielmehr die Überzeugung auf, daß die Verehrung der Ahnen die schon bestehende Gottesidee zur Voraussetzung hat. Überall nämlich, wo der Ahnenkult blüht, findet sich auch die religiöse Verehrung des Stammeshäuptlings, des Staatsoberhauptes zu Lebzeiten, eine stark entwickelte, religiös gefärbte väterliche Gewalt, so daß es sehr schwer wird, den Zusammenhang beider Erscheinungen zu verkennen.[4]) Überall, wo der Naturmensch unbegreifliche Wirkungen sieht, vermutet er eine unmittelbare Tätigkeit der Gottheit. Besonders unbegreiflich erscheint ihm das Geheimnis der Menschwerdung, das trotz der Mitwirkung des Menschen über der Zeugung und Geburt eines Menschen ruht. So nur sind die verschiedenen Beschneidungsriten zu erklären, die über alle Weltteile verbreitet sind. Auch gewisse auffällige Bekleidungsriten sind hieher zu zählen. Waitz-Gerlandt bietet bei der Schilderung Polynesiens einige typische Beispiele. Daher auch der Widerschein des Göttlichen, der die Vaterschaft und Mutterschaft überall bestrahlt, wo die sittliche Verderbtheit nicht überhand genommen; daher die auffallend strenge Bestrafung des Mißbrauches, des Ehebruches selbst bei sehr primitiven Völkern.[5]) „Alle tiefergehenden Beobachter sind einig in dem Lobe des friedsamen und liebreichen Zusammenlebens der Hausgenossen bei

---

[1]) Zum Beispiel die Semang; Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker 219 ff.

[2]) Frobenius, Ursprung der afrikanischen Kulturen.

[3]) Ratzel faßt den Unterschied beider Gebiete in die Worte: „Die Grundgedanken des Seelenglaubens, und was darum sich rankt, sind zu anderer Zeit und aus anderen Quellen über die Erde gewandert als die kosmogonischen Sagen, die Göttermythen und die Ausmalungen des Jenseits, jene wohl viel früher als diese (?). Beide zeigen in den entlegensten Gebieten die auffallendsten Übereinstimmungen; aber in jedem Gebiete sind sie zwei Gedankenwelten für sich, die sich nur an einigen Punkten inniger berühren.“ 1, 56.

[4]) Selbst Buschan gesteht bezüglich der Großen Antillen zu: „In offenbarem Zusammenhange mit diesem starken Häuptlingstum ist auf den Großen Antillen und, beeinflußt dadurch bei den Inselkaraiben, der Ahnenkult zu hoher Blüte gelangt.“ 123.

[5]) In unvergleichlich schöner und erhabener Weise hat die Heilige Schrift das Großartige dieser Ideenwelt zur Versinnbildung der tiefsten Glaubensgeheimnisse benützt — es sei nur an das Hohe Lied erinnert —; aber auf keinem Gebiete des menschlichen Lebens zeigt sich die Entartung der

unzersetzten Naturvölkern. .... Die Ehrfurcht vor Älteren, der Gehorsam gegen Höhergestellte, die Bereitwilligkeit der Unterordnung imponieren oft den Europäern".[1]) Der Vater ist der geborene Priester der Familie; er opfert, betet im Namen der Hausgenossen; er[2]) oder der Großvater[3]) vermitteln dem Nachkommen die heiligen Überlieferungen. Nichts beleuchtet greller die religiöse Färbung seiner Gewalt wie die ihm so oft zustehende Vollmacht, über Leben und Tod seiner Kinder zu entscheiden. Diese straffe, durch religiöse Vorstellungen gestützte väterliche Autorität ermöglicht jene Gebilde, die von der Familie zum Staate hinüberleiten. „Der patriarchalische Zug, der das chinesische Familienleben in den unverdorbenen ländlichen Verhältnissen viel kräftiger durchzieht als in den Städten, hat die Sitte des Zusammenlebens der nächsten Verwandten in einem und demselben Hause erhalten. Vom Urgroßvater bis zum Urenkel leben oft fünf Generationen unter einem Dache. Dieses Zusammenleben, das oft in der Erinnerung an gemeinsame Abstammung ganze Gemeinden, ja Gruppen von Gemeinden zu einem starken Stammesgefühl begeistert, ist für das Gedeihen der Bevölkerung wesentlich".[4]) So müssen wir uns beispielsweise die Dorfstaaten der Malayen entstanden denken, deren Auflösung seinerzeit das Ziel der spanischen Regierung auf den Philippinen war. Das ist der babylonische Stadtstaat, die antike *πόλις*, Stadt und Staat, die auf Phratrien gebaut ist. So wird es verständlich, daß auch der Stammeshäuptling, das Staatsoberhaupt, bald von dem Nimbus des Göttlichen umstrahlt erscheint, ja hier wird der Nimbus um so größer, je mehr seine Machtfülle die des Familienvaters überragt. Hier ist auch das angeblich fehlende Bindeglied von Religion und Sitte zu finden. In dem Willen des Staatsoberhauptes äußert sich der Wille der Gottheit. Die Zulu erzählen von Ukulunkulu, der die Menschen aus Morast geschaffen, daß er die Könige eingesetzt.[5]) Von dieser Überzeugung ist nur ein Schritt zu der zunächst nur metaphorisch gebrauchten Redeweise, daß das Staatsoberhaupt ein „Sohn des Himmels, ein Sohn der Sonne" sei,[6]) bis der letzte Schritt gemacht wird, der die Apotheose des Staatsoberhauptes zum Gegenstande hat: der König erscheint als Inkarnation der Gottheit, die schon auf Erden göttlich verehrt und nach ihrem Tode unter die Götter versetzt wird. Bei den Ozeaniern, deren Ahnenkult, wie schon erwähnt, recht jung ist, werden an vielen Orten nur die

---

durch die Sünde verwundeten Seele krasser als auf diesem. Die sonst gewiß nicht prüde Welt hat daran Ärgernis genommen, weil sie in diese Ideenwelt nur mit dem Auge der Lüsternheit zu sehen gewohnt ist. Ist es ein Zufall, daß die Unkeuschheit, dieser Mißbrauch einer der erhabensten Einrichtungen Gottes in der Natur, Frivolität auch in religiösen Dingen erzeugt? Auch unser Zeitalter wäre religiöser, wenn es Pietät und Takt in Dingen der Keuschheit kennte!

[1]) Ratzel 1, 115. [2]) Ratzel 1, 339. [3]) Ratzel 1, 252. [4]) Ratzel 2, 673.

[5]) Chantepie de la Saussaye 1, 25.

[6]) Ratzel 1, 574.

Seelen der verstorbenen Häuptlinge vergöttert (Fidschi).[1] „Das nachirdische Geschick der Häuptlings- und Priesterseelen ist ja hauptsächlich darum höher als das der niedrigen Schichten, weil jenen schon im Leben höhere Kräfte innegewohnt hatten; nun werden sie ohne körperliche Hülle wohl noch kräftiger wirken. . . . . Freilich werden sie auf dem Wege aufwärts im Dunkel leicht von bösen Geistern ergriffen und umhergeschleppt." (Der Gedanke der Apotheose ist also noch nicht ganz bis zu den letzten Folgerungen ausgedacht.) „Der Ursprung göttlicher Verehrung reicht oft bis hart an die Erinnerung der Jetztlebenden heran."[2] Anderwärts beginnt die Vergötterung schon zu Lebzeiten des Königs. In Kusaie führt er geradezu den Titel „Gott".[3] Bei den Indiern heißt der Fürst „Goldener Gott"; seine Speise ist göttlich, seine Geburt eine Inkarnation.[4] Ägypten, Babylonien, Persien, Griechenland, Rom, Mexiko, Peru heute noch China und Japan bieten vorzügliche Beispiele, wie weit gerade hochzivilisierte Völker diese Idee entwickelt haben, ohne irgend einen Antrieb zu einer rückläufigen Bewegung zu erfahren. Die Geschichte der ältesten Christenheit liefert blutige Belege dafür, mit welchem Fanatismus an der Apotheose der Cäsaren in hochklassischer Epoche festgehalten wurde. Die göttliche Verehrung der Könige wirkt auf die Vornehmen, auf das Volk zurück, das seine Ahnen ebenfalls religiös zu ehren beginnt.[5] Die Vergötterung der Heroen, die gleichfalls hierher gehört, ist nach den bisherigen Ausführungen ohneweiters verständlich.

Überblicken wir nunmehr die hier mehr skizzierten als ausgeführten Zusammenhänge der Königsverehrung und des Ahnenkultes, so dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, daß die religiöse Verehrung der Familien-, Stammes-, beziehungsweise Staatsoberhäupter, aus welcher der Ahnenkult sich entwickelte, die Überzeugung von einer göttlichen Macht voraussetzt, die sich in der Vaterschaft und Königswürde offenbart, zugleich ein Beleg, daß der Mensch auch der tiefsten Kulturstufen sich diese Macht ethisch vorstellt. Der Ahnenkult wäre also ohne eine schon vorhandene Gottesidee nie entstanden; der Gedanke, daß eine in die andere Welt übergetretene Seele jetzt mächtiger sei als im

[1]) Dabei wird aber zwischen den ursprünglichen und den erst gewordenen Göttern streng unterschieden (siehe oben), was sich aus der Neuheit des Ahnenkultes leicht begreifen läßt.

[2]) Ratzel 1, 279. [3]) Ratzel, 1, 270. [4]) Ratzel 2, 600.

[5]) Vgl. Buschan, Völkerkunde 123. Radloff beobachtete auf seinen Reisen im Gebiete altaischer Mongolen in jeder Jurte eine Stelle mit Symbolen der Gottheit (Hasenfelle) und Lappen mit menschlichen Figuren (Somo). „So viel ich zu erfahren vermochte, bedeuten die Lappen die neun Vorfahren oder die Schutzgeister der Jurte." Während er zum Beispiel bei den Teleuten sah, daß das Hasenfell mit Milch bespritzt wurde, um Ülgön, dem Vater Himmels und der Erde, damit ein Opfer zu bringen, sah er bei der Ahnenstelle nie irgend ein Zeichen der Ehrfurcht, nur in der Jurte des Kurtu Saisan (Stammeshäuptling) breitete sein Gefährte die von Radloff, erhaltenen Geschenke an die Ahnenstelle aus, ließ sie einen Tag dort liegen „damit sein Reichtum nicht den Neid der Götter (recte Ahnen) errege". Radloff, Aus Sibirien 1, 271, 322. Ein interessantes Beispiel sich entwickelnden Ahnenkultes im Hause eines Häuptlings.

irdischen Leben, wäre angesichts der offenbaren Schwäche des Toten psychologisch unmöglich, wenn eben nicht jene andere Welt an und für sich mächtiger und einflußreicher gedacht würde als die irdische. Dem Seelenglauben wird demnach die Gottesidee, die anderen Ursprungs ist, aufgepfropft, und führt so zum Ahnenkult. Die Beziehungen zum Naturgeschehen, die die Menschheit überall der Gottheit zuschreibt, verursachen dem animistischen Erklärer der Religion ernste Schwierigkeiten. Um von zweckmäßigen Wirkungen auf eine Ursache zu schließen, dazu bedarf der Naturmensch keineswegs des Umweges über den Ahnenkult. Man vergleiche dagegen die verwickelten Gedankengänge, die in Wundts Völkerpsychologie vom Seelenglauben aufwärts führen sollen, und frage sich, ob der Wundtsche Weg für primitive Völker paßt.

Im Lichte der Tatsachen betrachtet, erscheint der Ahnenkult als der zum Diesseitsstandpunkt herabgedrückte transzendentale Theismus, daher unserer Auffassung nach der Ahnenkult als Entartung der Gottesidee in die Gruppe des Theismus einzureihen ist. Allerdings ist im Ahnenkult der Diesseitsstandpunkt noch nicht bis zu den letzten Konsequenzen durchgeführt, ganz ähnlich wie wir dies ja auch beim Animismus beobachten konnten. Noch auf eine Folgerung, die sich aus unseren Ausführungen ergibt, sei kurz hingewiesen. Während das Priestertum seine Existenz dem religiösen Bedürfnis der Menschheit verdankt und deswegen als eine volkstümliche Funktion ursprünglich im Schoße der Familie geübt wurde, hatte die Vergötterung des Stammeshäuptlings ihre Wurzel im Bestreben nach tunlichster Befestigung der Macht und führte dazu, daß der bei Lebzeiten göttlich verehrte Fürst sich bemühte, auch wirklich Beweise seiner übermenschlichen Kraft zu geben, was bekanntlich oft genug mißglückte und zum Sturze so manches Despoten führte. Daß es dabei zu betrügerischen Manipulationen kam, an denen sich allerdings häufig genug das Schamanentum beteiligte, ist klar. Es ist demnach eine durchaus unwissenschaftliche Behauptung und ein nicht genug scharf zu rügendes Übertragen modernen Priesterhasses in fremde religiöse Gedankengänge, wenn man das Priestertum förmlich aus Betrug entstanden sein läßt. Das Priestertum bedurfte zu seiner Entstehung des Betruges nicht, außer man erklärt die Religion selbst als Betrug; die unberechtigte Anmaßung religiöser ja göttlicher Gewalt durch irdisch mächtige Personen hat sich aber auf keiner Stufe der Religionsgeschichte als den religiösen und sittlichen Interessen dienlich erwiesen.

So sind wir denn voll und ganz berechtigt, den Theismus als zweite und selbständige Dispositionsgruppe neben den Animismus zu stellen, wie dies selbst der eingefleischteste animistische Erklärer unter dem Zwange des Materiales tun muß.





Das klassische Afrika.

Von Msgr. Graf **Peter Vay v. Vaja.**

I. Phönizische Kolonien.

Die jüngsten römischen Funde in Afrika erregen mit vollem Rechte die Aufmerksamkeit nicht nur der Archäologen, sondern der ganzen gebildeten Welt. Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben ganze Lager und Munizipien ans Licht gebracht. In den meisten Fällen waren sogar nicht einmal Grabungen notwendig, weil die unvergleichlichen Kunstwerke dort verloren dastanden in der Wüste, man brauchte sie nur aufzusuchen in den unbewohnten, unbekannten Gegenden.

Die Ausdehnung der afrikanischen Besitzungen Roms war eine ungeheure. Sie umfaßte Tripolis, Tunis, Algier, ja sogar Marokko, und ihre westliche Grenze bildete der atlantische Ozean. Auf diesem unermeßlichen Gebiete entstanden nach allen Richtungen blühende Kolonien. Volkreiche Städte wurden gegründet, mächtige Burgen erhoben sich, Handel und Gewerbe waren nirgends regsamer als in den Häfen des nördlichen Afrika. Dort sprudelten die ergiebigsten Quellen der fabelhaften Reichtümer des weltbeherrschenden Imperiums.

In den letzten Jahrhunderten des Kaiserreichs schien es, als ob der Schwerpunkt des gesellschaftlichen Lebens sich nach den Küsten Afrikas hin verschoben hätte. Die hervorragendsten Bürger erwarben ausgedehnte Ländereien und brachten einen großen Teil des Jahres hier zu. Andere nahmen amtliche Stellungen an und betätigten sich als Gouverneure, Inspektoren, Einnehmer. Am größten war jedoch schließlich die Zahl derjenigen, die sich dauernd in dem neuen Weltteil niederließen. Da in Italien das flache Land übervölkert, die Städte überfüllt waren, hielt der junge Nachwuchs gern Umschau nach einem weiteren, freieren Wirkungskreis. Der fortschreitenden Kultur folgten auf der Ferse die verschiedenartigsten Einwanderer: Handwerker, Kaufleute, Baumeister, Bildhauer, Maler überschwemmten das aufblühende Land, und sie alle fanden einen entsprechenden Wirkungkreis und reichlichen Erwerb. So wuchsen wie auf ein Zauberwort großangelegte Städte aus dem Boden, wie Bulla Regia, Lambesia, Simittu, Saldae, Auzia und noch so manche andere, deren Ruinen noch ein sprechendes Zeugnis ablegen von ihrem einstigen Wohlstand und Glanz. Und sowie



man noch weiter vordringt zu neuen und immer neueren Resultaten, bietet sich jedesmal eine bessere Gelegenheit, eine klare Vorstellung zu gewinnen davon, was Afrika unter den Römern gewesen sein konnte, und ein immer schärfer umrissenes Bild zu entwerfen von dem Leben der Römer in Afrika.

Diese Frage hat mich stets interessiert. Vor mehr als zwei Jahrzehnten, noch als Student, habe ich zum erstenmal den schwarzen Erdteil betreten. Ich bereiste die meisten namhafteren Gegenden, und mit ein paar Freunden eine kleine Karawane bildend, drangen wir auch in die Sahara ein. Einzelne Tagebuchfragmente dieser interessanten Reise erblickten im Winter von 1887 auf 1888 in der „Vasárnapi ujság" das Licht der Welt. Mit diesen Aufzeichnungen aus Afrika begann ich damals meine schriftstellerische Laufbahn. Seither hat sich nahezu alles geändert im Lande der Berber und Beduinen, aber mein Interesse für das unerschöpflich reiche Land ist nicht versiegt, zu dessen einzelnen Ausgrabungsstätten ich verschiedene Male auf längere oder kürzere Zeit zurückkehrte.

So gelangte ich wieder mittelst zweier, Auswanderer und Rückwanderer befördernder Schiffe nach Karthago. Wieder suchte ich die Gegenden der neuesten Ausgrabungen auf. Seit ich das letzte Mal dort war, hat besonderes Glück die Ausgrabungen begünstigt. Nicht unbeträchtlich war die Zahl jener interessanten Objekte, die man aus der Tiefe des Meeres hervorgeholt hat. Die im Meerbusen von Bizerta gefundene, mit Gold eingelegte silberne Prunkschüssel hätte allein schon die Strapazen der Reise aufgewogen: eines der schönsten, wir könnten sogar sagen das prächtigste antike Kunstwerk, das wir bis jetzt aus den Werkstätten Roms kennen. An Großartigkeit der Konzeption wie an Sorgfalt der Ausführung übertrifft sie sogar noch den berühmten zu Bosco reale gefundenen Schatz. Keinen geringeren Grad von künstlerischer Tätigkeit tragen jene Bronze-Statuen und Gefäße zur Schau, welche vor nicht langer Zeit Taucher an den Gestaden von Medea an die Oberfläche gebracht haben.

Was mich in erster Linie an diesen seltenen Gegenständen interessiert, ist, daß sie ein ausgezeichnetes Licht werfen auf das hohe zivilisatorische Niveau des Lebens in den römischen Kolonien und daß sie die unmittelbarsten Zeugnisse sind für die hohe künstlerische Kultur jener Kreise. Indem wir diese Kunstgegenstände betrachten, können wir uns erst eine Vorstellung davon machen, wie die Auffassung, die Empfindung, der Geschmack der Menschen beschaffen war, denn auch ein in der Wüste aufgedecktes farbenprächtiges Mosaik, eine in der Wildnis gefundene Statue, aus der Tiefe des Meeres nach Jahrtausenden hervorgeholte Prachtgefäße gewähren schließlich den intimsten Einblick nicht nur in die individuellen Fähigkeiten des Künstlers, sondern der ganzen Gesellschaft, deren Glied er war. Mit einem Worte, sie sind das vertrauenswürdigste Dokument der Auffassung, der ganzen Weltanschauung des Volkes, für das er arbeitete.



II. Karthago.

Die glanzvolle Stadt der Dido haben die Heerscharen des Scipio Africanus im eigentlichen Sinne des Wortes zerstört. Cato konnte stolz sein auf seinen oratorischen Erfolg. Die mächtige Rivalin versank in nichts. Sie verschwand so spurlos, daß man nach kaum einem Vierteljahrhundert nicht einmal den Ort mit voller Sicherheit bezeichnen konnte, wo die Stadt der stolzen Königin gelegen sein mochte. Denn obwohl Vergils unsterbliche Dichtung davon erzählt, können wir doch Dido kaum als die Gründerin der blendenden Stadt betrachten. Tatsache ist jedoch, daß sie hier gelebt und geherrscht hat.

Wenn die Geschichte von der Gründung Karthagos auch nicht wenig dichterisch ausgeschmückt ist — wie die Tradition von der Ochsenhaut —, so ist sie darum nicht minder interessant. Die Phönizier, die wir als die ersten Gründer betrachten müssen, waren eines der eigenartigsten Völker des Altertums. Als die Herren des Meeres spielten sie einst in der Geschichte möglicherweise dieselbe Rolle wie heutzutage die angelsächsische Rasse. Sie gaben und nahmen, trieben allerlei Handelsgeschäfte, soweit ihre Schiffe segelten. Ihre hohen Galeeren drangen bis an weit entlegene Küsten vor. In erster Linie bemächtigten sie sich der günstigsten Häfen des mittelländischen Meeres. Im Norden gelangten sie bis nach Britannien; nach Süden ihren Weg verfolgend, umschifften sie sogar ganz Afrika. Die Triebfeder ihrer Wanderzüge ist viel weniger in Eroberungslust oder Ruhmgier zu suchen als vielmehr in der harten Notdurft. Verdrängt von ihrer eigenen Heimat, welche zwar eine große Längenausdehnung besaß, aber eingeschlossen war zwischen den Bergketten des Libanon und den Wogen des Meeres, waren sie darauf angewiesen, außerhalb ihrer Grenzen ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Als Angehörige der semitischen Rasse lag ihnen der Handelsgeist im Blute, und auf diesem Gebiete sind sie unübertrefflich geblieben. Der Wert ihrer Tätigkeit und ihrer Kultur liegt in ihrem kaufmännischen Geiste. Wenn auch die Phönizier selbst erstklassige Kunstwerke ebensowenig wie die Juden geschaffen haben, haben sie doch die künstlerischen Schöpfungen der großen Kulturvölker unter diesen bekannt gemacht. Sie schleppten diese Kunstwerke weit auseinander, auf alle Stapelplätze der Welt. So kamen sie an die nördlichen Küsten Afrikas. Eine sichere Bucht, einen geeigneten Hafen findend, warfen sie die Anker aus. Mit der Zeit bauten sie Werften und Lagerhäuser bis endlich eines der blühendsten Emporien an Ort und Stelle erstand. Genau so wie die englische East-Indian- oder die Hudson-Bay-Company trieben, wie wir sehen, die phönizischen Handelsfirmen gleichfalls Politik und führten sogar Kriege. Da sie selbst von Haus aus keine Krieger waren, hielten sie zahlreiche Soldtruppen. Ihre Warenhäuser, die Emporien, waren befestigt. Neben den Häusern der Kaufleute breitete sich das Lager der Soldaten aus. Wenn auch von all dem nicht eine Spur mehr erhalten ist, so können wir doch ihre Lage mit voller Sicherheit bestimmen. In besserem Zustande sind die beiden berühmten



Häfen erhalten, die nach den historischen Angaben imstande waren, ein paar hundert Kriegsschiffe zu fassen. Auf dem Gipfel des benachbarten Hügels erhob sich die berühmte Burg Byrsa. Die Stelle, wo die stolze Akropolis stand, nimmt heute die von Kardinal Lavigerie erbaute Kathedralkirche ein, bei deren Bau man vor ein paar Jahren auf dieses so lange gesuchte stolze Denkmal Karthagos gestoßen ist. Hier war das Herz der Stadt. Hier bestieg Dido, wie Vergil erzählt, den Scheiterhaufen. Nicht weit davon erhob sich die von den alten Schriftstellern wiederholt erwähnte prächtige Ara, der Altar Esmun, in dessen Säulenhalle die Gattin Hasdrubals in demselben Augenblick ihrem Leben ein Ende machte, in dem ihr Gatte seine Waffen zu den Füßen Scipios niederlegte und Karthago in nichts versank.

Von der punischen Baukunst sind nur wenige Reste erhalten. Kürzlich erst hat man jedoch ein außerordentlich interessantes Grabmal entdeckt. Tief unter dem heutigen Niveau dehnen sich die vollständig erhaltenen Gruftkammern aus. Ihre Wände sind mit gewaltigen unbehauenen Quadern gepflastert. Das Grab selbst schützen — wie bei den prähistorischen Dolmen — zeltartig aufeinandergetürmte Steine. Die Leichen wurden entweder einfach hineingelegt und so bestattet, oder sie ruhen in einem Sarge aus Ton oder Zedernholz.

Der Inhalt dieser Grüfte und Särge bietet eine ungemein reiche Sammlung altphönizischer Gegenstände. Nicht weniger wertvoll sind jene zahllosen Objekte, Sarkophage, Urnen, Inschriften, Gebrauchsgegenstände, Spielzeuge, die während der letzten zwei Jahrzehnte ans Tageslicht gekommen sind. Alles, was den Menschen lieb und teuer war, wurde mit ihnen begraben, man legte es neben sie hin an ihre letzte Ruhestätte. All das ist in völlig unversehrtem Zustande da, als ob es erst gestern aus der Hand gelegt worden wäre.

Waffen finden sich nur wenige, denn die Phönizier waren kein kriegerisches Volk. Um so zahlreicher sind allerlei nützliche und nutzlose Kleinigkeiten: Spiegel, Spangen, Rasiermesser, Spielzeuge, Larven sind alle in großer Zahl auf die Nachwelt gekommen. Diese Larven sind ganz besonders interessant. Es finden sich darunter Fratzen, die man ohne Zweifel zur Vertreibung der bösen Geister neben die Gebeine hingelegt hat, wieder andere sind Porträts, jendenfalls Ebenbilder des Verstorbenen, wie wir das an den Porträten auf den Grafschen Mumien beobachten können.

Von dem berühmten phönizischen Glase hat sich mehr als eine interessante Urne und Amphora erhalten. Sehr schön sind auch die goldenen und silbernen Geräte, besonders die getriebenen Goldschmiedarbeiten. Neben der Reinheit des verwendeten Edelmetalls legten sie besonderes Gewicht auf vollendete Ausführung. Die Ornamentierung der phönizischen Prachtstücke zeichnet ein seltener Geschmack und eine ungemeine Verfeinerung aus. Aber das war die Naturanlage des Volkes selbst; wenn es auch keinen eigentlichen großen Künstler hervorgebracht hat, so waren sie doch alle die unvergleichlichsten Kunsthandwerker.



III. Die römischen Denkmäler.

Karthago verschwand. Unter dem schwersten Banne war es den phönizischen Abkömmlingen verboten, die Stadt wieder aufzubauen. Rom wurde die unumschränkte Herrscherin im nördlichen Afrika. Mit den verblüffenden Erfolgen dieser Eroberungen lassen sich nur jene Alexanders des Großen vergleichen. Aber der mazedonische Held war nur Heerführer, nicht Staatsmann. Der Senat jedoch verdient in erster Reihe für seine ausgezeichnete Kolonialpolitik Anerkennung.

Es gibt nichts Interessanteres, als das große römische Volk außerhalb seiner Grenzen zu beobachten. Sei es nun in Pannonien, am Ufer der Donau, und heiße die Niederlassung Aquincum, oder wandern wir durch ganz Europa hindurch bis zum westlichen Punkt des Kontinentes, nach Italica auf der pyrenäschen Halbinsel, so weisen noch heute die erhaltenen Ruinen genau dieselben Gesetze auf, atmen denselben Geist.

Die bis zum heutigen Tage stehen gebliebenen römischen Bauten in Afrika sind die gewaltigsten Denkmäler dieses großzügigen staatlichen Organismus. Die riesigen Dimensionen des Kolosseums zu El-djem, das unübertreffliche Amphitheater, das marmorne Forum Thymgads oder, wenn wir uns nach Udna wenden, der unermeßliche Aquädukt, der dort die Wüste durchquert, sind die unmittelbarsten Zeugnisse für die Macht der römischen Herrschaft und ihre Blüte.

Was uns in erster Linie überrascht, ist die ganz außerordentliche Zielbewußtheit und der weite Blick, den die Römer bei der Eroberung ihrer Kolonien betätigten. Wie wenig Menschen sie dazu brauchten, ist gleichfalls unglaublich, wenn wir die erzielten Erfolge in Betracht ziehen. Die Republik begnügte sich mit wenigen, ausgewählten Erwerbungen und konnte sich durchaus nicht zu größeren Eroberungen in Afrika entschließen. Erst unter den Cäsaren drängten die Heere immer weiter nach Süden.

Wenn man die Verwaltung der römischen Kolonien studiert, verdient die höchste Anerkennung jener Takt, mit dem die Eroberer die unterworfenen Völkerschaften behandelten und mit dem sie es verstanden, die einzelnen Stammeshäuptlinge und die kleineren Dynasten zu gewinnen. Sie ließen sogar gerade durch diese das Volk regieren, genau so, wie wir das in Indien beobachten können, wo die kräftigsten Stützen Englands in dem vor zwei Jahren aufgeloderten Volksaufstand die eingeborenen Herrscher, die Maharadschas, waren. Dasselbe können wir in Afrika wahrnehmen in dem Falle des Masinissa und der übrigen berberischen Dynasten, die man nicht nur in ihrem früheren Gebiete beließ, sondern noch mit neu hinzugekommenen bereicherte, die sie als ebensoviele Lehen im Namen des Kaisers regierten.

Damals war die afrikanische Kolonie in drei Teile geteilt. Das bei den lateinischen Schriftstellern so häufig erwähnte Numidien entsprach in großen Zügen dem Gebiete des heutigen Algier. Das sogenannte Prokonsulische Territorium erstreckte sich über Tunis und



Tripolis. Mauretanien schließlich kam, nachdem Caligula den Beherrscher desselben, Ptolemeus, getötet hatte, gleichfalls unmittelbar unter die Botmäßigkeit Roms und dehnte, in zwei Distrikte geteilt, seine Grenzen bis an den westlichen Ozean aus.

Über dieses ungeheure Gebiet sind die interessantesten Ruinen und Überreste zerstreut: die Trümmer zahlloser ehemaliger Castra, gewaltiger Prätorien, eingestürzter Burgen. Mögen sie auch noch so sehr zerstört sein, so beurkunden sie auch in diesem Zustande noch klar ihre einstige Größe. Und noch einen anderen großen Vorzug haben diese afrikanischen Denkmäler, den nämlich, daß der Wüstensand das, was übrig geblieben ist, in der wunderbarsten Weise konserviert hat.

Unter den römischen Bauten Karthagos sind noch in verhältnismäßig bestem Zustande zu sehen die einstigen Zisternen. Wahr ist, daß heute in den ungeheuren Bassins nomadisierende Hirten ihre Zelte aufgeschlagen haben. Aber die sonnengebräunten, in weiße Burnusse gehüllten Gestalten bringen uns vergangene Zeiten nur noch näher, wir können in ihnen leicht ebensoviele Senatoren in weiter Toga erblicken.

Das Amphitheater liegt nicht weit davon in einer Mulde. Diesen Bezirk von ungeheuren Dimensionen hat man ausgegraben, seit ich zum erstenmal in Karthago war. Der Grundriß des Gebäudes breitet sich jetzt dort in seiner ganzen Ausdehnung vor uns aus. Von den gewölbten Gängen ist nicht ein einziger erhalten geblieben. Die Schutzmauern des sogenannten Podiums stehen noch an vielen Stellen. Erhalten, aber nicht unversehrt sind auch die Vomitarien, und dort stehen noch die Mönianen, welche zur Trennung der einzelnen Plätze dienten. Auf mancher marmornen Tafel können wir den Inhaber des betreffenden Platzes entziffern: sie trägt den Namen irgend einer hervorragenden Persönlichkeit.

Das Odeon und das römische Theater sind unter all den Ruinen am besten erhalten. Das klassische Lokale lag dort vor uns in vollständig erhaltener Form. Das Proszenium steht noch, und den Hintergrund des Pulpitums bildet ein säulengeschmückter dreifacher Rundbogen, der einen herrlichen Fernblick erschließt auf den Spiegel des Meeres und die bläulichen Bergketten am Horizont. Im Vordergrund trennte eine aufgeführte Mauer das Orchester von dem Publikum. All das steht noch da wie vor Jahrtausenden. Vor zwei Jahren ist diese verlassene Örtlichkeit eines Tages aus ihrem langen Traume wieder zu neuem Leben erwacht, und unter großen Feierlichkeiten haben die ersten Künstler von Paris darin eine Vorstellung gegeben.

Die fern von der Heimat in der Fremde lebenden Römer haben, wie wir sehen, ihre ganzen Einrichtungen und Gewohnheiten mit sich genommen und lebten, arbeiteten und unterhielten sich, mochten sie sich an welchem Punkte des Erdkreises immer befinden, genau so wie an den Ufern des Tiber, in ihrer geliebten Roma aeterna. Die Überreste der luxuriösen Thermen, der berühmten römischen Bäder, sind nicht weniger interessant. Aus einigen derselben läßt sich sogar feststellen, daß Antonius selbst sie erbaut hat. Welchen Glanz und Luxus diese



entlegene Kolonie auf diesem Gebiete zur Schau trug, davon legen das beste Zeugnis ab die Schriften des Seneca, der mit glänzender Feder die luxuriösen Gewohnheiten seiner Zeitgenossen schildert. Er selbst ging hinunter nach Afrika, suchte das einstige Heim des Scipio auf und stellte lehrreiche Vergleiche an. In erster Linie überrascht ihn die einstige Einfachheit der Bäder, und er setzt detailliert auseinander, daß das tepitarium des großen Feldherrn bescheidener war als jenes, welches heutzutage die ärmsten Bürger benützen. Die vornehme Welt der Kolonie würde jedoch, geradeso wie in der Kaiserstadt, nicht einmal den Fuß in eine solche Anstalt setzen, deren Boden nicht die kunstvollsten Mosaiken bedeckten, deren Wände nicht mit den kostbarsten Marmorplatten bekleidet wären. Wenn wir diese unmittelbaren Aufzeichnungen lesen, können wir uns erst eine Vorstellung machen, wie ein Gebäude ausgesehen haben mag wie die an der Via Appia erbauten Thermen des Caracalla. Eine treue Kopie derselben erbaute man auch in der reichen Kolonie.

Unter den christlich-römischen Ausgrabungen sind die hervorragendsten die beiden großen Basiliken. Die Dimensionen der Damus el Karita, welche an dem Wege liegt, der von Karthago nach Sidi-Busaïd führt, sind besonders beachtenswert; ihre Länge beträgt 65, ihre Breite 45 Meter. Am Ende des Mittelschiffes ist man auf die Spur der Apsis gestoßen, deren Fußboden, mit wohl erhaltenen Mosaiken ausgestattet, vier Heilige darstellt. Die Säulen des Ziboriums aus grünem Marmor sind gleichfalls erhalten, der Altar ist jedoch vollständig zerstört; wie so häufig in jener Zeit, war er wahrscheinlich aus Holz gezimmert.

Wenn wir die Schriften des heiligen Augustinus zur Hand nehmen, dessen Leben und Wirken so eng verknüpft ist mit der Geschichte der römischen Herrschaft in Afrika wie diese Ruinen, so bauen sich diese aufs neue in unserer Phantasie auf. Überall kommen Kirchengeräte, Gefäßscherben, Inschriften zum Vorschein, welche eine klare Vorstellung geben von den lokalen Beziehungen der ersten Jahrhunderte. Indem wir diese Ausgrabungsstätten besuchen und dabei die antiken Schriftsteller durchblättern, bevölkert sich aufs neue die Wüste Afrikas, in der Welt unserer Einbildungskraft erwacht sie zu neuem Leben und schwebt dort vor unseren Augen schimmernd, blendend wie eine Fata Morgana.



Marie v. Buol.

Von Anton Dörrer.

Daß ich's nur gleich gestehe: ich selbst bin erst durch Dr. Karl Domanig auf die Kalterer Volksgeschichtenerzählerin aufmerksam gemacht worden. Er kargte nicht mit dem Lobe und nannte sie nach Enrika v. Handel-Mazzetti geradewegs unsere größte Meisterin des Erzählens in Österreich. Das Urteil mag vielleicht überraschen und von vielen auf Rechnung der engen Geistesverwandtschaft beider Künstler geschrieben werden; denn daß Marie v. Buol mit Karl Domanig mehr als die gleiche Heimat, dieselbe Nation und Religion gemeinsam hat, erkennt jeder, der auch nur ein Bändchen von ihr durchflogen hat. Man nennt sie Heimatkünstler, weil beide ungefähr die gleiche Mitte einhalten zwischen Idealismus und Naturalismus, zwischen Kosmopolitik und Lokalpatriotismus, weil sie ihre Stoffe dem bodenständigen, unverfälschten Volksleben entnehmen und weil ihre formale Kunst auf heimatlicher Überlieferung begründet ist. Aber die gemütsinnige, lebensernste Poesie hat noch tieferen gemeinsamen Gehalt: sie ist auch im Dienste dieses ihres Volkes entstanden; beide sind von der weltgeschichtlichen Mission durchdrungen, die dem Lande Tirol als Ausfluß des providentiellen Berufes Österreichs zugewiesen wurde. Das gute Althergebrachte des tirolischen Volksstammes wollen sie uns Tirolern erhalten und dem gesamten deutschen Volke vermitteln, gegen das eindringende Fremde aber in der nationalen Grenzmark und katholischen Hochburg schirmen und wahren.

Marie v. Buol schildert wie Karl Domanig das bäuerliche, schlichte, alte Tirol als eine Welt für sich, ähnlich wie etwa Jeremias Gotthelf seine Schwyzer Bauern, nur nicht so nüchtern, so kalt, weil die Dichterin es für ihre Pflicht hält, nicht nur die große geschichtliche Vergangenheit ihrer Heimat zu verklären, sondern auch das gegenwärtige Gute im Volke, die Keime der Zukunft in den Besten so weit zu verstärken und zu veredeln, daß sie, noch auf wirklichem Boden stehend, den Leuten den höheren geistigen Besitz und Wert ihrer Eigenart erkennen läßt, auf daß sie darnach handeln. Ein leselustiger Bauer hat mir einmal den Unterschied zwischen dieser Richtung der tirolischen Heimatkunst und der eines Karl Wolf, R. Greinz und der andern sehr drastisch charakterisiert: „Ja, wissen's, der Wolf schreibt, wie wir oft tun, der Reimmichl ebenso, aber der vergißt auch nicht das Gewissen!"





Bei dem stolz-bewußten Tiroler Karl Domanig betonen wir den Weitblick des Mannes, das Großzügige der Ideen, ihre soziale, pädagogische, kulturhistorische Bedeutung, ob er nun als Dichter des Tiroler Freiheitskampfes auftritt oder nur ein historisches Kartenspiel herausgibt. Darüber vergessen wir fast das spezifisch Künstlerische, Formelle. Nicht so bei Marie v. Buol, weil bei ihr vor allem die Geschichte, der Inhalt, die Darstellung uns interessiert, hinter denen freilich nicht minder volkserzieherische Absichten zutage treten. Sie greift in ihren Erzählungen zum Nächsten und Nötigsten des Tiroler Volkslebens. Da kommt die Los-von-Rom-Bewegung zum Wort, dort wird Deutschtümelei gebrandmarkt, hier auf die Fremdengefahr aufmerksam gemacht. Am meisten entspricht ihrem gesunden Wirklichkeitssinn das Frauen- und Kindesleben, aber etwa nicht das angenehme, lustige, sondern das ernste, kampfgeübte. Und das ist wieder für sie bezeichnend: Domanig erhofft und verlangt die ihm gebührende Anerkennung, hat jedoch seiner Umgebung oder seiner Zeit nie Zugeständnisse gemacht. Seine Freundin aber erklärt selbst, wie wenig die Poesie heutigen Tages mehr Beifall fände. Und doch will sie ihren Nebenmenschen nützen, — sie verlegt sich also, trotz aller Anerkennung berufener Kritiker für ihre „Lieder vom Heiligen Lande", auf die zeitgemäßere Prosa.

Freilich, in ihrer Jugend war ihr Sinn gar nicht so aufs Praktische gerichtet, scheint es fast, wie bei ihrer „Gamswirtin". „Ich sehe noch", erzählt M. v. Greiffenstein, „die kleine, zarte, blonde Erscheinung mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen an mir vorbeifliegen und erinnere mich, damals einer ihrer Cousinen gesagt zu haben: ‚Ich wette, Mitzi zieht im Geiste gegen irgendeinen grimmen Ritter oder Muselman zu Felde.' Den Eindruck, daß unter ihrer schüchternen Außenseite ein tiefes, romantisches Traumleben wogte, bekam man unwillkürlich in ihrer Nähe. In der Tat, seitdem die Vierzehnjährige einst mit ihrer Mutter die Memoiren des Sire de Hoinville gelesen, hielt sie der Zauber mittelalterlicher Romantik unwiderruflich in seinem Bannkreis gefangen. Bis dahin hatte sich die poetische Anlage erst durch ein Geburtstagsgedicht an die Mutter, das im Alter von sieben Jahren verbrochen wurde, und durch ein urwüchsiges Spottgedicht auf Viktor Emanuel verraten. Nun aber träumte die Maid von Rittern und Kreuzfahrern, von Kampf und Tod ums Heilige Land und führte ein Innenleben, das bei einem Knaben natürlicher gewesen wäre als bei einem Backfisch."

Damals lebte die Baronesse schon im stillen Kaltern. Geboren zu Innsbruck am 21. August 1861, war sie mit sechs Jahren dorthin auf den Stammsitz ihrer Väter, ein malerisches Schlößchen mit Turm und Erkern, übersiedelt, wo ihr Vater, Franz Freiherr v. Buol-Berenberg, vergeblich Heilung von seinem Lungenleiden zu finden hoffte, um wieder mit voller Kraft den Kampf um die Glaubenseinheit Tirols an der Seite seiner politischen Freunde Anton Di Pauli, Paul Giovanelli, Johann und Karl Zallinger, Biegeleben, Moy, Greuter, Moriggl und Haßlwanter aufnehmen zu können. Diese kamen

nun nicht selten in den damals noch weltfremden Marktflecken, in dem Baronin Franziska Di Pauli-Treuheim, geborene Schaffer v. Thanheimb alles um sich auf ihrem Ansitze Windegg sammelte, was immer durch erblichen und geistigen Adel im katholischen Tirol einen Namen besaß. Ihre Tochter Luise (gest. 1903), die Mutter unserer Dichterin, eine durch Schönheit, Geist, Charakter und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Dame, nahm nicht minder Anteil an den Angelegenheiten des Landes. Sie hatte eine hervorragende Bildung genossen, in ihrer Jugend viel im Hause Görres zu München verkehrt, wo sie Lassaulx, Philipps, Ringseis kennen gelernt, liebte noch im späteren Leben philosophische und dogmatische Bücher und betrieb gerne Musik.

Es fehlte also nicht an geistigen Anregungen und bildendem Verkehr im Hause der Buol und Di Pauli für das lebhafte, wissensdurstige Mädchen. Hier gewann sie den offenen Sinn und das weite Herz für ihr Volk. Die mittelalterlichen Historien und altfranzösischen Chroniken mögen der jungen Aristokratin den Zauber der Ritterromantik vor Augen geführt haben. Neben dieser Lektüre wurden aber klassische Studien betrieben und die weiblichen Handarbeiten und die praktische Caritas nie vernachlässigt.

Den eigentlichen literarischen Umgang fand Marie v. Buol erst im Hause von Emilie Ringseis, wo sie im Jahre 1892 einige Tage weilte; denn hörte ihre Mutter auch gern ihre poetischen Versuche, Gedichte, Geschichten, Dramen an und beurteilte sie nach Inhalt und Gedankenfolge, so war die junge Schriftstellerin doch in der Form sich selbst überlassen. Hier nun überwand sie ihre mädchenhafte Scheu, packte aus, was sie hatte, und fand aufmunternde, fördernde Anteilnahme.

So entfaltete sich ihr kräftiger, reich ausgestatteter Geist, ihr feines, angeborenes Gefühl für Formschönheit und Wohllaut, aber auch ihre frische, offene Glaubensfreudigkeit und Hingabe an ihr Volk traten langsam und leise an die Öffentlichkeit, und sie schuf seitdem, nun selbst gereift und geklärt, mit viel Freude und stetig steigerndem Erfolg an ihrem Lebenswerke.

Die „Lieder vom Heiligen Lande“ (Brixen, Weger, 1902) knüpfen an ihre Jugendbegeisterung an. Für die überzeugte Katholikin bleibt Palästina das Heilige Land, das Wunderland, Christi Land, das Reich ihrer Träume, ihrer Ritter, ihrer Siege, das sie bald jubelnd, bald trauernd betritt.

Es soll mir die Zunge verdorren,
Verdorren die rechte Hand,
Ehvor ich Sion vergesse
Und dich, o du Heiliges Land,
Wo Christus, der Retter, gewandelt
Und wo ein Kreuzbaum stand.

Mit jugendlicher Begeisterung und oft hinreißender Kraft singt sie ihre Lieder, malt sie ihre Bilder, entwirft sie ihre Szenen. Eine seltene Farbenpracht, ein stark persönlicher Zug zeichnen diese Gedicht-

sammlung vor den anderen Werken Buols aus. Ihre „Ölbergsgedanken" oder auch das folgende Gedicht wird man nicht so schnell vergessen.

Die Klagemauer.

Mögen andre euch verlachen —
Gott behüte, daß ich höhne,
Israels gebeugte Söhne,
Eurer Seele bittern Gram,
Wenn ihr auf des Tempels Mauer
Heftet eure feuchten Blicke
Und vergangener Geschicke
Schweigend denkt in tiefer Scham!

Ihr erfüllet Japhets Städte,
Ihr gebietet seinen Auen.
Will er seine Felder bauen,
Euch verbleibt des Weizens Mark.
Die da herrschen, sind euch zinsbar;
Was ihr preiset, wird gepriesen,
Ihr seid des Jahrhunderts Riesen,
Ihr seid reich und klug und stark.

Wenn ihr eures Königs denket,
Salomons, des Mächt'gen, Klugen,
Dessen Joch die Völker trugen
Von dem Flusse bis zur Flut!
Weh! von all der Pracht und Fülle
Blieb euch nichts als diese Quadern
Und in euren stolzen Adern
Judas ewig schäumend Blut.

Dennoch, dennoch bleibt ihr Wand'rer
Euer Volk ein heimatloses;
Doch nicht wie das Volk des Moses
Auf dem langen Wüstenlauf.
Denn es wich die Wolkensäule
Und auf der Verbannung Wegen
Träufelt euch kein Honigregen
Und kein Felsen tut sich auf.

Rastlos zieht ihr durch die Lande
Und wie Ahasver, dem Alten,
Wird euch nimmermehr erkalten
Eures Lebens warmer Saft.
Offen steht euch jede Grenze
Und vom Süden bis zum Norden
Japhets Herren seid ihr worden
Durch des Goldes stille Kraft.

Jammerreiche, Gottverlass'ne,
Ewig zehrt an euch die Trauer;
Doch, wenn an des Tempels Mauer
Die verwehte Stirne ruht,
Rinnen sanfter eure Zähren
Aus der Wandermüden Augen
Und die kalten Steine saugen
Mild des Schmerzes heiße Flut.

Weinet, weinet, Jakobs Söhne!
Einer hat um euch geweinet,
Der euch nun so ferne scheinet,
Dem das Herz der Brüder grollt.
Und er wollte Juda sammeln,
Daß kein Feind es fürder trenne,
Wie die Küchlein um die Henne —
Aber ihr habt nicht gewollt!

„Anders als in diesen heroisch-biblischen Elegien", sagt Dr. Wilhelm Oehl, „zeigt sich Buols Poesie in den ‚Heckenliedern', einem noch unveröffentlichten Zyklus. Hier ist es eine stille, blumenfreudige Frauenseele, die mit liebender Sorgfalt sich in die Kleinwelt der Heckenflora vertieft und das wandelbare Blühen und Welken in anmutigen Miniaturen bildert und schildert."

Maiennacht.

Schwarz umgürtet ist der Himmel,
Leiser Donner grollt von fern
Und aus all dem Lichtgewimmel
Durch die Wolken lacht kein Stern.

Doch vom Gras, dem frisch gemähten,
Wallt ein süßer Duft herbei
Und am Hügel dort die späten
Vögel schmettern: Es ist Mai!

Von hundert — eins.

Wie ein Meer, ein stolzes, weites
Wogt's im Herzen auf und nieder,
Tobend, tosend . . . ja, ihr seid es,
Meine ungesung'nen Lieder.

Und im Traum des Mondenscheines
Harr' ich, bis das Brausen schweigt,
Und von hundert Liedern eines
Lispelnd aus der Tiefe steigt. —



Marie v. Buol ist eine Meisterin des Liedes, aber, weil sie selbst nicht auf ihre Gedichte weist, heute fast nur als Erzählerin bekannt. Um ihre Volksgeschichten aber scheut sie keine Mühe. Die größeren Arbeiten, die zumeist ursprünglich in Zeitungen, besonders in der „Kölnischen Volkszeitung", erschienen, tragen in Buchform oft ein ganz neues Kleid. So hat sie auch „Die Stiefkinder" und „Das Geheimnis der Mutter" stilistisch umgearbeitet, daß fast kein Satz stehen geblieben ist. Und sie bittet jeden ihrer Freunde, wenn er durchaus etwas über ihre Bücher schreiben will: „Recht schlicht, recht einfach! und auch ungeniert kritisieren, etwa so, wie Sie über einen verstorbenen Schriftsteller schreiben würden." Sie sei kein melancholisches Gemüt und die Kritik habe auf sie immer eher eine anregende als eine entmutigende Wirkung ausgeübt. „Die ungerechte Kritik und das ebenso ungerechte Totschweigen, das man gegen die katholischen Literaten praktiziert, darf den katholischen Kritiker nicht zu sehr zugunsten dieser Verfolgten beeinflussen. Die katholische Kritik ist kein Akt mitleidiger Nächstenliebe, sondern ein Akt der Wahrheitsliebe. Eine sorgsam durchdachte literarische Besprechung, worin Lob und Tadel mit leidenschaftsloser Gerechtigkeit verteilt sind, ist freilich viel mühsamer zu schreiben als ein ungemischtes Lob. Aber eben deswegen ist eine streng sachliche Kritik auch ungleich wertvoller und wird dem betroffenen Schriftsteller ungleich mehr wahre Sympathien gewinnen."

Marie v. Buol hat Recht; es ist mühsam, ihren Volksgeschichten aus Tirol gerecht zu werden. Sie sind so einfach in ihrer äußeren Aufmachung, und was sie darin wiedergibt, ist eine den Tirolern scheinbar selbstverständliche Denkart und Empfindungstiefe. Wir dürfen aber auch nicht die Gefahren verkennen, die ein solcher, von Haus aus überkommener Besitz für den Schriftsteller bringt, einseitig, kleinlich und zum Schluß noch rührselig zu werden, die figurierenden Personen statt als leitendes als leidendes Element in die Handlung einzuführen. Dann machen sich hübsche Episoden breit, der großzügige historische Hintergrund verschwindet vor kleinbäuerlichen Tagesereignissen und schließlich hat man das allgemein Menschliche überhaupt aus den Augen verloren.

Wie mir scheint, ist Marie v. Buol meist glücklich diesen Gefahren entronnen. „Die Gamswirtin" könnte vielleicht eine führendere Stellung einnehmen, und ihren Schloßkaplan sähe ich gerne als typischen Josefinisten; den Maler des „Marterle" tät ich noch lieber etwas münchnerischer ankreiden; den Dörcherlix und Kaplan im „Guten Wort" ohne Intermezzo verfolgen, — aber das weiß Baronin Buol wohl alles längst schon selber und hat es, weil es nur äußere Mängel sind, schon längst für eine Neuauflage ausgebessert. Ich möchte nicht kleinlich werden und ihre episch-idyllische Erzählungskunst, ihre Kenntnis der Menschen- und Volksseele, ihren kräftigen, kerngesunden Geist, ihre ernst-frohe Weltanschauung vor den Augen anderer durch noch mehr solcher Ausstellungen antasten. Sind

ihren Geschichten doch eine natürlich-einfache, frische Fabuliertechnik, eine zarte, naturwahre Schilderung, reiche und tiefe Charakteristik, ein still in sich hinein lachender Humor und eine sozusagen absichtslose Tendenz eigen, um die sie jeder Dichter beneiden darf.

Und dabei genießt sie noch einen anderen Vorteil vor den meisten Tiroler Heimatkünstlern: sie lebt im Lande und auf dem Lande. Und da sieht sie nun, wie die Leute sind und ringen, hört die sonderbaren Geschichten und schaut in die Herzen derer, die sie erfahren. Wie oft muß sich ihr Leser denken: so kann nur eine Tirolerin und Katholikin schreiben, in der Feder einer anderen Schriftstellerin würden ihre Gestalten zu Spottgeburten des Volkes und seines Glaubens.

Die Folge dieses ursprünglichen Schauens und Erfassens aber bleibt: Buols Leute leben, man vergißt sie nicht so leicht. Die Villpederbauern, denen ein akademischer Maler aus Zeitvertreib „Das Marterle" (Köln, Bachem, 1899; 2. Aufl. 1906) für ihren verunglückten Buben malen will und also bei ihnen auf „die Stör geht" und zwei „Zepf" pro Tag kriegt, sind doch ganz andere Prachtmenschen als Achleitners „Klostermaler"-Leute. Der Alte zwar ist ein bischen naiv und glaubt an den Handel. Aber seine Frau hat's bald heraus: „Eine Muttergottes bringst Du weiter nicht zuweg!" — Die Talguterin hat mit ihr nichts gemein, sie hat den Herrgott fleißig auf der Zunge und die Habsucht im Herzen. „Die Stiefkinder" (Bozen, Auer, 1902; 2. Aufl. 1910) müssen's leiden, wie man sie ausbeutet. Sind zwei Märtyrlein, daß Gott erbarm! Und doch bringen sie's zum Ziel. Die frömmigkeitstriefende Stiefmutter hat aber der Fütterer gründlich drangekriegt. — Es waren die Lena und ihr Leonhard auch brave Leute, bis den Buben die Eifersucht packt. Ein Dolchstich im Zorn und tot ist der Gegner. Niemand weiß was. Lena aber findet das Messer und es bleibt „Der Mutter Geheimnis" (Bozen, Auer, 1903; 2. Aufl. 1910). Er geht zum Militär. Da wird ein anderer der Tat verdächtigt, eingesperrt; Lena eilt zu Leonhard und er stellt sich. — Die Moidl, „Die Kirchfahrerin", (Köln, Bachem, 1904) ist noch viel g'spassiger. Hat ein Erbübel, die Epilepsie. Es gibt keine Wallfahrt, die sie nicht besucht. Nun lernt sie's kennen: es gibt noch fluchbeladenere. Und da geht's. — Der Lixl ist auch so ein armer Teufel. Gar keine Lieb findet er beim jungen Kaplan. Die kleine Moidl versteht's besser mit ihm. „Du tuist mir soviel erbarmen." Der gute Kaplan muß es aber auch noch lernen, „Das gute Wort" (Klagenfurt, St.-Josefs-Bücherbruderschaft, 1909) für ihn zu finden. — Der Gilli ist ähnlich armselig daran wie der Lixl und Valtl. „Gillis Hobelspäne" (Köln, Bachem, 1905; wohl aus buchhändlerischen Rücksichten unter die Jugenderzählungen geraten) sind die kleinen Leiden, wie sie ähnliche auch das Töchterchen vom „Bader von St. Margarethen" (München, Volksschriftenverlag, 1904; 2. Aufl. 1910) erlebt, der sich der Los-von-Rom-Bewegung ausgeliefert hat.



„Die Gamswirtin" (Graz, Ohninger, 1909) ist die Geschichte eines armen Landmädchens, die Wirtin und Ratsbürgerin von Matrei wird und das Elend des Zwiespalts mit dem Schwiegervater ins Haus bringt, dem tausend anderer Kreuze folgen. Wir stehen in der Zeit, in der Papst Pius VI. nach Wien zieht und Napoleon die österreichischen Lande mit seinen Heeren betritt — vor 1809. Der Gamswirt stirbt, der Wohlstand ist dahin, Haus und Heimat der Kinder gefährdet. Doch das Schlimmste wird noch verhütet. „Haltet zum Herrgott und zum Vaterland!" so stirbt die Gamswirtin, die Mutter der Helden Tirols von Anno neun. In dem Buche steckt ein gut Stück Tirol, in seinem Leben, Schaffen und Glauben, in Ernst und Heiterkeit, in Hoffen und Entsagen.

„Die Gamswirtin", „Der Mutter Geheimnis", „Die Stiefkinder" und auch „Das Marterle" sind Kabinettstücke Buolscher Erzählkunst. Ihnen sind nun eine fünfte größere Erzählung, „Christophorus", die aber noch der letzten Überarbeitung entgegensieht, und eine sechste, „Maler Schöpf" (für den „Gral", 6. Jahrgang), gefolgt.

Außerdem besitzen wir noch viele wertvolle kleinere Volksgeschichten in den Sammlungen „Aus Etschland und Inntal" (Graz, Volksbücherei, 1909), „Bunte Geschichten" (Klagenfurt, St.-Josefs-Bücherbruderschaft, 1909), im zweiten Teil von „Der Mutter Geheimnis" und in den „Erzählungen und Sagen aus Tirol" (Ravensburg, Alber, 1910). In ihnen finden wir oft köstliche Kleinbilder aus dem Tiroler Bauernleben.

Marie v. Buol hat sich schließlich auch in Dramen für weibliche Vereinsbühnen versucht; „Des Mahrerwirts Weib" (Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1909) und „Hochhinauf!" (ebenda, 1910) sind schon auf vielen Theatern mit bestem Erfolg aufgeführt worden, das neueste, „Notburga", wird nicht geringeren erzielen (ebenda, 1911). Das erste Spielchen hat die Frau des Peter Mayr, des Mahrerwirts von 1809, zur Heldin. Die Verfasserin hat wohl nur das praktische Ziel vor Augen gehabt. Das zweite Stückchen macht zwar auch keinen Anspruch auf hohe künstlerische Wertung, darf aber noch mehr beachtet werden.

Das ist nun die Kunst Buols: einfach, wahr und klar. Jedes Landkind mag sie lesen und doch freut sich auch der gebildete Mann daran. Buols Bücher gehören dem Volke, sie sind die beste Bereicherung unserer Volksbibliotheken. Sie sind in ihrer Art einzig, wie die von Enrica von Handel-Mazzetti und Marie Herbert.

In unserer Zeit, wo so viel gefeiert und gefestet wird, haben wir die Gelegenheit benützt, zum 50. Geburtstage (21. August 1911) der Tiroler Dichterin auf ihre Bücher flüchtig hinzuweisen. Wir freuen uns, wenn die gebührende Anerkennung Marie v. Buol zuteil wird, ihretwegen und ihrer erhabenen Kunstidee wegen.



Das deutsche Drama.

Von **Hans Traugott Schorn.**

So wie es zwei Formen des Romans und des Epos gibt, unterscheidet man auch zwei Formen des Dramatischen, die sich im Schauspiel, der Tragödie und dem Lustspiel finden, nämlich das Dramatische des einfachen Konflikts und das Dramatische der sittlichen Kollision. Zur ersten Gattung gehören alle jene Stücke, in denen der Gegensatz auf eine freiere Lebensauffassung des Helden, der mit den herrschenden Gewohnheiten und Sitten bricht, gegründet ist, zur letzteren jene, in denen der Konflikt durch die einander gegenübertretenden Ansprüche sittlicher Mächte geschaffen wird. Auf diese Weise erhalten wir sechs scharf getrennte Arten von Bühnenstücken, nämlich das einfache Schauspiel, das ethische Schauspiel; das einfache tragische Heldendrama, das ethische tragische Heldendrama; die Komödie des einfachen Konfliktes (Posse und niederes Lustspiel) und die Komödie der sozialen Kollision. Was die letztere anbelangt, so beruht ihre Spannung auf dem sittlichen Ernste sich kreuzender sozialer Bestrebungen, für die sich mannhafte Vertreter finden, die in der Stunde der Not bereit sind, alles für ihr vermeintliches Ideal dahinzugeben.

Um auf die dramatische Technik zu kommen, so lehrt uns die Erfahrung, daß mit technischen Kenntnissen allein kaum ein wirksames Drama zu schaffen ist. Die Wirkungsweise des Dramatischen ist nach den Forderungen der Stoffe zu verschieden, als daß sich die bühnenmäßige Zurichtung eines Stoffes nach technischen Vorbildern ohneweiters ergeben würde oder daß sich alle dramatischen Hülfsmittel an den Fingern aufzählen ließen. Das Drama muß vielmehr aus einem innern Drange, einer innern Nötigung entstehen und darf nicht fabrikmäßig konstruiert werden. Derjenige Bühnendichter, der sich durch technische Lehren zu sehr einengen läßt, läuft sogar Gefahr, einseitig mit gleichartigen Verwicklungen und Katastrophen bei den verschiedensten Stoffen zu arbeiten und so technisch dasselbe Stück in wechselndem Gewande auf die Bretter zu bringen. Mit Recht sagt Aristoteles, daß nicht eben derselbe Stoff, sondern eben dieselbe Verwicklung und Auflösung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ein Stück zu halten sind. Für die dramatischen Arbeiten Lessings war es vielleicht gerade kein Vorteil, daß sich der Dichter zu sehr dem Kritischen des Bühnenwesens hingab, wie sehr auch seine Dramaturgie in vielem zu schätzen ist. Denn daß er über verhältnismäßig wenige technische Grundformen verfügt, daß der dramatische Aufbau seiner Stücke vielfach so gleichartig ist, hat gerade hierin seinen Grund. Das Drama ist und bleibt eine Kunst, die mit Naturnotwendigkeit aus dem geheimsten Leben der Künstlerseele hervorgeht. Immerhin ist es jedoch von



Vorteil, ohne auf unwesentliche Einzelheiten pedanenmäßig einzugehen, in der Hauptsache die technische Zurüstung in ihren allwärts wiederkehrenden Grundformen näher zu betrachten.

So wie die griechische Tragödie nur drei Schauspieler verwandte, braucht auch unser Drama im Grunde nur drei Rollen, nämlich den Helden, den Gehilfen (resp. die Hilfe) und den Gegenspieler (resp. das Gegenspiel). Wir erhalten also analog der Dreifarbenwirkung der Malerei die Dreiaktorenwirkung des Dramas. Den Helden durch Hilfe und Gegenspiel zum Handeln zu bringen, die Handlung in eine isomorphe Kristallisation der Gegensätze auslaufen zu lassen, ist der Zweck eines dramatischen Werkes. Wir sehen auf diese Weise, wie der Held unter bestimmten Bedingungen zu etwas wird, wie er sich zu einer folgenschweren Tat, der ἁμαρτία des Aristoteles entschließt, wie diese auf sein Seelenleben zurückwirkt, wie das Gegenspiel eingreift und die Katastrophe vorbereitet. Die Hilfe kann in jenem bedeutenden Zuge des Helden bestehen, sie kann auch wie bei Wallenstein auf Aberglauben oder wie in Ibsens „Gespenster" auf erblicher Belastung oder andern eigentümlichen Richtungen der Charaktere beruhen. Die Hilfe ist eben überaus mannigfaltig und die treibende Kraft des Dramas, nach deren Stärke sich auch die Energie des Gegenspiels bemißt. Das Verhältnis, in das der Held zur Hilfe und zum Gegenspiel tritt, muß alsdann durch eine einheitliche Handlung begründet sein, der sich die Einheit der Zeit und des Ortes unterzuordnen hat. Die Einheit der Handlung ist die Hauptsache. Aus ihr ergeben sich die beiden andern Einheiten von selbst. Die einheitliche Handlung wird durch die Charaktereigentümlichkeiten der Helden erklärt, die dem Gefüge der Handlung entsprechend erfunden werden müssen. Sie muß bereits feststehen, bevor die einzelnen Personen erfunden sind, und darf nicht aus bestimmten Charaktereigentümlichkeiten erst nachträglich hervorgehen, wie es bei minderwertigen neueren Dramen der Fall zu sein scheint. Die Charakteranlagen der im Kampfe begriffenen Hauptpersonen müssen naturgemäß verschiedenartig sein, da ein folgenschwerer Kampf zwischen psychisch Gleichgearteten unmöglich ist. Der sich unterordnenden, gefügigen, willenlosen Nora Ibsens steht der eigenmächtige, egoistische Gatte, dem zügellosen, ausschweifenden Grafen Waldemar in Freytags gleichnamigem Stück die ehrbare, sittsame Gertrud, dem konservativen, verknöcherten Obersten Berg in den Journalisten der freiheitsfrohe Professor Oldenberg gegenüber.

Man spricht von einer psychologischen Harmonie der Charaktere, insofern ihrer Stellung nach grundverschiedene Personen dieselbe Charakteranlage und Denkrichtung zeigen, was uns auch dadurch deutlich wird, daß ein einseitig begabter Schauspieler sich mit Leichtigkeit in zwei sozial völlig verschiedene Rollen findet. Eine solche Seelenverwandtschaft finden wir etwa in der psychisch gleichen Rolle einer verworfenen Herzogin und einer leichtsinnigen Schauspielerin, eines mürrischen Markgrafen und eines nörgelnden Krämers, eines eigenmächtigen Journalisten und eines despotischen Staatsmanns 2c. Man kann demnach ähnlich den sechs Grundfarben etwa sechs grundverschiedene Urcharaktere annehmen, aus deren Mischung sich die für die einzelnen dramatischen Zwecke notwendigen Charaktere ergeben. Besondere Schwierigkeit bereitet dem Dichter eine lebenswahre Charaktergestaltung, wobei



die Person an und für sich regelwidrig handelt und dabei doch psychologische Wahrheiten offenbart, — wie ja auch Sophokles die unmenschliche Klythämnestra bei der Nachricht von dem Tode des Sohnes mütterlich erregt und Shakespeare die Teufelin Lady Macbeth beim Morde Duncans als gefühlvolles Weib schildert, wodurch jedoch das Grausige beider Gestalten eher gesteigert als gemildert wird.

Zu den Hauptcharakteren gesellt man häufig sogenannte Hilfscharaktere, die den Gradmesser für die Beurteilung einer die Grenzen des Herkömmlichen überschreitenden Persönlichkeit bilden und einen starken Charakter durch verwandte, aber weniger heroische Seelengröße hervorheben. So ist Selbitz der Hilfscharakter zu Götz von Berlichingen, Agnes Sorel der zur Jungfrau von Orleans, Ismene der zur Antigone. Neben dem inneren Gegensatz der Hauptpersonen gibt es jedoch noch einen äußeren Gegensatz der in die Handlung hineingezogenen Hilfscharaktere, der durch das äußere Auftreten, den Dialekt, Gesten 2c. dem Zuschauer bemerkbar wird.

Da die Katastrophe oder die Lösung des Dramas nur die notwendigen Folgen der Handlung zeigt, so kann für den Bühnendichter, der diese fest in der Seele trug, der dramatische Schluß kaum zweifelhaft sein. Es gibt zwei Arten der Katastrophe, je nachdem sie durch ein äußeres Ereignis oder durch den aufs äußerte entbrannten Kampf zwischen Held und Gegenspieler herbeigeführt wird. Im letzteren Falle genügt jedoch die Leidenschaft des Kampfes allein nicht zur Beilegung des Konfliktes, sondern der Gegenstand des Kampfes, meist eine dritte Person, ist es, der zur Versöhnung und Willensänderung der kämpfenden Personen führt. Gerade in der Katastrophe zeigt sich die dramatische Begabung des Dichters. Sie kann wie die zur Tat treibende Hilfe höchst mannigfaltig sein. Die einfachste Lösung veranlaßt natürlich ein äußeres Ereignis, wo nach Art des deus ex machina der Alten der geschürzte Knoten von einer neu auftretenden Person durchschnitten wird. Die dramatisch wirksamste Form der Katastrophe wird jedoch stets die zweite bleiben.

Von besonderer Bedeutung für die Katastrophe waren bei den Griechen die Erkennungsszenen. Da die griechischen Helden mit Vorliebe in die Fremde ziehen, so ist es natürlich, daß wir fast in jedem Sagenkreise Kinder finden, die die Eltern nicht kennen, Gatten, welche nach längerer Trennung einander unter bedenklichen Umständen wiedersehen, Gastfreunde und Feinde, die Namen und Absicht klug zu verhüllen suchen. Deshalb wurden in vielen griechischen Dramen Szenen des Wiederfindens, der Erinnerung an bedeutungsvolle Ereignisse der Vergangenheit von entscheidender Wichtigkeit. Dem griechischen Sagenkreise ähnliche Verhältnisse finden sich nun auch in der deutschen Völkerwanderung, wo z. B. die Ausgewanderten keineswegs auf ihr Anrecht an die Dorffluren der Heimat verzichteten, sondern in steter Wechselbeziehung zu den Urgausassen blieben. Welch reiche poetische Momente lassen sich in dieser schicksalschweren Zeit schaffen, wo die hochbordigen Drachenbote der Goten das Weltmeer durchquerten, wo der Eichenspeer des Alemannen den nubischen Löwen durchbohrte, wo die postenstehenden deutschen Quaden unter den Palmen der Oase die römischen Feldzeichen bewachten!



Eine wirksame Begleiterscheinung der Katastrophe ist der sogenannte Theatercoup, wo die dramatische Schlußwirkung auf der Vereinigung des Überraschenden und doch gut Motivierten beruht. Als Beispiel führt Aristoteles, der im neunten Buche der Poetik auf diese Wirkung zu sprechen kommt, die Geschichte des Mitys an, in der die Statue des Mitys in Argos den Mann, der den Tod des Dargestellten verschuldet, erschlägt.

Um nunmehr auf die Sprache des Dramas zu kommen, so scheint die Prosa das Charakterisieren, die feinere Zeichnung der Seelenstimmung sowie den natürlichen Ausbruch der Leidenschaft zu begünstigen. Nichtsdestoweniger wird die Sprache des auch in der äußeren Form kunstgemäßen Dramas der Vers bleiben, weil er den Zuhörer aus der Welt der Alltäglichkeit in das Reich des Idealen erhebt, was bei der ungebundenen Rede nicht der Fall ist.

Hinsichtlich der Stoffe ist das ganze ungeheure Reich des Gedankens und der Geschichte dem dramatischen Dichter geöffnet, der auch an keine Zeit und an keinen Ort in der Wahl seiner Stücke gebunden ist, wenngleich es nicht ausbleibt, daß er die Anschauungen seiner Zeit in einem der Vergangenheit angehörenden Drama widerspiegelt. Merkwürdigerweise hat die Ilias bisher keine dramatische Bearbeitung erfahren, trotzdem gerade der Konflikt zwischen Herrscherabsolutismus und persönlichem Heldentum in Verbindung mit dem poetischen religiösen Leben der Griechen einen anziehenden Vorwurf für ein Drama höheren Stiles abgeben würde. Was wir an neuerer Bearbeitung der Ilias besitzen, ist nichts weiter als ein epischer Torso Goethes, die Achilleis. Nichtsdestoweniger ist der Stoff entschieden mehr für eine dramatische Umwandlung geeignet. Man denke nur an die durch die Willkür Agamemnons hervorgerufene Willensänderung Achills, der aus einem Volkshelden zu einem Volksfeinde wird, an die leicht auszuführenden Stufen der Steigerung, die sich aus der Ilias von selbst ergeben, an den Rückschlag in der Seele des Königs, der sein Vergehen einsieht, an die Weigerung Achills, sich mit dem Atriden auszusöhnen, und an den im Anfang anzudeutenden, die Katastrophe herbeiführenden neuen Faktor in Gestalt einer Person oder eines aus dem Vergehen sich ergebenden Götterverhängnisses, um sich zu überzeugen, mit welch einem dankbaren Stoffe man es hier zu tun hat.

Um auf die Weltanschauung und die Sitten der dramatischen Personen zu kommen, so werden dieselben durch die Verschiedenheit der einzelnen Kulturepochen bestimmt. Es ist für die neueren Dichter mitunter peinlich, antike Ansichten, die unserer Rechtsanschauung entgegen sind, in der Kunst darzustellen, weshalb z. B. Geibel in seinem Trauerspiele Sophonisbe die Heldin sich erdolchen läßt, entgegen der Überlieferung des Appian, nach der Sophonisbe den ihr von Masinissa dargereichten Becher leert, denn mit Recht stieß sich Geibel an der niedrigen Stellung der orientalischen Frau, die keine freie Selbstbestimmung, kein Handeln nach eigener Wahl kennt, sondern als Herrin des Harems immerhin noch die Sklavin des Gemahls bleibt, der über ihr Leben unbedingtes Recht hat. Nach Anschauung seiner Zeitgenossen war Masinissa in diesem Falle nichts weiter als ein kluger Politiker, der sein Weib einer Königskrone opferte, während er in unseren Augen ein unnatürlicher Schurke sein würde. Es ist mitunter auch verfehlt, mit allzu peinlicher Genauigkeit die Besonderheit der früheren Lebensformen darzustellen, weil eine derartige



kleinliche Übertreibung schließlich dahin führen würde, Tell etwa nicht im modernen Jambus, sondern in der alten Mundart der Schweizer, und alte Römer nicht hochdeutsch, sondern lateinisch reden zu lassen.

Eine viel erörterte Frage, über die sich schon Plato äußerte, ist, ob die Handlung naturalistisch oder rein ideal ohne Rücksicht auf das an und für sich Unbedeutende, aber poetisch Empfundene dargestellt werden muß. Plato hält an der Klimax fest, daß der poetische Ausdruck das Abbild von dem Begriffe des Dichters, der Begriff des Dichters ein Abbild von dem Gegenstande, und der Gegenstand ein Abbild des göttlichen Urbildes sei und daß der poetische Ausdruck das Bild von dem Bilde eines Bildes darstelle und somit die ursprüngliche Wahrheit gleichsam aus der dritten Hand liefere. Diese Ansicht ist insofern unrichtig, als ob es sich um eine die Schärfe der Darstellung abschwächende Vervielfältigung eines Bildes handle, da der poetische Ausdruck das göttliche Urbild, worunter man in diesem Falle den Gegenstand in seiner größten Schönheit und Vollendung zu verstehen hat, unmittelbar und ungeschwächt wiedergeben muß. Eine ähnliche, falsche Meinung äußert sich in dem Standpunkt, als ob jedes Kunstwerk eine Zusammenfassung einer Anzahl von unvollkommenen Wirklichkeiten wäre, so wie das einzige richtige Portrait einer Persönlichkeit das aus der Mischung vieler Darstellungen sich ergebende Durchschnittsbild sei. Dies ist irrig, weil es nur eine Wirklichkeit und nur ein richtiges Bild einer Persönlichkeit gibt, das freilich eher der Maler als der Photograph zu schaffen imstande ist. Denn es wäre ja reinster Unsinn, das denkbar Vollkommenste und Vollendetste, nämlich das göttliche Urbild, als ein Produkt einer Reihe von Unvollkommenheiten erklären zu wollen, wenngleich alles Unvollkommene immerhin vollkommene Einzelheiten aufweist. Es schließt sich Naturalismus und Idealismus nicht aus, sondern Idealismus ist im letzten Grunde nichts anders als edler Naturalismus. Die äußere Darstellung der Dichtung wird deshalb doch stets nach der individuellen Begabung der Dichter eine verschiedenartige bleiben, ebenso wie die einzelnen Maler ihre Darstellung verschieden grundieren. Wie die niederländischen Meister ihre Bilder hellbraun, die Venetianer grau, die Mailänder schwarz untermalten, so verwandte Schiller mit Vorliebe leuchtendes Goldgelb und dunkles Himmelblau, Goethe im Faust den Dämmerschein des Sagenhaften, die Neuern das wirkungsvolle Helldunkel.

Gehen wir nunmehr zur Frage des Theaterbaues über. Das griechische Theatergebäude war entsprechend der eigenartigen Entwicklung der griechischen Tragödie von unsern Theaterbauten grundverschieden. Lehrreicher für uns ist daher die Kenntnis der Einrichtung der Shakespeareschen Bühne, da eine Fortbildung der nach unserem Geschmacke und Bedürfnisse zu modifizierenden alten englischen Bühne immerhin möglich ist. Der Bühnenraum des aus Holz erbauten Globetheaters, wo auch Shakespeare als Schauspieler auftrat, hatte nämlich eine stehende Architektur des Hintergrundes, durch die dem Dichter die größte Abwechslung in der Vorführung der verschiedenartigsten, den Gang der Handlung leitenden Szenen möglich wurde. Er enthielt eine erhöhte kleinere Hintergrundbühne, über der sich ein zweites in einen Balkon auslaufendes Bühnengemach befand, wovon entweder innerhalb oder außerhalb der Hintergrundbühne Treppen zur Hauptbühne herabführten. Von beiden



Seiten der Hilfsbühne, deren Stockwerk durch Vorhänge geschlossen werden konnte, traten die einzelnen Personen auf, um alsdann in der weitergeführten Aktion zur Hauptbühne vorzuschreiten. Denn auf der altenglischen Bühne war es nicht möglich, in der Mitte einer Situation zu beginnen und dieselbe nach Belieben abzubrechen, sondern die Situationen mußten Anfang und Schluß haben und ein Ganzes darstellen. Die Personen traten auf, bevor sie zu dem Publikum sprechen konnten, und verließen ebenso vor den Augen der Zuschauer die Bühne, wie ja auch selbst die Toten in angemessener Weise hinausgetragen wurden. Die Hintergrundbühnen bildeten den Übergangsort zur nächsten Szene, der die einzelnen Szenen zu einer organischen Einheit verknüpfte. Da die Bühne keine Seitenkulissen, Soffiten, Versetzstücke 2c. kannte, so wurde das Publikum von allem Bühnenschmuck abgelenkt und mußte sein Augenmerk lediglich auf das Stück selbst richten. Durch eine Tafel wurde allenfalls dem Zuschauer eine allgemeine Direktive dahin gegeben, ob die Szene Saal, Wald, Schlachtfeld, Burg u. s. w. darzustellen habe. Es wurde hier natürlich dem Zuschauer zugemutet, mit rüstiger Phantasie jeden Sprung durch Ort und Zeit zu machen, ohne dabei durch eine Menge kleiner Szenen in der Auffassung des Ganzen in dem Maße gestört zu werden, wie es bei unseren komplizierten Bühneneinrichtungen der Fall sein würde. Das untere Stockwerk der Hintergrundbühne war außer seiner allgemeinen Bedeutung als Situationseinführungs- und -abschlußraum gewöhnlich die Stelle, wo in den historischen Stücken der König seine Audienzen gab. Dort auch wurde das Schlafzimmer von Desdemona, das Grabgewölbe der Julia, die Höhle des Belarius 2c. dargestellt. Das obere Stockwerk der Hintergrundbühne figurierte bald als Balkon, bald als Burgmauer, Schloßzinne, Rednerbühne, Geländer eines Flußufers, Bergsteg u. s. w. Hier fand die berühmte Gartenszene zwischen Romeo und Julia statt. Bei dieser immensen Darstellungsfähigkeit der altenglischen Bühne, der aller überflüssige Ausstattungszierat fehlte, kam bei der künstlerischen Schulung der Schauspieler die poetische Wirkung der Stücke aufs beste zur Geltung, so daß Austin mit Recht in Bezug auf die Neuzeit in seiner am 12. Oktober 1904 in der literarischen Gesellschaft zu Leeids gehaltenen Rede äußerte: „Wenn wir heute Stücke Shakespeares aufführen, so sind diese derart mit Szenerie, Ausstattung und rein äußerlichen Wirkungen belastet, daß der Dichter verschwindet und der Kulissenschieber an seine Stelle tritt."

Außer der allzureichlichen Ausstattung und der Schwierigkeit im schnellen Szenenwechsel hat jedoch unsere Bühne auch noch andere Mängel, die namentlich in den übergroßen Theaterräumen liegen. Man bedenkt nämlich in den meisten Fällen nicht, daß man ein Theater nie so groß bauen darf, als die veranschlagte Zahl der Theaterlustigen es wünschenswert macht, und daß die übergroßen Räume schnellere Übergänge des Dialogs, sowie die dramatische Wirkung des Gesichtsausdruckes und der Geberde geradezu unmöglich machen. Gewöhnlich ist aber auch eine eintönige Vortragsweise die Folge dieser Größenverhältnisse. Der durch Lessing bekannte Schauspieler Eckhof, auf dessen Wunsch hin der Herzog Ernst II. einen kleinen Saalraum auf Schloß Friedenstein in Gotha als Theater zurichten ließ, weigerte sich daher mit Recht, auf einem neuerbauten größeren Theater aufzutreten. Alle großen Schauspieler der älteren Zeit, die Lenz, August Wolbrück, Seydelmann,



Fleck, Schröder ꝛc. verdankten ihren Ruf nicht zum wenigsten kleineren Bühnen, auf denen noch ein freudiges Selbstschaffen der Schauspieler den verdienten Lohn fand.

Wenn wir zum Schlusse uns die Blütezeiten der dramatischen Poesie vergegenwärtigen, dann finden wir, daß die Aufnahme des hellenischen Schönheitssinnes durch die Germanen vor allem im Drama stattfand, und zwar mit einer für die weit auseinanderliegenden Zeiten charakteristischen Ähnlichkeit. Die dramatische Poesie erreichte bei den Griechen ihren Höhepunkt, als der große Staatsmann Perikles in Athen wirkte, als die athenischen Schiffe gebietend die umgrenzenden Meere durchfuhren und die Akropolis als ein steingewordener Ausdruck hellenischen Künstlergeistes erstand. Damals schrieb Sophokles seine unsterblichen Spiele, deren Zauber auch wir uns nicht entziehen können. Bei den Germanen dagegen fand das Drama in dem weltumfassenden Genie Shakespeares seinen Kulminationspunkt, als unter der Herrschaft Elisabeths die Angelsachsen das Weltmeer beherrschten, als in der Westminsterabtei und dem Westminsterpalaste die Gotik ihren klassischen Ausdruck fand und begeisterte Humanisten dem Hellenentume das Wort redeten. Die ähnlichen Zeitverhältnisse berühren uns seltsam. Es ist uns, als ob der dramatische Geist nach langem verborgenen Umherirrend im Germanentume sich aufs neue äußerte und unvermutet wie eine felsbedeckte Flußschwinde in einem neuen Lande und unter neuen Verhältnissen wieder ins Leben trat. Mit besonderem Stolze aber erfüllt es uns Deutsche, das der zweite Mann, der die technischen Grundgesetze des Dramas wieder festgelegt, der für uns dasselbe getan, was Aristoteles dem Griechenvolke geschaffen, daß Lessing unserem engeren Volkstume zugehört. Wenn wir auch über viele einseitige Urteile Lessings hinaus und mit genaueren Kenntnissen des Bühnenwesens dramatisch tätig sind, so werden wir uns doch stets dessen dankbar erinnern, daß Lessing der erste war, der das spezifisch deutsche Drama von allen fremden Schlacken reinigte, der uns wieder auf die dramatischen Grundgesetze der Poetik des Aristoteles hinwies und dessen ganzes Wirken darauf gerichtet war, den griechischen Geist mit dem deutschen zu vermählen.





Streifzug durch Montenegro.

Von Hugo Pitti.

Durch herzegowinisches Küstengebiet stürmt das Dampfroß hinab zur Adria. Sutorina heißt der kleine Zwickel, der sich zwischen dem Territorium der ehemaligen Republik Ragusa und jenem des Bezirkes von Castelnuovo bis zum Meer hindurchzwängt. Der Schlauheit der Lenker des kleinen Freistaates verdankten es die Türken, daß sie südlich und nördlich von demselben eine Handbreit Landes abgetreten erhielten, damit das allerlei Ansprüche stellende Venedig nicht Anrainer bleibe. Nach wenigen Minuten passieren wir die Grenze und einen Augenblick später rollt der Zug in den Bahnhof von Castelnuovo, das vom herzegowinischen Herzog Tvrtko als Erceg novi gegründet worden war, um Ragusa Konkurrenz zu machen.

Auf den blauen Fluten schaukelt schon der Dampfer, der uns in schneller Fahrt nach Cattaro (slawisch Kotur) bringen soll. Gern würden wir die Reise verlangsamen, denn das großartige, von Sonnenglanz übergossene Landschaftsbild, das sich rings um uns her ausbreitet, ist einzig in seiner Art. Die bocche, das heißt die Buchten von Cattaro können sich getrost mit den schönsten Gegenden Europas messen, wenn auch nicht in jeder Beziehung. Zu kahl, zu sonnverbrannt sind die bis über tausend Meter scheinbar lotrecht ansteigenden, zerrissenen Wände, die dem vielgewundenen Fjord zuweilen das Aussehen eines Kraters geben. Wie eine Perlenreihe ziehen sich längs des schmalen Ufersaumes die weißen Ortschaften hin. Mitten im Golf liegen zwei winzige Eilande mit Klöstern und Kirchen, deren Glockenklang melodisch über die Wasserfläche tönt. Nur zu bald landen wir an der Riva von Cattaro. Klingen auch alle die geographischen Bezeichnungen italienisch, so fühlt man es auf Schritt und Tritt, daß hier die Slawen das vorherrschende Element sind. In der versteckt liegenden Hafenstadt kann man freilich fast alle Sprachen unserer Monarchie hören, denn das Militär hat hier das erste Wort.

Anstatt des einstigen Omnibus saust jetzt ein Automobil über die in schier unglaublichen Schlangenwindungen an den steilen Felswänden emporklimmende vortreffliche Straße, einen Kunstbau, der den österreichischen Ingenieuren alle Ehre macht. Wenn man zur 1300 Meter hoch gelegenen Grenzscheide hinaufgelangt, bietet sich dem trunkenen Blicke ein Bild von zauberhafter Schönheit über den blauen Fjord von Cattaro bis in die weite Ferne. Die Bucht gehört zwar zum Habsburgerreiche und hat eigentlich mit unserm Ausflug ins Land



der Schwarzen Berge nichts zu tun, aber um sie uns von ihrer schönsten Seite anzusehen, müssen wir doch die Gastfreundschaft König Nikitas in Anspruch nehmen, dessen Reich nicht erst auf dem Grat da oben beginnt, sondern an mehreren Stellen schon unterhalb desselben sich ein Stück am Felshang entlang zieht, zum größten Mißvergnügen unserer Grenztruppen.

Ungern kehren wir dem entzückenden Landschaftsbild den Rücken, das uns an einen vielverzweigten Alpensee mit seinen Ufern mahnt. Welcher Kontrast, wenn wir uns Montenegro zuwenden! Vorhin das länderverbindende Meer, — jetzt eine Steinwüste vor unsern Augen; vorhin, soweit man sehen konnte, Leben in Gestalt von handelsbeflissenen Schiffen oder kriegsbereiten Panzern, — und nun eine Oede, für die der Ausdruck „trostlos“ noch zu milde ist. Wie hat der Mensch gesündigt, der diese Küstenländer ihrer Wälder beraubte und durch Jahrtausende nichts tat, um Ersatz zu leisten! Heute noch sind die Bewohner des Karstes von einer stupiden Gleichgültigkeit gegen die spärlichen Reste des ehemals so reichen Baumwuchses. Viele Oertlichkeiten tragen noch Namen nach den dort einst in reichlicher Menge vorhandenen Baumarten. Dubowo, Orahovo, Bukovo, Borovo usw. bedeuten Orte, wo einst Eichen, Nußbäume, Buchen und Fichten gestanden haben.

Wir rollen bergab zwischen einer versteinerten Natur. Hie und da wird ein rotbrauner Flecken sichtbar; es ist ein aufgeackertes Feld, — der reine Schotterhaufen. Viel Mühe nimmt sich das Volk nicht mit dem Heraussuchen und Fortschaffen der Steine. Aermliche Hütten, wieder aus Stein, nirgends ein Stück Holz, außer an jenen ungeschlachten Bauernwägen, deren Räder zuweilen aus einem runden Stamm herausgesägt wurden. Im übrigen muß das Reitpferd alle Arten von Vehikeln ersetzen, da außer einigen wenigen Straßen nur Saumwege vorhanden sind. Fast hätten wir die königliche Villa übersehen, die sich dort links von der Straße erhebt. — Durch allerlei unregelmäßige Windungen muß die Chaussee dem zerklüfteten Gelände ausweichen: hier einem riesigen Felsstücke, dort einem Karstloche. In einem dieser trichterähnlichen Gebilde sehen wir einen stattlichen Baum. Zum Dank dafür, daß er den in der Nähe herumlungernden Schafhirten Schatten spendet, wurde dieser letzte Nachkomme seines Geschlechtes von den indolenten Burschen tüchtig angebrannt. Lange wird er die Folgen dieser Mißhandlung nicht ertragen.

1750 Meter steigt der Gipfel des Stirovnik über dem Chaos von kahlen, zerklüfteten Gipfeln empor, doch uns fehlt die Zeit, diesen dominierenden, eine großartige Fernsicht gewährenden Berg zu besteigen. Mehr als bescheidene Kirchen, Kapellen und Klöster sieht man da und dort an den Schutthalden kleben, nur spärlich von grünem Gebüsch umstanden. Eine unheimliche Stille herrscht ringsum. Singvögel fehlen; selbst die Krähen finden hier nichts zu fressen und nur der Lämmergeier oder ein Adler zieht manchmal stumm seine Kreise hoch in der blauen Luft. Bald erblicken wir das kleine polje, eigentlich nur eine



doline, in welcher Cetinje, die Residenzstadt, liegt. Polje heißt nämlich in den Nordwestländern der Balkanhalbinsel eine Ebene, welche rings von Bergzügen umschlossen ist und in der die sie durchfließenden Gewässer in der Regel durch großartige Schluchten ein- und ausströmen. Oft geschieht dies jedoch unterirdisch, indem der aus einer Höhle hervortretende Fluß an der tiefsten Stelle in einer Kluft oder einem Trichter (ponor) verschwindet, um in einem zweiten polje dasselbe Spiel zu wiederholen oder als mächtige Quelle in einem Tale oder an der Meeresküste zutage zu treten, ja sogar oft erst am Meeresgrunde emporzuquellen. Eine doline ist in der Regel eine wannenförmige Vertiefung, Tal dagegen heißt „dol", auch „doo". In der Einsenkung von Cetinje führt nur ein armseliges Bächlein im Süden des Ortes ein kurzes Dasein, um wer weiß wo, vielleicht unterirdisch, in ein Flüßchen zu münden. Das Becken ist fünf Kilometer lang und ein bis zwei Kilometer breit.

Außer dem Hauptort liegen nur noch etliche Gehöfte am Fuße der mehrere hundert Meter sich emporreckenden, kahlen oder nur spärlich bewachsenen Anhöhen. Die Talsohle selbst befindet sich rund 670 Meter über der Adria, von der uns doch nur ein Gebirgswall trennt, auf welchem in 1000 Meter Höhe eine zehn Kilometer lange Wasserleitung für Cetinje beginnt.

Um sich ein Bild von Cetinje zu machen, stelle man sich ein Dorf von 2000 bis 3000 Einwohnern, in steiniger Umgebung, vor. Zwei lange Gassen und drei Quergäßchen, etliche stattlichere Gesandtschaftsgebäude, ein Kirchlein, eine Kaserne und am Berge ein Kloster, dann das „königliche Palais" — das ist alles. Man kann es nur rühmend anerkennen, daß der Herrscher seinem Volke in bezug auf Sparsamkeit mit dem besten Beispiele vorangeht. Nur in einem Punkte scheut Volk und Land keine Geldausgabe: für Kriegszwecke. Der zrnogoratz hält sein Pulver trocken, die Waffe stets blank. Überall im Lande verstreut befinden sich Munitionsdepots; die Grenzen werden scharf bewacht, es genügen die langgedehnten Zurufe von Berg zu Berg, um in wenigen Tagen, fast möchte man sagen Stunden, die ganze Bevölkerung mobil zu machen. „Die Weiber auch?" wird man vielleicht lächelnd fragen; ja, auch diese, denn sie ersetzen Train, Intendanz, Ärzte usw., kämpfen allenfalls selbst mit, und es wird vielleicht noch öfter vorkommen, daß ihrer mehrere Hundert fallen, wie bei Vultschi doo (Wolfstal) im Jahre 1876. Die Vergangenheit des Ländchens ist ja ein ewiger Kampf gegen die Osmanen; es hat als eine Art Flankendeckung schon wiederholt den Feinden der Türkei große Dienste geleistet, indem es jedesmal bedeutende Teile des türkischen Heeres auf sich zog. Mit unseren Truppen kreuzten die Montenegriner nur einmal für wenige Tage die Waffen, und das war anno 1814, als sie gern die Bocche besetzt hätten.

Vor dem Palais halten die Perjaniken die Ehrenwacht. Diese Leibgarde allein ist noch landesüblich uniformiert, das übrige Heer hat sich äußerlich russifiziert. Aktiv dienen höchstens 3000 Mann. Wir



haben auch Gelegenheit, Militärmusik zu hören, die den Wiener Walzer ebenso flott spielt wie moderne Märsche. Das Volk selbst singt wohl nur seine uralten, schwermütigen Weisen, doch haben sich auch schon einige neuartige Lieder mit ganz netten Melodien eingeschlichen. Eines davon sei hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben:

Feinsliebchens Haus am Dorfesrand,
Bellend die Meute es umstand,
Und ich denk': sie soll nur bellen fort,
Sie bewacht ja doch mein Mädchen dort.

Feinsliebchens Mutter ist ergrimmt,
Feindlich die Brüder mir gesinnt,
Und ich denk': sie sollen nur zornig sein,
Lieben werd' ich doch mein Mägdelein.

Einst ging ich sinnend durch das Tal,
Da sah ich meines Herzens Wahl;
Im Reigen tanzt mein Mädchen hier,
Aus den Augen spricht die Lieb' zu mir.

Feinsliebchens feurig' Augelein
Blickt tief mir in das Herz hinein,
Und mein Herz die Hoffnung nicht verliert,
Daß mein Mädchen stets mich lieben wird.

Wir blicken noch ein wenig in den kleinen Park des Schlosses, besehen uns auch den Zetski dom, ein bald Parlaments-, bald Theaterzwecken dienendes, etwas unförmliches Haus. Dann sind wir mit Cetinje fertig und enteilen dem sonndurchglühten Kessel, indem wir auf der Straße nach Rijeka weiter wandern und uns oft genug über die immer wieder sich nach rückwärts wendenden Schleifen der Straße ärgern. Trotz der Steinwüste stoßen wir auf viele Quellen, die sich aber nie zu einem Riesel entwickeln. Nach mehrstündiger Wanderung überrascht uns der dicke Qualm aus dem Schlote einer Waffenfabrik.

Das Etablissement hat hier genug Wasser, denn nahe vom Orte entspringt der — wie dies nun einmal im Karste zum guten Ton der Gewässer gehört — fast schon an der Quelle schiffbare Rijeka-Fluß. Ein Dampfer wartet schon am Kai und wir haben keine Zeit, die Sehenswürdigkeiten des mehrere hundert Einwohner zählenden Handelsemporiums zu besichtigen. Das Sehenswerteste sind wohl das bißchen Grün der königlichen Fasanerie und schließlich die stattlichen, wohlbewaffneten Gebirgssöhne selbst. Das Dampfboot ist voll besetzt, denn in Virpazar ist Wochenmarkt. Dieser Marktflecken liegt am Nordweststrande des Skutarisees, am Ausfluß der Wirschtitza. Die Fahrt in dem an den Ufern etwas versumpften Flusse geht flott vonstatten und ist recht interessant. Im steinigen, wasserarmen Montenegro Dampfschiffahrt, wer möchte es glauben?

In einer Stunde ist der nördlichste Zipfel des Skutarisees, des Litscheni Schkodrs der Albanesen, erreicht. Etwa sieben Kilometer weit geht es wie in einem breiten Strom dahin, wir erinnern uns an die



majestätische Donau in Rumänien. Die Uferlandschaft zeigt hohe Bergdome. Den Zutritt zum eigentlichen See sperrt das handtellergroße, mit einem Blockhaus versehene Eiland Lesendra und die 300 Meter hohe Vranjina-Insel mit Dorf und Kloster. In den 1840er Jahren bemächtigten sich die Albanesen beider Inseln und verhinderten dadurch den Zugang zum See, so daß Fischerei und Schiffahrt für Montenegro verloren gingen.

Nach Passierung der Enge fahren wir durch den stattlichen Binnensee, von dessen 373 Quadratkilometern die Hälfte zu Montenegro gehört. Er ist nur an einer Stelle 40 Meter tief, sonst recht seicht. Der Litscheni Hotit, ein breiter, sumpfiger Seearm, zweigt weit nach Nordost ab. Bald landen wir im früher genannten Flecken. Hier können wir bessere Trachtenstudien machen als in der Hauptstadt, denn es sind von nah und fern allerlei Händler herbeigeeilt, Türken, Albanesen und Dalmatiner; der spanische Jude darf selbstverständlich auch nicht fehlen. Wir leisten uns das Vergnügen einer Eisenbahnfahrt zum Seehafen der Zrna gora. Die sich hin- und herschlängelnde Strecke kommt bis zu 1000 Meter Höhe und rutscht dann durch einen Tunnel auf die adriatische Seite hinüber nach Antivari (slavisch Bar). Dieses im Jahre 1571 von den Osmanen eroberte Bergnest haben die Montenegriner am 10. Januar 1878 nach verheerendem Bombardement erst dann in Besitz bekommen, als es ihnen gelang, den sich tapfer wehrenden Verteidigern die Wasserleitung abzuschneiden. In dem nur wenige tausend Einwohner zählenden Orte sind fast nur Ruinen zu sehen, da vor etwa zwölf Jahren eine Pulverexplosion die Stadt zerstört hat; dagegen beginnt an der zirka vier Kilometer weiter gelegenen Küste eine moderne Hafenanlage sich herauszukrystallisieren. Vorläufig ist nicht viel anderes hier zu sehen als eine königliche Villa, die Residenz des Kronprinzen. Solche Herrschaftssitze findet man noch an mehreren Punkten des Miniaturreiches. Es soll hier eine neue Stadt entstehen, wodurch Alt-Antivari ganz veröden wird. In diesem echt orientalischen Nest finden wir bei einem Landsmann gutes Obdach und schlafen trotz des Geheules herrenloser Hunde sofort ein. Erst der langgedehnte Ruf des Mujedsin weckt uns auf, so daß wir die nächste Fahrgelegenheit nicht versäumen.

Ein Dampfer, der die Handelsflagge unseres Staates führt, nimmt uns bei Tagesanbruch gastfreundlich auf, den Kurs auf Dulcigno nehmend. Wir sind noch nicht fertig mit unserem Programm, das uns auch eine Exkursion auf dem Binnensee vorschreibt. Dulcigno, bei den Albanesen Ulkjin, von den Slaven Ultschin genannt, liegt in einer Falte jenes imposanten Höhenzuges, der den See vom Meere scheidet und gleich einer langgestreckten Halbinsel von lauter Wasser umgeben ist, da ihn im Südosten der Bojana-Fluß und ausgedehnte Sumpfflächen begrenzen. Das antike Ulcinium stand unweit der heutigen Stadt, die jahrhundertelang einen Piratenschlupfwinkel bildete, 1696 von den Venetianern belagert und 1878 von den Montenegrinern eingenommen wurde. Der Hafen wird durch ein wenige hundert Meter messendes,



fast kreisrundes Bassin gebildet; die Bevölkerung ist noch heute der Schiffahrt zugetan und stellt dem Königreiche die einzige Handelsflotte bei, die dieses besitzt.

Im Jahre 1898 geriet der bekannte französische Forschungsreisende M. Pouqueville in die Gewalt eines Kaperschiffes der Dulcignoten. Seither wurde ihnen das Handwerk gelegt. Eine Aktiengesellschaft hatte den Montenegrinern den Antrag gemacht, den öden Winkel in ein Paradies umzuwandeln, wenn man die Errichtung eines zweiten Monte Carlo gestatten würde. Zur Ehre des blutarmen Bergvolkes sei's gesagt: sie verzichteten auf dieses Danaergeschenk.

In dem verfallenen Orte ist nichts Sehenswertes zu finden, und der Lockung widerstehend, einen Aufstieg auf die Wasserscheide zu machen, bleiben wir der Adria treu, obgleich die Aussicht von dem Kamme des 1595 Meter hohen Rumijagebirges, wie die Landzunge heißt, auf zwei Wasserflächen, dann auf das montenegrinische Hochland und die Alpen sowie die großen Ebenen Nordalbaniens ihresgleichen suchen soll. Längs montenegrinischem Gebiete dahinsegelnd, gelangen wir zum Delta der Bojana, das aber erst in den letzten 25 Jahren entstanden ist. Mit großer Vorsicht und mit Hilfe eines Lootsen muß die Barre passiert werden, dann geht es zwischen kaiserlich-ottomanischem und königlich-montenegrinischem Ufer flott weiter. Die Breite des Stromes erinnert manchmal an jene der Donau in Oberösterreich. Uns fallen langgestreckte parallele Hügelketten auf, die aus dem südlich sich ausbreitenden Sumpfmeere wie Inseln emporragen. Gewiß waren es einstens solche, denn die Bojana, Stiri, Drin und Drinazza schwemmen alle fruchtbare Erde von den entwaldeten Gebirgen an die Küste, dieselbe stetig ins Meer verschiebend, wodurch viele fieberhauchende Lagunen entstanden sind. Zahlreiche Kirchen- und Klosterruinen erinnern daran, daß in diesen Gegenden das Christentum schon in alten Zeiten festen Fuß gefaßt hatte. Bei Belaj-Fraskanjel durchbricht der Fluß eine jener langen Hügelketten, und bald ist Oboti, der Endpunkt der Dampfschiffahrt, erreicht. Hier erwartet uns eine Londra oder Ljunr, das ist ein schmales Segelschiff, und bringt uns, teils von Windeskraft getrieben, teils von Menschen gezogen, in einigen Stunden nach Skutari, wo die Bojana zwischen zwei hohen, kastellgekrönten Felsbergen den See verläßt. Das gärtenreiche Skutari, bis 168 v. Chr. Residenz des letzten Illyrierkönigs Gentius, ist eine türkische Stadt; auch das andere Ufer der Bojana ist wieder türkisch, und der Dampfer, welcher uns heute neuerdings nach Rijeka bringen soll, durchschneidet erst in der Mitte des Sees die Reichsgrenze. Zu unserer Linken haben wir den schon erwähnten halbinselartigen Bergrücken, der steil in den See abfällt und dem ein Dutzend kleiner, aber recht hoher, felsiger Eilande vorgelagert sind, die im Volksmunde bezeichnenderweise nicht Inseln, sondern Hügel (Goritza) heißen. Weder diese noch das Festland machen einen freundlichen Eindruck. Der See selbst bildet eine schöne, tiefblaue, bis 15 Kilometer breite Fläche, die sich in der grünen Ebene fortzusetzen scheint, welche bis an die 2000 Meter



Englische Romantik. — Als Mitarbeiterin des Shakespeare-Jahrbuchs und durch ein schönes Buch über den englischen Romantiker W. Blake wohlbekannt, gibt uns Helene Richter nun den ersten Band eines weit ausgreifenden Werkes über die englische Romantik.[1]) Oder eigentlich nur den ersten Halbband, wie der zweite Nebentitel verrät. Der zweite Band wird die Blüte, der dritte die Klassiker der Romantik behandeln. In diesem ersten Teil ist ausführlich Oliver Goldsmith, dann die Wiederbelebung Shakespeares und der Volkspoesie, ferner die Schauerromantik, endlich die poetische Fälschung (Chatterton und Ireland) bearbeitet. Der Biographie und der Bibliographie der einzelnen Autoren schließen sich eingehende Analysen und Charakteristiken der Werke an. Eine Einleitung verbindet das ganze unter dem Gesamtbegriff der Romantik und taucht alle Einzeluntersuchungen in einheitliche Beleuchtung. Der Leser gewinnt durch die exakte, quellengemäße und geschmackvoll anschauliche Behandlung überall reiche, sichere und genußvolle Belehrung. Man kann wohl eine Kritik üben an der Fassung des Begriffs der Romantik und an der Auswahl des Stoffes, den die Verfasserin als romantisch aus der allgemeinen englischen Literatur der romantischen Zeit herausgehoben hat; aber eine solche Kritik wird immer subjektiv bleiben, da der Begriff des Romantischen verschieden gefaßt werden kann.

Romantik ist die geistige Strömung, die einige Jahrzehnte vor und nach 1800 die seit drei Jahrhunderten herrschende Kulturtendenz der Renaissance, des Humanismus abgelöst hat, — ob vorübergehend oder für die Dauer, ist noch sehr zweifelhaft. Während andere von letzten Romantikern, von Nachzüglern, von Neuromantikern bis auf unsere Zeit zu erzählen wissen, möchte ich die Romantik als Hauptströmung des ganzen 19. Jahrhunderts und als den Anfang einer ganzen Kulturperiode betrachten, die nun der Renaissanceperiode völlig zur Seite tritt. Das Wesen der Renaissanceperiode war historische, philosophische, religiöse politische, soziale Kritik, ein Überwiegen des kritischen Verstandes, der sich sowohl in der sogenannten Reformation wie in der klassizistischen Geschmacksrichtung nach verschiedenen Seiten hin geltend machte. Von diesem Geist der Kritik und des nüchternen Verstandes ist ganz das 16. und das 18. Jahrhundert eingenommen. Das 17. ist bereits der Versuch einer sozusagen romantischen Reaktion (Shakespeare, Calderon, Grimmelshausen, Angelus Silesius). Aber die Kritik, die Renaissance, der Humanismus triumphierten nochmals im 18. Jahrhundert als „Aufklärung". Da tritt nun die Romantik auf als Korrektor dieser Einseitigkeit. Der Verstandeskultur des Schulgelehrten stellt sie den ganzen Menschen mit Enthusiasmus, mit Pathos, mit Phantasie, mit Gemüt, mit Empfindsamkeit, mit seinen Wurzeln im Wunderbaren, Jenseitigen, Religiösen, Traditionellen, Übervernünftigen gegenüber, und sie sucht sich zu diesem Feldzug Hilfsgenossen aus der vorhumanistischen Zeit, aus der „präraffaelischen" Zeit, aus dem Mittelalter, aus der katholischen Zeit sowie aus dem Volk, das von der Verstandeskultur der „Plattisten" noch nicht ganz angesteckt ist. So erklären sich die scheinbar widersprechenden Erscheinungsformen der einen, gemeinsamen romantischen Kulturströmung. Von den Sechzigerjahren an verbreitet sich diese Strömung

[1]) Helene Richter: Geschichte der englischen Romantik. I. Band. Halle, Max Niemeyer, 1911. 8°. (XXXIII, 382 S.)

in wiederholten Wellen über die ganze zivilisierte Welt; sie gipfelt gegen Ende des Jahrhunderts in der deutschen Romantik, vor allem in Friedrich Schlegel und in Novalis, dessen Programm „Die Christenheit oder Europa" 1799 geschrieben ist. Auch unsere deutschen Klassiker, besonders Goethe, haben an dieser Entwicklung teilgenommen.

Am deutlichsten zeigen sich die Anfänge der Romantik in England. Eine Vorstufe ist die „Sentimentalität" Richardsons (1747) und Sternes (1768). Dagegen vermag ich in O. Goldsmiths „Vikar von Wakefield" (1766) kaum den romantischen Geist zu entdecken, eher das Gegenteil. Wohl aber erscheint Rich. Hurd mit seinen „Briefen über Rittertum und Romantik" (1762), mit seiner Einführung des Terminus „gotisch" im Gegensatz zu klassisch als der eigentliche Herold der englischen Romantik. — Die Wiederbelebung des Mittelalters, der Nibelungen und der Minnesänger hatte bei uns Bodmer kurz vorher begonnen, wie denn überhaupt im Kampf der Schweizer gegen Gottsched die ganze Dialektik der romantischen Probleme schon vorausgeübt wird. — Thomas Warton knüpft die Erörterung über das Gotische an Spensers „Feenkönigin" an (1754). Eine Sache dieser Romantik wird die Erneuerung Shakespeares seit den Sechzigerjahren. Die romantische Volks- und Balladenpoesie stellt ins hellste Licht Th. Percy durch seine modernisierenden, umarbeitenden und eben deshalb um so wirksameren Ausgaben (1765). Noch weiter geht J. Macpherson in seiner Bearbeitung der altkeltischen Poesie (1760). Leider wird die englische Romantik getrübt durch die unentschuldbare Weise, in der manche Romantiker ihre berechtigten Modernisierungen als Fälschungen auf den Markt brachten. Dadurch wurde die große kulturgeschichtliche Tendenz dieser Zeitströmung zum Spiel, zur Intrige. Das gilt vor allem von den romantischen Fälschungen Th. Chattertons (1772, 1777) und Irelands. Nicht zur Romantik gehören meines Erachtens die Fälschungen der Psalmanazar; sie lehnen sich an die „Chinoiserien" der Aufklärungszeit an. Aber Chatterton ist als echter Romantiker von übergroßer Begeisterung für das 15. Jahrhundert, Ireland von gleichem Enthusiasmus für Shakespeare erfüllt. Das Fälschungsverfahren an sich ist eigentlich pseudoromantisch, ja antiromantisch, unpoetisch, es ist eine Fälschung der Romantik.

Auch die Schauerromantik ist nur eine Entartung der Romantik. Sie tritt in England mit Horace Walpoles „Burg von Otranto, eine gotische Erzählung" (1764) auf und hinterläßt eine ungemein breite Wirkung, allerdings mehr auf den Buchhandel als auf die Kunst. Überhaupt ist das Roman- und Stückeschreiben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mehr ein kaufmännischer Erwerbszweig als eine Kunstart, und das Romanlesen mehr eine billige Art der Zeittötung als Kunstpflege. Um so dankbarer sind wir der Autorin, daß sie uns diese Erscheinung in Auszügen und Inhaltsangaben bequem vermittelt.

Nicht verschweigen möchte ich, daß ich Optimismus, Eudämonismus, Utilitarismus nicht mit der Verfasserin für Merkmale der Romantik, sondern im Gegenteil für solche der Aufklärung halte. Endlich möchte ich sie bitten, die Brauchbarkeit und die Übersichtlichkeit ihres großen und nützlichen Werkes am Schluß des letzten Bandes durch eine Zeittafel zu krönen, aus der die annalistische Entwicklung der romantischen Literaturströmung erhellt; vielleicht mit Berücksichtigung von Literaturen anderer Nationen.

Wien. Karl Richardik.

* * *

Aus Zeitschriften. — „Die katholischen Missionen" (August 1911) berichten von den Bemühungen der Weißen Väter, für ihre Missionen in Süd- und Nord-Njansa einen eingeborenen Klerus zu schaffen. Im Apostolischen Vikariat Süd-Njansa besteht bereits seit 1903 ein Knaben- und Priesterseminar. Die Anstalt, die sich in dem malariafreien Orte Rubia befindet, umfaßt außer den Schulräumen, der Kapelle und den Versammlungslokalen zehn geräumige Strohhütten, die als Schlafstätten dienen. Der Studiengang entspricht ganz dem unserer europäischen Seminare; als Unterrichts- und Umgangssprache gilt das Deutsche; nur in den ersten Wochen nach ihrem Eintritt dürfen die Zöglinge sich noch ihrer Landessprache bedienen. Die Freistunden sind zumeist der Feld- und Gartenarbeit gewidmet: jedem Zögling ist ein kleines Feld angewiesen, das er bebauen muß; außerdem sind die Hütten von Blumenrabatten umgeben. Natürlich ist auch jeder Zögling sein eigener Schneider und Wäscher; übrigens erfordert die Herstellung einer kurzen Leinenhose und eines langen, hemdartigen Kittels keine besondere Geschicklichkeit. Die Schlafstellen bestehen aus einer Matte und einer Decke aus Rindenstoff, die Mahlzeiten, deren täglich nur zwei eingenommen werden, meistenteils aus Bananen; Fleisch gibt's nur an den höchsten Feiertagen. Über die Fähigkeiten und den Geist der schwarzen Seminaristen läßt sich nur Gutes sagen. Die Knaben haben eine gute Auffassungsgabe, ein vortreffliches Gedächtnis und eine Urteilskraft, die bloß der Entwicklung und Schulung bedarf. Einige Minderbegabte zeigen dafür einen ungemein praktischen Verstand. Für die Behandlung der jungen Schwarzen gelten im allgemeinen dieselben pädagogischen Grundsätze wie bei uns, nur ist vielleicht noch mehr Gerechtigkeit und Festigkeit notwendig als europäischen Schülern gegenüber. Vor allem aber ist erforderlich, daß der Erzieher „den Neger durch und durch kennt, ebenso wie die Umgebung, in der der kleine Schwarze aufwächst, und die Geistesverfassung, die sich in der schwarzen Jugend dadurch herausbildet und die je nach dem Stamm, den besondern abergläubischen Anschauungen und Sitten jedes Volkes so ganz verschieden ist. Sonst ist wahres Verständnis, richtige Behandlung und Leitung des kleinen Negers ein Ding der Unmöglichkeit, auch das Vertrauen wird nur gering sein". Für das innerliche, religiöse Leben scheint der Neger besondere Veranlagung zu haben. Seit Herbst 1910 haben zehn junge Neger ihre philosophischen Studien beendet und sind nunmehr in die Theologie eingetreten. Einer von ihnen schrieb an seinen früheren Lehrer: „Die herrliche Wissenschaft hat unsere Wonne vermehrt, weil sie nur über den lieben Gott handelt." — Auch Nord-Njansa hat sein Knaben- und Priesterseminar: die Anstalt von Bukalassa, deren Anfänge in das Jahr 1893 zurückreichen und die 65 Schüler und 7 Alumnen zählt. Der Tag der ersten Priesterweihe scheint nicht mehr fern. Außerdem befinden sich drei Neger, die ihre Studien vollendet und die niederen Weihen empfangen haben, auf Außenstationen, um von den Missionären in die praktische Seelsorge eingeführt zu werden. Fraglich ist's freilich, ob der Neger zu selbständigem Wirken als Seelsorger sich eignen wird. „Der Schwarze verliert bei einem geringfügigen Mißgeschick, Unwohlsein, Mißerfolg leicht den Mut und läßt sich völlig gehen. Das würde in der Praxis später verhängnisvoll sein. Da muß die Gnade Gottes, der Empfang der heiligen Sakramente, verbunden mit langjähriger Übung der Selbstüberwindung



der geringeren natürlichen Veranlagung zu Hilfe kommen. Hier liegt auch der Kern- und Schwerpunkt der ganzen Seminarerziehung. Die Missionäre überstürzen das Werk nicht und greifen der Vorsehung nicht vor. Sollte auch eine große Zahl der jetzt in den Negerseminarien befindlichen Zöglinge nicht zu dem erstrebten Ziele gelangen, so ist die aufgewandte Mühe doch gut angebracht. Als vortrefflich geschulte Katechisten werden sie unschätzbare Dienste leisten können."

Im selben Heft finden wir weitere Nachricht von dem Preßunternehmen des P. Lucian Droüart de Lézey, von dessen Bemühungen um die Hebung der katholischen Presse und des katholischen Buchhandels in Japan an dieser Stelle bereits die Rede war.[1]) Leider besteht die Gefahr, daß diese Bemühungen aus Mangel an Mitteln erfolglos bleiben werden. Das 1909 begonnene Werk — eine Sammlung gediegener religiös-wissenschaftlicher Schriften — hat bereits vielfach aufklärend und wegweisend gewirkt. P. Droüart schreibt: „Was den gebildeten Japanern an diesen Schriften besonders gefällt, ist außer der Mannigfaltigkeit der behandelten Themata der echt wissenschaftliche Ton der Abhandlungen. Bei einem Volke wie die Japaner, das durch die moderne Wissenschaft wie bezaubert ist, kann man es nicht oft genug betonen, daß diese Wissenschaft, weit entfernt, mit der geoffenbarten Religion in Widerspruch zu stehen, derselben vielmehr die trefflichsten Waffen und Beweise bietet. Daher muß sich hier jede religiös-wissenschaftliche Darlegung, soll sie Eindruck machen, auf wissenschaftlich unanfechtbare Beweise und Tatsachen stützen. Dieses Programm ist von uns treulich eingehalten worden, und gerade das hat unseren Abhandlungen ihren Erfolg gesichert. Gelänge es, unser Werk noch einige Jahre mit Hilfe europäischer Gelehrter und Geldmittel fortzuführen, es würde zweifellos sehr viel zur Klärung der Geister beitragen und die öffentliche Meinung zugunsten der katholischen Religion umstimmen. Selbst die Broschüren ‚Bankrott der modernen Wissenschaft' und die von Dr. Bull ‚Warum ich katholisch wurde' haben großen Anklang gefunden, obschon die erste der übertriebenen Ehrfurcht vor der Wissenschaft scharf entgegentrat und die zweite eine rein religiöse Frage behandelte. Von der ersten, von welcher die Blätter der Hauptstadt erklärten, daß jeder sie lesen müsse, der sich mit Wissenschaft abgebe, wurden u. a. 700 Exemplare an Studenten der kaiserlichen Universität verteilt, von der zweiten waren 10.000 Exemplare in wenigen Wochen vergriffen. Alle 600 Studenten der Osaka-Handelsschule wünschten ein Exemplar zu besitzen. — An Bekehrungen unter den gebildeten Japanern ist in größerem Maßstabe erst dann zu denken, wenn die durch die moderne ungläubige Wissenschaft vergiftete und irregeleitete öffentliche Meinung in ruhigere und vernünftige Bahnen gelenkt ist. Das geschieht am besten durch gründliche und solide Schriften, wie wir sie in unserem Programm vorgesehen. — Nach meiner Ansicht ist gerade diese Art schriftstellerischer Tätigkeit die beste und fruchtbarste. Sie dringt am weitesten und wirkt am nachhaltigsten. — Seit Juni 1909 haben wir acht wissenschaftlich-religiöse Broschüren und acht populäre Flugschriften herausgegeben, die in 163.000 Exemplaren verbreitet wurden, somit einen bedeutenden

[1]) Vgl. „Die Kultur" XI, H. 4, S. 506.

Leserkreis erreichten. — Diese 163.000 Schriften haben, Übersetzung, Druck, Versand 2c. eingerechnet, bloß 7490 Mark 33 Pfennige gekostet. Somit läßt sich das Unternehmen mit jährlich zirka 2800 Mark in Fluß halten. Sollte diese kleine Summe wirklich nicht zu erbringen sein? — Was ist das gegen die Hunderttausende von Dollars, welche allein die Bibelgesellschaften hier jährlich auswerfen! — Es gibt viele katholische Missionsunternehmungen, die weit kostspieliger sind, ohne so sichere und solide Frucht zu bringen und direkt auf das Heil der Seelen zu zielen. — Ich selbst bin ein armer Missionär und muß sehen, wie ich mit den 530 Mark, die ich jährlich aus den Geldern des Glaubensvereins erhalte, mich durchschlage. Ich bin also auf fremde Hilfe angewiesen. Kommt sie nicht, so muß ich mit Weh und Schmerz im Herzen die Fahne, die ich so hoffnungsfreudig aufgepflanzt, wieder herunterholen. Das wäre aber nicht bloß ein Schmerz, sondern auch eine Schande. — Kürzlich erst habe ich den Katalog der Bücher und Schriften durchgesehen, welche allein die Methodisten hier in Japan herausgeben und verbreiten. Denen fehlt es offenbar nicht an Mitteln. Der Katalog vom März 1911 zählt über 397 Nummern von Schriften über Religion, Moral, Erziehung, Geschichte, die soziale Frage und verschiedene Wissenschaften. Außerdem gibt der Katalog eine Liste von 492 europäischen und amerikanischen Zeitschriften an, welche die Japaner sich durch Vermittlung der Methodisten und ihrer Buchhandlungen leicht und unter günstigen Bedingungen verschaffen können. — Da die englische Sprache auf allen höheren Schulen gelehrt wird und am stärksten verbreitet ist, haben all diese Preßerzeugnisse ein weites Absatzgebiet. Welche Macht diese gegnerische Presse darstellt, läßt sich unschwer ermessen. Daß der Einfluß kein segensreicher ist und nicht dem Christentum zugute kommt, zeigt die wachsende Verschlimmerung der religiös-sittlichen Verhältnisse, die zunehmende Herrschaft der materialistischen, atheistischen, sozialistischen Ideen. Wie traurig, daß die katholische Mission dieser Macht des Bösen bisher so wenig gegenüberzustellen hatte: eine kleine Zeitschrift, die sich mühselig über Wasser hält, und dieses hoffnungsvolle, aber jetzt aus Mangel an Mitteln gleichfalls gefährdete Werk religiös-wissenschaftlicher Broschüren!"

Ähnlich klagt P. Lacombe S. J. in Tritschinopoly (Südindien) über die traurige Lage, in der „Die katholische Presse in Indien" („Die katholischen Missionen", Juli 1911) sich befindet. Er führt aus, daß den indischen Katholiken, die im St.-Josefskolleg von Tritschinopoly oder in anderen katholischen Anstalten eine gute Bildung genossen haben, dank ihrer Sprachenkenntnis die einheimische wie die ausländische Presse offen stehe die zum großen Teil religionsfeindlich oder indifferent ist und offen oder versteckt den Kampf gegen die Religion oder doch die katholische Kirche führt. „Solchen Angriffen sind nun die gebildeten Katholiken im Verkehr mit den Protestanten und Heiden, in deren Mitte sie leben, fast täglich ausgesetzt. Gerade die Katholiken werden mit Vorliebe zur Zielscheibe religiöser Dispute und Stachelreden gemacht. . . . . Ihnen den Umgang mit Heiden und Protestanten ganz verbieten, geht nicht an und wäre schlechte Politik. Es gilt vielmehr, sie für den Kampf auszurüsten, ihnen siegreiche Waffen in die Hand zu geben." Und das ist nur durch eine gute Presse zu erreichen. Die Patres in Tritschinopoly haben denn auch schon verschiedenes versucht, um eine solche zu schaffen. „Man be-

gann mit dem ,Counsel', einem kleinen apologetischen Blatte für gebildete Katholiken, das sehr gut wirkte, aber sich nicht halten konnte. 1908 kam an seine Stelle der ,Morning Star', der sechsmal jährlich erscheint und von der Marianischen Studentenvereinigung in Tritschinopoly ausgeht. Jede Nummer bringt eine apologetische Beilage. Diese Flugschriften wirken ausgezeichnet." Auch Broschüren als Antworten auf Angriffe von gegnerischer Seite wurden von den Patres verfaßt und in großer Zahl zu spottbilligen Preisen abgegeben. „Dieser Federkrieg nimmt viel Zeit und Mühe in Anspruch, ist aber notwendig, da die Angriffe der Gegner meist so frech und boshaft sind, daß die Rücksicht auf die Katholiken wie auf die Heiden, welche diesen Fehden mit großem Interesse folgen, eine Abfertigung geradezu erfordert. . . . . All die vielen Tausende gebildeter Heiden und besonders Brahmanen kennen die katholische Religion fast nur aus den Schriften von Protestanten, Rationalisten und Theosophen vom Gepräge einer Mrs. Annie Besant. . . . . Es ist merkwürdig, mit welcher Begier die gebildeten Heiden, die an ihrer Religion irre geworden sind, all diese antikatholischen und antichristlichen Bücher lesen. Es ist, als ob sie sich dadurch alle christlichen Gedanken vom Leibe halten und ihr Gewissen beruhigen wollten. Die genannten Kreise haben keine Ahnung von der Schönheit und Tiefe der katholischen Philosophie und Theologie. Diese Schätze müßten durch gute, lesbare Schriften ihnen zugänglich gemacht werden." — Die Notwendigkeit, eine gute katholische Presse zu schaffen, steht somit fest, aber in Indien wie in Japan scheitert der gute Wille der Patres an der finanziellen Notlage. Die indischen Katholiken, auch die der gebildeten Kreise, sind so arm, daß von ihnen die Unterstützung eines Preßunternehmens nicht verlangt werden kann; von ihren sonstigen Einnahmen kann die Mission die nötigen Mittel für solche Zwecke nicht nehmen, besitzen doch von 2621 Missionsposten und Dörfern 1527 noch keine Kapelle, 658 solche aus Lehm und Stroh, und nur 436 solche aus Ziegeln. „Es ist eine verzweifelt harte Sache, unter solchen Umständen den Plan eines größeren Preßunternehmens festzuhalten, zumal da schriftstellerische Arbeiten in der Glühsonne Indiens und unter der erdrückenden Last der anderen Arbeiten außerordentliche Anforderungen an die Kraft und Energie eines Missionärs stellen. Wie froh ist er da, wenn er in der Heimat Verständnis und Hilfe für Unternehmungen dieser Art findet." — „Die katholischen Missionen" fragen zum Schluß: „Wäre es nicht angebracht, wenn die zum Teil so blühenden Marianischen Kongregationen in Deutschland und Österreich, beziehungsweise deren Missionssektionen dem im Kampfe stehenden Bruder im fernen Indien die rettende Hand reichten und ihm über die ersten Schwierigkeiten hinweghälfen?"

Den reichsdeutschen Zeitungen und Zeitschriften hat „Der Fall Jatho" viel Stoff gegeben. Die Tatsachen sind aus der Tagespresse bekannt: Der protestantische Pfarrer Jatho in Köln ist durch ein Urteil des Spruchkollegiums für kirchliche Angelegenheiten vom 24. Juni dieses Jahres seines Amtes entsetzt worden, da seine Wirksamkeit „innerhalb der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen Preußens mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt, unvereinbar ist". Jatho, der seit zirka 20 Jahren in seiner Kölner Gemeinde wirkte und wegen seiner Rednergabe wie wegen seiner liebenswürdigen Persönlichkeit sehr beliebt war, hatte sich

nämlich mehr und mehr dem pantheistischen Monismus zugewandt. Seine zahlreichen Anhänger betrachten ihn nun als „das Opfer einer engherzigen, unduldsamen Orthodoxie“ und sparen nicht mit Vorwürfen gegen das Spruchkollegium, das bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in Aktion trat: es wurde erst 1909 durch ein von der Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens angenommenes, am 16. März 1910 vom Könige sanktioniertes Gesetz ins Leben gerufen, um „den strafähnlichen Charakter des Lehrprozesses“ zu beseitigen; bis dahin waren nämlich in der preußischen Landeskirche Verstöße eines Pfarrers gegen das überlieferte Dogma als Verletzung der Dienstpflicht betrachtet und disziplinär geahndet worden. Doch kam das nur sehr selten vor; seit mehr als 30 Jahren ward kein einziger Pfarrer der preußischen Landeskirche abgesetzt. Der kirchliche Liberalismus fordert nun die Abschaffung des Spruchkollegiums oder wenigstens die Bestimmung, daß es nur dann in Aktion treten dürfe, wenn eine Gemeinde selbst gegen ihren Pfarrer Klage führt. „Ist die Gemeinde mit ihrem Pfarrer zufrieden, so haben auch alle Außenstehenden mit Einschluß der kirchlichen Obrigkeit, die Gemeinde und ihren Pfarrer in Frieden zu lassen“, erklärt Johannes Kübel in den „Süddeutschen Monatsheften“ (August 1911: „Das preußische Irrlehregesetz und der Fall Jatho“). Und er stellt noch andere Forderungen auf, die der beste Beweis für den inneren Zerfall des Protestantismus sind: „Die Kirche muß sich daran gewöhnen, auf die Bekenntniseinheit zu verzichten und sich mit der Organisationseinheit zu begnügen. Die geistige und religiöse Struktur ist in Köln anders als in Inowrazlaw; ein und derselbe Pfarrer füllt die Kirchen im Spreewald und leert die Berliner Kirchen, und umgekehrt. Da hilft nichts anderes, als daß jede Gemeinde den Pfarrer bekommt, den sie will und den sie verdient. Bricht darüber das zentralistische Gebilde der Landeskirche in Trümmer, so mag es zerbrechen; der Zwang der Verhältnisse wird dafür sorgen, daß sich die Landeskirche als föderatives Gebilde von neuem erhebt.“ — Die protestantische, auf positivem Standpunkt stehende Monatschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart“ verhält sich sehr reserviert. Ihr Herausgeber E. Pfennigsdorf begnügt sich damit, nur die Gesichtspunkte herauszuheben, die für die Beurteilung des Falles entscheidend sein müssen (August 1911: „Zum Fall Jatho“). Mit Recht betont er, daß die Frage nach dem persönlichen Leben und Wirken Jathos auszuscheiden sei und daß die sachliche Fragestellung nur lauten könne: ‚Was hat Jatho gelehrt, und ist seine Lehre mit der Stellung eines evangelischen Geistlichen vereinbar?‘ Eine indirekte Anerkennung der Notwendigkeit von Dogma, Tradition und Autorität in der Kirche liegt in folgenden Ausführungen Pfennigsdorfs: „Man fragt: wer soll denn feststellen, was als kirchliche Lehre zu gelten hat? Die evangelischen Bekenntnisse können doch nur so weit Geltung beanspruchen, als sie mit der Heiligen Schrift übereinstimmen. Diese selbst aber ist verschiedener Deutung fähig. Folglich bleibt in der evangelischen Kirche keine andere entscheidende Instanz in Glaubenssachen übrig als das Gewissen des einzelnen. Solange das Gewissen des Pastors ihm seine Wirksamkeit in der Gemeinde erlaubt und die Gemeinde selbst mit ihrem Geistlichen zufrieden ist, hat keine Macht der Welt ein Recht, einen solchen Geistlichen wegen Irrlehre anzuklagen und zu verurteilen. Das Wahrheitsmoment in diesem Gedankenzusammenhange liegt

in der Geltendmachung des Gewissens als letzter und höchster Instanz für das religiöse Leben des einzelnen. Wäre nun der Geistliche nur ein ‚Einzelner‘, ein Glied der evangelischen Gemeinde, so wäre dagegen nichts zu sagen. Aber er ist zugleich Diener der evangelischen Landeskirche, Prediger einer auf einem bestimmten geschichtlichen Fundament stehenden, umfassenden christlichen Gemeinschaft. Eine solche Gemeinschaft kann aber nur bestehen, wenn ihre Diener ihre geschichtliche Grundlage anerkennen und in ihrer Lehrverkündigung sich nicht nur durch ihr subjektives Erleben, sondern auch durch die Rücksicht auf das geschichtlich gewordene Bekenntnis der Kirche leiten lassen. Wie weit die Rücksicht gehen soll, ist freilich schwer zu bestimmen, daß aber eine Grenze vorhanden ist, die der einzelne nicht überschreiten darf, ohne sich mit dem Glauben seiner Kirche in Widerspruch zu setzen, ist unleugbar..... Eine Gesinnungsgemeinschaft ist nur so lange möglich, als ihre Mitglieder einen gemeinsamen Besitz von Tatsachen, Grundsätzen und Erfahrungen haben, an dem sie festhalten. Wer die evangelische Kirche zu einem Sprechsaal machen will, in dem jeder sagen und lehren kann, was ihm beliebt, der übersieht ihren Charakter als Gemeinschaft und verlangt tatsächlich ihre Auflösung.“ — Pfennigsdorf kennt seine Glaubensgenossen gut, wenn er des weiteren sagt, sobald zum Beispiel ein protestantischer Pastor katholische Lehren verbreiten wollte, würden vielleicht alle die, „welche jetzt schrankenlose Lehrfreiheit für den evangelischen Geistlichen fordern, die ersten sein, welche das Einschreiten der Behörden anriefen“. Im Falle Jatho handle es sich um die Frage, ob eine Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft in der evangelischen Kirche ferner möglich sein soll oder nicht. Denn Jatho sei nicht „in einzelnen Punkten“ vom kirchlichen Bekenntnis abgewichen, wie seine Anhänger behaupten, sondern in sämtlichen fundamentalen Wahrheiten des christlichen Glaubens. „Jatho leugnet den persönlichen, überweltlichen Gott, womit der Vorsehungsglaube und das Gebetsleben einen tötlichen Stoß erhalten. Die Begriffe ‚gut‘ und ‚böse‘ sind ihm ‚Erzeugnisse unseres Planeten‘. Jesus ist ihm ‚eine Größe der Vergangenheit‘, ‚eine fließende Idee‘. ‚Jedes Zeitalter muß seinen Erlöser erzeugen und gebären.‘ Von einer Erlösung durch Christi Todesleiden kann daher auch keine Rede sein. Sie ist auch gar nicht nötig, da Jatho von der ursprünglichen ‚Heiligkeit‘ des Menschen überzeugt ist.“ Ein Beweis dafür, daß Jatho mit diesen Lehren den evangelischen Glauben zugunsten einer monistischen Mystik in Abrede stellt, läßt sich schon darin erblicken, daß die Ortsgruppe Kiel des Deutschen Monistenbundes ihm ihre Anerkennung für seine Haltung ausgesprochen und der Hoffnung Ausdruck gegeben hat, ihn und seine Freunde bald ganz zu den Ihrigen zählen zu dürfen. „Auch die sozialdemokratischen Blätter geben fast sämtlich und meist mit derben Worten ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, wie Jatho bisher mit seinen Anschauungen Diener der evangelischen Kirche bleiben konnte.“ — Der Nürnberger protestantische Stadtpfarrer Julius Schiller schreibt in der liberalen „Augsburger Abendzeitung“ (1911, Nr. 177) unter anderm: „Niemand wird bestreiten wollen, daß Jatho in einem vollständigen und grundsätzlichen Gegensatz zu den Lehren der Kirche sich bewegt. Der Fall Jatho hat mit der Forschungsfreiheit nichts zu tun. Was wäre das auch für eine merkwürdige

Kirchenverfassung, welche eine schrankenlose, unbedingte Lehrfreiheit gewähren wollte! .... Wo kommen wir hin, wenn unseren Predigern eine absolute Redefreiheit gestattet würde! Wäre das nicht der Anfang vom Ende und gleichbedeutend mit Selbstauflösung?" — „Der Fall Jatho oder der Protestantismus auf dem Wege nach Rom" heißt ein längerer, sehr lesenswerter Artikel von Otto Cohausz S. J. in Kausens „Allgemeiner Rundschau" (VIII, Nr. 28)[1]), wo es zum Schluß heißt: „Man mag also den Protestantismus nehmen wie man will, er ist und bleibt eine Apologie Roms. Denn die liberale Richtung im Protestantismus beweist seine Nichtigkeit, weil sie das Christentum zerstört — sie beweist die Notwendigkeit eines Lehramtes im Christentum —, die orthodoxe aber, weil sie zu einer rechtmäßigen Glaubensbindung ohne Rom nicht gelangen kann und so in stete Widersprüche sich verwickelt; sie beweist die Notwendigkeit eines von Christus eingesetzten unfehlbaren Lehramtes — dieses Lehramt aber fand und findet sich nur in Rom. So sind die neuesten Vorgänge im Protestantismus ein Beleg für das Wort, das der Hofprediger Stöcker am Schluß seines Lebens gesprochen haben soll: ‚Wenn die neue Entwicklung im protestantischen Lager die konsequente Durchführung der Reformation ist, dann war die ganze Reformation eine große Verirrung'."

Interessant sind die protestantischen Urteile über Grisars großes Lutherwerk.[2]) Lic. Pfennigsdorf („Der Geisteskampf der Gegenwart", Juli 1911, S. 263 ff.) schreibt unter anderem: „Der Verfasser .... verspricht in der Vorrede, keine katholische, sondern eine wirklich historische, den Tatsachen entsprechende Auffassung der Person Luthers zu bieten. Was auch den protestantischen Leser von vornherein für diese Meinung Grisars einzunehmen vermag, ist die leidenschaftslose, ruhige Art, mit der der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, die umfassende Kenntnis der einschlägigen katholischen wie protestantischen Literatur, das eingehende Quellenstudium, auf dem er seine Darlegungen aufbaut, und nicht zum wenigsten ein gewisses Bestreben, sich von den Ausschreitungen früherer katholischer Lutherbiographen fernzuhalten." Besonders betont wird von Pfennigsdorf wie von anderen Kritikern, daß Grisars Werk an ruhiger Objektivität Denifles Lutherbiographie weit überrage. Trotzdem mache auch Grisar — meint Pfennigsdorf — nicht den Versuch, „sich in das religiöse Leben und Ringen Luthers zu versetzen und von da aus seine Persönlichkeit zu erschließen". Es sei betrübend zu sehen, „wie hier [nämlich bei Beurteilung der lutherischen Lehre von der alleinrechtfertigenden Gnade] ein sonst hochstehender und edeldenkender Gelehrter infolge seiner dogmatischen Gebundenheit genötigt ist, Zitate zu häufen, um die Wahrheit zu beleidigen und mit kleinlichen Mitteln die Größe eines Mannes zu verdunkeln, in dem Gott der Welt unendlich mehr geschenkt hat als in sämtlichen Orden und Ordensstiftern der katholischen Kirche." (Der geistige

[1]) Vgl. auch dieselbe Zeitschrift (VIII, Nr. 27): „Der Fall Jatho". Von einem Protestanten.

[2]) Luther. Von Hartmann Grisar, S. J., Prof. a. d. k. k. Univ. Innsbruck. I. Band: Luthers Werden. Grundlegung der Spaltung bis 1530. Freiburg, Herder, 1911. (XXXV u. 656 S.) Mk. 12.—.

Hochmut Luthers, den Grisar feststellt, scheint in seinen Anhängern, nach dieser Behauptung zu urteilen, in ungeminderter Stärke fortzuleben!) — Einer eingehenden Prüfung wird Grisars Buch durch Lic. Meißinger in den „Süddeutschen Monatsheften" (Juli 1911, S. 79 ff.) unterzogen. Der Kritiker wirft dem Autor „einige Eile" vor, nörgelt ein wenig an seiner Sprache (zum Beispiel stößt er sich an dem weitverbreiteten Ausdruck „die Nöten") und erklärt schließlich das Bild Luthers „trotz offenbarer und ausgesprochener Bemühung des Verfassers um vollste Objektivität stark zugunsten katholischer Ablehnung des Mannes verzeichnet". Dennoch: „Nach dem groben dominikanischen Geschütz Denifles entwickelt sich hier das jesuitische Kleingewehrfeuer, und man muß sagen, daß es gut geleitet ist. Grisar vermeidet sorgsam jede Verletzung der modernen Höflichkeitsgesetze der Polemik, nicht nur den protestantischen Gelehrten, sondern auch Luther selbst gegenüber." Aber zwischendurch seien doch „eine Menge kleiner Bosheiten" stehen geblieben. Als die vorteilhafteste Leistung des Buches bezeichnet Meißinger Grisars Nachweis, daß der Kernpunkt von Luthers Lehre nicht in der concupiscentia rea lag, „sondern in dem Gegensatz gegen die mönchische Werkübung, dem erst allmählich ein schädigender Einfluß auf Luthers persönliche Moral zugesprochen wird". Gerade diese Hypothese Grisars aber findet die Mißbilligung Otto Scheels („Christliche Welt", 8. Juni 1911), der dem katholischen Gelehrten leichtfertige Quellenbenutzung vorwirft. Grisars Stellungnahme zur lutherischen Heilsgewißheit und Prädestination findet Meißinger „ganz abzulehnen", als „im ganzen glückliche Partien" bezeichnet er dagegen die Stellen, „wo Luthers Versagen gegenüber der Aufgabe der Kirchengründung, sein gewalttätiges Vorgehen gegen die ‚Schwarmgeister' und seine schillernde Stellung zur Obrigkeit" dargestellt ist. — Die ideale katholische Lutherbiographie sei Grisars Buch noch nicht, so schließt Meißinger seine Ausführungen; ein historisch richtiges Bild Luthers könnte nur entstehen, wenn Katholiken und Protestanten sich in die Hände arbeiteten, obgleich es dabei ohne Reibungen nicht abgehen würde.

Vor einiger Zeit ging die Kunde durch die Blätter, daß der englische Gelehrte J. Rendel Harris im Tigrislande eine syrische Handschrift erworben habe, mit der uns eine verloren gegangene Schrift wiedergegeben wurde: eine Sammlung von Liedern, welche einst als „Oden Salomos" bezeichnet und zu den heiligen Schriften gezählt worden waren. Johannes Flemming hat die Lieder ins Deutsche übertragen und Adolf Harnack hat Einleitung und Kommentar dazu geschrieben. („Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert. Leipzig, 1910.) Privatdozent Dr. Fritz Tillmann hebt nun in „Über den Wassern" (IV, Heft 13: „Ein jüngst gefundenes urchristliches Liederbuch") aus der reichen Literatur, welche sich in den letzten Monaten an die Entdeckung geknüpft hat, einige Hauptpunkte heraus: Harnack sieht in der in Rede stehenden Liedersammlung eine durch christliche Stücke vermehrte und christlich interpolierte Sammlung jüdischer Oden. Doch diese Ansicht ist von anderen Gelehrten widerlegt worden. Julius Wellhausen zum Beispiel kommt zu dem Ergebnis, daß die Liedersammlung von Haus aus christlich und nicht jüdisch ist. Derselben Meinung sind u. a. Batiffol, Th. Zahn und H. Gunkel. Nach ihnen muß die Entstehung der Lieder in die Jahre 130 bis 150 n. Chr. fallen und das Johannesevangelium muß die



Quelle sein, aus welcher der Dichter geschöpft hat. „Ob auch mit einem Verständnis, das dem Evangelisten und seinen Gedanken kongenial war? Das Urteil der Sachverständigen scheint diese Frage mehr und mehr zu verneinen. Unsere Lieder sind nicht auf dem Boden der Großkirche entstanden und aus ihrem Glaubensleben heraus gedichtet worden. Die hohe Wertschätzung, welche die gnostische Pistis Sophia ihnen erwies, verrät doch wohl, daß sie dem Geiste des Gnostizismus näher stehen als dem der katholischen Kirche. Auf jeden Fall ist die Bedeutung des Fundes eine so große, daß Harnack ihn mit Recht mit der Entdeckung der Zwölfapostellehre vergleichen konnte."

„Das delphische Heiligtum des Apollon und die neuesten Ausgrabungen" schildert Dr. Edmund Rüsch in derselben Zeitschrift (IV, Heft 8), die übrigens — nebenbei bemerkt — den Herausgeber gewechselt hat: als solcher zeichnet nicht mehr P. Expeditus Schmidt O. F. M., sondern Dr. Luzian Pfleger. — Mehrere Jahre, nachdem Olympia von deutschen Archäologen neu entdeckt wurde, erstand auch Delphi aus dem Grabe: die Ausgrabungen der Franzosen, denen deutsche Gelehrte vorgearbeitet hatten, förderten kostbare Schätze zutage. Rüsch schildert die Ebene, auf der Delphi liegt, als unvergleichlich schön; „durch die reichen, silbergrauen Ölhaine, die prächtigen Pinienwälder und die wundervollen Weinberge unterscheidet sich die Landschaft angenehm von den kahlen Stätten des übrigen Hellas ... Durch die wild zerrissenen Felsen der Ausläufer des Parnaß, dessen stolzes Haupt im Hintergrunde bis in die Wolken ragt, am Rande tiefer Abgründe entlang, führt die Straße nach dem Dorfe Chryso, dem antiken Krissa, welches im 6. Jahrhundert die reiche Ebene beherrschte und dem Neide seiner Nachbarn elend zum Opfer fiel. Durch fürchterliches Steingeröll zwängt sich der Weg weiter, kaum für ein Maultier Raum lassend, immer wilder wird die Natur und steiler werden die Abgründe zum Bette des Pleistos hinab. Nach ungefähr einer Stunde erreicht man das neue Dorf Delphoi, dessen einförmige Häuser allein schon für die Schwierigkeiten der Ausgrabungen Zeugnis ablegen. Das alte Kastri, welches direkt über dem antiken Temenos stand, mußte nämlich abgerissen und dessen Einwohner auf Kosten der griechischen und französischen Regierung zirka ein Kilometer weiter westlich angesiedelt werden." Die schmale, abschüssige, schwer zugängliche Schieferterrasse, auf der Delphi einst stand, wird im Norden von zwei ganz steil abfallenden Kalksteinwänden begrenzt, die von den Alten „Phaidriaden" (Glanzfelsen) genannt wurden, weil sie, durch das vom Parnaß herabrieselnde Wasser befeuchtet, im Sonnenscheine glänzten. Auch im Osten und Westen erheben sich starre Felsen, während die Ebene gen Süden zum Pleistos abfällt. „So ganz eingeschlossen von Felswänden, . . . durchzogen von mehreren Wasserläufen, deren eiskaltes Wasser aus geheimnisvollen Schluchten quillt und in wilden Gießbächen zum Pleistos stürzt, schauerlich durch die Unmenge von Schlangen, Skorpionen und Sauriern aller Art, die heute noch die Gegend unsicher machen, wie auch durch die im Altertum berühmten kalten Luftströme wirkt das delphische Bild, besonders wenn Helios seine sengenden Strahlen durch die unvergleichlich reine Luft auf dasselbe sendet, geradezu überwältigend auf das menschliche Gemüt. Der Erdenpilger fühlt seine tiefe Ohnmacht gegenüber diesen wild kontrastreichen Naturerscheinungen, er sucht hinter denselben deren Urheber, er möchte dessen Stimme vernehmen, und was



Wunder, wenn die geheimnisvolle apollinische Religion mit ihren ekstatischen und mantischen Elementen jeden fesselte, der je unter den Einfluß dieser mächtigen Natureindrücke geraten war.“ — Welch wichtige Rolle Delphi in der griechischen Geschichte gespielt hat, wird erst dann klar zutage treten, wenn die Denkmäler und Urkunden, die durch die französischen Ausgrabungen ans Tageslicht gelangt sind, verarbeitet sein werden. „Viele Jahrzehnte werden verstreichen, bis alle Schatzhäuser, Statuen und Texte gedeutet, verwertet und dadurch die Geschichte der Menschheit in der prächtigsten Phasis der vorchristlichen Kultur in ein helleres Licht gerückt wird.“ — Durch die Ausgrabungen des eigentlichen Heiligtums (Temenos) konnte die Geschichte von Delphi schon in vielen Punkten vervollständigt werden. Es ist zum Beispiel erwiesen, daß die Stätte schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt war. Der älteste Name der Ansiedelung war Pytho; er wurde später durch die Bezeichnung Dalphoi abgelöst, die sich allmählich zu Delphoi entwickelte und in dieser Form bis zum Untergange der antiken Welt bestehen blieb. Der Ruhm des delphischen Orakels blieb ungebrochen durch den Wandel der Zeiten, bis die apollinische Religion dem Christentum gewichen war. „Die stille, unendliche, tiefe Macht der Christenlehre ging aus Osten auf und überzog auch das klassische Land mit dem mildstrahlenden Lichte seiner Wahrheit. Zwei Jahrtausende schlummerte die Kultur vorchristlicher Zeit unter dem Schatten zerrissener Felswände. Nun steigt sie neu empor, als die letzten Zeichen längst verschwundener, einsamer Pracht. Und die kalten Steine beginnen zu reden und aus dem toten Stoff fällt ein erhellender Strahl auf die lang, lang entschlafene Kultur einer klassischen Epoche, eines einst mächtig herrschenden Volkes.“

Die Errichtung von „Anpassungsschulen für Unfallverletzte“ empfiehlt Sanitätsrat Dr. Grunewald in der „Umschau“ (1911, Nr. 17). Er erinnert daran, daß wir die Fähigkeit besitzen, fehlende Gliedmaßen ganz oder teilweise durch das Eingreifen anderer Körperteile zu ersetzen oder auch verstümmelte Gliedmaßen durch Übung gebrauchsfähig zu machen. „Die medizinische Literatur, besonders die ältere, enthält zahlreiche Beispiele der interessantesten Anpassungsfälle, in denen selbst schwer Verstümmelte ihre kranken Glieder zu Leistungen von großer Ausdauer und Geschicklichkeit, die denen Gesunder in nichts nachstanden, erzogen haben.“ In neuerer Zeit aber hört man immer seltener von solchen Fällen, da die staatliche Unfallversicherung den wichtigsten Zwang zur Selbsterziehung, die Notwendigkeit des Broterwerbs, beseitigt hat. „Der verletzte Arbeiter, im Besitze einer Unfallrente, hat nach einer Steigerung seiner Leistungsfähigkeit keine Sehnsucht mehr, ja wirkt ihr nicht selten entgegen. Das hat allmählich zu sozial fühlbaren Nachteilen geführt. Es leben im Deutschen Reiche eine große Zahl Unfallinvaliden, die nach Art ihrer Verletzung ihren alten Beruf nicht mehr ausüben können. Sie wären zu einem andern wohl tauglich, vorausgesetzt, daß sie die nötige Ausbildung hätten, aber es fehlt ihnen jeder Trieb, die ihnen verbliebenen Eigenschaften wirtschaftlich zu benutzen. Sie fürchten bei Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit Verminderung ihrer Unfallrente und ziehen das sichere Existenzminimum, das ihnen diese gewährt, einem regelmäßigen, gesunden Erwerbsleben vor.“ Die vorgeschlagenen Anpassungsschulen nun müßten die Aufgabe haben, die richtige Verwertung der gebliebenen Fähigkeiten systematisch zu lehren, und zwar auf zweierlei Weise:



durch die Erziehung verbliebener Fähigkeiten zum Ersatz der verlorenen und durch die Ausbildung zu neuen Berufen, die sich für den Invaliden besser eignen als seine bisherige Tätigkeit. Um aber die Verletzten zum Besuche solcher Schulen anzuregen, schlägt Dr. Grunewald vor, ihnen die Unfallsrente zu kapitalisieren, das heißt, ihnen statt der monatlichen kleinen Zahlungen eine einmalige, entsprechend große Kapitalsabfindung zu gewähren, die sie zur Erlernung eines neuen Berufes und zur Begründung ihrer wirtschaftlichen Selbstständigkeit benützen könnten. — Beide Anregungen verdienen jedenfalls die Beachtung der interessierten Kreise.

„Über den Einfluß des Theaters auf die Jugend“ berichtet in der „Österreichischen Frauenwelt“ (I, Heft 6), dem sich in erfreulichster Weise entwickelnden Organ der katholischen Frauenorganisation Österreichs, Gräfin Gerta Walterskirchen an der Hand eines Referates, das Baron Driesen auf dem III. Internationalen Erziehungskongreß in Brüssel im August 1910 gehalten hat. Es handelt sich um russische Verhältnisse: in einigen Großstädten des Zarenreiches wurde eine Umfrage gehalten, bei welcher Schüler und Schülerinnen verschiedener Altersstufen auf die folgenden Fragen zu antworten hatten: 1. Welche Stücke habt ihr im Theater gesehen? Bezeichnet die Autoren, deren Stücke euch gefallen haben, und erklärt auch, warum sie euch gefielen. — 2. Was interessiert euch am meisten im Theater? — 3. Welche Stücke im allgemeinen wünscht ihr zu sehen? — 4. Welche Stücke wollt ihr ein zweites Mal sehen und warum? — 5. Habt ihr selbst Theater gespielt und in welchen Stücken? — Aus dem Kreise der Befragten selbst wurde eine sechste Frage hinzugefügt: Welchen Wert hat das Theater im allgemeinen für die Jugend? — Die Antworten lassen sich im großen und ganzen dahin zusammenfassen, daß die Jugend selbst dem Theater einen großen Einfluß zuschreibt, aber mit dem modernen Repertoire durchaus nicht einverstanden ist. „Ich kann in den Stücken, die in unseren Tagen die Bühnen überschwemmen, weder Vernunft noch Schönheit entdecken“, schreibt ein Schüler der 8. Klasse; „Die Stücke der dramatischen Autoren empören mich“, sagt ein anderer, „denn sie zeichnen das Leben durchaus nicht, wie es ist, und verwirren alle Begriffe.“ Ein dritter erklärt: „Ich gehe gar nicht mehr ins Theater, denn die modernen Stücke mit ihren verworrenen Ideen und Intrigen mißfallen mir.“ Eine große Zahl der jungen Zuschauer interessiert sich besonders für das Spiel der Künstler; so sagt zum Beispiel ein Knabe vom Drama „Die toten Seelen“: „Die Schauspieler haben ausgezeichnet gespielt, es war nichts Falsches dabei.“ Die klassischen Stücke erfreuen sich bei der Jugend eines großen Beifalls. In bezug auf Schillers „Jungfrau von Orleans“ schrieb ein junges Mädchen: „Nach solchen Stücken spürt man sich gleichsam in seinem Wesen erneuert.“ — Die Ergebnisse der Umfrage führen zu dem Schluß: „Die Jugend braucht ein Theater, welches sie lehrt und zugleich erhebt, ein Theater, welches gleichsam ein von Künstlern dargestelltes Buch ist. Die ganz Jungen wollen Farbenpracht, Phantasie und schöne Träume. Die Halberwachsenen bevorzugen das Historische; die intellektuell noch weiter Fortgeschrittenen fassen ihre Eindrücke schon tiefer: sie verlangen Lebenswahrheit von den Stücken; darüber hinaus nähern die Urteile sich schon den Ansichten des allgemeinen besseren Theaterpublikums.“

Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß auf der II. Internationalen Tagung katholischer Frauenvereine, die im Juni dieses Jahres zur Zeit des Eucharistischen Kongresses zu Madrid stattfand, der Beschluß gefaßt wurde, sich mehr als bisher um das Repertoire der Theater zu kümmern. Der katholische Frauenverein von Uruguay hat in dieser Beziehung schon schöne Erfolge zu verzeichnen: sein Theaterzensurkomitee liest jedes neue Stück und veröffentlicht dann seine Ansicht, ob Frauen das Theater bei der betreffenden Aufführung besuchen sollen oder nicht; durch Androhung des Boykottes durch die Damenwelt sind die Theaterdirektionen dazu gebracht worden, einzelne Stücke vom Repertoire abzusetzen. In Paris hat sich bereits ein ähnliches Komitee gebildet; andere Frauenbunde der Internationalen Liga, der auch die Katholische Frauenorganisation Österreichs angehört, wollen dem guten Beispiel bald folgen.

Dieselbe Zeitschrift bringt in ihrem Augustheft den interessanten Aufsatz: „Die beiden Mütter" von † P. Bridgett, C. SS. R., übersetzt von P. Augustin Rösler, C. SS. R. — P. Bridgett, der am 17. Februar 1899 siebzigjährig zu London sein apostolisches Leben beschloß, wirft in dem Artikel die Frage auf: „Warum hat noch kein Künstler Eva, wie sie ihr erstgeborenes Kind umarmt, zum Gegenstand der Darstellung gewählt? . . . Wir würden so gern betrachtend verweilen bei dieser ersten Geburt, wenn auch nur, um durch den Gegensatz den Eindruck des Bildes zu steigern, das wir so sehr lieben: Maria mit dem göttlichen Kinde." Der Verfasser schildert dann, wie Evas Erwartung ihres ersten Kindes „eine einzige geheimnisvolle Freude in sich gehabt haben muß, wie sie seitdem nie eine Mutter mehr erfahren hat. Sie erwartete ja nicht bloß ihr erstes Kind, sondern das erste Kind des Menschengeschlechts". Ferner, mit welch freudigem Staunen Adam und Eva ihr Kind betrachtet haben mögen, welch liebliches Bild es gewesen sein muß: die ersten Eltern mit dem ersten Kindlein! Und dennoch: „Dieses Bild durfte nicht gemalt werden. So wenig Judas als spielender Knabe dargestellt werden kann, so wenig Kain, wie er von seiner zärtlichen Mutter liebkost wird. . . Ach, wir können auf dieses Kind nicht blicken, wie die zärtlich liebenden Eltern es anschauten. Wir wissen jetzt, was sie damals nicht wußten. Die Liebkosungen, die Eva an ihr Kind verschwendete, machen uns schaudern, denn sie liebkost einen Brudermörder. . . . Hätte sie vorhersehen können, als sie damals rief: ‚Ich habe einen Sohn durch Gott bekommen!' daß ihr Sohn leben würde, um das Blut seines Bruders zu vergießen, daß Gott auf ihn einen Fluch legen würde wegen seiner hochmütigen Unbußfertigkeit, daß die Erde ihm ihre Frucht verweigern würde und daß er unstät und flüchtig unter den Menschen sein sollte: Eva würde, anstatt ihn mit Freude an ihr Herz zu drücken, ihn mit Entsetzen aus ihren Armen haben fallen lassen! — Das ist es, warum unser Gefühl uns sagt, daß die ihren Sprößling liebkosende Eva kein Gegenstand für die Kunst ist. Und weil Maria all das in ihrem Kinde zum Guten wendete so ist das der Grund dafür, daß alle Geschlechter ihre Freude liebend betrachten und daß alle großen Künstler miteinander wetteifern, das darzustellen." Die Kenntnis des Todes Jesu und des Schmerzes seiner Mutter stört den Beschauer nicht, denn sie schlägt nur eine neue Saite der Liebe und Dankbarkeit in seinem Herzen an. „Wie der Gedanke an die späteren Jahre Kains das Bild von



Evas Mutterglück zerstört, so erhöht der Gedanke an die Zukunft Jesu das Bild von Marias Freuden. Maria wird allerdings weinen über dem toten Leichnam Jesu, den gottlose Hände zerfleischt hatten, wie Eva weinte über der Leiche Abels. Aber ‚das Blut Jesu ruft besser als das Blut Abels‘ (Hebr. 12, 24). Das Blut Abels schrie zum Himmel um Rache, das Blut Jesu ruft um Segen.“

Von der „Verdingung Tiroler Hütekinder“ erzählt „Das Land“ (XIX, Nr. 15) amüsante Details: In jedem Frühjahr findet in Friedrichshafen am Bodensee der sogenannte Kindermarkt statt, das heißt, es versammeln sich an einem bestimmten Tage im März oder April eine Anzahl von Tiroler Kindern, die den Sommer hindurch auf Erwerb ausgehen wollen. Dienstgeber aus allen angrenzenden Gebieten erscheinen, um ihren Bedarf an jugendlichen Hilfskräften zu decken. Im vorigen Frühling brachte ein Extraschiff die junge Gesellschaft über den See. „Schon seit 7 Uhr morgens war ein lebhaftes Treiben am Hafen, ein ungeduldiges Fragen und Antworten nach der Schar der zu erwartenden Kinder, die jedes Jahr kleiner wird. Das Sonderschiff passiert die Hafeneinfahrt. Muntere Burschen schwenken grüßend ihre buntgeschmückten, mit Spielhahnfedern und Gemsbärten geschmückten Hüte. Das Schiff legt am Hafen an. Die Kinder nehmen ihr Bündel auf den Rücken und machen sich zum Aussteigen fertig. Die Landbrücke wird geworfen. Voran geht der Führer, der Obmann des Tiroler Hütekindervereins, ein Pfarrer in Landeck. Seit 12 Jahren ist er Führer der Truppe. Auch heute wieder kommt er in ähnlichem Kostüm wie vor Zeiten: kurzer, geöffneter Rock, schwarzsamtne Kniehosen und Gamaschen, genagelte Bergschuhe geben dem liebenswürdigen, gesprächigen Geistlichen ein originelles Aussehen. Seine Schutzbefohlenen werden zur Zollrevisionshalle gebracht. Wer diese passiert hat, kann sich verdingen lassen. Während in früheren Jahren die Zahl der Jugendlichen 500 bis 600 betrug, sind diesmal nur mehr 162 Verdingkinder, darunter etwa 30 Mädchen, alle im Alter zwischen 12 und 17 Jahren, gekommen. Vor dem Gasthaus ‚Zum Rad‘ beginnt nun der ‚Markt‘. Alte Bekannte vom vorigen oder von früheren Jahren treffen sich wieder. Lebhaft ist die Nachfrage auf dem Kindermarkt, das Angebot deshalb entsprechend hoch. Kinder von 12 bis 17 Jahren erhalten Löhne zwischen 60 und 240 Mark, dazu kommt ‚doppelt Gewand‘, Beiträge für die Krankenversicherung, Taschengeld zum ‚Schnittbahn‘ (Erntefest im Badischen) oder zum ‚Blutfreitag‘, dem großen Kirchenfeste zu Ehren der Reliquie des heiligen Blutes in Weingarten bei Ravensburg. Solche Löhne für dreißigwöchige Arbeit sind sehr hoch, in diesem Jahre höher denn je. Ist ein Bursche oder ein Mädchen mit dem Dienstherrn einig geworden, dann gehen beide zum Obmann, und im Gasthaus ‚Zum Rad‘ wird durch diesen oder einen seiner Mitbegleiter der Vertrag ausgefertigt. Der Dienstherr verpflichtet sich, das Hütekind in Dienst zu nehmen, es zu Feldarbeiten, Besorgung von Pferden, zu Hirtendiensten, als Kindsmädchen zu verwenden und für diese Dienstleistungen den bedungenen Lohn zu geben, außerdem diesen jugendlichen Arbeiter so, wie es einem braven Hausvater zusteht, zu behandeln, ihn zur Ordnung und guten Sitte anzuhalten und insbesondere an Sonn- und Feiertagen regelmäßig zur Messe und Christenlehre zu schicken und ihm Gelegenheit zu geben, daß er einigemale die Sakramente empfange. Beim Pfarrer des

Dienstortes hat sich das Hütekind anzumelden. Ist der Vertrag unterschrieben, dann geht der Dienstherr mit dem gedungenen Arbeiter zu einem Imbiß ins Wirtshaus. Da kommt es manchmal zu ergötzlichen Szenen. Der Junge wird bald heimisch, raucht seine Tabakspfeife, spielt Mundharmonika und erzählt von seiner Heimat. Ein Bauer, der einen Tiroler Jungen schlecht behandelt oder gehalten hat, erhält überhaupt keinen Arbeiter mehr. Über seine Person ist jedes Hütekind unterrichtet, und wehe ihm, wenn er auf dem Markte erscheint. Ein Kreidestrich, vom schlechtbehandelten Jungen ihm auf den Rücken gezogen, macht ihn für alle kenntlich."

In einem anderen Heft derselben Zeitschrift (XIX, Nr. 18) berichtet C. Usbeck über „Das hessische Märchendorf und die hessische Märchenerzählerin". Das Märchendorf ist der Ort Niederzwehren bei Kassel, das trotz seiner Schlichtheit auf eine bedeutsame geschichtliche Vergangenheit zurückblicken kann: der heilige Bonifatius, der Apostel der Deutschen, hat wiederholt an diesem Orte geweilt und in der Nähe eine der heiligen Agathe geweihte Kapelle gegründet. Im 14. Jahrhundert hatte Niederzwehren durch die fortwährenden Fehden der Ritterbünde, im 17. durch den Dreißigjährigen, im 18. durch den Siebenjährigen Krieg und schließlich im 19. durch die Franzosenkriege viel zu leiden. „In seinem wehrhaften, mächtig aufstrebenden Kirchturme besitzt Niederzwehren ein denkwürdiges Bauwerk. Er stammt aus dem 14. Jahrhundert und wird als ein musterhaftes, zum Studium sehr geeignetes Denkmal mittelalterlicher Baukunst bezeichnet. Im Erdgeschoß des Turmes, einem früheren Chorraume, finden wir Bilder eines dörflichen Malers jener Zeit." — Das also ist das alte, heute freilich in ein modernes Äußere gehüllte „Märchendorf", — die Märchenerzählerin aber ist Katharina Dorothea Viehmann, die in gewissem Sinne die Mitarbeiterin der Brüder Grimm wurde. Katharina wurde am 8. November 1755 geboren. Ihr Vater, Isaak Pierson, ein Abkömmling französischer Emigranten, war Wirt des Gasthauses „Zum Birnbaum", der heutigen „Knallhütte" in der Umgegend von Niederzwehren an der großen Frankfurter Landstraße. Katharinas Jugend fiel in die Zeit des Siebenjährigen Krieges, während dessen es in dem Wirtshaus von fremden Gästen aus allen Weltgegenden nie leer wurde. Der Verkehr mit den vielen Fremden mag gewiß auch anregend auf die Phantasie des lebhaften und begabten Mädchens gewirkt haben, das in der Schule stets die Erste war. Mit 22 Jahren heiratete Katharina den fast gleichalterigen Schneider Nikolaus Viehmann in Niederzwehren, dem sie in 38jähriger Ehe fünf Töchter und einen Sohn schenkte. Die anfangs wohlhabende Familie verarmte durch mancherlei Schicksalsschläge so sehr, daß oft die bitterste Not im Hause herrschte. — Als nun die Brüder Grimm in Kassel weilten (1805 bis 1814), drang zu ihnen die Kunde von einer einfachen Bäuerin in Niederzwehren, welche die Gabe besitzen sollte, wunderbare Märchen in großer Zahl und formvollendeter Weise zu erzählen. Diese Bäuerin war die „Frau Viehmännin". Die Brüder wanderten zu ihr hinaus oder ließen sie zu sich nach Kassel kommen, lauschten ihr die schönsten Märchen ab und lohnten ihr mit klingender Münze, so daß ihre Erzählkunst für sie die Rettung aus der drückendsten Not wurde. Im Vorwort zum zweiten Bande der Hausmärchen schildert Wilhelm Grimm Katharina wie folgt: „Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes.

Aus ihren großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrt die alten Sagen fest im Gedächtnis, welche Gabe, wie sie selbst sagt, nicht jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie so bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit einem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es will, noch einmal langsam, so daß man mit einiger Übung ihr nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müßte eigentlich hören, wie genau sie bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig bemüht ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es merkt, mitten in der Rede gleich selber." — Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Frau Viehmann in Not und schwerer Krankheit, aus welcher sie am 17. November 1815 durch den Tod erlöst wurde. An dem ehemaligen Wohnhause der Brüder Grimm in Kassel wurde 1896 eine Gedenktafel angebracht, in deren Mitte ein Bild Katharinas sich befindet; eine Straße in Niederzwehren heißt Grimmstraße.

* * *

Preisausschreiben der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene. — Der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene wurde der Betrag von 600 Mark mit der Aufgabe übergeben, ihn zu Preisen für die beste Bearbeitung einer Grundfrage der Rassenhygiene zu verwenden. Der Vorstand beschloß, das folgende Thema für das Preisausschreiben zu wählen: „Bringt materielles und soziales Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung?"

Das deutsche Volk erlebte in den letzten Jahrzehnten Zeiten unvergleichlichen Aufschwungs. Er war begleitet von einem bedeutenden Anwachsen der Bevölkerung, das seinen wirtschaftlichen Einfluß ausbreiten und seine politische und militärische Stellung sichern half. Inzwischen ist die Bevölkerungsbewegung der europäischen Völker in das Zeichen des Geburtenrückganges eingetreten, und auch Deutschland, seine Großstädte voran, werden rasch in diese Strömung hineingezogen. Besonders bei den wohlhabenden und gebildeten Schichten der Städte, aber auch bei den besser gestellten Klassen der Arbeiterschaft macht sich das Sinken der Geburtenziffer bereits stark bemerkbar. Der Vorgang führt zum massenhaften Erlöschen tüchtiger Familien und damit zur Ausschaltung wertvoller Erbanlagen aus dem Leben unserer Rasse. Während man wirtschaftliche Werte schuf, hat man die Lebenswerte darüber vergessen und Raubbau an sich selbst getrieben. Anderseits sieht man, wie die Fürsorge Krüppeln, Kranken und Schwerbelasteten nicht nur, wie es human ist, die Erhaltung ermöglicht, sondern ihnen sogar den Weg zur Heirat und Fortpflanzung ebnet, während Tüchtige durch den erschwerten Kampf um die Existenz oft von der Fortpflanzung ausgeschlossen bleiben. Gleichzeitig zehrt das Heer der Versorgungsbedürftigen immer bedrohlicher vom Gesamtkörper der Gesellschaft, von der es einen zusehends wachsenden Aufwand an Geld- und Arbeitsopfern für seine Pflege fordert. So droht mit dem Rückgang der Quantität der Geborenen auch eine Verschlechterung der Qualität. Es handelt sich hier um das uns überkommene



Erbgut physischer und psychischer Konstitution, das den Nachkommen ungeschmälert, wenn möglich vermehrt zu überliefern, vornehmste Pflicht sein sollte.

Diese allgemeinen Fragen sind von der größten Bedeutung für Nation und Rasse und dürften am besten durch Spezialuntersuchungen an Familien geklärt werden. Denn die Familie ist die Einheit, die soziale Zelle, in der sich in tausend und millionen Einzelvorgängen das abspielt, was sich manchmal nur sehr ungenau in den großen Zahlen der Statistik ausdrückt.

Umfang und Ursachen dieser Erscheinung sind noch nicht mit wünschenswerter Klarheit erforscht. Insbesondere ist auch zu ermitteln, inwieweit die wirtschaftliche und soziale Umwelt, die veränderte Lebenshaltung Bedingungen schafft, die unbewußt wirksam sind und die Fruchtbarkeit und Qualität der Familien beeinflussen. Es bleibt den Verfassern anheimgestellt, von physiologischen, genealogischen, statistischen oder sonstwelchen Gesichtspunkten aus an die Frage heranzutreten. Die Arbeit soll aber unbedingt neues, brauchbares Material beibringen, das der wissenschaftlichen Kritik standhält und allgemein verständlich dargestellt ist. Sie soll ungefähr drei Druckbogen im Format des „Archivs für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" nicht übersteigen.

Die Bedingungen des Preisausschreibens sind folgende:

1. Es werden für die zwei besten Arbeiten Preise ausgesetzt, einer zu 400 Mark, der zweite zu 200 Mark. Ist nur eine Arbeit von hervorragender Qualität, so können die Preise zu einem Preis von 600 Mark zusammengelegt werden.

2. Die prämiierten Arbeiten gehen mit allen Rechten in den alleinigen Besitz der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene über. Die genannte Gesellschaft behält sich vor, auch nicht prämiierte Arbeiten zu erwerben. Das Ergebnis des Preisausschreibens wird öffentlich bekannt gemacht.

3. Die Manuskripte sollen gut leserlich oder in Maschinschrift, die Blätter nur auf einer Seite beschrieben und die Arbeit mit einem Kennwort oder Motto versehen sein. In einem beigeschlossenen versiegelten Umschlag mit der Aufschrift des Kennworts oder Mottos ist Name und genaue Adresse des Verfassers anzugeben. Nicht prämiierte und solche Arbeiten, welche die Gesellschaft nicht zu erwerben wünscht, werden dem Verfasser sofort nach der Entscheidung zurückgesandt. Die Arbeiten sind spätestens bis 1. Oktober 1912 einzureichen.

Das Preisgericht besteht aus Prof. Dr. v. Gruber, Prof. Dr. Martius, Dr. Ploetz und dem Vorstand der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene.

Die Arbeiten sind zu adressieren an die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene zu Handen des Schriftführers Dr. Thurnwald, Berlin W 50, Fürtherstraße 1.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Inhalt des zwölften Jahrganges.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



